This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

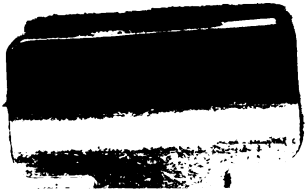
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 316 903

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID



Neuestes

Gemälde von Amerika.

Von

Gottlieb August Wimmer.

Vierter Theil.

Wien, in Kommission bei Anton Doll.
1833.

O-1861-21

Druck und Verlag
von
A. Strauß sel. Witwe.

E27
W5
v.4

Inhalt

des

dritten und vierten Bandes des Gemäldes von Amerika.

III. Band.

Seite

Mexico 1
Die vereinigten Staaten von Guatemala oder Mittelamerika 218
Der columbische Archipelagus oder Westindien 269
I. Die kleinen Antillen 293
II. Die großen Antillen 326
III. Die Bahamainseln oder die Lukayen . . . 391

IV. Band.

Physikalische Einleitung zu dem Gemälde von Südamerika 1
Gemälde der einzelnen Staaten . . . 157
I. Die Republik Venezuela 157
II. „ „ Neu-Grenada 186
III. „ „ Ecuador oder Quito . . . 217
IV. „ „ Peru 246
V. „ „ Bolivia 278
VI. „ „ Chile 292

M310356

Seite

VII. Araucanien 311
VIII. Patagonien 318
IX. Das Feuerland 324
X. Die südlichen Inseln 328
XI. Argentina 332
XII. Die Banda Oriental oder Republik Cisplatina . 351
XIII. Der Staat Paraguay 355
XIV. Brasilien 363
XV. Guyana 429

Physikalische Einleitung
zu dem
Gemälde von Südamerika.

Ein Gemälde von Südamerika ist in jeder Hinsicht eine schwierige Aufgabe. Theils die Fülle, theils der Mangel an Materialien macht das Unternehmen in so ferne mißlich, als eben dadurch der Erfolg zweifelhaft bleibt. Es sind bereits vierthalb Jahrhunderte verflossen, seit Columbus auf den Küsten von Paria; und Cabral an Brasiliens Gestaden landete. Keiner von beiden kannte die Wichtigkeit seiner Entdeckungen. Fürsten Europa's besaßen durch Jahrhunderte die reichsten Länder der Erde, ohne zu wissen, welch' eine Gabe ihnen von der Vorsehung geworden war. Südamerika ward von seinen Besitzern als ein Magazin betrachtet, aus dem sich das Materiale zum Glanze ihres Thrones holen ließe. Daß die südamerikanische Halbinsel die pyrenäische aber eben so, wie der Amazonenstrom den Manzanares oder Bach von Madrid übertreffe, davon hatte man keine Ahnung. Erst die neueste Zeit lehrte die Pyrenäenfürsten ihr Besitzthum näher kennen und würdigen, wie gewöhnlich, nachdem es zu spät ist. Der schönste und reichste Theil der Erde, müde der Fesseln, hat, wie ein Riese, der kindischen Hand sich entzogen, und seine Buchten und Hafen, wie seine Flußmündungen dem staunenden Europäer geöffnet. Seit ein paar Jahrzehenden strömen daher Schatzgräber aller Art in die reichen Länder des Südens, und die gesegnete Reiseliteratur, welche von Jahr zu Jahr mehr anschwillt, beweist die Emsigkeit der gierigen Europäer. Man darf sich jedoch durch die Fülle dickleibiger Bücher ja nicht verleiten lassen zu glauben, als ob wir die südliche Halbinsel Amerika's nun auch genau kennten. Es sind nur einige Punkte, die bisher beschrieben und immer wieder beschrieben wurden. Auf dem Kontinente selbst liegt noch finstere Nacht, die viele tausend Geheimnisse der Natur verbirgt; und erst nach einer Reihe von Jahrhunderten einem zweiten Humboldt erlauben wird, ein Gemälde zu

entwerfen, in welchem man die Züge der Natur wieder erkennt. Für den kleinen nördlichen und nordwestlichen Küstentheil hat Humboldts Genie alles geleistet, was es vermochte und selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen. Wo uns Humboldt verläßt, da ist alles schwankend, denn die übrigen Beschreiber Südamerika's geben wol einzelne Partien in einzelnen Beziehungen, widersprechen sich aber oft selbst einander, und der Universalblick, die richtige feste Kombinationsgabe Humboldts, so wie seine vielseitige, oder vielmehr allseitige Gelehrsamkeit mangelt den Meisten. Rühmliche Ausnahmen, besonders für Brasilien, finden sich wol; allein jene unvergleichliche Gabe, das Selbstgesehene mit dem von andern Gesehenen in Einklang zu bringen, und selbst das Nichtgesehene divinatorisch als Naturnothwendigkeit zu postuliren, finden wir nur bei dem Einen. Eben deshalb hat man aber auch um ein Gemälde von Südamerika zu entwerfen, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; und die mit der größten Anstrengung entworfenen Umrisse, werden noch lange neuen und täglichen Berichtigungen unterworfen sein.

Die Schwierigkeiten sind noch größer als bei Afrika selbst indem bei diesem sich durch Jahrtausende Nachrichten gehäuft haben; und der Charakter dieses Kontinents weniger beweglich und mannigfaltig ist, als der von Südamerika. Hier ist noch alles neu, staunenerregend und räthselhaft. Freilich liest man blos in den Zeitungen und Tagebüchern, wirft man einen Blick auf statistische Tabellen, so erscheint Alles geordnet, abgetheilt und mit bewunderungswürdiger Sorgfalt in Zahlen eingeschachtelt. Die Namen der Staaten, ihr Areal, Bevölkerung, Produkte, Flächeninhalt, Einkommen, Aus- und Einfuhr, alles ist bei einem Maravedi berechnet; und nicht ein Ei kann dem andern ähnlicher sein, als die Ökonomie Südamerika's und Europa's. Ganz anders verhält sich indessen die Sache, wenn man einen Blick auf das Land selbst wirft, und indem man forscht, an seiner eigenen Fähigkeit verzweifelt für dasjenige, was man sieht, einen Gedanken, eine adäquate Idee in seinem Gehirne zu finden. Die abgerundeten Staaten und Republiken sind nur nothdürftig nach ihrer Küstenerstreckung bestimmt und gesondert, dem Innern nach ist auch nicht eine spannenlange Grenze, der volle Lauf auch nicht eines einzigen Flusses, die Streifung auch nicht einer einzigen Berggräte, ausgenommen das Wenige, was Humboldt im Vergleich zum Ganzen bestimmt hat, genau erörtert. Die Differenzen, um welche es sich handelt, sind Kleinigkeiten

von einem bis mehren Länge- und Breitegraden; und Flächenräume, welche in Europa ein ganz artiges Königreich bilden würden, ja Landstriche von vielen tausend Quadratmeilen, hat noch kein europäischer Fuß betreten.

Wir gestehen daher aufrichtig, daß wir es mit einem noch beinahe völlig unbekannten Lande zu thun haben, und erbitten uns für das nachfolgende Gemälde diejenige Nachsicht und Schonung, welche uns allein ermuthigen kann, den Versuch, welcher hier vorliegt, zu wagen. Wir wollen versuchen, den unermeßlichen Kontinent so viel als möglich mit scharfen Zügen in einem sehr kleinen Rahmen zu zeichnen; glücklich genug, wenn der kundige Leser einige Ähnlichkeit mit dem Originale wahrnimmt, der unkundige aber nicht getäuscht wird.

Südamerika liegt zwischen 12° nördl. und 70° südl. Br., und 297° bis 345° östl. Läng. v. F. Der Kontinent selbst überschreitet zwar den 55° südl. Br. nicht; allein jene Meere sind noch unerforscht, und es ist kaum ein Zweifel vorhanden, daß die gewaltige Erdnath der Andes unterseeisch bis in die höchste Polarregion fortsetzt, und auch in der That in zahlreichen Inseln aus den Gewässern auftaucht, ja es ist noch immer nicht entschieden, ob nicht jenseit Neu-Süd-Shetland und Trinity das Land gegen den Pol zu in größerer Ausdehnung fortsetzt. Südamerika ist der größte Kontinent der südlichen Halbkugel; und gewährt den Menschen beinahe allein eine bewohnbare Oberfläche, welche derjenigen aller Länder und Erdflecken südlich vom Äquator gleichkommt.

Es übertrifft an Flächeninhalt ganz Europa 2½ mal, indessen ist die eigentliche Größe Südamerika's noch immer sehr schwankend berechnet. Humboldt gibt 571290 Seequadratm., 20 auf einen Grad gerechnet, und die ganze Berechnung schwankt zwischen 350- und 400000 geogr. Quadratm.: ein sehr sicheres Zeichen von dem schwankenden Zustande astronomischer Ortsbestimmungen und unzureichender Kenntniß des Erdtheiles selbst, welche nur annähernde Zahlen gestattet. So viel geht jedoch aus der Lage und Größe hervor, daß wir es mit einem Gegenstande zu thun haben, der unserer ganzen Aufmerksamkeit allerdings würdig ist. Schon die Lage in der wasserreichen südlichen Hemisphäre erregt dieselbe, indem daraus bedeutende Verschiedenheiten mit den Ländern der nördlichen Halbkugel in Bezug auf klimatische und alle physikalischen Verhältnisse des Landes hervorgehen. Kein anderer Erdtheil hat eine so isolirte Lage im unermeßlichen Ozeane, wie Südamerika.

Der atlantische Ozean, welcher seine Ostküste bespült, ist, wie wir wissen, inselleer. Er vereinigt sich unterm 55° südl. Br. mit dem großen Australozeane. Von Pernambuco, bis zu den nächsten Küsten Afrika's, flutet 45 Längegrade breit, das atlantische Meer, in dieser ungeheuren Ausdehnung eine reine Wasserfläche. Die Westküste wird vom stillen Meere umflutet, welches unterm Äquator abermal einen 60° langen, von keiner Klippe unterbrochenen Wasserspiegel darbietet. Diese enorme Wasserfläche gewinnt gegen Süden zu noch immer an ununterbrochenem Umfange, da der Kontinent von Südamerika sich immer mehr zu einer dünnen Spitze gestaltet. Zwischen dem 55° und 60° Breitengrade kann man die ganze Erde umsegeln, ohne auch nur auf einen handgroßen Fels zu stoßen. Betrachtet man Südamerika in dieser Beziehung, so sieht man: daß es eine hingeworfene Erdfläche ist, welche mitten in die ungeheure Wasserfläche des westlichen Theiles der südlichen Hemisphäre isolirt gestellt, nur durch die schmale Landenge von Panama, mit den übrigen Ländereien der Erdoberfläche in Verbindung steht.

Die neuere Erdkunde hält es mit vollem Rechte für nothwendig, keine Erdgestalt oder irgend einen Theil unsers Planeten isolirt hinzustellen, sondern überall vergleichend zu Werke zu gehen. Dieses ist nun sehr lobenswerth, so lange es nicht in Spielerei ausartet, was uns besonders in Bezug auf die südlichen Erdgestalten geschehen zu sein scheint. Man hat vorzüglich die Gestalten Neuhollands, Afrika's und Südamerika's mit einander verglichen, und eine Gleichförmigkeit der Bildung wahrgenommen, die sich auf die Verjüngung gegen Süden hin und das Auslaufen der Kontinente in eine Südspitze stützt. Man darf jedoch diese Vergleichungen nicht zu weit treiben, denn die Ähnlichkeit der Physiognomien dieser drei Erdmassen ist wol nicht größer, als die physiognomische Ähnlichkeit ihrer Bewohner. Südamerika bildet ein Dreieck, dessen Hauptwinkel Pernambuco ist, ein stumpfer Winkel, dessen Schenkel durch die Sehne von Sierra Nevada de Santa Martha im Norden, bis zum Cap Horn im Süden verbunden wird. Die größte Breite Südamerika's beträgt zwischen der Küste von Pernambuco und Guayaquil 45 Längengrade, welche gegen Süden zu allmälig abnehmend auf 4° einschrumpfen. Der Küstenumfang des ganzen Kontinents mag, wenn man die Buchten, Baien und Einkrümmungen ausläßt, ungefähr 3000 geogr. Meilen betragen. Auf den ersten Anblick ist nun aller-

dings einige Ähnlichkeit zwischen Afrika und Südamerika vorhanden, bei genauer Betrachtung verschwindet diese jedoch auch im entferntesten Sinne. Afrika schrumpft von einer Breite von 60 Längengraden plötzlich auf 35 zusammen, behält aber alsdann diese Breite beinahe in seiner ganzen südlichen Erstreckung bei, und endigt sehr stumpf und abgerundet, während Amerika schmal und spitz zuläuft. Auch steht letzteres ohne alle Beziehung zu den übrigen Erdtheilen da. Wenn Afrika fest und unzugänglich ist, so ist dagegen Südamerika ein lockeres Gewebe, welches der Schiffahrt nach allen Seiten offen steht. Selbst der vielfach gezackte Kontinent von Europa, bietet jene mannigfachen und zahllosen Einbuchten und Fahrten bis in das Herz des Kontinents nicht dar, womit Amerika versehen ist. Dieses letztere gleicht einem vielfach getheilten Inselgewebe, einem Netze, welches die Hand Nordamerika's in den weiten Ozean hinaushält, um die Europäer zu fangen; und ein Sacknetz, oder allenfalls eine Narrenkappe, deren Schelle das Feuerland ist, gewährt das passendste Bild dieses Kontinents. Und in der That hat selbst der ehrliche lustige Rath weiland Kaiser Maximilians, unter seiner Schellenkappe nicht schöner geträumt, als die Europäer Südamerika mit ihren Träumereien bevölkerten. Oder was sind denn jene Wundergestalten der Reisebeschreiber, ich meine, die goldenen Städte und Könige, die Eldorados u. s. w. anders, als solche Schellen auf der Kappe der Menschheit; und wie viele hat die Phantasie der Auswanderer selbst in neuerer Zeit darauf geheftet? Wir möchten daher in der That eine Art mystischer Bedeutung in die Form und Gestalt dieses Kontinents legen, und nun den Stoff und die Stickereien des Käppleins genauer untersuchen.

Fassen wir die Konfiguration Südamerika's etwas näher ins Auge, so erscheint es uns als das größte Land, welches die südliche Erdhälfte darbietet. Der vierte Theil des großen Kontinents von Südamerika ist mit Bergen bedeckt, drei Viertheile dagegen sind mit Ebenen und Hügeln besetzt. Ein großer Theil der Ebenen würde wenigstens in seinem östlichen Theile mit Wasser bedeckt sein, bildeten nicht die Berggruppen des östlichen Theiles des Kontinents eine Widerlage gegen die langgedehnte, tafelförmige zweite Verflächung von Westen her. Es ist gewiß bemerkenswerth, daß die Gebirge, welche das Becken des stillen Meeres einfassen, sowol an den Ostküsten Afrika's und Asia's, als an den Westküsten Amerika's sehr steil aufsteigen; so zwar, daß wir die höchsten Berggestalten der Erde um das stille Meer herum gruppirt finden. Wir erinnern an den Weltrücken Afrika's,

an die Himmelberge Südasiens und die Andencordilleren. Dagegen verflächt sich die Gesamtheit der Kontinente sanfter gegen das atlantische Becken hin also: daß der Unterschied der zwei großen Ozeane unsers Kontinents wirklich darin zu bestehen scheint, daß das atlantische Meer einem Längenthale mit sanften Seitenwänden, der große Ozean dagegen einem ungeheuren Alpensee mit schroffen Einfassungen gleicht. Hier ein unermeßlicher Abgrund, dort eine langgedehnte sanftgehöhlte Mulde. Diesemnach bildet auch Südamerika eine gegen das atlantische Becken zu geneigte Fläche, die sich schroff und steil im Westen aus dem Meere erhebt, und sanft gegen Osten sich abdacht. Die Kräfte der Urzeit, welche durch Erhebung des dritten Theils der Erdrinde dem Meere seine großen Becken schufen, und dem Wasser seine Grenzen setzten, müssen ihre unberechenbare Gewalt besonders an den Küsten des stillen Ozeans geäußert haben; weswegen denn auch die höchsten Gebirgsstöcke der Erde an seinem Rande zu suchen sind. Wirklich finden wir auch die gewaltigsten Erhöhungen unseres Planeten an den beiden entgegengesetzten Küsten von Asien und Südamerika, getrennt durch den weiten Ozean. Das Gerüste wird in einem jeden Lande durch Berge gebildet. Südamerika hat deren genug. Die ansehnlichste Bergkette desselben dehnt sich von Süden nach Norden, in der Richtung der größten Länge des Festlandes aus. Sie ist im westlichen Theile bis an den Ozean vorgeschoben, dessen Wellen sich unmittelbar an seiner Küste brechen. Von dieser Kette aus laufen viele Bergäste und Gräten nach allen Richtungen hin; ihnen stehen auf der Ostküste die Berggruppen von Guyana oder Panama und von Brasilien entgegen. Zwischen den östlichen und westlichen Bergen dieses Kontinents befinden sich jene unzähligen Längen- und Querthäler, welche die Unebenheit des Bodens ausmachen. Die Mitte der nördlichen Hälfte des Kontinents, zum Theil auch der südlichen, bilden jene ungeheuren Ebenen, die Südamerika eigenthümlich sind, und in solchem Maßstabe als Tiefebenen sich nicht wiederholen. Diese Ebenen bilden ein Längenthal, welches bei den canadischen Seen in Nordamerika anfängt, und im Feuerland endet, ein Umstand, der auf die klimatischen und Temperaturverhältnisse vom größten Einflusse ist. Die Thäler Südamerika's dienen den größten Flußgebieten der Erde zum Bette. Nach drei Seiten hin, nemlich nach Süden, Osten und Norden entleert sich eine Masse süßen Wassers, welche der aller übrigen Flüsse unsers Planeten, Nordamerika ausgenommen, gleichkommt. Die Stromgebiete Südamerika's

sind daher von einer ganz andern Beschaffenheit als die der übrigen Kontinente, und erstrecken ihre Herrschaft auf eine Ausdehnung, die an das Abenteuerliche grenzt. Die Andencordillere ist darum die wasserreichste Bergkette der Erde. Jeder Bach, jedes Flüßchen bedingt aber ein Thal, und die mannigfaltige Verzweigung des Flußsystems Südamerika's, deutet zugleich auf die verschiedenartigste Verzweigung der Berge und Thäler hin. Das unermeßliche Querthal, welches von den Cordilleren von Peru bis an die Mündung des Marañon oder Amazonenstromes sich hinzieht, und durch die Parime- und Brasilienberge begrenzt wird, nimmt den vierten Theil des ganzen Kontinents ein, und erlaubt den Gewässern, dreier unermeßlicher Bergketten sich zu einem Strome zu vereinigen. Das Querthal des Marañon wird durch das Längenthal der Llanos und Pampas durchschnitten, und erlaubt den Stromgebieten sich einander so sehr zu nähern, daß sie nicht nur durch die berühmte Gabeltheilung des Orenoko, sondern auch durch mehre andere Kanäle ein noch bei weitem nicht ergründetes Flußnetz über den ganzen Kontinent, ostwärts der Anden bilden können. Wir müssen hier den Leser bitten, eine Karte Südamerika's, und zwar eine gute, zur Hand zu nehmen, um uns auf den folgenden Spazirgängen durch die Höhen und Niederungen Südamerika's freundlich zu begleiten. Sowol durch den engen Raum, der mir gestattet ist, als durch die noch mangelhafte Detailkenntniß des Kontinents von einer Geographie einzelner Staaten der großen vorliegenden Ländermasse abgehalten, will ich versuchen, die Hauptzüge Südamerika's in großen Partien zu geben, und die Küsten, Berge, Thäler und Ebenen, Flußgebiete, klimatischen Verhältnisse, den Naturreichthum u. s. w. dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntniß gemäß zu schildern. Vielleicht, daß es mir gelingt, ein ideenreiches Bild des schönsten Theiles der Erde zu geben, von dem ich wünsche, daß es seinem Urbilde nicht unähnlich befunden werde.

Wie schon oben erwähnt, zerfallen die Berge Südamerika's in eine Kette und zwei Gruppen; wir werden daher zuerst einen Blick auf die wundervollste und größte Gebirgskette unsers Planeten werfen.

1) Die südamerikanischen Anden. Kein anderes Gebirge der Erde verdient mehr den Namen einer Kette, als die Andencordillere, denn in der That haben hier gigantische Kräfte Felsenringe an Felsenringe gereiht, um dem Meere seine Grenzen zu setzen, und zu ihm mit erhabenem Befehle zu sagen:

„bis hieher und nicht weiter, hier müssen sich brechen deine stolzen Wellen.“ Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß ohne Hervorhebung der Andeskette, die Erde ganz andere Erscheinungen als gegenwärtig darbieten würde. Die Richtung dieser Gebirgskette von Süden nach Norden, bildet die Meerscheide zwischen den Gewässern unsers Planeten. Würde der atlantische Ozean diesen Bergwall überwältigen, welche Folgen würden sich wol an den ungehemmten Zug der Äquinoktialströmung von Osten nach Westen knüpfen, welche Folgen das ungehemmte Ineinanderströmen beider Ozeane haben? Daß sich daher die Erdrinde in dieser Richtung sprengte und hier jenen Wall aufstellte, der mit bei weiten größerem Rechte als Afrika's Ostgebirge den Namen des Lupata oder Weltrücken verdiente, ist auf die ganze Bildung der festen Erdenrinde von größtem Einflusse. Glücklicher Weise gehört die Andeskette zu den gewaltigsten Gebirgsmassen der Erde, und thürmt sich zu einer Höhe auf, welche nur von der Himalayagruppe übertroffen wird.

An Ausdehnung übertrifft die Bergkette der Anden alle Gebirge unsers Planeten, indem sie sich den beiden Polen nähert, wol auf 2400 geogr. Meilen von Südshetland im Süden bis zum Kupferminenfluß im Norden erstreckt. Auf der Landenge von Panama sinkt sie bis zur unbedeutenden Erhöhung von 400 Fuß über dem Meere herab. Diese Einsattlung theilt sie in zwei etwas ungleiche Hälften, wovon die kürzere südliche hier in Betracht kommt. Was jedoch der Andenkette an Länge zugemessen ist, scheint ihr besonders in Südamerika an Breite abzugehen, indem sie nirgends mehr als 14 bis 16 deutsche Meilen mittlere Breite hat. Nur in dem Bergknoten, wo die Glieder der Kette sich gleichsam verflechten, um sich alsdann durch Auslaufer wie mit Strebepfeilern zu verstärken, zeigt sie wie südwärts vom Titicacasee auch eine Breite von 70 bis 80 geogr. Meilen, in einer zu ihrer Längenaxe senkrechten Richtung. Indem sie sowol den stillen Ozean, als die Ebenen des Orenoco, Marañon oder Amazonenstromes und die von La Plata begrenzt, bedeckt sie einen Flächenraum von ungefähr 5400 geogr. Quadratm. zwischen den Parallelkreisen von Cap Horn im Süden, und der Landenge von Panama im Norden.

Nach v. Humboldt kommt der Name Anden von Antis oder Ante her, welches in der Sprache Peru's Kupfer oder auch Metall überhaupt bedeutet, so wie man auch noch jetzt Antachakra, Kupfermine, und Buccaanta, rothes

Metall oder Kupfer sagt; weswegen denn auch die Peruvianer noch jetzt Antisuyu, Kupfergegend gebrauchen, zur Bezeichnung derjenigen Gegend, welche ihnen das nöthigste Metall lieferte. Die Struktur der Andencordillere, besonders in Südamerika, wird seit Humboldt auf unsern bessern Karten sehr genau nachgewiesen. Wir werden auch hier den Angaben des geistreichsten jetzt lebenden Naturforschers folgen, und im südlichsten Theile die Beschreibung der Anden beginnen. Humboldt nimmt als den südlichsten Punkt der Andencordillere den Pik auf dem Eilande Diego Ramirez an; ich werde mich jedoch schwerlich irren, wenn ich glaube, daß der Felsendamm der Cordillere noch weit südlicher verfolgt werden müsse, und zwar bis über das neuentdeckte Trinityland hinaus. Die Südpolarinseln zeigen Spuren vulkanischer Thätigkeit. Das Feuerland zeigt Urgebirge und brennende Vulkane. Indessen sind hier die Erhöhungen noch sehr mäßig, so daß man eine aus dem Meere ansteigende Bergkette erkennt. Das Cap Horn hat wahrscheinlich nicht über 3000 Fuß Erhöhung. Jenseit der magellanischen Meerenge heben sich nach und nach die Berge, obwol wir von der ganzen patagonischen Bergkette auch nicht eine einzige Höhenmessung besitzen. Indessen vermuthet man, daß keiner der Gipfel die Höhe der Pyrenäen erreiche, da hier die Grenze des ewigen Schnees bei der Kürze des südlichen Sommers und der Strenge der Australwinter sehr tief herabsinkt. Die zerrissenen Küsten von Südwestamerika zeigen zwischen Tres Montes und Chiloe die Andeskette bis an das Meer gerückt, und hohe Piks spiegeln sich in den Fluten. Als eine 2000 Toisen nicht übersteigende Höhe, reich an vulkanischen Spitzen, ziehen sich nun die Berge gegen Norden fort. Das Nivellement zwischen St. Jago und Mendoza zeigte in Chili eine Erhöhung von 1987 Toisen; die Schneelinie steigt hier auf 2000 Toisen herab. Zwischen dem 33° und 18° südl. Br. verstärken sich die Anden durch drei merkwürdige Widerlagen, welche wir unter dem Namen der Sierra de Cordova, Salta und Nevados de Cochabamba verzeichnet finden. Die letzte ist die höchste und majestätischste, und greift unter dem Namen der Sierra de Santa Cruz weit nach Osten gegen die brasilianischen Berge zu, indem ihr Fuß von dem Vermejo, einem Zuflusse des Paraguay benetzt wird. Alle Flüsse, welche hier entspringen, nehmen eine südöstliche Richtung. Wie hoch sich hier die Anden erheben, ist uns bis jetzt noch nicht bekannt, allein so viel wissen wir, daß, nachdem hin-

ter dem Bergknoten der drei Sierras von Cordova, Salta und Cochabamba die einfache Bergkette bis zum 10° nördl. Br. fortgeschritten ist, sich dieselbe plötzlich zwischen Potosi, Sta. Cruz de la Sierra, Cuzco, Huanca Velica und Arrequipa zu dem gewaltigsten Bergstocke der westlichen Hemisphäre aufthürmt. Hier sind die Anden zwischen dem 10. und 14° südl. Br. durch ein großes Hochthal in zwei gewaltige Längenzweige getrennt. Das Thal, welches sie einschließen, erhebt sich auf 2033 Toisen über die See, und schließt das berühmte Becken des Sees von Titicaca ein. Die westliche dieser Ketten trennt das Becken des Sees und das Thal Desaguadero von den Küsten der Südsee, und enthält eine Menge thätiger Vulkane. Die östliche Kette schaut in die unermeßlichen Ebenen von Chiquitos und Moxos hinab. Sie bildet einen Bergrücken, der zwischen dem 17. und 14° der Breite durchweg in die Grenzen des ewigen Schnees steigt. Auf ihm erheben sich die gewaltigen Gipfel des Illimani und Sorate, welche alle bisher bekannten Andesgipfel weit an Höhe übertreffen. Der Illimani zeigt vier Gipfel, deren nördlichster 3784 Toisen über dem Meeresspiegel befunden wurde. Merkwürdig ist, daß nach Pentland zwischen der Parallele von Illimani und dem 21° der Breite, mehre Gipfel auf 2500 Toisen abs. Höhe emporsteigen sollen, ohne die Grenze des ewigen Schnees zu erreichen, da doch unter dem Äquator die Schneegrenze bis 2460 Toisen herabsteigt. Der Pik von Sorate, zu derselben Gruppe gehörend, erhebt sich 3490 Toisen über das Meer, übertrifft daher den Chimborasso um 590 Toisen; und wird von der am genauesten gemessenen Spitze der Himalayagebirge nur um 450 Toisen übertroffen. Über dem See von Titicaca nehmen die Anden eine etwas westlichere Richtung und drängen sich mehr nordwestlich in das stille Meer hinein, bilden darauf einen neuen Bergknoten zwischen dem 10. und 11° nördl. Br., welcher von Humboldt der Knoten von Huanuco und Pasco genannt wird. Immer bleiben es aber parallele Bergreihen durch Quergräten verbunden, welche die Widerlagen der Hauptkette bilden. Im Knoten von Huanuco verbinden sich drei Paralleläste, der östlichste ist der Gebirgsast von Pozuzu und Muna, der sich an den Ufern des Ucayale hinzieht; der mittlere ist der Gebirgsast von la Paz und Cachapoyas. Er bildet auf beiden Seiten Abhänge in die Thäler des Hualaga gegen Osten, und des Marañon gegen Westen. Der westliche Ast ist die Andescordillere selbst, welche auf den Knoten

von Loxa unter 4° südl. Br. losgeht. Der Ucayale, Hualaga und Marañon dürfen wol als die eigentlichen Wurzeln des Amazonenflusses betrachtet werden.

Der Amazonenstrom oder wie man ihn hier nennt, der Ober-Marañon durchläuft den westlichen Theil des Längenthales, das zwischen den Cordilleren von Cachapoyas und Caxamarca vorhanden ist. Überblickt man gleichzeitig dieses Thal und das von Rio Jauja, welcher zuerst nach Süden, dann nach Osten, ferner nach Nordwesten und endlich wieder nach Osten zuströmt, so sieht man, daß die Quellen des Amazonenstroms und des Rio Jauja nur durch einen Querdamm getrennt sind, der die beiden Cordillerenäste verbindet. Die Verzweigung ist hier sehr mannigfaltig, die eigentliche Wasserscheide befindet sich aber im großen Knoten von Cuzco und man sieht daher, daß von der hohen Berggruppe, welche den Titicacasee drapirt, die ganze Gebirgskette bis zu dem Knoten von Loxa sich senkt. Dieser Senkung folgen alle Zuflüsse des Amazonenstromes von Süden nach Norden. Es scheint mir daher unter 5° 15′ südl. Br. eine Senkung der Cordillere vorhanden zu sein, und wahrscheinlich erreicht von Truxillo bis Loxa keine Cordillerenspitze die Grenze des ewigen Schnees. Unter 5° 15′ südl. Br. begegnen dem Amazonenstrome bereits die Ausläufer des Knotens von Loxa und zwingen ihn zu einer nordöstlichen und endlich östlichen Richtung, längs eines Ausläufers der Cordillere. Bei San Borja erstreckt sich ein anderer Ausläufer des Knotens von Assuay von Nordwesten nach Südosten bis an den Hualaga und wird vom Amazonenstrome, der hier Raudales bildet, durchbrochen. Nun sehen wir alle Gewässer von Nordwesten nach Südosten strömen und eine neue Wasserscheide finden wir erst im Knoten von Los Pastos wieder. Der Knoten von Loxa ist in sofern sehr wichtig, als sich von nun an die Cordillere nicht mehr vereinfacht, sondern in zwei Paralleläsen, die von Zeit zu Zeit durch Querjoche verbunden sind, zum Hochlande von Quito sich erhebt. Vom Hochlande von Quito zwischen 3° südl. und 2° nördl. Br. erheben sich in zwei parallelen Reihen jene hohen Porphyrdome, deren Gipfel tief in den ewigen Schnee hinaufstreben. Vom Hafen von Guayaquil aus, sieht man nach einander den Sangay, Chimborasso, Toguallа, Chorazon, Cotopaxi, Antisana, Pichincha, Cayambe, bis zum Vulkan von Pasto, nebst einer Menge anderer Dome sich in die Luft erheben. Dieser Bergrücken

scheint eine der Grundsäulen der Cordillere zu bilden. Zahlreiche Äste erstrecken sich nach Südosten, nach Osten und nach Südwesten. Eine unglaubliche Menge von Gewässern folgen der Richtung dieser Berge.

Im Knoten von Pasto spaltet sich die Cordillere und der Hauptast nimmt nun als Sierra Nevada de Guanacas seine Richtung nach Norden, etwas gegen Osten strebend, wie denn hier die ganze Richtung des Andesgebirges nordöstlich wird. Nördlich der Stadt Pasto faßt die Andestheilung das Plateau von Mamendoy und Almaguer ein. Die östliche Cordillere enthält die Sienega oder den alten See Sebondoy, der dem Putumayo, einem Zuflusse des Amazonenstromes seinen Ursprung gibt. Die Quellen des Jupura oder Chaquetta und die Paramos von Apure sind ebenfalls hier zu suchen. Die westliche Cordillere von Mamacondi, welche von den Eingebornen ihrer Meeresnähe wegen Cordillera de la Costa genannt wird, wird von dem Rio Costa, der in das Südmeer strömt, durchbrochen. Die Gebirge verzweigen sich nun immer mehr und wir unterscheiden nun mehre Paralleläste, wovon der östlichste und westlichste wol als die eigentliche Gebirgskette betrachtet werden müssen.

In der Parallele von Almaguer stellt die geologische Konstruktion des Landes eine sehr merkwürdige Änderung dar. Östlich von dieser Stadt unter 2° 15′ nördl. Br. erweitert sich die Bergkette, und schließt breite Hochthäler ein. Es ist dies der Knoten des Paramo de las Papas und Socoboni bei der Stadt Popayan, in deren Nähe die durch einen Bergrücken getrennten Quellen der großen Flüsse des Cauca und Magdalena sich befinden. In der Richtung dieser Flüsse ziehen sich nun drei Äste gegen Norden hin. Der östlichste davon ist derjenige, welcher das Hochland von Sta. Fé de Bogota oder die Centralkordillere von Neu-Grenada bildet; eine Gräte streckt sich längs des Rio Meta gegen die Parimeberge hin und verliert sich in die Llannos. Die Centralcordillere von Neu-Grenada setzt aber längs dem Magdalenenflusse gegen Norden fort, bildet den Knoten von Pamplona, wo sie sich theilt und im Westen in den Ebenen zwischen dem Maracaybobecken und dem Magdalenenstrome verliert. Der östliche Ast macht eine förmliche Krümmung um den Maracayboſee über Merida, Truxillo nach der Nordküste des Kontinents hin, wendet sich bei der Barquisimento plötzlich gegen Osten und bildet die Küstenkette von Ve-

zuela über Caracas, Cumana, die Halbinsel Araya nach den kleinen Antillen und von dort nach Florida hinübergreifend. Westlich der Cordillere von Neu-Granada, läuft von Popayan die Cordillere von Antigua zwischen dem Cauca und Magdalenenstrome gerade nordwärts und endigt kurz vor dem Zusammenflusse dieser beiden Ströme bei Mompox. Die westlichste Verzweigung beginnt ebenfalls bei Popayan, wendet sich aber westlich gekrümmt gegen die Landenge oder den Isthmus von Panama hin und bewirkt dadurch eine Art Verbindung zwischen den süd- und nordamerikanischen Andes. Wir müssen hier noch einer isolirten Berggruppe zwischen dem Meerbusen von Maracaybo und dem Magdalenenstrome gedenken. Es ist dieses die hoch in die Grenzen des ewigen Schnees sich erhebende Sierra Nevada de Sta. Martha. Sie wird von zwei aus einander laufenden Zweigen der Anden, nemlich dem von Bogota und der Landenge von Panama eingeschlossen. Sie steht ganz isolirt mitten in den Ebenen da, welche sich zwischen dem Magdalenenstrome und dem See von Maracaybo ausdehnen. Der höchste Kamm des Schneeberges von Santa Martha hat nur 3 Meilen Länge in der Richtung von Osten nach Westen und wird auf 9 Meilen Entfernung von der Küste durch die Meridiane der Vorgebirge von San Diego und San Augustin begrenzt. Die höchsten Gipfel befinden sich nahe am Westende der Gruppe und sind unter dem Namen el Picacho und la Horquetta bekannt. Sie sind vom Pik de San Lorenzo, der gleichfalls mit ewigem Schnee bedeckt ist, völlig getrennt. Herr von Humboldt gibt dieser Gruppe eine Höhe von 3000 Toisen, was sie zu einem der höchsten Gipfel der nördlichen Halbkugel machen würde. Indessen gesteht auch Herr von Humboldt, daß einige Hügel gegen Osten und Süden auf eine Verbindung mit den Anden von Neu-Granada hinweisen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die bisher beschriebene südamerikanische Andeskette, so sehen wir einen gewaltigen Bergkamm, der sich im hohen Süden aus dem Meere emporschwingt und sogleich durch seine gewaltigen Feuerspeier als eine der größten Vulkanketten der Erde beurkundet. Wir irren uns nicht, wenn wir annehmen, daß es ein langes Gewölbe sei, welches vom Südpole bis zu den Aleuten sich über einen gewaltigen Erdspalt wölbt. Je mehr sich die Berge thürmen, desto häufiger sind die vulkanischen Piks, diese Schlotte der Unterwelt, welche die Verbindung des Centralfeuers mit dem Luftkreise un-

terhalten. Drei Hauptstöcke nehmen wir in Südamerika wahr: den einen zwischen Potosi und Huanca Velica, den andern in Quito; den dritten in der Sierra Nevada de Sta. Martha; denn im Ganzen genommen werden wir diese Gruppe doch den Anden einreihen müssen. Besonders reich an Vulkanen sind die Berghaufen um den See Titicaca und die von Quito, wiewol die ganze Andeskette vulkanischer Natur ist und nördlich und südlich zahlreiche Feuerspeier sich vorfinden. Die südamerikanischen Anden unterscheiden sich von den nordamerikanischen nicht sowol durch die Formationen und Gebirgsarten, als vielmehr durch die Gestaltung. Die nordamerikanischen Anden zeigen Hochebenen und Bauchungen von ungeheurer Ausdehnung, sanfte Thäler und allmälige Verflächungen. Die südamerikanischen Anden dagegen charakterisiren sich durch eine zerrissene Gestalt, durch tief eingeschnittene zerrissene Thäler, schaudervolle Bergpässe und furchtbare Zerklüftungen. Sie verdanken wahrscheinlich ihren Ursprung den schrecklichen Erdkrämpfen, welche auch jetzt noch Berge zu begraben im Stande sind. Einige dieser schauervollen Thäler sind so tief eingefurcht, daß der Vesuv, die Schneekoppe und der Puy de Dome in sie gethürmt, noch nicht mit den Gipfeln der Höhe der Thalmauern gleichkommen würden. So ist das wegen seiner furchtbaren Hitze verrufene Thal Cotta unweit der Stadt Quito in seinem plötzlichen Absturze 4824′ tief, das Flußthal des Cuttacu in Peru 4200′ tief, ungeachtet der Boden dieser Schluchten noch um eben so viele Fuß über der Meeresfläche erhoben ist. Diese tiefen Thäler sind oft in ihrer Höhe kaum 3000′ weit und stellen Zerklüftungen der Erde dar, wahrscheinlich durch Emporhebung und Zerbrechung der Gebirge gebildet. Sie können eine Idee von den Kräften geben, welche in der Urwelt die Erdrinde bearbeitet haben. Zwar finden sich auch in Südamerika auf der Höhe der Andeskette Hochebenen und ausgedehnte Plateaus, z. B. das Plateau, auf welchem die Stadt Sta. Fé de Bogota liegt, 1365 Toisen über dem Meere erhaben. Eine ähnliche Gebirgsfläche ist die von Caxamarca in Peru auf einer Höhe von 1400 Toisen. Die großen Ebenen, in welchen sich der Antisana inselförmig emporhebt, liegen 1200 Toisen über dem Meere, doch hat keine dieser Gebirgsflächen mehr als 12 geogr. Quadratm. Ausdehnung, sie sind sehr schwer zu ersteigen, durch tiefe Thäler von einander getrennt, und gleichen den Ambas Abyssiniens im Großen. Sie sind gleichsam flache Inseln mitten im Luftozeane,

traurige, kalte Hochländer, deren Bewohner sich scheuen in die benachbarten Thäler hinabzuschauen, wo lebensgefährliche Hitze herrscht. Überhaupt bietet die südamerikanische Andeskette im Ganzen genommen mehr das Bild schauerlicher Naturgröße als lieblicher Alpenländer dar. Diese furchtbaren Erdspalten, diese schauerlichen, zerrissenen Berggestalten, die schrecklichen Schneekoppen, die unergründlichen Schluchten, in denen der Donner der Vulkane wiederhallt, die beinahe ewig stürzenden Berge, der unsichere, niemals ruhende Boden; bieten zusammen einen Anblick dar, der den Menschen einschüchtert, und ihm die Überlegenheit der Naturkraft über sein physisches Dasein fühlen läßt. Dennoch bieten die Cordilleren Südamerika's von einer andern Seite betrachtet unwiderstehliche Reize. Der Geist fühlt sich angezogen durch die verschiedenen Naturkräfte, welche hier zu einem Zusammenwirken sich verbunden haben. Die südamerikanische Andeskette ist das reichste Goldland der Erde, bietet dem Beobachter die erhabensten und schönsten Berggestalten dar. Weit entfernt eine dürre Steinwüste zu sein, wie die kahlen Himalayaberge oder die Sandbänke Afrika's, läßt sie vielmehr einen Wasserreichthum entströmen, der im Bunde mit den senkrechten Strahlen der Sonne sie mit einem Mantel der üppigsten und kostbarsten Vegetation überkleidet. Die schneebedeckten Berggipfel mit feurigen Garben gekrönt, gewinnen durch das Pflanzenmeer, welches sie umwogt, einen eigenen Reiz. Das Furchtbare und Erhabene wird zum Angenehmen gemildert, und man gesteht sich, daß die Natur selbst für alle ihre Schrecken freundlichen Ersatz bietet. Auf dem Rücken der Cordilleren finden wir volkreiche Städte und eine rege lebendige Bevölkerung. Bis auf eine Höhe von 2100 Toisen haben sich Menschen auf dem Antisana angesiedelt, und zwischen dem 14 und 18° südl. Br. findet man die Posthäuser von Apo und Pati, in den Cordilleren zwischen Arequiba und Puno 2251 Toisen über dem Meere. Das Dorf Tacora am Fuße des Vulkans von Chipicani zwischen Tacua und la Paz liegt 2222 Toisen über dem Meere; folglich ist die Meierei auf dem Antisana nicht die höchste menschliche Wohnung in Amerika, ja die volkreichsten Städte von Oberperu liegen über 2000 Toisen hoch, z. B. die Stadt Potosi 2142 Toisen, Oruro 1945 Toisen, la Paz 1912 Toisen, mithin ist Oberperu oder eigentlich Hochperu, wol derjenige Theil unserer Erde, welcher sich rühmen kann, das höchste Land zu sein, das von Menschen bewohnt wird.

Es steigen jedoch die Wohnungen der Menschen nicht höher als die Alpenpässe, welche die Verbindung im Innern dieses Gebirgslandes unterhalten. Der Bau der Andeskette ist äußerst verflochten, pittoresk und romantisch, Parallelketten durch Querjoche verbunden, bogenförmige Ausläufer, zahlreiche Hochebenen und Hochthäler, tiefe Bergspalten und unergründliche Schluchten gebildet durch Berstungen der Cordillere in ihrer ganzen Dimension, steile Bergpässe, die sogar dem Hufe des nie fehltretenden Maulthieres unersteiglich sind, bilden vereint den Charakter der Andeskette und machen das südamerikanische Andessystem zum unpraktikabelsten Berglande des ganzen Planeten. Nur eine außerordentlich hohe Kultur, eine starke und industriöse Bevölkerung, wie sie kaum nach etlichen Jahrhunderten gedacht werden kann, wird es wagen, in diesem Felslande auf die Anlegung von Fahrstraßen und leichtere Verbindungsmittel zu denken. Volkreiche Städte und treffliche angebaute Distrikte, sich sonst ziemlich nahe liegend, sind jetzt durch Bergpässe, Schluchten und Joche getrennt, welche oft nicht einmal für ein Maulthier einen Pfad darbieten. Die Verbindungen sind daher äußerst schwierig und nur der alles übersteigende Mensch kann hier eine Verbindung unterhalten. Es hat sich schon in den Zeiten vor spanischer Kultur eine Menschenklasse einem Berufe angebildet, der beim ersten Anblick für den gebildeten Europäer etwas Grausenvolles und Widerstrebendes an sich hat; nemlich das Tragen der Lasten und Menschen über die Bergpässe. Man hört daher hier häufig den Ausdruck: *andar en Charguero* und reist auf dem Rücken eines Charguero oder Trägers, wie man bei uns zu Pferde reist. Der Wanderer wird nemlich auf eine Art Tragsessel und dieser auf dem Rücken des Charguero befestigt, welcher mit einer unglaublichen Fertigkeit und Kraftanstrengung, über 2500 Toisen hohe Bergpässe schreitet, indem er mit einer Last von 100 bis 200 Pfund, täglich 8 Stunden dieses beschwerlichen Weges zurücklegt.

Eine solche Reise über die Höhen der Andesgebirge bietet die verschiedenartigsten Modifikationen in den Naturerscheinungen dar. Indem man sich aus der Ebene in die schwindelnde Höhe erhebt, zeigt sich eine Veränderung in den Modifikationen der Luft, Wärme und Druck nehmen ab, während elektrische Spannung zunimmt. Die Kraft der Strahlen der Sonne und ihre Refraktion läßt nach, die Abnahme der Schwere wird fühlbar und eine Erhöhung von 2500 Toisen über das Meer in den Tro-

penbreiten der Anden, bietet Erscheinungen dar, welche sich selbst auf einer Reise durch viele Breitengrade nicht wiederholen. Herr v. Humboldt hat uns sehr genaue Beobachtungen über alle diese Phänomene auf seiner denkwürdigen Reise nach jenen Ländern gesammelt, und wir können uns nicht enthalten, hier einige Hauptresultate seiner Forschungen beizufügen. Die folgende Tabelle zeigt die Wärmeabnahme an den Bergrücken der Andeskette in dem heißen Äquinoktialamerika.

Höhen über die Meeresfläche in Toisen	Höchste Luftwärme	Niedrigste Luftwärme	Mittlere Luftwärme
0 bis 500	+ 38°.4	+ 18°.5	+ 25°.3
500 bis 1000	+ 30°.0	+ 12°.5	+ 21°.2
1000 bis 1500	+ 23°.7	+ 1°.2	+ 18°.7
1500 bis 2000	+ 20°.0	+ 0°.0	+ 9°.0
2000 bis 2500	+ 18°.7	— 7°.5	+ 3°.7
2500 bis 3000	+ 16°.0	— 10°.0	— 2°.0

Diese Beobachtungen wurden alle im Schatten angestellt, gesichert vor den reflektirenden Strahlen der Sonne. Auch ist die Temperatur der Andeskette im Allgemeinen, ohne Berücksichtigung der Thäler und Schluchten, so wie der geschützten Bergabhänge, bedeutend niedriger als in andern Äquatorialregionen. Ganz im Gegensatz mit allen übrigen Kontinenten bildet Amerika ein Längenthal, welches den rauhen Winden beider Pole geöffnet ist. Europa und Asien wird durch seine Querketten geschützt, wogegen in Amerika die rauhen Nordstürme von den canadischen Seen bis zum Cap Horn und umgekehrt, den ungehinderten Durchgang haben. Nur in den geschützten Gegenden der Ebenen am nördlichen Orenoco, erinnert die Hitze mitunter an Sahara's Wüste. Auf den Cordilleren zeigt jedoch die oben gegebene Tabelle eine Abnahme der Temperatur von 5 zu 500′ abs. Höhe. Diese Abnahme der Temperatur hängt von dem verminderten Luftdrucke, oder vielmehr nach meiner Ansicht, von der allmäligen Reinigung des Äthers in höhern Gegenden ab; denn wäre es der Luftdruck allein, so müßte die Abnahme regelmäßig sein. So aber verspüren wir eine Wärmeabnahme, die je höher hinauf in gleichen Zwischenräumen immer geringer wird. Also ist die Abnahme der Wärme während der ersten 100 Toisen absoluter Höhe bei weitem stärker, als die der folgenden 100

Toisen. Denn die höhern Luftschichten sind nicht nur dünner, sondern auch dunstreiner und daher in steigender Proportion geeignet, dem Lichte den Durchgang zu gestatten, ohne es zu wärmenden Strahlenbüscheln zu verbinden.

Diese Ursache der größern Reinheit der Luft, ist auch zugleich Ursache des verminderten Druckes, welcher durch den Barometerstand angedeutet wird. Je höher der Barometer auf die Abhänge der Andeskette gebracht wird, desto dünner wird die Luft, desto geringer ihr Druck. Indessen dürfte die Schwere der Luft nicht die einzige Ursache des sinkenden Barometers sein; sondern die Elastizität derselben, welche durch die größere oder mindere Feuchtigkeit modifizirt wird, bedeutenden Antheil an den Barometerständen haben. Man nimmt allgemein an, daß der mittlere Barometerstand auf der Meeresfläche 28 Pariser Zoll betrage. Unberücksichtigt der Luftelastizität und der Wärme der Atmosphäre, die jedoch, wenn es auf Höhenmessungen ankommt, genau berücksichtigt werden muß, bemerkt man bei der Besteigung der Anden unter den Tropen einen allmäligen Fall des Queckſilbers im Barometer, was den verminderten Luftdruck anzeigt. Von welchem großen Einflusse dieser verminderte Luftdruck auf den Athmungsprozeß der Thiere und die Entwicklung der Vegetation ist, darf nicht erst bemerkt werden. Die Bewohner hoher Bergregionen genießen einer äußerst feinen und reinen Luft, ganz verschieden von der, an deren Genuß der Mensch in der Ebene bei einem Luftdruck von 28 Par. Zoll gewöhnt ist. Demungeachtet genießen die Bewohner jener Berghöhen einer dauerhaften Gesundheit. Die Kinder der Ebenen klagen jedoch in jenen hohen Gegenden über beschwerliche Respiration, sobald sie schnell sprechen, oder sich lebhaft bewegen. Sinkt der Barometer auf 15″ herab, was bei einer absoluten Höhe von 2265 Toisen stattfindet, so tritt eine auffallende Ermattung ein, mit einer Schwäche des ganzen Nervensystems. Ohnmachten, Neigung zum Erbrechen, Hervordringen des Blutes aus den Lippen und dem Zahnfleische sind nach der Konstitution des Individuums die mehr oder minder heftigen Erscheinungen, welche die plötzliche Verdünnung der Luft in dem Körper hervorbringt. Es sind diese Übel denen der Seekrankheit ähnlich. Man glaubt bemerkt zu haben, daß auch hier der menschliche Organismus schmiegsamer als der thierische sei, und der weiße Mensch unter dem veränderten Luftdrucke weniger als der Indianer leide.

Auch die Feuchtigkeit der Luft nimmt wie natürlich mit der Erhebung über die Erdoberfläche ab. Denn da der Äther ein trocke-

nes Element ist, so gehören alle feuchten Dünste der Erde an, und die Anzahl der Dunstbläschen, welche sich von dieser erheben, ist wie natürlich um so geringer, je größer die Erhöhung über dem Meere ist. Aus derselben Ursache zeigen auch die Hygrometer eine geringere Feuchtigkeitabnahme in den höhern als in den niedern Luftschichten. Die hohen Gipfel der Andes umgibt daher eine sehr trockene Luft, welche der Erhöhung über die Meeresfläche proportionell ist. Dennoch befindet sich der Reisende oder Andenbewohner auf einer Höhe von 1200 bis 1800 Toisen häufig in dickem Nebel gehüllt, da in der Tropenregion die Luft bis auf diese bedeutende Höhe beständig eine große Menge Wasser enthält. Dieses ist auch der Fall während der 6 Monate der trockenen Jahrszeit, wo auch nicht ein Wölkchen die Himmelsbläue, trübt. Das Wasser befindet sich dann in einer so vollkommenen Auflösung, daß sein Vorhandensein selbst durch den Hygrometer nicht ausgemittelt werden kann. Und diese sonderbare Luftbeschaffenheit ist es, welche die Tropenvegetation üppig und saftstrotzend erhält, auch während der Jahrszeit, wo z. B. in Cumana, wol zehn Monate hindurch kein Tropfen Regen fällt.

Dieselben Veränderungen, welche in der Wärme, der Schwere und der Feuchtigkeit der Luft beim Hinaufsteigen in den Anden wahrgenommen werden, finden auch in Bezug auf die Intensität der Himmelsbläue statt. In dem Maße, als der Besteiger der Anden eine reinere, schärfere und dünnere Luft athmet, desto mehr wird er durch den Anblick der dunklern Himmelsbläue überrascht. Wir sehen den Himmel auch in den heitersten Nächten des trockensten Winters immer durch einen milchigen Schleier, der Tag färbt die Decke über uns graulich weiß: der Dunstreichthum unserer Atmosphäre verursacht jene Zerstreuung des Lichts, welche dieses Phänomen hervorbringt. Je dünner aber und dunstreiner die Luftmasse ist, durch welche wir das Sonnenlicht empfangen, desto mehr naht sich die Farbe des Himmelsgewölbes der eigentlichen absoluten Schwärze, des Luftozeans. Ganz rein ist nun wol die Luft nirgends auf Erden. Allein je mehr wir uns dem Äquator nähern, desto vollständiger werden die Dünste in der Atmosphäre zersetzt, desto weniger die Strahlen der Atmosphäre zerstreut, desto dunkler das sogenannte Blau des Himmels. Indessen nimmt man schon dieselbe dunkle Himmelsbläue auf unsern nordischen Hochgebirgen wahr, und so wie man von Pole zu Pole einen Isothermbogen zieht, welcher die Grenze des ewigen Schnees bezeichnet, so läßt sich von Pole zu Pole ein umgekehrter Bogen denken, für die Intensität

der Farbe des Luftozeans. Besteigt man nun unter den Tropen noch die Hochgebirge der Andes, so genießt man einen Anblick des Himmels, für welchen uns in unserer Zone der Vergleich mangelt. Culminirende Planeten werden am Tage sichtbar und für die Pracht der stillen Majestät der Tropennächte auf dem Rücken der Andes, gibt es keinen bezeichnenden Ausdruck. Der Jupiter glänzt mit dem Lichte des Mondes, alle Gestirne leuchten mit ruhigem planetarischen Lichte; ein Funkeln der Sterne ist kaum am Rande des Horizonts bemerkbar, und mit erhabener Majestät ziehen die leuchtenden Welten im schwarzen Luftozeane an unserm Auge vorüber. Bei Tage erscheint der Himmel als tiefstes Indigoblau.

Eben dadurch wird aber bei uns das Licht der Sonne und der Gestirne durch den Luftkreis allmälig geschwächt. Die unbeschreibliche Reinheit der Tropenluft macht, daß das Licht selbst bei gleicher Erhöhung über dem Meere, lebhafter und heller als in Europa ist. Daher suchen auch die Europäer sich noch mehr vor der nervenschwächenden überreizenden Helle, als vor der Wärme zu bewahren. Sie schmelzen dort gleichsam wieder in ihre Gefühle zusammen, was als Licht und Wärme, obwol aus derselbigen ewigen Quelle fließend, in den Wirkungen verschieden ist. Kein Ausdruck ist jedoch zu stark für das ungeschwächte Licht der Sonne, in welches sich Europäer beim Besuche der Andesgipfel versetzt sehen. Eine Versetzung, welche plötzlich aus unserm düstern Norden in jenes Lichtmeer der Hochebenen von Quito oder Alto-Peru vor sich ginge, dürfte auch auf weniger zärtliche Nerven Erblindung und epileptische Zufälle hervorbringen. Denn ungeschwächt fallen hier die Strahlen des Lichts in das Auge. Die versinsterte Mondscheibe glänzt unter den Tropen mit dem ungeschwächten Lichte unsers Vollmondes. Diesem ungeschwächten Einflusse des Lichtes ist der kräftige, balsamische und aromatische Charakter der Alpenvegetation hauptsächlich beizumessen. Hieraus folgt die Abnahme der Strahlenbrechung unter dem Äquator, welche um so geringer wird, je höher man sich in die Region des Äthers erhebt. Die Strahlen der Sonne erleiden um so weniger Brechung, je reiner von allen irdischen Atmosphärilien die Luft ist. Die chemischen Bestandtheile der atmosphärischen Luft sind vom größten Einflusse auf das Leben und das Wohlbehagen der animalischen Schöpfung. Leicht gewöhnt sich daher der Europäer an die reine Luft der Andeshöhen, und fühlt bei einer mittlern Erhebung über das Meer, eine Art Behaglichkeit und Lebhaftigkeit des Spieles seines Lebensmechanismus. Dieses

geht in Überreizung über bei fernerer Erhebung, in tödtliche Abspannung bei dem Hinabsteigen in die Tiefe, wo oft ein Aufenthalt von wenigen Stunden hinreicht, um einen Organismus zu zerstören, der nur allmälig sich an die verderblichen Mischungen der untern Luftschichten in den Tropen gewöhnen kann. So bietet die wunderbare Kette der Andes eine Masse von Erscheinungen dar, welche auf keinem andern Flecke der Erde sich in solcher Vereinigung vorfinden. Diese Bergkette ist also besonders dazu geeignet, dem forschenden Auge des Menschen die Geheimnisse der Natur zu enthüllen. Wasser, Luft, Feuer, Erde bieten hier auf engem Raume vereinigt, ein weites Feld der unersättlichen Forschgier des Menschen dar. Ein sehr bemerkenswerther Vortheil dieser gewaltigen Gebirgskette ist der, daß sie sich von Süden nach Norden durch alle Zonen geogr. Breite erstreckt, und eben dadurch in Bezug auf physische Erdkunde als werthvolle Einzelnheit unsers Planeten dasteht. Wenn auch die asiatische Bergmasse in ihrer Erstreckung von den Küsten des stillen Ozeans im Osten, bis zu den westlichen Vorgebirgen der Pyrenäen eine gleiche Ausdehnung mit den Anden darbietet, und diese in der Masse übertrifft, so ist die geringe geographische Breite in der gemäßigten Zone ein Umstand, der sie bei weitem weniger interessant, als die Hauptkette der Anden in ihrer unermeßlichen Erstreckung macht.

Noch interessanter wird aber die Andeskette durch ihre geognostische Konstruktion, und betrachte ich den vorerwähnten querliegenden Gebirgswall der alten Welt, ihn mit dem Erddamme der Anden vergleichend, so ist die Vulkanität des letztern eine interessante Eigenheit der Andeskette. So weit wir den tibetanischen Bergstock mit seinen zwei Welttheile durchgreifenden Gebirgsarmen kennen, ist die Urformation des Granits, Gneis und Glimmerschiefers die Masse desselben. Die gewaltigen Kuppeln des Himalaya, die Berge von Butan, die Gipfel der südeuropäischen Alpen und der Pyrenäen sind Glieder eines und desselben Granitrückens. Anders ist es mit der Andencordillere. Hier ist der glasige Porphyr, vielleicht, wenigstens in meinen Augen, das Produkt des fortwirkenden innerirdischen Feuers, der die Herrschaft behauptet. Mehr als hundert Dome, von denen $\frac{1}{3}$ noch brennende Vulkane, alle aber emporgetriebene Porphyrkuppeln sind und größtentheils tief in die Region des ewigen Schnees ansteigen, krönen die lange schöne Kette der neuen Welt.

Indessen erkennt man auch in den Anden fast alle Gebirgs-

arten und Gesteine, welche man unter allen Höhen und Zonen antrifft, denn obwol die Porphyr- und Trachytmassen eine größere Ausdehnung als in der zweiten Hauptkette unsers Planeten erhalten haben, so scheint die geographische Breite auf die Mannigfaltigkeit des Gesteins keinen Einfluß zu haben. Nur die Ausdehnung betrachtend, scheint es, daß höhere Breiten die Bildung des Granits mehr begünstigt haben. Entdeckt man aber auch keinen allgemeinen Zusammenhang zwischen der Natur des Gesteins und der Lage des Orts in Hinsicht auf Breite und Höhe, so scheint doch, daß der Einfluß derselben auf gewisse Einzelnheiten der Formationen nicht geläugnet werden könne. So bemerkt man, daß die Flötzgebirge in gewissen Regionen sich nicht über 1500 Toisen erheben, der dichte Kalk unter dem Äquator über 1000 Toisen hinaus, nie mit Sandstein bedeckt ist; daß der Gneis in den Anden keine hohen Gebirgsrücken bilde, und Basalte nur bis auf eine gewisse Höhe gefunden werden, obwol das verworrene Reich der Natur, welches zuerst sich dem Chaos entwand, von diesem noch zu viele Spuren an sich trägt, um irgendwo auf Erden allgemein geltende Gesetze zu gestatten; ein Umstand, den die mit der Naturfülle ringenden Forscher bei Aufstellung ihrer Mineralsysteme bisher zu wenig berücksichtigt haben.

Die Andeskette bietet ungeheure Höhen dar. Lange galt der Chimborasso für den höchsten Punkt der Erde. Die Engländer maßen endlich einige Gipfel des Himalaya, besonders den Javahir sehr genau, und fanden den Dhavalagiri 4390 Toisen oder 78 Hektometer hoch. Seitdem wurden einige Piks in Alto-Peru gemessen, und 3940 Toisen, also nur 450 Toisen niedriger befunden, und der Streit um den Vorzug der Höhe zwischen beiden Bergsystemen noch nicht entschieden. So viel ist gewiß, daß der hohe Rücken der Andes dem der nordischen Berge der alten Welt an Ausdehnung nicht nachgibt. Denn vom 56° südl. Br. bis zum 60° nördl. Br. steigen die Anden beständig in die Grenzen des ewigen Schnees. Viermal schwellen sie zu einer ungeheuren Höhe und Mächtigkeit an, unter dem 16° südl. Br. in Alto-Peru, unter dem Äquator selbst, im Königreich Quito, in Neuspanien oder Mexico unter dem 19° nördl. Br. und der Ostküste Asiens gegenüber unter dem 60°. Auf allen diesen vier Anschwellungen übersteigen die Gipfel der Andes den Montblanc; die südamerikanischen Anschwellungen übertreffen aber diejenigen in Nordamerika noch bei weiten an Höhe, wogegen die nordamerikanischen Anden in dem gewaltigen Bergknoten von Anahuac die südamerikanischen an Mäch-

tigkeit übertreffen; obwol auch die letztern durch diese Eigenschaft in Erstaunen setzen. Am Vulkane Antisana, 2106 Toisen über dem Meere, hat eine vollkommene Ebene volle 12 Meilen Umfang. Das Becken des See von Titicaca, 2000 Toisen über dem Meere, wird von einem Thale umgeben, dessen Ausdehnung einem kleinen europäischen Königreiche nichts nachgibt, und die merkwürdigsten und ältesten Trümmer peruanischer Kultur enthält. Abgesehen von den Spitzen der Gebirge kann die mittlere Höhe des Bergrückens der Cordillere von Südamerika zu 2000 Toisen angenommen werden. Auf diesem Bergrücken thürmen sich die kolossalen Kuppeln der höchsten Spitzen auf, erscheinen dem Bewohner der großen Andesebenen von geringerer Masse, als sie in der That sind; und selbst der auf den Hochplateau's angekommene Europäer vermißt die gewaltige Größe, welche seine Phantasie ihm vorgemalt hat, weil er uneingedenk ist, daß er sich bereits auf einer Höhe befinde, welche die Gipfel der höchsten Pyrenäenspitzen übertrifft. Wie schon erwähnt, befinden sich die höchsten Gipfel der Anden in Alto-Peru unter dem 16° südl. Br.; ihnen beinahe gleich sind die kolossalen Gipfel des Chimborasso, Cayambe und Antisana unter dem Äquator selbst. In diesen zweien Punkten erreichen die südamerikanischen Anden auch ihre größte Massenentwicklung. Von ihrer Struktur fügen wir hier folgende Züge bei.

Fast alle Gesteinarten, die man bisher auf dem ganzen übrigen Erdkörper entdeckt hat, findet man in den Anden wieder, nur den Smaragdit des Monte Rosa in der Schweiz, den Roggenstein, Kreide und den kalkigen Serpentin, welchen man unter dem Namen Verde Antico kennt, konnte Humboldt nicht finden. Übrigens sind die in den Anden entdeckten Mineralien oder Gebirgsarten mit denen der alten Welt völlig identisch. Der Granit ist in der amerikanischen Tropenwelt, wie in den übrigen Theilen des Erdbodens, diejenige Gebirgsart, welche die älteste zu sein scheint. Er kommt am Fuße der Andeskette zu Tage heraus, sowol an der Küste der Südsee, als in den östlichen Ebenen des Kontinents; und sowol die Übergangsformationen des hohen Gebirgsrücken, als die Flötzlagen der Llannos ruhen auf ihm. Der quarzreiche Granit, welcher wenig Glimmer und große, röthlich weiße Feldspathkrystalle einschließt, scheint älter als der feinkörnige und glimmerreiche Granit. Er bietet jedoch dieselbe Schichtung, dieselben Lagerungsverhältnisse und Zerklüftungen wie in der europäischen Alpenkette dar. Eben so enthält er auch jene sonderbaren glimmerreichen Massen, welche wie eingewach-

sene Stücke eines ältern Granits erscheinen. Speckstein, Lepidolith kommt in ihm nicht vor, Rutill und Turmalin sind selten in ihm, indessen ist der erstere nicht so selten als der letztere, und bei Caracas fand Hr. v. Humboldt sogar Titandendriten. Auf dem Granit zeigt sich Gneis aufgesetzt. Er geht allmälig in Glimmerschiefer, und dieser wieder in Urthonschiefer über. Der Gneis ist reich an Granaten, welche indessen in Alto-Peru sogar im Porphyr erscheinen. Ein solcher granatreicher Porphyr bedeckt die silberreiche Thonschieferkuppe von Potosi. Körniger Kalkstein, Chloritschiefer und uranfänglicher Grünstein bilden oft untergeordnete Lager im Gneis und Glimmerschiefer von Südamerika.

Der höchste Kamm der Anden besteht fast durchgängig aus Porphyr und Trapp. Die trachytischen Gesteine sind Basalt, Mandelstein, Porphyrschiefer und Glimmersteinmassen. Diese Gebirgsarten sind es, welche in allen Erdtheilen jene sonderbar pittoresken Felszacken bilden, wodurch sich die Anden ganz besonders charakterisiren. Ungeheure Säulen, thurmartige Absonderungen, ausgeschnittene groteske Formen erscheinen verzauberten Schlössern ähnlich, auf den cyklopischen-Gipfeln der Anden, denen man es überall ansieht, daß sie die Knechte Vulkans gethürmt haben. In diesen porphyrartigen Trachytmassen brechen die vulkanischen Feuer aus, welche diesen Porphyren, mit glasigem, faserig verwitterten Feldspath, Basalten, porösen Mandelsteinen, Obsidianporphyren, Perl- und Grünsteinporphyren, ihr Dasein gegeben haben. Mit ungeschwächter Kraft üben die vulkanischen Feuer noch immer ihren zerstörenden und unwandelbaren Einfluß auf sie aus. Nächst dem Porphyr ist der Glimmerschiefer die am weitesten verbreitete Formation der Andeskette. Er enthält oft Lager von Graphyt und bildet das Bette späterer Gebirgsarten, wie des Serpentin mit Schillerspath und Jade. Man unterscheidet am Fuße der Andeskette zwei Sandsteinformationen, eine ältere mit kieselartigem Bindemittel und Geschiebe von Urgestein einschließend; und eine kalkartige mit Flötzgebirgtrümmern; ferner zwei Gypsformationen und drei Formationen von dichtem Kalkstein. Ein Konglomerat, in welchem Eisenstein und versteinertes Holz vorkommt, bedeckt wie in Nordafrika ungeheure Flächen von 50000 geogr. Quadratm. Auf diesen ruht dunkelgrauer Alpenkalkstein, der einem blättrigen Gyps mit Schwefel und Steinsalzlagern zur Unterlage dient. Auf ihn folgen neuere Formationen von Jurakalk, auf dem neuerer Sandstein mit kalkigem Bindemittel ruht. Diese Formationen zeigen sich in ihrer Rei-

henfolge sehr deutlich am Tumiriquiri in der Provinz Cumana so wie in den Ebenen von Neu-Granada.

Trotz aller Analogie der Schichtung und Lagerung der Gebirgsarten in der alten und neuen Welt, finden sich jedoch auch Erscheinungen, welche den südamerikanischen Anden eigenthümlich zugehören. Eine der auffallendsten ist die ungeheuere Mächtigkeit und Höhe, in welcher man alle dem Granit an Alter nachstehenden Schichten in der Tropenwelt antrifft. Wenn man in der alten Welt die höchsten Berggipfel aus Granit bestehend erkennt, so findet dieses Phänomen nur in dem südlichsten Theile der südamerikanischen Anden statt. Man könnte aber viele Jahre lang in beiden Peru wohnen und beträchtliche Reisen machen, auch große Gebirgsmassen durchforschen, ohne den Granit kennen zu lernen. Den höchsten Granit fand Humboldt auf den Bergen von Quindiu; und Pentland, welcher die Anden von Alto-Peru so dankenswerth durchforscht hat, erwähnt wol jener rothen Sandsteinformation, welche auf dem Rücken der Anden überall vorkommt, aber nicht des Granit. Die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Sorate, Cayambe, Antisana, Chimborasso u. s. w. bestehen aus Porphyr. Der dichte Kalkstein steigt in Peru bei Micuipampa auf 2000 Toisen hinan. Noch um 500 Toisen höher der Glimmerschiefer bei Quito und am Tolima in Neu-Granada. Der Basalt, welcher in Europa kaum 700 Toisen hoch gefunden wird, erhebt sich am Vulkan Pichincha auf 2500 Toisen. Die Steinkohlenflötze am prachtvollen Wasserfalle der Tequendama liegen 1400 Toisen hoch, ja weit über alle jetzige Vegetation erhoben hat man bei Huanuco in Peru 2300 Toisen hoch Steinkohlen in dichtem Kalksteine entdeckt. Das Plateau von Bogota, welches sich 1400 Toisen über die Meeresfläche erhebt, wird mit Flötzformationen, mit dichtem Kalkstein voll Seemuscheln, mit Sandstein, Gyps und Steinsalz bedeckt. Das Vorkommen der versteinerten Seemuscheln auf so gewaltigen Höhen, die verkohlten Lager von Vegetabilien der Vorwelt, jene Reste fossiler Knochen auf den höchsten Rücken der Anden, deuten auf eine spätere Erhebung der Andeskette durch die vulkanischen Kräfte der Innenwelt, welcher wahrscheinlich auch die tiefen Gebirgsthäler und Bergspalten, an deren prallligen Wänden man die Spuren früheren Zusammenhanges erkennt, ihr Dasein verdanken. Diese tiefen Erdrisse, denn Thäler kann man sie wol nicht nennen, sind es auch, welche der Geognosie ungemeinen Vorschub leisten. An ihren Wänden er-

kennt man die Lagerung der Gebirgsarten, ihre Reihenfolge und Mächtigkeit. Man erstaunt über die Porphyrformation von mehr als 1500 Toisen Dicke. Die Pechsteinporphyre des Chimboraſſo ſind 1900 Toiſen mächtig; der Sandſtein im Flötzgebirge von Cuenca zwiſchen Quito und Loxa iſt 821 Toiſen mächtig. Die der peruaniſchen Andeskette eigenthümliche Quarzformation bietet öſtlich von Caxamarca einen reinen Quarzfels von 1488 Toiſen Mächtigkeit dar. Keine dieſer weit und hoch verbreiteten Gebirgsarten wird durch das Vorkommen fremdartiger Lagen und Flötze unterbrochen.

Keine Formation iſt indeß häufiger und mannigfacher als die Porphyrformation, welche ſich durch das ſtarke Vorkommen der Hornblende, des Mergel, Quarzes und durch die Seltenheit des Glimmers auszeichnet. Alle Tropenporphyre enthalten Hornblende, meiſt glaſigen, ſeltener gemeinen Feldſpath, öfters auch Olivin und Augit; und Humboldt entdeckte in der Provinz Paſto Porphyre, welche polariſirten. Eigenthümlich iſt auch das Vorkommen mächtiger Schwefellager nicht etwa, wie in der alten Welt in Gyps und Kalkſtein, ſondern fern von den Vulkanen in Urgebirgen.

Keine Gebirge der Erde ſind den ſüdamerikaniſchen Anden gleich an Metallreichthum, Blei ausgenommen. Beſonders ſind die hohen Berge von beiden Peru in ihren erſtaunlichſten Höhen mit goldhaltigem Schwefelkies und natürlichem Golde durchſetzt. Viele dieſer Gänge in Alto-Peru wurden in einer Höhe von 2658 Toiſen, von den Peruanern lang vor Ankunft der Europäer bearbeitet, unſtreitig der höchſte Bergbau der Erde. Ganze Lager von oxydirtem Eiſen und gediegenem, ſo wie kochſalzſaurem Silber, hat die Natur nebſt einer Fülle des Queckſilbers durch die ganzen Anden zertheilt. Wir haben bei Mexico den ungeheuren Reichthum an Silber bewundert, die ſüdamerikaniſchen Anden fügen eine unerſchöpfliche Fülle des Goldes hinzu, und was uns die Reiſenden, beſonders der unterrichtete Ulloa, von den peruaniſchen Gruben vor der Revolution berichteten, grenzt an das Feenhafte.

Ein eigenthümliches Phänomen ſind jedoch auch die furchtbaren Krämpfe, welche die ſüdamerikaniſche Andeskette durchrütteln. Kein Gebirge der Erde iſt ſo vielen vulkaniſchen Revolutionen ausgeſetzt, wie dieſe. Unzählige noch wirkſame Vulkane, nebſt einer noch bedeutenderen Menge ruhender Feuerſpeier, thürmen ſich den gewaltigen Weltrücken entlang. Sie befinden ſich jedoch nicht alle, wie das ſonſt bei Vulkanen gewöhnlich

ist, in der Meeresnähe, denn der Cotopaxi liegt 33 geogr. Meilen landeinwärts. Die Vulkane von Quito speien keine flüssigen Laven, sondern nach außen verschlackte, an den Seitenkanten erweichte Trümmer von Grünstein, Basalt und Porphyr, Obsidian, Bimsstein, ungesalzenes, aber mit geschwefeltem Hydrogen geschwängertes Wasser, ungeheure teigartige Massen von gekohltem Letten, in welchen zahllose kleine Fische der *Pimelodes Cyclopum* eingehüllt sind. Eines der sonderbarsten Dinge, welche aus dem Bauche der Vulkane kommen, ist die Moya, eine brennbare Substanz, welche die Indianer auch als Brennmaterial benützen, und von der nach Vauquelin 26 Hunderttheile sich ganz wie vegetabilische und thierische Substanzen verhalten. Die höchsten thätigen Vulkane Südamerika's dürften wol der Vulkan von Arequipa und der Cotopaxi sein. Nicht selten speien sie Massen fischreichen Wassers aus, beinahe verheerender als ihre Feuereruptionen. Bis die Öffnungen gereinigt sind, und die unterirdische Gewalt sich durch die vulkanischen Eruptionen Luft gemacht hat, liegen die Gegenden westlich und nördlich vom Amazonenstrome nicht selten unter schaudervollen Zuckungen, und Erdbeben zermalmen Städte in ihrem Grimme, und gewähren den Menschen einen unsichern Aufenthalt. Leicht vergißt aber der Mensch die Untreue des Bodens über der lockenden Schönheit der majestätischen Natur. Die Gebirgswelt der Anden ist unerschöpflich an Reiz und erhabener Fülle alles dessen, was wir erhaben nennen, und das Füllhorn aller Naturgaben, welches über dieses Gebirgsland ausgegossen ist, lockt sowol die Gewinnsucht des rohen Egoismus, als den unersättlichen Wissensdurst des gebildeten Erdbewohners.

Um das Gemälde der südamerikanischen Anden zu vollenden, können wir wol die hängenden Gärten und Vegetationsschichten nicht übergehen, welche einen besondern Reiz dieses Gebirglandes bilden. Die Vegetation der Gebirge bietet zwar unter allen Zonen verschiedenartige Pflanzengürtel dar, in keiner jedoch jene reizende Mannigfaltigkeit, welche das Tropenland auszeichnet. Zudem ist ein nicht zu übersehender Charakter der Andeskette der, daß hier nicht blos die Vegetationsgrenzen verschiedener Pflanzenklassen sich über einander an den Gebirgen emporschlingen, sondern daß sie diese Mannigfaltigkeit in sich im doppelten Sinne vereinigen. So wie die Andeskette sich aus der heißen Äquatorialebene hoch in die Region des ewigen Schnees erhebt und dadurch auf geringerm Raume die volle organische Schöpfung aller Breiten entwickelt, so streckt sie sich auch durch

die ganze südliche Breite aus, indem sie von allen organischen Phänomenen begleitet im Polarmeere des Süden badet. Die terrassirte organische Schöpfung unter der Linie ist daher blos das Inhaltverzeichniß des großen Buches der Natur, welches in vollen Meridianbogen bis zum Polareise weitläufig ausgeführt ist. Auch hier bietet sie sich also als ein inhaltreiches Buch der Natur dar, in dem alle Geheimnisse irdischer Schöpfung enthalten sind. Die Stufengärten zur ewigen Eishöhe, und das weite Feld bis ins Polarland sind sich in so fern ähnlich, als sie dieselben Erscheinungen der Wärmeabnahme darbieten, aber auch in so fern unähnlich, als die Phänomene des Luftkreises auf den Rücken der Äquinoktialcordilleren und in den Ebenen Patagoniens verschieden sind, in Bezug auf Schwere, Elastizität, Reinheit, Feuchtigkeit, elektrische Spannung u. s. w. Indessen kann nichts interessanter sein, als am Strande des Meeres die räthselhaften grünen Fucusarten mit ihrer geheimnißvollen Färbung aus der finstern Tiefe des Ozeans hervorgezogen zu beobachten, und jene unterirdischen Pflanzenarten, jene Boletus, Byssus und Gymnodermen, welche sich in den unterirdischen Spalten entwickeln; dann in die Region der Palmen und Pisanggewächse, in den Schatten der prachtvollen Gestalten der Cecropien, Theophrasten, Blumerien, Alpinien zu treten; oder sich von dem stachelreichen aber schönblumigen Cactustunal umgeben zu sehen, während die Fluren und Ufer der Flüsse mit den prachtvollen Winden, Avicennien, Conocarpus und der rankenden, herzblättrigen Aristolochia mit ihrem 16″ breiten Blumenkelche zu schauen. Diese üppige Vegetation begleitet uns bis auf 514 Toisen mit ihren schönen Gestalten. Man vergißt im Schatten der Bananen, unter dem schwankenden Dache der schlanken Palme, den verderblichen Gluthauch der Äquatorialländer, und verläßt zögernden Fußes die wogenden Paradiese der köstlichen Haine, nur von der Wachspalme bis auf eine Höhe von 1500 Toisen begleitet. Man tröstet sich über das Fieber, welches man sich, ungewohnt des feuchten Gluthauchs der Tropen in den schönsten Wäldern der Erde geholt hat, mit der Cinchona, welche die Wälder des zweiten Pflanzengürtels schmückt. Hier umgeben uns baumartige Farrenkräuter, die herrlichen Rhexien und Melastomen, die prachtvollsten Lilien sprossen unter unsern Füßen, Passifloren hoch und dick wie unsere nordischen Eichen, die prachtblumige Lucularia oder Carola, die vollkommenste aller Pflanzen, die großblütige Magnolia nebst vielen tausend andern Pflanzen bilden hier die prachtvollen Haine, für

deren Zauber die finstern nordischen Wälder in ihrer Einförmigkeit, keinen Begriff geben. Mitten zwischen diesen mannigfaltigen Pflanzengestalten gedeihen die wohlthätigen Cinchonaarten, deren mannigfaltige Species jene wohlthätige Rinde liefern, die durch ihren Reichthum an zusammenziehenden Gerbestoffen die Fieber heilt, welche die untere Region verursacht hat. Die Region der Cinchona erstreckt sich von 450 bis 1600 Toisen absoluter Höhe. Die orangenfarbige und gelbe Cinchona scheut eine Bergkälte nicht, wo das Thermometer zum Eispunkte herabsinkt. Dagegen steigt die langblumige, ungleichblütige und die rothe oder langblättrige Cinchona, bis in die Thäler herab, welche kaum 400 Toisen über dem Meere erhaben sind. Man kennt mehr als 20 Arten dieser köstlichen Arzneipflanze, welche jedoch nur in den Andes gedeiht und in verschiedenen Arten unter verschiedenen Breiten, von dem Berge von Loxa bis zu dem Abhange der Siera Nevada de Sta. Martha als wahre Cinchona vorkömmt. Die Rinde von Angostura ist eine Cuspa und keine Cinchona. Die Region der Alpenpflanzen schichtet sich auf die der Cinchona. Die Gentianen der Tropenandes, die balsamischen Kräuter der Höhen erinnern an die Berge des Norden, die Befaria repräsentirt die Alpenrose unserer Berge, die schönen Lobelien und die rauhe dickblättrige Espeletia ersetzt den Schmuck, der unsere Alpen verschönert. Diese schönen Gebüsche schmücken die Andeshöhen bis auf 2380 Toisen. Die Jarava, Stipa und das Panicum bedecken in vielen Orten die Grasfluren, welche nun folgen, und auf einer Höhe von 2150 Toisen als letzte Flechten, das organische Leben am Rande des ewigen Schnees repräsentirend. Bereits unter 2400 Toisen Höhe beginnt die Grenze des ewigen Schnees unter dem Äquator, durch unbekannte Ursachen modifizirt steigt sie unter dem 16° südl. Br. bis 2600 Toisen hinauf. Diese Vegetationsschichten geben den Wanderungen auf die Cordilleren einen unaussprechlichen Reiz und in einem Tage geht der erstaunte Nordländer an allen Pflanzengestalten der vegetabilischen Welt vorüber. Sie sind wie natürlich nicht hart geschieden, diese Regionen, sondern verlieren sich sanft in einander.

Die Kulturpflanzen schichten sich ebenso über einander. Bis zu einer Höhe von 500 Toisen pflanzt der Andesbewohner Zuckerrohr, Indigo, Cacao, Kaffee, Baumwolle, Mais, Jatropha, Achras, Mammai und Pisang. Diese letztern Pflanzen nebst Kaffee, Baumwolle und etwas Zuckerrohr führt er wol bis 1000 Toisen Höhe hinauf, fügt aber schon das *Erytroxilum*

peruvianum und etwas Weizen bei. Bis 1500 Toisen Höhe gedeihen noch Baumwolle und Zuckerrohr, die übrigen Tropenpflanzen machen aber dem Weizen, der Gerste, dem Hafer, Korn, Quinoa, Mais, Kartoffeln und den europäischen Baumfrüchten Platz; spärlicher wird der Ackerbau gegen 2000 Toisen Höhe zu, nur Gerste und Kartoffeln machen die Gegenstände des Ackerbaues aus, der über 2000 Toisen Höhe sich in den Weiden und Grasfluren gänzlich verliert.

Demselbigen Gesetze der Abnahme gehorcht auch die Thierwelt. Das Innere der Erde beherbergt unbeschriebene Dermestesarten. Die Region der Pisang und Palmen nährt amerikanische Affen von der Familie der Sapajous und Aluaten, Jaguare, schwarze Tiger, den amerikanischen Löwen, Cavien, Faulthiere, Ameisenbären, Zwerghirsche, Armadille, Boaarten, Krokodile, Lamantins, Leuchtkäfer, Musquitos und Zancudos u. s. w. Über 500 Toisen Höhe weidet der kleine Hirsch, der plumpe Tapir, das Tajassouschwein, die Pantherkatze, einige Affen; lästig fallen kleine Schlangenarten und der Sandfloh; dagegen verliert sich die Menge der Affen, und weder ein Bär noch ein Krokodil ist sichtbar. Bis 1500 Toisen Höhe trifft man in den Anden die Viverra Mapurito, die Tigerkatze, große Hirsche, eine Menge von Enten und Tauchern, und als Landplage die Läuse. Das verwilderte Lama weidet am westlichen Abfall des Chimborasso bis 2000 Toisen, der kleine Bär mit weißer Stirne frißt den großen Hirsch in Gesellschaft des kleinen Löwen, nur noch einige Colibris und ein *Pulex penetrans*. Noch 500 Toisen höher leben Herden von Vicugnas, Alpaca und Guanaco, einige Bären, der Condor, Falken und Ziegenmelker, aber keine Fische beleben die Alpenseen, nur der Condor erhebt sich bis auf 3000 Toisen absoluter Höhe. Aufsteigende Luftströme reißen einige Fliegen und Sphinxe mit sich empor. Über 3000 Toisen Höhe findet sich kein organischer Stoff mehr an die Oberfläche des Planeten geheftet, ein Umstand, den die entsprechende geographische Breite nicht theilt.

Nur der Mensch hat es gewagt, sich in Regionen zu erheben, welche das Gebiet der Elemente sind. Gay-Lussac erhob sich bis über die höchsten Andesgipfel; jede Regung organischen Lebens fand er erstorben, und nur die Elementarkräfte der Atmosphäre in Thätigkeit. Die Andeskette bietet uns ein herrliches Prachtstück der Schöpfung dar. Wir haben hier wenige Züge erhascht, freuen uns aber im Geiste, wenn einst ein naturgetreues Gemälde der Andeskette, den aufopfernden Eifer des gebildetsten

Theils der Menschheit, der sich mit der Erforschung des wichtigsten Theiles unsers Planeten beschäftigt, krönen wird. Wir gehen nun zu den übrigen Bergen des Kontinents über.

2) Die Küstenkette von Venezuela

ist einer der kolossalen Zweige der südamerikanischen Anden, welchen wir zwar hier seiner Wichtigkeit wegen besonders aufführen, bei dem man jedoch nie vergessen muß, daß man es eigentlich mit den Andes selbst zu thun habe. Dieser Gebirgszweig sondert sich schon im Cundinamarca von der Centralkette der Andes ab, unter $3\frac{1}{2}°$ nördl. Br.; südlich von Sta. Fé de Bogota läuft ein Ast am Rio Meta an die Parimeberge hin, sich in die Orenocoebenen verlierend, der Hauptast geht jedoch immer am rechten Ufer des Magdalenenstromes fort, sendet aber unter 7° nördl. Br. bei Pamplona abermal einen Seitenast aus, der sich südlich vom Maracaibosee hinzieht, dann gegen Norden wendet, unter 10° nördl. Br. aber eine östliche Richtung nimmt, sich über Caracas und Cumana nach der Halbinsel Araya fortschlingt und die eigentliche Küstenkette von Venezuela bildet. In einem jeden andern Lande oder Erdtheile würde dieses Bergsystem als besonders bedeutend erscheinen, hier in Südamerika nimmt es nur eine untergeordnete Stellung ein. Im Lande selbst gibt man diesem Gebirge verschiedene Namen, nach den einzelnen Berggruppen, welche sich in der Nähe volkreicher Städte bilden. Man kennt die Berge von Coro, Caracas, Bergantin, Barcellona, Cumana und von Paria. Die ganze Kette hat 120 geogr. Meilen Länge und theilt in Bezug auf ihre Gestaltung, so ziemlich die Natur der Andeskette selbst; obwol sie sich in ihrer geognostischen Konstruktion unterscheidet. Wir finden auch hier Bergknoten und Parallelreihen, zahlreiche Becken und Längenthäler, nur scheint es, daß eine nördliche Parallelkette eine Zertrümmerung erlitten habe, deren Reste und Denkzeichen sowol die zerrissene Nordküste des Kontinents, als die Inselreihe der Antillen unter dem Winde sind. Häufig thürmen sich daher an den Küsten von Venezuela die hohen, senkrecht gespaltenen Felswände auf. Das zerrissene, rauhe Ansehen dieser Felsmauern scheint anzudeuten, daß auch hier durch unterirdische Kräfte die Spaltung eines ganzen Bergsystems bis in den Grund der Erdrinde stattgefunden habe. Die Krümmung der Bergkette nach Osten und von da durch die Antillen gegen Norden, mochte die Versenkung des nördlichen Gebirgtheiles begün-

stigt haben, so daß ein Theil der Bergkette und zwar der Länge nach gespalten in die Tiefe versenkt wurde. Die Silla von Caracas als die höchste Spitze des Andenastes von Venezuela, ein reiner Granitfels, ist der Länge nach durchschnitten; die nördliche Hälfte liegt im Meere versenkt und der senkrechte Absturz in das Meer ist der bleibende Zeuge dieser furchtbaren Naturrevolution. Die Küsten von Porto Cabello bis Cap Codera, sind eine ununterbrochene Felswand dieser Art, und bis zum Cap Araya erscheinen die Küsten als Trümmer.

Verfolgen wir nun den innern Bau dieser Bergkette, so sehen wir, daß auch sie bald höher steigt, bald tiefer sich absenkt, und den ersten Bergknoten bei Truxillo unter 9° nördl. Br. bildet. Die Quellen des Guanare, eines Zuflusses des Orenoco und des Rio Tocuyo, der in das Antillenmeer fällt, nebst denen einiger Zuflüsse des Maracaibo entspringen demselben. Der Bergknoten von Truxillo ist nur von mäßiger Höhe. Ein Bergast geht von ihm gegen Nordwesten aus, zieht sich als niedere Bergreihe an dem Ufer des Maracaibo hin und nimmt alsdann als Sierra de Sta. Lucia eine östliche Richtung, um mit der Hauptkette das schöne Längenthal des Tocuyo zu bilden. Die Hauptkette setzt bis zum 10° nördl. Br. fort und bildet daselbst den Bergknoten von Barquisimento. Ein dritter Bergknoten folgt, nachdem die Gebirgskette im Knoten von Barquisimento eine durchaus östliche Richtung genommen hat, bei Nirgua unter $10\frac{1}{2}$° nördl. Br. Zwei Parallelketten bilden nun das fernere Bergsystem, indem sie die fruchtbaren Thäler von Aragua mit dem schönen See Valencia, nebst der Hochebene von Caracas und dem Thale des Rio Tuy einschließen. Es ist hier ein Alto-Peru in Migniatur. Die nördliche Parallelkette ist diejenige, welche in früherer Zeit die Centralkette bildete und wie schon erwähnt, durch eine Naturrevolution gespalten und ins Meer versenkt wurde. Sie endigt im Cap Codera. Die südliche bildet die Ufer der Llannos von Venezuela, schlängelt sich geradezu gegen Osten hin, bildet den Bergknoten von Caripe in der Nähe des Bergantin oder Brigantin und wendet sich dann nach der Halbinsel von Araya, die vom Golfe von Cariaco im Westen und vom Golfe von Paria im Osten gebildet wird. Die höchste Spitze im nördlichen Gebirgszweige ist die Silla von Caracas, 1350 Toisen hoch, sie ist zugleich die höchste Spitze der ganzen Kette. Im südlichen Gebirgs-

zweige sind die höchsten Spitzen der Bergantin, der Turimiquiri und die Kalkberge von Caripe und Guacharo. Die nördliche Gebirgsreihe ist wahres Urgebirge, größtentheils Granit, Glimmerschiefer und Urkalk. Die südliche Reihe besteht durchweg aus Flötzgebirgen, aus Höhlen- und Alpenkalkstein. Die Insel Marguarita, die Halbinsel Araya, nebst einigen andern Trümmern scheinen einem dritten Gebirgszweige gegen Norden angehört zu haben, welchen vorzüglich Glimmerschiefer charakterisirte. Porphyr und Trachyt so wie alle vulkanischen Produkte scheinen der Küstenkette von Venezuela gänzlich fremd zu sein, wie denn auch kein erloschener Vulkan, viel weniger ein brennender zu finden ist. Dagegen ist sie furchtbaren Erschütterungen durch Erdbeben ausgesetzt, und scheint einen innerirdischen Feuerkanal zu bezeichnen, eine vulkanische Röhre, welche die Verbindung der Feuerberge zwischen den Andes im Westen und den Vulkanen der Antillen im Osten unterhält. Heiße Quellen brechen überall hervor und diev on las Trincheras gehören zu den heißesten der Erde. Eben so sind die Naphtaquellen häufig und brechen mitten im Urgebirge, z. B. im Glimmerschiefer der Halbinsel Araya und sogar im Meere, in der Nähe der Insel Trinidad hervor. Da kein Gipfel die Grenze des ewigen Schnees erreicht, so bietet dieses Bergland einen sehr anmuthigen Anblick. Die Umrisse wölben sich sanfter und sind selbst da, wo steile Felswände groteske Gestalten bilden, mit der üppigsten Vegetation überzogen. Die Gipfel des Cocollar, des Turimiquiri u. s. w. sind mit herrlichen Matten bedeckt, deren kolossaler Kräuterwuchs den lieblichen Eindruck erhöht, und nur sanfte Gefühle im Busen des Menschen erweckt. Die 8000′ höhe Silla von Caracas zeigt zwar jene hangenden Tropengärten über einander geschichteter Vegetation, sie steigt jedoch nicht über die Grenze der Alpenpflanzen hinaus und ihr oberer Theil ist mit jenen prachtvollen Gebüschen der Befarien geschmückt, deren Blüten den hohen Berg selbst, ehe verschönern und mildern, als daß sie den Eindruck verstärken sollten. Der Mensch athmet auf diesen Bergen eine gesunde, aber keineswegs beschwerliche Luft, und freie Wohnungen sind überall von den Erzeugnissen aller Zonen umgeben.

3) Die Gruppe der Berge von Parime

kann nicht mehr als eine Kette betrachtet werden, sondern ist in der That eine Gruppe zu nennen, ein großes Berg-

land, in welchem sich durcheinanderlaufende Bergstriche, ich möchte sagen, netzförmig aufgethürmt haben. Diese Gruppe ist von den Andes durch die Llannos von Venezuela und die Orenocoebenen, von den Brasilienbergen durch die unermeßlichen Ebenen des Amazonenstromes getrennt. Sie steht isolirt da und der obere Theil des Rio Negro, so wie der Orenoco von seiner Gabeltheilung bis zu seiner Ausmündung isolirt sie inselförmig von dem übrigen Amerika. Sie kann streng genommen als eine Insel betrachtet werden, da im Nordosten der Ozean, im Nordwesten und Süden aber ungeheure Ströme, die durch den Cassiquiare verbunden sind, sie von dem Kontinente abschneiden. Dieser Länderstrich, welchen die Parimeberge besetzen und der nicht weniger als 17000 geogr. Quadratm. bedeckt, gehört zu den unbekanntesten Flecken unsers Planeten. Von seinem Innern wissen wir gar nichts. Da nach allen Seiten große Ströme herabstürzen, so ist es wol wahrscheinlich, daß die Berge dieser Gruppe gegen die Mitte hin sich zu einer beträchtlichen Höhe erheben. Wir kennen nur den einzigen Granitpik von Duida bei der Gabeltheilung, der Mission Esmeralda gegenüber. Dieser steile Gipfel, welcher so senkrecht abgestutzt ist, daß ihn noch niemand ersteigen konnte, erhebt sich nach v. Humboldts Messung auf 1295 Toisen. Die Orenocofahrer erstaunen über die pittoresken Ufer, welche überall granitisches Urgebirge zeigen. Die Kleinheit der Zuflüsse des Orenoco, die er von Osten her empfängt, dagegen die bedeutende Wassermasse, welche der Caroni gegen Norden, der Essequibo gegen Nordosten, der Surinam gegen Osten und der Rio Branco gegen Süden führt, läßt vermuthen, daß die größte Masse der Parimeberge sich in ihrem nordwestlichen Theile aufhäufe, und zwar zwischen dem Orenoco bei dem Pik von Duida und Angostura. Die Hauptmasse dürfte zwischen San Borja und den Wasserfällen von Atures und Maypures gesucht werden. Gegen Südosten hin ist dieses Bergland gesenkt, und verliert sich in eine vollständige Fläche beinahe zur Meerebene hinab am Äquator und im französischen und portugiesischen Guyana. Gegen den Orenoco zu sendet diese Gruppe mehre Gebirgsäste aus; alle zeigen sich als Urgebirge, Granit, Gneis, Grünstein, Hornsteinschiefer und verursachen Strömungen, Wirbel und Stromschnellen, welche von den Spaniern Raudales genannt werden, und wofür uns in der deutschen Sprache eine passende Bezeichnung mangelt, da man sich unter Wasserfall ganz etwas anderes vor-

stellt. Der nördlichste der Gebirgsäste der Berge von Parime, setzt unter 7° 50′ nördl. Br. hinter der Stadt Angostura gegen die große Katarakte des Rio Caroni hin. Er hat keine 300 Toisen Höhe. Höher sind die Berge im Becken des Rio Caura unter 7° 26′ Br., wo sie die Stromschnellen von Muna verursachen, und in seltsamen Formen bei Encaramada an den Orenoco hervortreten. Die kulminirenden Punkte dieses Astes befinden sich zwischen 7° 10′ und 7° 28′ nördl. Br., sind goldreich, berühmt durch die gemalten Felswände oder Tamanaken. Der Lauf des Orenoco von Süden nach Norden durchschneidet sieben Bergäste. Der höchste darunter ist der von Chaviripe, ihm folgt der Paraguan durch den Engpaß des Orenoco gespalten, weiter der wilde Gebirgszweig des Carichana und Paruari, dann jene gewaltigen Bergäste, zwischen denen der Orenoco durch die Raudales von Atures und Maypures sich mit schrecklichem Getöse Bahn bricht und denen gegenüber auf dem westlichen Ufer, der 3000′ hohe Pik von Uniana sich erhebt, unter 5° 35′ nördl. Br. Die Katarakte von Maypures wird aber von dem Gebirgszweige von Quituna gebildet, der südlichere Gebirgsast von Sipapo endigt auch unsere Kenntniß der Sierra Parime.

Diese Berggruppe ist durch die abenteuerlichen Unternehmungen der Spanier nach dem berühmten el Dorado, zur Celebrität gelangt. An sie knüpfen sich alle Märchen von goldnen Bergen und mehr als eine Expedition hat in ihr ihren Untergang gefunden. Undurchdringliche Wälder, feuchte und ungesunde Luft, beinahe ewig anhaltende Regengüsse, wilde Völkerschaften, welche Menschenfleisch keineswegs scheuen, haben bis jetzt jedes Vordringen in das Innere der Parimeberge, an die Quellen des Orenoco verhindert.

4) Die Gruppe der Berge von Brasilien.

Sie besteht aus temperirten Plateau's und wirklichen Bergketten, von 3- bis 500 Toisen Erhöhung. Das eigentliche Bergland Brasiliens ist zwischen 18 und 28° südl. Br. eingeschlossen, und dehnt sich zwischen den Provinzen von Goyaz und Matto-Grosso bis 33° westl. Länge von F. aus. Die Hauptcordillere von Brasilien läuft mit dem Küstenlande der Provinzen von Porto Seguro, Rio Janeiro und Rio Grande parallel, besteht nur aus Urgebirgsarten, welche in allen brasilianischen Bergen als Granit, Gneis und Glimmer-

schiefer vorherrschen. Sie sind übrigens fünfmal niedriger, als die an der Westküste gegenüberliegenden Anden von Alto-Peru und erreichen an Höhe nicht einmal die Parimeberge. Die Hauptrichtung der brasilianischen Gebirgszweige, da wo sie 4- bis 500 Toisen Höhe erreichen, geht von Süden nach Norden und von Südsüdwesten nach Nordnordosten; zwischen dem 13 und 19° Br., werden die Gebirgszweige niedriger und fangen an sich bedeutend zu erweitern, Kämme und Hügelreihen scheinen über die Engpässe vorzurücken, welche die Quellen des Rio Araguaya, Parana, Topayo, Paraguay, Guapore und Aguenpehy unter 45° westl. Länge von Ferro trennen. Da die westliche Erweiterung der brasilianischen Gruppe in flachen Hügeln, sich weit gegen die Quellen des Rio Madeira erstreckt und der Andesast von Sta. Cruz de la Sierra sich ebenfalls in die Ebenen von Chiquitos verliert; so wurde vormals eine Verbindung zwischen den Gebirgen der Andes und den Bergen von Brasilien gefolgert, ein Irrthum, den die neuern Karten billig vermeiden, der aber früher leicht zu entschuldigen war. Von Rio Janeiro aus, dehnt sich eine Kette des Küstenlandes, die Serra do Mar der Küste parallel gegen Nordosten hin, gegen den Rio Doce und verliert sich in der Nähe von Bahia unter dem 12° südl. Br. Ein anderer Gebirgszug begleitet die Küste von Cap Roque bis zur südlichen Spitze Brasiliens und schließt sich an den nördlichen Gebirgszug an. Seine höchsten Punkte steigen auf 5- bis 600 Toisen an. Sobald man dieses Küstengebirge bestiegen hat, befindet man sich auf einem Hochlande, welches sich von Osten nach Westen durch das ganze südliche Brasilien erstreckt. Auf diesem Hochlande nun erhebt sich die vorhin erwähnte Hauptkette der brasilianischen Gebirge. Sie fängt im Bergknoten von San Paulo an, nimmt die schon vorhin erwähnte, der Küste parallele Richtung nach Norden über 22° 50′ südl. Br. und 28° 30′ westl. Länge von Ferro und sendet die Serra do Lopo gegen Nordwesten hin, sie selbst heißt hier Serra Mantiqueira. Nordöstlich fortsetzend, trennt sich unter 22° 15′ südl. Br. und 27° 30′ westl. Länge die Serra Sallado gegen Osten hin und bildet mit der Serra do Mar nördlich von Rio Janeiro das schöne Thal des Rio Parahiba. Die Hauptkette, hier Serra Espinhaço genannt, nimmt endlich eine gänzlich nördliche Richtung, in dem Bergknoten von Barbacena unter 21° 20′ südl. Br. und 26° 48′ westl. Länge. Nachdem sie gegen Nordosten die 450 Toisen hohe Serra de San

Geraldo und unter 20° 30′ südl. Br. die langgestreckte Serra Vertentes ausgesendet hat, erhebt sich das Gebirge zum Hauptknoten von Brasilien zwischen Ouro-Branco und Ouro-Porto. Hier befinden sich die höchsten Berge Brasiliens. Der Itacolumi, welcher als die höchste Spitze betrachtet wird und auf 860 Toisen oder genauer 5168′ absol. Höhe ansteigt. Dieser Bergknoten liegt genau unter 20° südl. Br. und 26° 54′ westl. Länge von Ferro. Mehre Äste laufen von nun an nach allen Richtungen aus. Die Serra das Esmeraldas trennt sich unter dem 18° südl. Br. durch den 4890′ hohen Itambe ausgezeichnet gegen Nordosten. Von hier an senken sich die Brasilienberge abwärts, sind aber auch in ihren Verzweigungen sehr wenig bekannt.

Wir sind noch weit entfernt davon einen anschaulichen Abriß von den Bergen Brasiliens geben zu können, denn die Masse ist zu groß und unsere Kenntniß davon zu gering. Nur diejenigen Distrikte sind bis jetzt noch von unterrichteten Reisenden betreten worden, welche bewohnt und ihres Metallreichthums wegen bekannt sind. Die Bestandtheile der Brasilienberge bestehen in Folgendem: von den niedern Küstenländern wissen wir nur so viel, daß in ihnen zum Theil das Urgebirgsgestein, der Granit und Gneis auf die Oberfläche hervortreten. Häufig sind die durch die Zertrümmerung der Urgebirge entstandenen aufgeschwemmten Lager. Seltener die Flötzformationen und immer nur von geringer Ausdehnung. Unter diesen letztern finden wir nur den Sandstein am Cap Frio, den Kalkstein in der Gegend von Bahia, in dem sich bituminöses Holz findet, die Steinkohlenflötze in der Provinz Serra mit ihren vielen versteinerten Fischen und den Sandstein bei Ipanema in der Provinz San Paulo.

Der Granit findet sich nicht nur an der niedern Küste, sondern in einer Höhe von 3500′, Gneis und Glimmerschiefer treten in der Regel nur an den niedrigsten Stellen des Hochlandes hervor. Die Auflagerung, welche häufig in der alten Welt stattfindet, daß nemlich der Granit die höchsten Gipfel bildet, die andern Gebirgsarten sich aber mantelförmig um ihn herumlagern, wurde bis jetzt in Brasilien nicht wahrgenommen. Die Urgebirgsarten kommen entweder für sich in großer Ausdehnung, oder in abwechselnden Lagen und vollkommenen Übergängen vor. Nicht selten geht der Gneis in Syenit über. Charakteristisch ist, daß die Gneisberge in Brasilien sich besonders an der Küste, zu hohen kegelförmigen Pyramiden bis 3800′ erheben,

so daß man von ferne vulkanische Kegel und Trachytglocken zu erblicken glaubt. Diese Urbildung enthält weder Gold noch metallische Schätze. Nur in der Provinz San Paulo bei Sorocuba befindet sich eine große Niederlage von Magneteisenstein als Ausnahme. Diese Urbildung Brasiliens ist durch eine zweite gedeckt, welche in ihren Hauptbestandtheilen aus Quarz, Thonschiefer, Talk, Eisenstein und wenig Kalk zusammengesetzt ist. Die Verbindung des Quarzes mit dem Talk und Chlorit erzeugte eine Bildung, welche in der alten Welt noch nirgend angetroffen wurde, und in der Geognosie den Namen Itacolumit führet. Aus derselben Verbindung entstand der mit dem Itacolumit öfter abwechselnde Thon, Talk- und Chloritschiefer, aus Quarz und Eisenglimmer der goldreiche Eisenglimmerschiefer, welcher zu dem Itacolumit in demselben Verhältnisse, wie der Syenit zum Gneis steht. Man sieht hier den dichten Eisenglanz und magnetischen Eisenstein und Eisenglimmer sich zu hohen Kuppen und Gebirgsrücken bilden und eine Formation entstehen, welche den Namen Itabirit führt. Aus dem Itacolumite und Itabirite bestehen die höchsten Gebirgzüge Brasiliens. Der Itacolumit erreicht eine Höhe von 6000′ schroffe, kahle und groteske Felsen bildend; Eisenglimmerschiefer und Thonschiefer übersteigen 5000′ nicht; Talk und Chloritschiefer kommen meistens nur in Thälern und Abhängen zum Vorschein. Der Itabirit steigt bis 5500′ hoch und bildet zerrissene Felsenwellen. Nur auf den tiefsten Stellen der ersten Urbildung befindet sich Urkalk. Als dritte Bildung erscheinen in Brasilien die Übergangsgebirge. Thonschiefer, gemeiner Kieselschiefer, Grauwacke, Grauwackenschiefer und dichter Kalkstein, diese Bildungen sind nur tief landeinwärts jenseit des Hauptgebirgzuges von Espinhaço zu finden. Thon und Kieselschiefer erheben sich in den Sertoá's von Minas und Goyaz bis zu 3000′ absol. Höhe und bilden horizontal geschichtete, schöne Bergplateau's. Die Grauwacke steigt nur bis zu einer Höhe von 1800′, während der durch seine reichen Salpeterhöhlen für Brasilien wichtige Kalkstein bis auf 2850′ ansteigt. Einige Sandsteinflötze ausgenommen fehlt dem Innern Brasiliens die Flötzbildung gänzlich, desto reicher ist es an denen wegen ihres Goldreichthums wichtigen aufgeschwemmten Gebirgsarten, die theils in fester, theils in loser Substanz nicht sowol hohe Gebirge überziehen, als vielmehr Niederungen ausfüllen. Zu den festen Aufschwemmungen gehört das der alten Welt fremde, Eisensteinkonglomerat, welches in Brasilien den Namen Tapanhoacanga

führt, so wie auch die goldführende, lehmig-thonige, mit eckigen Quarz- und Eisensteinbrocken vermengte Dammerde. Lockerer gefügt sind die in den Thälern vorkommenden Anschwemmungen und Konglomerate aus allen möglichen Gesteinen bestehend, welche unter dem Namen Cascalho bekannt sind und den größten Gold- und Diamantreichthum enthalten.

Man kann daher annehmen, daß die Küstengegenden des brasilianischen Gebirges bis zur Hauptcordillere von Brasilien, aus Urgestein bestehe, welches jenseit des Itacolumi mit Übergangsgebirg und Aufschwemmungen bedeckt ist. Das erstere bildet wenig hohe, aber pittoreske Formen und ist durchweg mit der schönsten Urvegetation bedeckt. Wo es an die Küsten vorspringt, faßt es tiefe Einbuchten und prachtvolle Meerbusen ein. Tiefer im Innern zeigen sich kahle Bergplateau's, waldlose Distrikte und der westliche Theil bedeckt sich abermal mit tropischer Urwaldung. Die Bewässerung aller amerikanischen Berge ist äußerst stark; und im Ganzen genommen übertreffen die Gebirge Südamerika's an Wasserreichthum und Fruchtbarkeit, alle Berggegenden der Erde; so wie sie an Metallreichthum von keinen übertroffen werden.

Eben so wenig, wie irgendwo an der Ostküste Südamerika's, erreicht auch in Brasilien irgend ein Berggipfel die Grenze des ewigen Schnees. Merkwürdig aber bleibt die Stellung der Gebirge in Bezug auf die Konfiguration des ganzen Kontinents. Der Hochrücken wird durch die Andes gebildet. Wären sie das einzige Gebirge, so würde wahrscheinlich ihr östlicher Abhang mit einem etwas breiten Küstensaume sich im Meere verlieren. Nun aber heben sich gegenüber weitläufige Berggruppen empor, welche durch ihren westlichen Abfall Gegenhänge bilden und dadurch jene weitläufigen Tiefebenen bewerkstelligen, welche ein charakteristisches Eigenthum Südamerika's ausmachen. Den Anden von Alto-Peru stehen die Brasilienberge, denen von Quito und Neu-Grenada, die Parimeberge entgegen. Zwischen ihnen liegen die weitläufigen Ebenen gerade hoch genug um vom Meere nicht bedeckt zu werden. Zwar mögen sich die östlichen und westlichen Berge wol die Hände reichen, dies geschieht aber nur als ein Spiel unter der Decke, durch Wasserscheiden, die sich unter dem 18° südl. Br. und 3° nördl. Br. befinden mögen. Auch die Parimeberge und die brasilianischen Höhen bilden Gegenhänge zu einander und lassen die weiten Ebenen des Amazonenstromes zwischen sich. Durch diese Isolirung der Berge Südamerika's entsteht der Zusammenhang

jener ausgebreiteten Ebenen, zu deren Beschreibung wir übergehen.

Die gegenseitigen Entfernungen der Andes-, Parime- und Brasilienberge, sind mit Flächen, Tiefebenen oder Becken ausgefüllt, welche die diesem Welttheile eigenthümlichen unermeßlichen Savanen bilden. Wenn man längere Zeit hindurch zwischen den imposanten Berggestalten der Andes, auf den kahlen Hochebenen von vulkanischen Domen besetzt, oder in den schönen Thälern der Bergländer und an den anmuthigen Alpenseen verweilt hat; und man steigt von Norden gegen Süden über die Andes von Venezuela hinab, so betritt man mit einer Art von Entsetzen die unermeßlichen Ebenen, welche sich hier öffnen und dem Auge jeden Anhaltpunkt versagen. Man wundert sich alsdann nicht mehr, wenn den feurigen Araber die Unermeßlichkeit seiner Wüste ergreift und seine bewegliche Phantasie erhitzt. Wir sehen hier dasselbe vor uns und werden um so mächtiger ergriffen bei dem Gedanken: daß diese Tiefebenen bis an das Ende des Kontinents hinabreichen. Unsere Karten waren bis zu den gewichtvollen Protestationen Humboldt's, mit Bergen angefüllt, welche das eine Becken von dem andern trennen sollten. Sie sind jedoch nirgends vorhanden und die Llannos von Venezuela hängen mit der Waldebene des Marañongebietes, und dieses mit den Pampas von Buenos Ayres und Patagonien, durch Landengen zusammen, welche ebenfalls vollkommene Ebenen sind, und dadurch gebildet werden, daß sich nördlich die Parime- und Neugranadaberge, südlich aber die Cordilleren von Chiquitos und die Brasilienberge einander nähern. Diese Ebenen von Südamerika, welche mit Recht als unermeßlich weite Thäler betrachtet werden, sind sehr sanft gegen den atlantischen Ozean geneigt, und bilden dadurch, die durch unmerkliche Erdgräten getrennten Gebiete der drei größten Ströme des Erdballs, des Orenoco, Amazonenstromes und La Plata. Ihre Gewässer durchwandern nach allen Richtungen diese kaum über das Meer sich erhebenden Tiefebenen. In der Provinz Jaen de Bracamores stehen die Gewässer des Amazonenstromes 194 Toisen über dem Wasserspiegel des atlantischen Meeres; und diese geringe Erhöhung hat der Amazonenstrom auf einem Laufe von Westen nach Osten, der unter dem Äquator 25 Längengrade und mit seinen Krümmungen das Doppelte beträgt, für sein Gefälle zu theilen, so: daß auf 1 Grad nicht einmal 2 Toisen kommen;

ein Gefälle, das nur bei so ungeheurer Wassermasse hinreichen mag, dem Strome Bewegung zu geben.

Die Natur selbst hat die ungeheuren Ebenen von Südamerika in drei Theile scharf geschieden, indem sie die mittleren Amazonenebenen, mit jenen Boscos oder tropischen Urwäldern besetzte, welche das ganze Gebiet des Amazonenflusses in eine beinahe undurchdringliche nasse Waldebene umwandeln. Nördlich und südlich der Waldebenen des Amazonenstromes dehnen sich die noch niedrigern Grasfluren aus, welche unter dem Namen der Llannos und Pampas bekannt sind. Betrachten wir sie als Becken vormaliger Seen, wozu uns jedoch nach meiner Ansicht nichts berechtigt, da sie wahrscheinlich so alt als der Kontinent selbst sind; so finden wir hier nach der Eintheilung, welche die Natur selbst gemacht hat, zuerst:

1) Das Becken des Unterorenoco,

und der Ebenen von Venezuela. Dieses Becken ist gegen Osten geöffnet und wird nordwärts von der Küstenkette von Venezuela, westwärts durch die östliche Cordillere von Neu-Granada, südwärts von dem an der Sierra Parime sich hinschmiegenden Orenoco und ostwärts von seinen Mündungen begrenzt. Da jedoch die Sierra Parime sich nur bis zum Meridian der Katarakten von Mayppures 310° östl. Länge von Ferro ausdehnt, so bleibt hier eine Öffnung, durch welche die Llannos von Venezuela mit dem Becken des Amazonenstromes und des Rio Negro zusammenhängen. Diese ungeheuren Ebenen, welche nach Herrn v. Humboldt's Berechnung nicht weniger als 17000 Quadratm. zu 20 auf 1 Grad gerechnet, an Flächeninhalt einnehmen, zerfallen wieder in 2 durch ihre Richtungen gesonderte Abtheilungen, nemlich das eigentliche Becken des Unterorenoco und die Ebenen des Meta und Guaviare; da sie jedoch beide mit Gräsern bewachsen sind, so werden sie auch gewöhnlich mit gemeinsamen Namen bezeichnet. Diese Llannos (Wiesengründe) dehnen sich daher im Bogenform aus, von den Mündungen des Orenoco durch San Fernando de Apure bis jenseit des Zusammenflusses des Rio Caguan mit dem Jupura, unter 15° nördl. Br.

Die Abtheilung des Beckens von Venezuela in der Richtung von Osten nach Westen, oder der nördliche Theil der Llannos von Venezuela, erhebt sich nur 40 bis 50 Toisen über das Meer. Zur Zeit, wo der üppige Graswuchs diese Flächen

bedeckt, rechtfertigen sie den Namen eines Grasmeeres (*Mar de Yerbas*). Das westliche Ufer desselben bilden die Berge von Neu-Grenada, meist so hoch und höher als der Pik von Teneriffa und der Montblanc. Die Paramos del Almorzadero, Cacota, Laura, Porquera, Mucuchies, Timotes und las Rosas, fallen steil gegen die unermeßlichen Ebenen hinab. Das nördliche und südliche Gestade dieses Grasmeeres fällt zwar noch schroffer ab, erreicht aber nirgends 600 Toisen Höhe. Diese Ebene ist am tiefsten im Thalwege des Orenoco, folglich eine von Norden nach Süden geneigte Fläche, wie denn überhaupt durch die ganzen unermeßlichen Ebenen Südamerika's die Andes es sind, welche die Herrschaft ausüben; und die östlichen Berge nur als Widerlagen gegen die unermeßliche Abdachung der Andes betrachtet werden müssen. Auch nehmen alle Gewässer ihre Richtung von Westen nach Osten, von der Andescordillere gegen die großen Flüsse hin. Nur erst gegen die Mündung des Orenoco zu, also schon beim Ausgange der Ebenen, gelangen Gewässer der Llannos des Rio Unare und Rio Neveri an das nördliche Ufer. Die Wasserscheiden oder Theilungsgräten werden aber nicht durch Berge, sondern nur durch unmerkliche Erhöhungen in der Ebene selbst, welche mit dem Namen Mesa belegt werden, gebildet.

Die zweite Abtheilung des Beckens von Venezuela ist von Süden nach Norden gerichtet, nemlich von ½° nördl. Br., bis zum Rio Meta unter 6° nördl. Br. Diese Savane ist 100 bis 120 Meilen breit, und 150 Meilen lang. Ihre südliche Grenze wird bestimmt durch die Theilungsgräte, welche die Zuflüsse des Orenoco und Amazonenstromes trennt. Es ist dieses eine Gräte, welche von den Cordilleren in Westen ausgeht, und sich nun als eine sehr geringe Erhöhung, die kaum meßbar ist, bis zur berühmten Gabeltheilung des Orenoco hinzieht, und den Lauf der Gewässer regelt. Diese Scheidungslinie der Gewässer zwischen der eigentlichen nördlichen und südlichen Hemisphäre zieht sich zwischen den Parallelen vom 2 bis 4° nördl. Br. hin, und der Orenoco stellt die Erscheinung einer Verbindung zweier der größten Flußsysteme der Erde dar, indem er die Theilungsgräte durchbricht, und den Cassiquiare nach Süden sendet.

Man sieht in allen Welttheilen die Erscheinung ausgedehnter Flachebenen sich wiederholen; allein es ist zwischen ihnen ein großer Unterschied. Die Hochsteppen Asiens können nicht verglichen werden mit der Sahara Afrika's, und diese trocknen,

wasserleeren Wüsten haben keine Gemeinschaft mit den Steppen und Grasfluren Südamerika's. Diese theilen weder die Kälte der Wüste Gobi, noch ihre gewaltige Erhöhung über der Meeresfläche. Eben so wenig sind die Ebenen Südamerika's durch ihre Unwirthbarkeit wie die Sahara berüchtigt, vielmehr vereinigen die Grasfluren des neuen Kontinents die Vortheile aller Ebenen der übrigen Welttheile, ohne ihre Nachtheile. Beinahe eben so warm wie die Wüste Sahara und Arabiens, besitzen die amerikanischen Ebenen den Wasserreichthum und Pflanzenüberfluß der asiatischen Hochländer im vervielfältigten Grade. Nur im tiefen Theile von Peru, zwischen Amatope und Coquimbo, an den Gestaden der Südsee, findet sich eine 440 Meilen lange, aber nur sehr schmale wirkliche Wüste, die jedoch von den Spaniern nicht Llanno, sondern Desierto genannt wird. Der Felsengrund liegt überall zwischen dem beweglichen Sande zu Tage aus. Nie fällt hier Regen, und wie in der Sahara finden sich auch hier reiche Steinsalzgruben. Im Innern Südamerika's gibt es jedoch durchaus keine Wüste.

2) Das Becken vom Rio Negro und Amazonenstrome.

Dieses ist das eigentliche Centralbecken des Kontinents, und begreift das unermeßliche Gebiet des Amazonenstromes, der so wie der größte Strom der Erde, so ziemlich auch die größte Ebene bewässert. Es ist schwer sich einen richtigen Begriff von der Ausdehnung des Amazonenwaldes zu machen. Er wird nördlich durch die Parimeberge und die Llannos von Venezuela, südlich durch die Brasilienberge und die Landenge, oder die etwas schmälern Ebenen von Moxos und Chiquitos, im Westen aber durch die Cordilleren der Andeskette begrenzt. Das waldige Flußgebiet des Amazonenstromes umfaßt ein Drittel von ganz Südamerika, und bildet ein von Westen nach Osten gerichtetes Thal, welches das große Längenthal von Norden nach Süden durchschneidet. Mit dem Orenoco und dem la Plata, mit welchen beiden Strömen, und zwar mit dem erstern gewiß, mit dem letztern wahrscheinlich zusammenhängend, theilen sie den ganzen Kontinent in drei Theile, welche durch die in Rede stehenden Ebenen verbunden sind. Das Gebiet des Amazonenstromes ist ein unermeßlicher Urwald, welcher mit dem Namen des Bosques oder Selvas vom Amazonenstrome belegt wird. Bäume decken nicht nur den größten Theil

bedeckt, rechtfertigen sie den Namen eines Grasmeeres (*Mar de Yerbas*). Das westliche Ufer desselben bilden die Berge von Neu-Grenada, meist so hoch und höher als der Pik von Teneriffa und der Montblanc. Die Paramos del Almorzadero, Cacota, Laura, Porquera, Mucuchies, Timotes und las Rosas, fallen steil gegen die unermeßlichen Ebenen hinab. Das nördliche und südliche Gestade dieses Grasmeeres fällt zwar noch schroffer ab, erreicht aber nirgends 600 Toisen Höhe. Diese Ebene ist am tiefsten im Thalwege des Orenoco, folglich eine von Norden nach Süden geneigte Fläche, wie denn überhaupt durch die ganzen unermeßlichen Ebenen Südamerika's die Andes es sind, welche die Herrschaft ausüben; und die östlichen Berge nur als Widerlagen gegen die unermeßliche Abdachung der Andes betrachtet werden müssen. Auch nehmen alle Gewässer ihre Richtung von Westen nach Osten, von der Andescordillere gegen die großen Flüsse hin. Nur erst gegen die Mündung des Orenoco zu, also schon beim Ausgange der Ebenen, gelangen Gewässer der Llannos des Rio Unare und Rio Neveri an das nördliche Ufer. Die Wasserscheiden oder Theilungsgräten werden aber nicht durch Berge, sondern nur durch unmerkliche Erhöhungen in der Ebene selbst, welche mit dem Namen Mesa belegt werden, gebildet.

Die zweite Abtheilung des Beckens von Venezuela ist von Süden nach Norden gerichtet, nemlich von ½° nördl. Br., bis zum Rio Meta unter 6° nördl. Br. Diese Savane ist 100 bis 120 Meilen breit, und 150 Meilen lang. Ihre südliche Grenze wird bestimmt durch die Theilungsgräte, welche die Zuflüsse des Orenoco und Amazonenstromes trennt. Es ist dieses eine Gräte, welche von den Cordilleren in Westen ausgeht, und sich nun als eine sehr geringe Erhöhung, die kaum meßbar ist, bis zur berühmten Gabeltheilung des Orenoco hinzieht, und den Lauf der Gewässer regelt. Diese Scheidungslinie der Gewässer zwischen der eigentlichen nördlichen und südlichen Hemisphäre zieht sich zwischen den Parallelen vom 2 bis 4° nördl. Br. hin, und der Orenoco stellt die Erscheinung einer Verbindung zweier der größten Flußsysteme der Erde dar, indem er die Theilungsgräte durchbricht, und den Cassiquiare nach Süden sendet.

Man sieht in allen Welttheilen die Erscheinung ausgedehnter Flachebenen sich wiederholen; allein es ist zwischen ihnen ein großer Unterschied. Die Hochsteppen Asiens können nicht verglichen werden mit der Sahara Afrika's, und diese trocknen,

wasserleeren Wüsten haben keine Gemeinschaft mit den Steppen und Grasfluren Südamerika's. Diese theilen weder die Kälte der Wüste Gobi, noch ihre gewaltige Erhöhung über der Meeresfläche. Eben so wenig sind die Ebenen Südamerika's durch ihre Unwirthbarkeit wie die Sahara berüchtigt, vielmehr vereinigen die Grasfluren des neuen Kontinents die Vortheile aller Ebenen der übrigen Welttheile, ohne ihre Nachtheile. Beinahe eben so warm wie die Wüste Sahara und Arabiens, besitzen die amerikanischen Ebenen den Wasserreichthum und Pflanzenüberfluß der asiatischen Hochländer im vervielfältigten Grade. Nur im tiefen Theile von Peru, zwischen Amatope und Coquimbo, an den Gestaden der Südsee, findet sich eine 440 Meilen lange, aber nur sehr schmale wirkliche Wüste, die jedoch von den Spaniern nicht Llanno, sondern Desierto genannt wird. Der Felsengrund liegt überall zwischen dem beweglichen Sande zu Tage aus. Nie fällt hier Regen, und wie in der Sahara finden sich auch hier reiche Steinsalzgruben. Im Innern Südamerika's gibt es jedoch durchaus keine Wüste.

2) Das Becken vom Rio Negro und Amazonenstrome.

Dieses ist das eigentliche Centralbecken des Kontinents, und begreift das unermeßliche Gebiet des Amazonenstromes, der so wie der größte Strom der Erde, so ziemlich auch die größte Ebene bewässert. Es ist schwer sich einen richtigen Begriff von der Ausdehnung des Amazonenwaldes zu machen. Er wird nördlich durch die Parimeberge und die Llannos von Venezuela, südlich durch die Brasilienberge und die Landenge, oder die etwas schmälern Ebenen von Moxos und Chiquitos, im Westen aber durch die Cordilleren der Andeskette begrenzt. Das waldige Flußgebiet des Amazonenstromes umfaßt ein Drittel von ganz Südamerika, und bildet ein von Westen nach Osten gerichtetes Thal, welches das große Längenthal von Norden nach Süden durchschneidet. Mit dem Orenoco und dem la Plata, mit welchen beiden Strömen, und zwar mit dem erstern gewiß, mit dem letztern wahrscheinlich zusammenhängend, theilen sie den ganzen Kontinent in drei Theile, welche durch die in Rede stehenden Ebenen verbunden sind. Das Gebiet des Amazonenstromes ist ein unermeßlicher Urwald, welcher mit dem Namen des Bosques oder Selvas vom Amazonenstrome belegt wird. Bäume decken nicht nur den größten Theil

der Ebenen, die von Westen nach Osten bis zum atlantischen Ozean sich ausdehnen, sondern sie bedecken auch die Parime- und Brasilienberge, und bilden zusammen den größten Wald der Erde, 120000 Quadratm., 20 auf einen Grad gerechnet. Dieser Wald des südlichen Amerika ist sechsmal größer als Frankreich, bisher nur mittelst der unermeßlichen Verzweigungen der Gewässer zugänglich, und daher nur an den Ufern durchströmender Flüsse bekannt. Es gibt darinnen Lichtungen, welche der Größe des Waldes angemessen sind. Wir haben es jedoch hier nur mit dem ebenen Theile zu thun, und betrachten mit Staunen das geologische Räthsel, wornach das Centralbecken eine dichte Waldung, das nördliche und südliche hingegen eine baumlose Savane ist.

Der von Westen nach Osten gerichtete Theil des Beckens vom Amazonenstrome, liegt zwischen 2 und 12° südl. Br., und hat eine Länge von 880 Seemeilen. Dieses Becken erstreckt sich von der Andenkette, vom Knoten der Berge von Huanuco bis zu dem der Quellen des Magdalenenstromes. Es wird erweitert durch die Widerlage des Rio Beni oder Ucayale, auch Uchaparu, und ist reich an Steinsalz und aus mehren Hügelreihen zusammengesetzt, welche auf die östlichen Ufer des Paro vorrücken. Diese Berge von Cuchao, welche auf den Karten meistens; und zwar selbst in den neuesten und berühmtesten, als hohe Cordilleren dargestellt werden, sind nichts als Hügelwellungen, die sich unter dem Namen der Berge von Cuchao in die Ebene verlieren. Die Geographen wurden zur Konstruktion großer Bergketten im Innern von Südamerika, durch das spanische Wort Monte verführt, ohne zu bedenken, daß dieses nur sehr selten Berg, immer aber Wald bedeute. Nordwärts erhebt sich das Becken des Amazonenstromes, welches $\frac{5}{6}$ der Ausdehnung von ganz Europa enthält, sanft gegen die Sierra Parime, zu den Hügeln, welche die Quellen des Rio Negro enthalten, den selbst die große Karte von Südamerika von Spix und Martius fälschlich mit dem Rio Guainio oder Guaviare verwechselt. Die Quellen des Rio Negro, des Iniride, Xie u. s. w. gehören dieser Hügelkette an. Eigentliche Berge sind nur jenseit des Orenoco zu suchen, südwärts desselben, zwischen den Quellen des Rio Negro, des Atabapo und Cassiquiare, stellen sich einzelne Felsen als hingeworfene Inseln und Klippen mitten in der ungeheuren Waldebene dar. Einige dieser Felsen sind mit symbolischen Zeichen oder Bildern bedeckt. Völker von denen, welche jetzt diesen Erdgürtel be-

wohnen, ganz verschieden, scheinen diese sonderbaren Zeichen eingegraben zu haben. Sie erstrecken sich von den Ufern des Orenoco bis zum Rio Apure, einem südlichen Zuflusse des Marañon herab. Sie sind auf Höhen eingegraben, zu denen man jetzt nur mittelst künstlicher Anstalten gelangen kann, und stellen außer Bildern von Sonne und Mond, von Menschenfiguren u. s. w. auch Zeichen dar, aus denen sich auf eine Art Buchstabenschrift schließen ließe. Obwol die rohen Umrisse auf eine sehr niedrige Kulturstufe schließen lassen, so zeigt sich doch eine gewisse Regelmäßigkeit, die auf konventionelle Zeichen schließen läßt. Man nennt sie im Lande die gemalten Felsen, und sie sind auf einer Zone zerstreut, die wol 150 Meilen Breite hat. Ostwärts dieser zerstreuten Felsenklippen nehmen die hohen Berge von Parime unter 3° nördl. Br. ihren Anfang. Hier endigen die Ebenen des Amazonenstromes gegen Norden, südwärts sind die Ebenen des Marañon noch unbekannter als nordwärts. Sie erstrecken sich tief bis nach Brasilien hinein, wo sie sich erst zwischen dem 14 und 15° südl. Br. Berge bis 400 Toisen erheben. Man weiß nicht, wie weit dieses Bergland, unter welchem ein mit Hügeln von 100 bis 200 Toisen besetztes Land verstanden werden muß, sich gegen Westen ausdehnt. Alles ist hier noch ziemlich unbekannt. Die Hauptvertiefung des Beckens, dessen Umrisse wir so eben beschrieben haben, bildet das Bett des Amazonenstromes, dessen Longitudinalfurche von Westen nach Osten, unter einem Winkel von weniger als 25° gesenkt ist.

Die von Süden nach Norden gerichtete Abtheilung des Beckens vom Amazonenstrome ist die Landenge, durch welche zwischen den 12 und 20° südl. Breite die Waldebene mit den Pampas von Buenos Ayres zusammenhängt. Das westliche Ufer dieses Thalbeckens wird durch die Anden gebildet, zwischen dem Knoten von Porco und Potosi und dem von Huanuco und Pasco. Die Abhänge der Cordilleren von Apolobamba und Cuzco und das Vorgebirge von Cochabamba sind gegen Osten in die Ebenen des Amazonenstromes verflächt. Diese Verflächung hat Veranlassung gegeben, eine Verbindung zwischen den Andes und den Serras des Parecis und Melgueira in Brasilien zu vermuthen. Dem ist jedoch nicht so, sondern die Savanen von Chiquitos hängen nordwärts mit denen von Moxos, und südwärts mit dem völkerreichen Chaco zusammen. In eben dieser Ebene befindet sich jedoch die Wasserscheide, welche die Zuflüsse des Marañon und la

Plata trennt, von denen jedoch zu vermuthen steht, daß sich irgendwo ein Zusammenhang vorfinde. Diese Wasserscheide entspricht südlich vom Äquator der Linie, welche wir in der nördlichen Hemisphäre zwischen dem 2 und 4° nördl. Br. als Grenze zwischen dem Orenoco und Amazonenflusse nachgewiesen haben. Das Gebiet des Amazonenstromes bildet demnach eine Art Hochfläche, die freilich in ihrem westlichen Theile nur 480 Toisen ansteigt, aber dennoch nach drei Seiten, nemlich nach Norden, Osten und Süden abfällt. Wenn die Ebenen des Amazonenstromes sich überhaupt von den Llannos von Venezuela und den Pampas von Buenos Ayres durch die Ausdehnung und Dichtheit ihrer Wälder unterscheiden, so erscheinen die zusammenhängenden Savanen, in der von Süden nach Norden ihre Richtung nehmenden Abtheilung um so auffallender. Es ist, als sende das Grasmeer des Beckens von Buenos Ayres durch die Llannos von Tucuman, Manso, Chaco, Chiquitos und Moxos einen Arm aus nach den Pampas del Sacramento, den Savanen von Napo, von Guaviare, von Meta und von Apure. Diese Reihefolge von Savanen in der Ordnung, wie sie hier aufgeführt sind, durchschneiden zwischen dem 7° und 3° südl. Br. die Waldungen des Amazonenstromes und das merkwürdige Nichtvorkommen von Bäumen auf einem so ausgedehnten Landstriche, mitten in einer so unermeßlichen Urwaldung, das Übergewicht der Monocotyledonen, ist eine Erscheinung, welcher die Meinung von einer Hinwegwaschung der Pflanzendecke längs der ungeheuren Savane von Südamerika sehr günstig ist. In jeder Hinsicht bleibt das Vorhandensein einer so langen Savane, die sich baumlos vom Feuerlande, zwischen der Andeskette und dem südamerikanischen Morgenlande, selbst mitten durch die ungeheuren Waldgürtel durchzieht, eine eben so räthselhafte als interessante Erscheinung.

3) Die Ebenen vom Rio de la Plata und von Patagonien,

vom 20 bis 53° südl. Br. Dieses Becken streckt sich zwischen dem Rio Paraguay und der Andeskette gegen Süden hinab. Die brasilianischen Berge, das hügelige Paraguay, die Mündungen des la Plata und der atlantische Ozean bilden die Ostgrenze dieser Ebenen, welche 70000 Quadratm., zu 20 auf einen Grad, bedecken. Die östlichen Ufer des Paraguay, welche sich gegen den Parana und die Quellen des Paraguay hinziehen, sind mit Waldungen bedeckt. Die Grund-

fläche der Pampas oder Llannos von Manso, Tucuman, Buenos Ayres und dem östlichen Patagonien sind viermal so groß, als ganz Frankreich. Die Andes von Chili verengen die Pampas durch die beiden Widerlagen von Salto und Cordova. Die letzteren Berge sind dermaßen gegen Osten vorgerückt, daß zwischen dem 31 und 32° südl. Br., zwischen dem Ostende der Sierra de Cordova und dem rechten Ufer des Paraguayflusses nur eine Ebene von 45 Meilen übrig bleibt. Jenseit der Südgrenze der Republik von Buenos Ayres, zwischen dem Rio Colorado und Rio Negro, unter dem 38 bis 40° südl. Br., scheinen Berggruppen aus den salzigen Ebenen als Ausläufer der Andes emporzustehen, wovon auch der Stamm der Südindianer, welcher sie bewohnt, Sorranos oder Männer der Gebirge heißt. Von der Ausmündung des Rio Negro bis zum Cabo Blanco und de las des Vejas, zeigen sich auf der Ostküste Patagoniens mehre Piks und Vorgebirge, indessen sind die Savanen von der Magellanstraße bis zum schwarzen Vorgebirge am Fuße der Anden, überall 30 Meilen breit. Die Pampas von Buenos Ayres reichen im Norden in die Region der Palmen, in Süden unter diejenige hohe Breite, wo sich die immer gleichen Ebenen in den ewigen Schnee verlieren. Das ganze Südamerika zerfällt also in ununterbrochene Bergsysteme und unermeßlich ausgedehnte Ebenen. Nimmt man die ganze Fläche mit Humboldt zu 571300 Quadratm., 20 auf einen Grad gerechnet, an, so ergibt sich, daß das Bergland zu dem der Ebenen sich wie 1 : 4 verhält. Ostwärts der Anden nehmen 424600 dieser Quadratm. die Ebene ein, von denen die Hälfte wieder aus Savanen oder tropischen Grasfluren, die andere Hälfte aber aus Urwald besteht.

Wir gehen allmälig von der starren todten Natur zur lebenden über, von dem Felsengerüste des Kontinents und seinen Flachthälern zu den Flüssen und Gewässern, welche sie beleben und befeuchten. Nicht ohne Staunen betrachten wir den unermeßlichen Wasserreichthum, womit die westliche Erdhälfte vor der östlichen im Überflusse gesegnet ist. Wie die Mumien Egyptens überdeckt sind mit Netzen, so ist auch die westliche Erdhälfte ein ununterbrochenes zusammenhängendes Flußnetz, dessen unendliche Verzweigung darzustellen die Aufgabe dieses Abschnittes ist. Es hätte vielleicht nur eine gewaltigere Erhebung über den Meerspiegel, eine Versenkung der Andeskette, oder irgend einer zufälligen Modifikation der Erdgestaltung bedurft, um den unter dem brennenden Tropenhimmel gelegenen Kontinent von

Südamerika seinem Milchbruder, auf der westlicheren Erdhälfte, mit der er eine zum Verwechseln ähnliche Physiognomie hat, auch in Hinsicht auf Dürre und Unfruchtbarkeit gleich zu machen. Wie ganz anders gestaltet sich hingegen das ganze Land durch die gewaltigen Flußgebiete, welche es durchadern. Wir wollen versuchen hier eine kleine Skizze des Wasserreichthums zu geben, welche eine Naturerscheinung ist, die ihres Gleichen auf unserm Planeten nicht mehr aufzuweisen hat. Die Länge und Wassermenge der Flüsse hängt von der Lage der Berge und ihrer Abdachung gegen den Ozean hin ab. Es ist merkwürdig, daß die Kontinente beider Erdhälften gegen das atlantische Meer geneigte Flächen sind, welche sich schroff und steil aus dem großen Ozean erheben. Bei Amerika ist dieses besonders auffallend, denn nicht nur die Andeskette dacht sich gegen Osten zum atlantischen Ozean sanft ab, sondern auch die Sierra Parime und die Brasilienberge neigen sich dem Längenthale der Atlantis zu. Der hohe Rücken der Andesgebirge stürzt gegen das stille Meer ab, und nur ein schmaler Küstensaum bildet den Fuß dieser Bergkette. Erst gegen Süden hin wird dieser Küstensaum in der Republik Chili etwas breiter, und gestattet einigen Flüssen sich zu bedeutenderen Gewässern zu sammeln. Indessen ist auch hier nur in den oben erwähnten Desiertos oder an der Wüstensalzküste von Peru Mangel an Bewässerung fühlbar; wiewol es überall nur kleine Küstenflüßchen sind, welche in zahlloser Menge dem stillen Ozean zueilen.

Derselbe Fall zeigt sich auch bei den Parime- und Brasilienbergen; auch sie erheben sich schroff und steil zu ihrer höchsten Höhe in ihrem westlichen Theile, und stufen sich gegen das atlantische Meer allmälig ab. Eine natürliche Folge dieses Baues ist, daß der ganze Reichthum der Bewässerung sich im Innern des Kontinents zu großen Flußsystemen sammelt, und dem Ozeane zueilt. Diese Wassermenge ist jedoch so beträchtlich, daß sie nur mit Staunen betrachtet werden kann. Der einzige Amazonenstrom liefert eine Wassermasse an den Ozean ab, welche der aller Flüsse Europa's gleichkommt. Dieser unermeßliche Reichthum an Feuchtigkeit, verbunden mit der tropischen Wärme, begünstigt eine Vegetation, die man auszeichnungsweise die amerikanische nennen könnte; und gerade diese üppige Vegetation, diese unermeßlichen Urwälder, womit Berge und Ebenen bedeckt sind, gerade die sind es, welche auch wieder die feuchten Niederschläge begünstigen, und die Gewässer sammeln, welche sie an die Luft abgeben. Man könnte daher die Berge Südamerika's durch-

aus die nassen Berge nennen. Quellen, aus denen mit einem Male starke Wasseradern hervorsprängen, sind äußerst selten, dagegen sieht man gleichsam alle Berge schwitzen. In einer mittleren Erhöhung über der Meeresfläche sind alle Felsen des ganzen Kontinents die natürlichen Ableiter der Gewässer aus der Luft, denn man trifft sie überall naß. Das Wasser scheint aus ihnen in Tropfen hervorzudringen, die an dem Fuße der Felsen niederfallen, zu kleinen Lacken sich sammeln, und zwischen Felsschluchten dahinrieseln. Es ist kein Bergthal in ganz Südamerika, keine Schlucht, wo nicht irgend ein solches Bächlein rieselte. Bei jeder Nebenschlucht, aus jeder Rinne und jedem Transversalthale erhält es neuen Zuwachs. Es wird zum Bache, zum Flusse, zum Strome, und ergießt sich endlich als eine Süßwasserader in das Meer. Wir haben keine Benennung für eine Wassermasse dieser Art, da die Idee, welche wir mit einem Strome verbinden, einer unendlichen Steigerung bedürfte, um für das sich dahinwälzende Ungeheuer des la Plata oder Marañon passend zu sein. Häufig ist auch die Erscheinung, daß sich die Dünste der Luft an Felsrücken niederschlagen, dann in die Erde verschwinden, und 100 Fuß tiefer als kleine Quellen wieder hervorkommen. Es ist demnach gewiß, daß der unermeßliche Wasserreichthum Südamerika's sein Dasein dem Niederschlagen der Feuchtigkeit aus der Atmosphäre zu danken hat. Darum sind aber auch gerade die Waldregionen am wasserreichsten, und der starke Anbau mancher Gegenden hatte durch Ausrottung der Wälder auch Abnahme des Wassers im Gefolge. Wir führen hier als Beispiel nur die schönen Thäler von Aragua und die abnehmenden Gewässer des Valenciasee's an.

Indem wir den Reichthum an Flußwässern erwägen, so unterscheiden wir die Küstenflüsse des Westen, die bedeutenderen Flüsse gegen Norden und die Ströme, welche in Osten münden. Die Küstenflüsse, welche in den westlichen Ozean stürzen, sind im eigentlichen Sinne unzählbar, sie entströmen alle den Cordilleren, verdienen aber nur da den Namen eines Flusses, wo eine besondere Gestaltung des Bodens ihnen einen etwas verlängerten Lauf gestattet, sonst stürzen sie alle nach kurzem Laufe in das Meer. Der Erwähnung werth ist nur der Rio San Juan, welcher unter dem 6° nördl. Br. auf einer Quergräte der Andes entspringt, durch ein Längenthal gegen Süden fließt, eine Menge Nebenflüßchen aufnimmt, und in die Bai von Buonaventura fällt. Er ist merkwürdig wegen des Ravins von Raspadura und Quebadra, durch welches Ravin eine Ver-

Südamerika seinem Milchbruder, auf der westlicheren Erdhälfte, mit der er eine zum Verwechseln ähnliche Physiognomie hat, auch in Hinsicht auf Dürre und Unfruchtbarkeit gleich zu machen. Wie ganz anders gestaltet sich hingegen das ganze Land durch die gewaltigen Flußgebiete, welche es durchadern. Wir wollen versuchen hier eine kleine Skizze des Wasserreichthums zu geben, welche eine Naturerscheinung ist, die ihres Gleichen auf unserm Planeten nicht mehr aufzuweisen hat. Die Länge und Wassermenge der Flüsse hängt von der Lage der Berge und ihrer Abdachung gegen den Ozean hin ab. Es ist merkwürdig, daß die Kontinente beider Erdhälften gegen das atlantische Meer geneigte Flächen sind, welche sich schroff und steil aus dem großen Ozean erheben. Bei Amerika ist dieses besonders auffallend, denn nicht nur die Andeskette dacht sich gegen Osten zum atlantischen Ozean sanft ab, sondern auch die Sierra Parime und die Brasilienberge neigen sich dem Längenthale der Atlantis zu. Der hohe Rücken der Andesgebirge stürzt gegen das stille Meer ab, und nur ein schmaler Küstensaum bildet den Fuß dieser Bergkette. Erst gegen Süden hin wird dieser Küstensaum in der Republik Chili etwas breiter, und gestattet einigen Flüssen sich zu bedeutenderen Gewässern zu sammeln. Indessen ist auch hier nur in den oben erwähnten Desiertos oder an der Wüstensalzküste von Peru Mangel an Bewässerung fühlbar; wiewol es überall nur kleine Küstenflüßchen sind, welche in zahlloser Menge dem stillen Ozean zueilen.

Derselbe Fall zeigt sich auch bei den Parime- und Brasilienbergen; auch sie erheben sich schroff und steil zu ihrer höchsten Höhe in ihrem westlichen Theile, und stufen sich gegen das atlantische Meer allmälig ab. Eine natürliche Folge dieses Baues ist, daß der ganze Reichthum der Bewässerung sich im Innern des Kontinents zu großen Flußsystemen sammelt, und dem Ozeane zueilt. Diese Wassermenge ist jedoch so beträchtlich, daß sie nur mit Staunen betrachtet werden kann. Der einzige Amazonenstrom liefert eine Wassermasse an den Ozean ab, welche der aller Flüsse Europa's gleichkommt. Dieser unermeßliche Reichthum an Feuchtigkeit, verbunden mit der tropischen Wärme, begünstigt eine Vegetation, die man auszeichnungsweise die amerikanische nennen könnte; und gerade diese üppige Vegetation, diese unermeßlichen Urwälder, womit Berge und Ebenen bedeckt sind, gerade die sind es, welche auch wieder die feuchten Niederschläge begünstigen, und die Gewässer sammeln, welche sie an die Luft abgeben. Man könnte daher die Berge Südamerika's durch-

aus die nassen Berge nennen. Quellen, aus denen mit einem Male starke Wasseradern hervorsprängen, sind äußerst selten, dagegen sieht man gleichsam alle Berge schwitzen. In einer mittleren Erhöhung über der Meeresfläche sind alle Felsen des ganzen Kontinents die natürlichen Ableiter der Gewässer aus der Luft, denn man trifft sie überall naß. Das Wasser scheint aus ihnen in Tropfen hervorzudringen, die an dem Fuße der Felsen niederfallen, zu kleinen Lacken sich sammeln, und zwischen Felsschluchten dahinrieseln. Es ist kein Bergthal in ganz Südamerika, keine Schlucht, wo nicht irgend ein solches Bächlein rieselte. Bei jeder Nebenschlucht, aus jeder Rinne und jedem Transversalthale erhält es neuen Zuwachs. Es wird zum Bache, zum Flusse, zum Strome, und ergießt sich endlich als eine Süßwasserader in das Meer. Wir haben keine Benennung für eine Wassermasse dieser Art, da die Idee, welche wir mit einem Strome verbinden, einer unendlichen Steigerung bedürfte, um für das sich dahinwälzende Ungeheuer des la Plata oder Marañon passend zu sein. Häufig ist auch die Erscheinung, daß sich die Dünste der Luft an Felsrücken niederschlagen, dann in die Erde verschwinden, und 100 Fuß tiefer als kleine Quellen wieder hervorkommen. Es ist demnach gewiß, daß der unermeßliche Wasserreichthum Südamerika's sein Dasein dem Niederschlagen der Feuchtigkeit aus der Atmosphäre zu danken hat. Darum sind aber auch gerade die Waldregionen am wasserreichsten, und der starke Anbau mancher Gegenden hatte durch Ausrottung der Wälder auch Abnahme des Wassers im Gefolge. Wir führen hier als Beispiel nur die schönen Thäler von Aragua und die abnehmenden Gewässer des Valenciasee's an.

Indem wir den Reichthum an Flußwässern erwägen, so unterscheiden wir die Küstenflüsse des Westen, die bedeutenderen Flüsse gegen Norden und die Ströme, welche in Osten münden. Die Küstenflüsse, welche in den westlichen Ozean stürzen, sind im eigentlichen Sinne unzählbar, sie entströmen alle den Cordilleren, verdienen aber nur da den Namen eines Flusses, wo eine besondere Gestaltung des Bodens ihnen einen etwas verlängerten Lauf gestattet, sonst stürzen sie alle nach kurzem Laufe in das Meer. Der Erwähnung werth ist nur der Rio San Juan, welcher unter dem 6° nördl. Br. auf einer Quergräte der Andes entspringt, durch ein Längenthal gegen Süden fließt, eine Menge Nebenflüßchen aufnimmt, und in die Bai von Buonaventura fällt. Er ist merkwürdig wegen des Ravins von Raspadura und Quebadra, durch welches Ravin eine Ver-

bindung mit dem Rio Atrato ſtattfindet, welcher in dem Golfe von Darien gegen Norden in das Antillenmeer fällt. Durch den Atrato iſt mittelſt des Kanals von Raſpadura, den ein wackerer Pfarrer graben ließ, eine Verbindung mit dem S. Juan, und alſo zwiſchen beiden Meeren vorhanden. Es folgen ſich nun nach einander folgende Flüſſe: der Rio Barbacoes, welcher ebenfalls von Norden nach Süden eine Schlucht durchſtrömt, um alsdann mit nordweſtlichem Laufe dem Meere zuzueilen; der Rio Mira und Rio de las Esmeraldas kommen von den Anden von Quito herab, und ſtürzen nordweſtlich ins Meer. Der Guayaquil kommt aus den Hochbergen von Quito, und fließt gegen Süden in den gleichnamigen Golf von Guayaquil. Unzählig ſind nun die Küſtenflüſſe, welche längs der ganzen Weſtküſte dem Meere zuſtrömen. Wir zeichnen hier keine auf, da uns größere Szenen erwarten, merken jedoch nur ſo viel an, daß die Anzahl der Flüſſe, die nach Weſten eilen, denen, welche den öſtlichen Strömen ihr Daſein geben, an Zahl keineswegs nachſtehen.

Der Waſſerreichthum der amerikaniſchen Gebirge offenbart ſich ſchon, ſobald man ſeine Blicke auf die gegen Norden ſtrömenden Gewäſſer richtet. Es zeigt ſich hier dieſelbe Bemerkung beſtätigt, daß die Größe der Ströme in Amerika blos von der Länge ihres Laufes abhängt, da es an Zuflüſſen nirgends fehlt. So entſpringt in den Andes von Popayan der Rio Cauca, unmittelbar in der Nähe der Stadt Popayan ſelbſt. Er wird zum Recipienten aller Gewäſſer der Anden, des Quindiu und der Provinz Antioquia, ſtrömt als wirklicher Strom gerade gegen Norden und vereinigt ſich mit dem Rio Magdalena. Dieſer größte nach Norden fließende Strom von Südamerika, entſpringt ebenfalls unweit der Stadt Popayan im See von Papas, ſüdöſtlich der Stadt Popayan und des Paramo de Guanacas. Der Lauf, ſo wie das Thal des Rio Magdalena iſt dem des Rio Cauca parallel. Unter dem 9° nördl. Br., bei Tamalemeque, ſtrömt dem Rio Magdalena, der Rio Ceſar aus der Sierra Nevada de Sta. Martha durch den See von Zapatoſa entgegen, und vereinigt ſich mit ihm. Unterhalb Mompox geſchieht auch die Vereinigung mit dem Cauca, nach welcher er ſich, ein großes Delta bildend, in das Antillenmeer ſtürzt. In einem jeden andern Welttheile würde der Magdalenenſtrom auf hohe Bedeutung und den Rang erſter Größe Anſpruch machen; in Südamerika iſt er trotz eines Laufes von 50 deutſchen Meilen

mit immer vergrößerter Wassermenge, doch nur ein Fluß dritter Größe.

Der Rio Guarapiche kommt aus den Llannos von Venezuela, und ist der einzige Fluß, dem es vergönnt ist, aus den Ebenen des Orenoco seine Gewässer dem Meere zuzuführen. Er ist von geringer Bedeutung, und fällt in den Golf von Paria. Zwischen dem Magdalenenstrome und dem Guarapiche, fallen abermal eine unzählbare Menge von Küstenflüssen in das Antillenmeer. Kaum verdienen jedoch darunter der Tocuyo und der Rio Tuy, welcher das Hochthal von Caracas durchströmt, einige Erwähnung. Der Rio Unare und Neveri kommen aus den Bergen von Bergantin.

Einer der wunderbarsten Ströme unsers Erdballs ist der Orenoco, zugleich ein Strom erster Größe, welcher nur von dem Gebieter Südamerika's, dem gewaltigen Amazonenstrome, dem selbst der Orenoco tributbar ist, übertroffen wird. Die Quellen dieses Stromes hat zwar noch kein europäisches Auge gesehen. Sie liegen jedoch unfehlbar in den Parimebergen, und zwar im südöstlichen Theile derselben. Humboldt fuhr den Orenoco bis über Esmeralda hinauf, wo die Guaharibosindianer in ihrer Wildheit, das Vordringen bis zu den Quellen unmöglich machten. Der Orenoco strömt hier als Rio Paramo schon mit sehr bedeutender Wassermasse. Seine Quellen sind aber keineswegs jener fabelhafte Parimesee, welcher erst in der neuesten Zeit von den bessern Karten zu verschwinden anfängt. Alle Angaben über die Quellen des Orenoco bei den alten Geographen, sind theils Irrthümer, theils wirkliche Erdichtungen. Gesucht wurden indessen diese Quellen schon öfter. An sie wurden jene goldenen Männer versetzt mit dem Goldlande und Goldkönige, jenes berühmte Dorado, nach welchem die Spanier so viele Expeditionen sendeten, welche gewöhnlich mit dem Untergange der Theilnehmer endeten. Noch 1775 wurde eine Expedition mit demselben Erfolge abgesendet, und die Orenoquellen harren noch ihres Entdeckers. Wo wir den Orenoco zuerst begrüßen, finden wir ihn auf seinem Marsche gegen Westen. Zwei Tagreisen unterhalb der Wasserfälle, die von den Guaicasindianern besetzt sind, hat der durch hohe Berge eingeengte Orenoco noch 3- bis 400 Toisen Breite. Nach dem Berichte der Indianer braucht man von Esmeralda bis zum Rio Padamo, oberhalb der Guaicas-Wasserfälle, vierthalb Tage. Von da gelangt man in anderthalb Tagen zum Rio Mayoca, der in

den hohen Bergen von Unturan entspringt. Auch der Ocamo und Maquiritari sind Zuflüsse des Orenoco, der bei der Mündung des Mayoca plötzlich abnimmt, und oberhalb so schmal wird, daß die Guahibosindianer eine geflochtene an Felsen befestigte Lianenbrücke darüber gezogen haben. Es ist daher wahrscheinlich, daß dieser große Strom seinen Ursprung der Vereinigung mehrer Bäche und Flüsse verdankt, wie die meisten Ströme Südamerika's. Von seinem Ursprunge bis zu seiner Mündung, umarmt der Orenoco die Parimekette und bleibt immer an sie angeschlossen, nur bei Esmeralda unter 3° 5′ nördl. Br. und 48° 40′ östl. Länge v. F., gegenüber dem Pik von Duida, theilt sich dieser Strom und sendet einen Arm unter dem Namen Cassiquiare in den Rio Negro. Es ist da, wo die wasserscheidende Berggräte sich gerade in der Mitte des Orenoco verliert, und dadurch den Strom in zwei ziemlich gleiche Hälften theilt. Als Orenoco fließt nun der rechte Arm zuerst westlich, dann nordwestlich, bis 4° 15′ nördl. Br. und 5o° westl. Länge fort. Bei der Mission von Sta. Barbara verstärkt er sich mit dem aus den Parimebergen kommenden Rio Ventuari, wendet sich dann gegen Westen bis San Fernando de Atabapo. Hier nimmt der Orenodo den Atabapo von Süden kommend, den Jnirida aus Südwesten und den gewaltigen Guaviare aus Westen kommend auf. Der Guaviare kommt aus den Anden von Cundinamarca, und führt eine sehr große Wassermasse dem Orenoco zu. Dieser nimmt noch einige Waldflüsse von Nordosten her auf, und richtet nun seinen Lauf gerade nach Norden. Unter 5o° nördl. Br. stürzt sich der Vichada, von Westen kommend, in ihn, beinahe gegenüber der etwas nördlichern Mündung des aus den Parimebergen kommenden Sipapo. Die Parimeberge durchsetzen nun mit ihren Granitgräten das Flußbett des Orenoco; dieser durchbricht sie zwischen dem 5 und 6° nördl. Br., und bildet dadurch die berühmten Wasserfälle von Maypures und Atures. Das Schauspiel, welches dieser berühmte Strom hier darbietet, ist in jeder Hinsicht majestätisch zu nennen. Die bereits zum Ungeheuren angewachsenen Gewässer sind hier zwischen Felsen eingeengt. Mehre tausend Klippen und kleine Felseninseln durchsetzen den Strom, der ein Schaumbecken vom Umfange einer halben Meile darbietet. Gewaltige Felsstücke, schwarz wie Eisen, ragen daraus hervor. Die einen sind je zwei und zwei gepaarte Warzensteine, Basalthügeln ähnlich, andere gleichen Thürmen, festen Schlössern,

in Trümmer gefallenen Gebäuden, deren dunkle Färbung gegen den Silberglanz des Wasserschaumes absticht. Jedes Felsstück, jedes Eiland ist mit kräftigen, kleine Wäldchen bildenden Bäumen bewachsen. Vom Fuße dieser Warzensteine, so weit das Auge reicht, schwebt ein dichter Rauch über dem Strome, und mitten aus dem weißlichen Nebel, schauen die Gipfel hoher Palmbäume hervor, deren Stamm über 80 Fuß Höhe hat. Die federbuschförmigen Blätter dieser Palmen besitzen einen glänzenden Firniß, und stehen beinahe gerade zum Himmel empor. Zu jeder Tagesstunde stellt sich die ungeheure Schaummasse in wechselnd verschiedener Gestaltung dar. Bald werfen die aufgethürmten Eilande und die Palmbäume ihre langen Schatten, bald brechen die Strahlen der untergehenden Sonne sich in dem feuchten Nebel, der den breiten Wasserfall deckt. Farbige Bogen entstehen, verschwinden, und kommen neuerdings wieder zum Vorschein. Ein leichtes Spiel der Lüfte, schwebt ihr Bild über der Ebene. Eine üppige Vegetation, wie sie nur das tropische Amerika erzeugt, verstärkt nicht wenig den Eindruck dieses prachtvollen Schauspiels. Die Szene wiederholt sich bei den Wasserfällen von Atures, denen gegenüber etwas nordwestlich sich mitten in der Ebene der nicht hohe, aber durch seine isolirte Stellung imposante Pik von Uniana sich erhebt. Noch immer schlängelt sich der Orenoco gegen Norden fort, wo er unter 7° nördl. Br. plötzlich eine nordöstliche Richtung nimmt; bis zu dieser Umlenkung gegen Osten, stürzen eine Unzahl von Flüssen sich von Westen her in den Orenoco. Wir erwähnen darunter den prachtvollen Rio Meta, dessen ungeheure Wassermasse durch mehr als 20 Zuflüsse verstärkt wird, und dessen Vereinigung mit dem Orenoco etwas oberhalb der Mission von Carichana stattfindet. Der Orenoco schwillt nun zum Riesenstrome an. Der Capanabaro, der Rio Arauca, der Cabulare verstärken ihn, bis endlich der Apure, der Mission San Rafael del Capuchino gegenüber, unter 7° 30′ nördl. Br. in ihn fällt. Der Rio Apure, aus den Anden von Neu-Grenada entspringend, sammelt alle Gewässer der prachtvollen Provinz Varinas, der Llannos von Calabozo und der Abhänge der Küstenkette von Venezuela, zwischen Caracas und Barquisimento. Nach der Vereinigung mit dem Apure wälzt sich nun der 3- bis 4000 Toisen breit. Riesenstrom, durch die Llannos von Venezuela seiner Mündung zu. Der Manapire, Acaru, Rio Pao, Maurichal und eine Menge kleinerer Flüsse verstärken ihn noch

von Norden her. Die Berge von Parime treten nach Süden zurück, und gestatten ihm durch den Cuchivero, Caura, Arui und den großen Rio Caroni sich von Süden her zu verstärken. Endlich unterhalb St. Thomas von Angostura, beginnt sich der Orenoco zu verzweigen, und in vielfach sich durchkreuzenden Kanälen durch die flachen und schwankenden Niederungen unterhalb San Rafael, in den atlantischen Ozean zu ergießen. Der Orenoco umfaßt auf seinem seltsam gekrümmten Laufe bei 250 deutsche Meilen. Er nimmt Ströme auf, welche die ganze Breite zwischen der Andeskette und den Parimebergen durchschneiden. Durch das System des Orenoco ist das ganze Binnenland zwischen dem Äquator und 10° nördl. Br. aufgeschlossen, so daß die Bewohner der einstigen Staaten von Varinas und der Ufer der Rio Meta und Guaviare, in unmittelbarer Verbindung mit dem atlantischen Ozean, und dadurch mit der alten Welt selbst stehen. Innerhalb der Einfassung, womit der Orenoco die Parimeberge umgibt, liegen die schönsten und unbekanntesten Länder der Erde, auch sie sind jedoch durch den Rio Caroni und den Rio Cuyuni, so wie durch den Essequibo mit dem Orenoco, dem Rio Negro und dem atlantischen Ozeane verbunden. Der obere Theil des Orenoco, bis zur Einmündung des Rio Apure, ist theils an beiden Ufern, überall jedoch auf dem rechten Ufer, mit undurchdringlichen Wäldern eingefaßt. Wilde Thiere sind die Herren dieser prachtvollen Wildnisse; den Orenoco bevölkern samt seinen Zuflüssen zahllose Fische, Lamantins und Schaaren gepanzerter Krokodile. Musquitowolken schweben über ihm, nur der Mensch spielt hier eine unbedeutende Rolle und durchschwankt auf gebrechlichen Piroguen das ungeheure Flußgebiet, mehr trunken von Bewunderung der großartigen und freiwaltenden Natur, die ihn umgibt, als vom Gefühle seiner Herrschaft über die Erde.

Ein noch größeres Schauspiel bietet uns der Maraßon oder wie er gewöhnlich genannt wird, Amazonenstrom dar. Es ist schon oben einige Erwähnung geschehen jener Giebellinien, welche von Westen nach Osten die Ebenen Südamerika's unmerklich durchziehen, und eben dadurch die Scheidung der Gewässer bilden. Man kann für die nördliche Giebellinie den 2° nördl. Br. annehmen. Sie geht von den Anden von Cundinamarca aus, und verliert sich in der Gabeltheilung des Orenoco. Die südliche Giebellinie geht unter 18° südl. Br. von den Anden von Potosi durch die Sierra von

Sta. Cruz aus, und verliert sich in den Ebenen oberhalb Villa Bella, wo ebenfalls eine Verbindung des Guaporé mit dem Paraguay, wenn nicht gewiß, doch wahrscheinlich ist. Das Flußgebiet des Amazonenstromes umfaßt von Norden nach Süden volle 23 Breitengrade, und von Westen nach Osten 30 Längengrade unter dem Äquator. Niemand wird in Abrede stellen, daß dieses das größte Flußgebiet unsers Planeten sei. Die Quellen dieses Riesenstromes finden wir in den Cordilleren von Huanuco, wo der Bergknoten sich theilend, ein hohes Längenthal gegen Norden einschließt. Der Marañon bildet sich bereits hier durch Zuflüsse von allen Seiten, zu einem ansehnlichen Strome aus, einer nordwestlichen Richtung bis Jaen de Bracamores folgend. Hier beginnen die Stromschnellen und Wasserfälle des Marañon, der eine östliche, dann nordöstliche Richtung nimmt, und nach mehren Durchbrechungen der Bergkette bei San Borja den von Nordwest kommenden San Jago aufnimmt, und seinen Lauf nach Osten antritt. Wir verdanken Hrn. Eschwege eine treffliche Übersicht dieses Stromgebietes, nur Schade, daß seine Namen mit denen, selbst unserer besten Karten, durchaus nicht passen. Auf diesen finden wir folgende Zuflüsse des Amazonenstromes:

1) Von Norden her den Rio Marona, Pastaca, Xucaray, Camarao, Chanvira, Munamesa, Tigre; ein bedeutender Fluß, Maracanate, Nonai, Napo, der ebenfalls ein sehr bedeutendes Gebiet hat, der Tabatinga, und eine Menge kleiner Flüsse bis zum Putumayo; einem bedeutenden Strom von 100 deutschen Meil. Länge. Noch größer ist der Jupura, der selbst wieder mehr als 100 kleine Flüsse aufnimmt, und eine Wassermasse, welche dem Rhein gleich ist, dem Amazonenstrome zuführt. Noch größer ist aber das Flußgebiet des Rio Negro, dessen Wassermasse, wie die Länge seines Laufes, den größten Strom Europa's hinter sich läßt. Der Rio Negro nimmt den Rio Branco, Padaniri, Cattabuhu und den Cassiquiare, wodurch er mit dem Orenoco zusammenhängt, von Norden her auf. Von Westen her strömt ihm der große Ucayari zu, den ich auf der Karte des Amazonenstromes von Spix und Martius unter 4° nördl. Br. und 54° westl. Länge von F. mit dem Guaviare, der dem Orenoco zuströmt, verbunden finde. Diese Verbindung des Rio Negro durch den großen Strom Ucayari, Ucayale auch Uaupe mit dem Orenoco durch den Guaviare, stützt sich auf Monteiro's Bericht, welcher

erzählt, daß Jose de Menezes Cabuguena ihn befahren habe, und durch denselben in den Guaviare gelangt sei. Sollte dieses sich bewähren, und es gibt keine erheblichen Gründe dagegen, so zeigt sich, daß der Cassiquiare nicht die einzige Flußverbindung des Orenoco mit dem Amazonenstrome sei, da der Guaviare, von Westen kommend, genau unter derselben Breite, ebenfalls eine Gabeltheilung bilde; und indem er einen Arm als Guaviare nach dem Orenoco sende, er auch einen Kanal nach Süden in den Ucayari hinabschicke. Eine Schwierigkeit entstünde jedoch, indem sich natürlich die Giebellinie, welche Herr v. Humboldt aus den Anden nach den Parimebergen sich erstrecken läßt, dadurch wegfiele, und damit zugleich die Hypothese von einer nördlichen Wasserscheide. Es wäre alsdann eine Hügelgruppe in der Insel selbst als eine Art Erdbauchung anzunehmen, von der nach allen Seiten die Gewässer herabströmten. Diese Insel würde durch den Guaviare und Rio Parana oder Orenoco im Norden, durch den Kanal von Cabuquena und Uaupe oder Ucayari in Westen, von dem Cassiquiare und Rio Negro in Osten, und von dem Ucayare selbst im Süden gebildet. Dem Laufe der Gewässer nach befände sich, wie bei allen Erhöhungen Südamerika's, auch hier der höchste Punkt im westlichen Theile. Von ihm ginge eine Hügelreihe nach Westen, und verlöre sich als Theilungsgräte im Guaviare. Eine andere nach Osten in den Rio Parana, während in der Mitte dieser Bauchung selbst, sich die Quellen des Rio Negro, des Cayari und anderer nach Süden fließenden Gewässer, so wie der nach Norden fließende Chamochiquini, Jinirida, Unuqueve und Javita befinden. Man vermuthet indessen auch eine Verbindung des Javita mit dem Rio Negro, so wie eine Verbindung des Ucayari mit dem Jupura durch den Apapori. Der Rio Negro selbst empfängt seine Gewässer von mehr als 100 Zuflüssen zur Rechten und zur Linken. Die größten darunter sind: der Icana und der Ucayari von Westen, der Cassiquiare von Nordosten, der Cababuri, Padaviri und der große Rio Branco von Norden her. Die Breite des Rio Negro wechselt von 500 bis 5000 Toisen. Seine Wassermasse ist schwarz, daher auch sein Name. Der Amazonenstrom selbst führt zwischen dem Jupura und Rio Negro, den Namen Rio Solimoes. Unterhalb der Einmündung des Rio Negro fallen der Urugu, Aniba, Uatuma, Neamunda, Trompetas,

Gurupatuba, Urupuara, Vacarapi, Aramucu, Yari, Matapi nebst einer Unzahl kleinerer Flüsse von Norden her in den Amazonenstrom. Die Zuflüsse, welche dieser große Strom von Norden her empfängt, sind jedoch bei weitem nicht so bedeutend als die, welche ihm der Süden zusendet, sie sind aber merkwürdig durch die wunderbare Verzweigung und erstaunenswerthen Netzverbindungen, die bei weitem noch nicht alle genau erforscht sind, aber die sonderbare Erscheinung eines Landes darbieten; das tief im Innern eines großen Kontinents gelegen, halb Europa an Ausdehnung übertrifft, und durch die Verästelung zweier ungeheurer Stromgebiete zu einem Inselsystem zerstückt ist. Hier hat die Natur selbst das Geschäft übernommen, das Land zu kanalisiren und dem schwierigen Anbaue desselben durch Menschenhand vorzuarbeiten.

2) Gehen wir nun auf die Südseite des Amazonenstromes über, so werden wir hier durch die Menge und Bedeutsamkeit der Zuflüsse nicht weniger in Erstaunen gesetzt. Der Marañon selbst strömt in den Hochthälern der Andes, von Süden nach Norden hin. In der Provinz Jaen de Bracamoros wendet er sich gegen Osten und nimmt hier nebst vielen andern Zuflüssen kleinerer Bedeutung, die Gewässer folgender Flußsysteme, denn das sind sie in der That, in sich auf. Zuerst strömt der Huallaga auch Guallaga ein. Er führt ihm eine Wassermasse zu, welche die der Seine übertrifft. Noch größer ist der Ucayale oder Rio Beni, in den Anden von Potosi entspringend, und ein Flußsystem von 300 deutschen Meilen Länge bildend. Er folgt immer dem östlichen Fuße der Anden, strömt durch die Thäler von Cuchao, und nimmt alle von den Bergen herabströmenden Gewässer auf diesem langen Laufe auf, um eine Wassermasse, die der Donau gleichkommt, in den Marañon zu führen. Sein Einströmen in denselben ist so stark, daß er wirklich dessen Lauf ändert, und ihn gegen Nordosten treibt, bis ihm der von Norwesten kommende Rio Napo seine östliche Richtung zurückgibt. Es folgen nun als Tributäre des Amazonenstromes der Javari und Jutay, oder Hyutahi, beide aus den Bergen von Cuchao kommend. Der Jurua, Teffe, Coari und Purus sind kleinere Zuströmungen, weil sie sich zwischen großen Flußgebieten befinden, übrigens ziemlich bedeutende Ströme. Der Purus bildet bei seiner Einmündung in den Marañon ein großes Delta, indem er sich in 4 bedeutende Arme spaltet. Der größte Zufluß des Amazonenstromes von Süden her ist das große Stromgebiet des Rio

Madeira. Es entſpringt in den beiden Bergſyſtemen, dem der Andes und der Braſilienberge, und man vermuthet nicht ohne Grund zwiſchen dem Guaporé, dem eigentlichen Hauptſtrome des Madeira und dem Paraguay eine Verbindung, wenigſtens ließen ſich beide Ströme leicht mit einander verbinden. Es ſind eigentlich 3 Flüſſe, welche darauf Anſpruch machen können, die Quellen des Rio Madeira zu ſein. Der Rio Mamoré, welcher in den Anden von Cochabamba entſpringt, den Bergaſt von Sta. Cruz de la Sierra umfließt, indem er dem Hochthale von Jeſus de Montes Claros, auch Valle Granade folgt. Am Ausgange deſſelben wendet er ſich gegen Norden, nimmt eine Menge Flüſſe von beiden Seiten auf, und vereinigt ſich unter 10½° ſüdl. Br. mit dem Madeira. Der Rio de los Chiquitos entſpringt aus dem Ubahyſee in den Hügeln von Chiquitos, nimmt ſpäter den Namen Santa Madalena an, und vereinigt ſich beim Forte do Principe de Beira mit dem Guaporé, welcher in der Sierra Agoapehi, oberhalb Villa Bella Braſilien angehörend, entſpringt, und ſich durch die unzähligen Flüſſe der Sierra Parieys ſchnell zum Strome verſtärkt. Er bildet eine Menge Stromſchnellen und Waſſerfälle. Nach einer Vereinigung mit dem Mamoré nimmt er den Namen des Rio Madeira an, und bildet, indem er viele vorgeſchobene Äſte der Braſilienberge durchbricht, eine große Menge von Katarakten. Seine Ufer ſind reich an Saſſaparilla, Cacao, Nelkenzimmt und Schildkröten nebſt Schildkröteneiern, aber ungeſund und von feindlichen Indianerſtämmen bewohnt. Er vereinigt ſich mit dem Amazonenſtrome unter 3° 23′ 43″ ſüdl. Br. und 41° 7′ 55″ weſtl. Länge v. F. Der Madeira iſt der Wolga gleich. Öſtlicher von ihm kommt der Tapajos, weiter der Xingu, und endlich das berühmte Stromgebiet der Tocantins, dem zum Meere angeſchwollenen Amazonenſtrome zu gut. Dieſe drei letztern kommen aus den Braſilienbergen, und würden in jedem andern Welttheile als Ströme erſter Größe paſſiren.

Nachdem wir verſucht haben, das unermeßliche Stromgebiet des Amazonenfluſſes einigermaßen zu charakteriſiren, ſo müſſen wir noch hinzuſetzen: daß in Folge der Niederung dieſes Flußbeckens, der großen Ausdehnung der Fläche und des dadurch bedingten ſchwachen Gefälles der Ströme, ſo wie der Anſchwellungen während der Regenzeit, das ganze Flußgebiet als eine Art Sumpfland betrachtet werden muß, von einer unzähligen Menge von Sümpfen und Seen, welche hier Lagunen genannt werden,

bedeckt. Der unermeßliche Wasserreichthum des Amazonenstromes erhellt schon aus seiner geographischen Lage, indem er die ganze Wassermasse zu sammeln bestimmt ist, welche den drei Bergsystemen Südamerika's entströmt.

Wir kommen nun zum dritten Hauptsysteme der Gewässer, nemlich zum Systeme des Rio de la Plata. Wir bemerken beiläufig, daß es sehr falsch ist, wenn man den Namen dieses Flusses, wie es selbst in einigen Karten geschieht, mit „Silberstrom" übersetzt. Es ist bei weitem naturgemäßer, das Wort beizubehalten, und ihm den Namen des platten oder flachen Flusses zu geben. Auch in ihm sammelt sich eine ungeheure Wassermasse, welche theils den Andencordilleren, theils den Brasilienbergen entströmt. Der Rio de la Plata wird aus zwei großen Strömen gebildet, und als eigentliche Quellen desselben dürfen wol die im Diamantendistrikte in Matto-Grosso, in den Bergen von Cuyaba befindlichen Ursprünge des Paraguay sein, ungefähr unter 14° südl. Br. und 39° östl. L. Der Paraguay tritt sehr bald in die Ebenen oder Pampas von Buenos-Ayres ein, hat daher einen matten trägen Lauf, vereinigt sich bei Assumption, der Hauptstadt von Paraguay, mit dem Pilcomayo, tiefer mit dem Rio Grande de Vermejo, beide aus der westlichen Andencordillere kommend, und strömt gerade südwärts, bis er sich unter 27° südl. Br. und 41° westlicher Länge mit dem Rio Parana, der ihm an Wassermasse beinahe gleichkommt, bei Corientes vereinigt. Die beiden Flußgebiete des Paraguay und Parana sind durch eine von Norden nach Süden auslaufende Berggräte getrennt. Unterhalb Corientes wird das Land zu einem wahren Fluß- und Sumpfnetze. Es kommt von Westen der Sabadillo und Salado aus den Anden, von Norden und Nordosten der Uruguay, welcher die Provinz Entre-Rios von Cisplatina trennt. Nach der Vereinigung aller dieser Gewässer unter 34° südl. Br. nimmt das nun nach Südosten strömende Süßwassermeer, den Namen Rio de la Plata an. Es ist hier überall 10 bis 12 deutsche Meilen breit, und erweitert sich an seiner Mündung zwischen Maldonado und dem Vorgebirge St. Antonio bis zur doppelten Breite. Der untere Lauf dieses Stromgebietes ist, wie schon gesagt, so flach und verästelt, daß das ganze Land zu einem Sumpflande wird, was denn auch die Bewohner der Gewässer wol zu benutzen wissen. Fände eine Verbindung des Paraguay mit dem Madeira statt, oder würde sie jemals bewerkstelligt, so würde das ganze Wassersy-

stem der südamerikanischen Ebenen, zu einem unermeßlichen Stromgebiete, das sich nur mit dem Geäder eines menschlichen Körpers vergleichen ließe. Eine genaue Entwirrung und Würdigung der mancherlei Zuflüsse und Verästelung der drei verschiedenen Stromgebiete, die wir so eben beschrieben haben, verdiente der Gegenstand eines eigenen Werkes zu sein; und eine richtige Flußkarte Südamerika's gehört unter diejenigen Wünsche, durch deren Erfüllung sich ein eminentes Talent, Unsterblichkeit erwerben könnte.

Außer diesen drei Strömen fließen noch eine unermeßliche Anzahl Gewässer in den atlantischen Ozean, und es wäre ungerecht, wenn wir sie übergehen möchten. So haben wir des ansehnlichen Essequibo schon erwähnt. Außer ihm gehört auch noch der Rio Maroni, Surinam, Corentin und Berbice dem europäischen Guyana an. Südöstlich der Mündung des Amazonenstromes finden wir den Paranayba, der aus der Provinz Piauhi 136 geogr. Meilen weit, seiner Mündung unter 3° südl. Br. entgegenströmt. Er hat sehr viele Nebenflüsse, und ist weit hinauf schiffbar, kann jedoch in Südamerika nur als Küstenfluß gelten. Auf ihn folgt der Rio San Francisco, ein sehr großer Strom, der in der Serra dos Vertentes seine zahlreichen Quellen hat, in seinem Laufe gegen Norden eine Menge Nebenflüsse, darunter den Telhas und Paracatu, den Verde Grande und Rio Grande als große Flüsse aufnimmt, und so seine sehr bedeutenden Gewässer an das atlantische Meer abgibt, nachdem er unter 10° südl. Br. einen östlichen Lauf angenommen hat. Sein ganzer Bogenlauf beträgt 270 geogr. Meilen. Seine Wassermasse ist der der Donau gleich; er ist ein weiter, schöner, schiffbarer Strom, und seine vielen schiffbaren Nebenflüsse eignen ihn zu einer bedeutenden Handelsstraße in die Provinzen von Minas Geraes. Auch könnte sehr leicht eine Eisenbahn zwischen ihm und dem Rio Parana bewerkstelligt werden, wodurch eine Vereinigung mit dem la Plata leicht würde. Der Rio Itapiranga oder Wazaparis, der Itabiguru und der Paraguassu sind bedeutende Küstenflüsse unter mehren hunderten, welche das Land zwischen der Mündung des Francisco und der Allerheiligenbai durchfurchen. Noch zahlreicher sind diese Flüsse zwischen Bahia und den Mündungen des Rio Pardo und des großen Flusses Rio Grande de bel Monte. Der bedeutende Rio Doce, der große Strom von Parahyba sind nebst der unzählbaren Menge der Zwischen- und Zuflüsse alle

Kinder der großen Bergkette von Mantiqueira oder Serra de Espinhaço, welche Brasilien von Süden nach Norden durchzieht. Südlicher tritt eben diese große Bergkette näher an die Küste, und gestattet die Ansammlung der Gewässer nicht mehr, daher denn auch die Küstenflüsse bis zur Mündung des la Plata immer unbedeutender, obwol nicht weniger zahllos werden. Erst unterhalb den La Plata-Mündungen, strömen uns aus Patagoniens Ebenen der Rio Colorado oder Desaguadero de Mendoza, der Rio Negro, der Camarones u. s. w. als bedeutendere Flüsse entgegen. Aus allem diesen, was wir bisher über die Flußmenge von Südamerika angeführt haben, geht hervor, daß sich schwerlich ein Land der Erde rühmen kann, von der Natur besser mit Wasserstraßen bedacht worden zu sein, als das schöne Südamerika. Es dürfte dieser Umstand für kommende Geschlechter eine Aufforderung werden, diese Winke der Natur zu benützen; und es ist ein schöner Gedanke, sich Südamerika von 500 Millionen Menschen im lebendigen Verkehr, bevölkert zu denken.

So reich Südamerika an fließenden Gewässern ist, so mannigfaltig die Verzweigung der Silberadern dieses prachtvollen Erdkörpers, so arm ist dagegen diese Ländermasse an großen stehenden Becken oder Seen. Jene Fülle zusammenhängender Wasserbecken, welche Canada auszeichnet, finden wir hier nicht; eben so wenig ein inländisches Binnenmeer wie der Caspisee in Asien. Reich dagegen ist das Land an Lagunen oder sumpfigen Wasserspiegeln, welche durch die Anschwellung der Flüsse in den überschwemmten Niederungen zurückbleiben. Auch sind die Anden nicht leer von jenen Gebirgsbecken, welche wir unter dem Namen der Alpenseen kennen, und sollen wir die Wahrheit sagen, so wissen wir eigentlich noch nicht genau, ob außer den bisher bekannten nicht noch eine ziemliche Anzahl solcher Wasserbecken vorhanden ist, ohne daß wir sie kennen. Die merkwürdigsten Seen Südamerika's, welche wir kennen, sind folgende:

a) Der Zapatosa, eine Lagune in der Provinz Sta. Martha. Sie erhält ihre Nahrung von den Flüssen, welche die Sierra de Sta. Martha gegen Süden sendet, und gibt den Überfluß, an den Rio Magdalena ab. Sie mag eine Oberfläche von 42 Quadratm. darbieten; und ist im Grunde doch nur eine Wasserstockung des Rio Cesar. Dagegen bietet

b) Der Maracayboſee sich als eine wichtige Erscheinung dar. Dieses prachtvolle, ovale Becken befindet sich unter 9° nördl. Br. und 307° östl. L. v. F. Es ist ein wahrer Alpen-

see, umgeben von prachtvoll gruppirten Bergabstürzen und ungefähr 100 Toisen über dem Spiegel des Antillenmeers erhaben. Nicht leicht bietet ein See einen schönern Wasserspiegel dar, als dieser. Mehr als 20 Flüsse stürzen sich von den umliegenden Bergen nach ihm herab. Mancher davon bildet schöne Kaskaden und die Natur hat alles gethan, um seine Ufer zu schmücken. Die Gewässer sind süß und trinkbar, obgleich ein breiter Kanal die Verbindung zwischen ihm und dem Meere unterhält, und er Ebbe und Flut mit dem benachbarten Antillenmeere theilt. Ja die Flut steigt im See selbst höher, als im Meerbusen von Maracaybo. Er ist für Schiffe jeder Größe fahrbar, und hält 30 geogr. Meilen Länge auf eine Breite von 18. In dem See selbst befinden sich die Inseln de las Palmas und de la Vigia. Als man ihn im Jahre 1524 entdeckt hatte, fand man eine Menge Häuser in dem See auf Pfählen erbaut, wodurch man an Venedig erinnert wurde, und diese Wohnungen Venezuela nannte, welcher Name sich später dem ganzen Lande mittheilte. Nach v. Humboldt hat man in der Nähe dieses Sees mannigfaltige Feuererscheinungen wahrgenommen, und daraus das Ausströmen brennbarer Gase vermuthet.

c) Seitwärts vom Maracaybosee in den Küstenbergen von Venezuela, südwärts von Caracas liegen die anmuthigen Thäler von Aragua. In ihnen der schöne See von Tacarigua, auch schlechtweg der See von Valencia genannt. Es ist ein wahrer Alpensee, gebildet durch die Zuflüsse der benachbarten Berge, welche die Wände dieses abgeschlossenen Thalbeckens bilden. Er ist zwischen Kalk- und Granitbergen ungleicher Höhe eingeschlossen. Nordwärts trennt ihn die Sierra Mariara von den Küsten des Ozeans, südwärts die niedere Bergkette des Guacimo und Jusma gegen die Steppen; östlich und westlich bilden Hügelreihen abschließende Querdämme. Dieses Thal mit seinem herrlichen Wasserspiegel ist einer der schönsten Flecken der Erde. Man hat viel von dem Genfersee gerühmt, und seine Schönheit übertrifft in der That auch alles, was man sich in dieser Art denken kann, nur nicht die anmuthigen Gestade des Valenciasees. Sein Spiegel liegt 1332′ über der Meeresfläche erhaben. Er ist ungefähr 10 Seemeilen lang. Seine Ufer bilden einen auffallenden Kontrast. Diejenigen der Südseite sind nackt, öde, wild und fast unbewohnt, aber die niedern Ufer sind mit Pisanggebüschen und Mimosen dicht bewachsen, und spiegeln ihre zarten Gestalten in dem klaren Spiegel der Gewässer. Das nördliche Ufer ist dagegen mit

reizenden Pflanzungen bedeckt, Zucker, Kaffee und Baumwolle wachsen hier in unermeßlicher Fülle. Reiche Städte und Dörfer erheben sich allenthalben, und jedes Haus ist mit prachtvollen Baumgruppen umgeben. Der Ceiba mit großen gelben Blumen ertheilt der Landschaft, indem seine Zweige von denen der purpurfarbigen Erythrine durchflochten werden, einen eigenthümlichen Charakter. Über dieser ganzen Landschaft schwebt der wolkenlose tropische Himmel. Aus dem See selbst erheben sich gleich Thürmen, gewaltige und wundersam geformte Granitmassen, welche theils nackt und zerklüftet, nur einige Saftpflanzen nähren, oder aber nicht selten von einem ungeheuren Feigenbaume oder einer Clusia mit fleischigen Blättern gekrönt sind, und dann die Umgegend beherrschen und ihren romantischen Zauber erhöhen. Niemand hat noch diesen See besucht, ohne mit Begeisterung von seiner Schönheit zu sprechen, und die Pracht zu schildern, von der sich hier der Naturfreund umgeben sieht. Indessen bietet außer den Naturschönheiten der Valenciasee noch andere Erscheinungen dar, nemlich eine Abnahme der Gewässer, welche besonders seit einigen Jahrzehenden außerordentlich auffallend ist. Es ist gewiß, daß Valencia ursprünglich nur eine halbe Stunde vom See entfernt erbaut wurde. Indessen liegt die Stadt heutzutage eine deutsche Meile von seinen Gestaden. Mehre der Inseln, welche früher vom Wasser umgeben waren, sind jetzt auf dem Trocknen, und reiche Pflanzungen bedecken den Boden, auf welchem vor einem halben Jahrhunderte noch die Wellen spielten. Eine Haupturſache dieser Abnahme der Gewässer ist wol die Ausrottung der Wälder, welche früher die Abhänge der schönen Thäler von Veragua bedeckten. Denn nicht nur hat diese Verheerung der Wälder dem See Schatten und Kühlung entzogen, und seine Ausdünstung bedeutend vermehrt; sondern auf dem nackten Boden sind auch die Quellen vertrocknet, die Wassermenge der Flüsse wurde dadurch vermindert, so wie die Niederschläge der feuchten Dünste, welche früher durch die dicken Waldungen befördert wurden, verhindert. Eine Vermehrung der Ausdünstungen findet auch dadurch statt, daß die Zuflüsse, welche den See speisen, häufig in die unermeßlichen Pflanzungen, welche diese Thäler bedecken, geleitet werden, und dadurch dem See die Nahrung entzogen wird. Überdies wurde durch einen Pflanzer auch der Rio Pao nach den Llannos abgeleitet, und der See dadurch wiederum verkürzt. Dieser schrumpft daher immer mehr zusammen, und die Kolonisten, obwol sie sein gänzliches Verschwinden immer fürchten, rücken ihm mu-

thig nach. Diese Verminderung kann jedoch nur bis auf einen gewissen Grad stattfinden, und bedecken sich die Berge aufs Neue mit Wäldern, so dürfte sogar eine Zunahme zu erwarten stehen. Der See ist von 12 bis 40 Toisen tief, seine Ufer sind gegenwärtig flach, und die Inseln, welche ihn schmücken, erhöhen seinen Reiz. Man zählt 15 größere Inseln, welche hoch aus dem Wasser emporragen und zum Theil bewohnt sind. Auch entstehen auf ihm schwimmende Eilande, indem großblättrige Seepflanzen sich in ihre Wurzeln verschlingen und verfilzen, nach und nach so dicht und fest werden, daß die verwesten Pflanzen sich nicht mehr abschwemmen, sondern eine Art Humus bilden, der selbst den größten Bäumen Nahrung gewährt. Man findet solche Inseln von 2 bis 3 Ellen Dicke, und 30 bis 40 Ellen Länge. Sie werden vom Winde hin und her getrieben und gewähren einen seltsamen Anblick.

d) Der See Xarayes zwischen 16° 24′ und 21° 22′ südl. Br. Es besteht dieser See aus einer Menge von Lagunen in den Ebenen, welche der Paraguay bewässert, durch dessen Stockung während der Überschwemmungszeit sie entstehen. Solcher Seen oder Lagunen gibt es in den flachen Gegenden Amerika's unzählige. Ein solcher ist auch der große Patossee an den Küsten der cisplatinischen Republik. Er wird durch die Mündung des Küstenflusses San Pedro gebildet. Südlich davon liegt der Marienſee: wie gesagt, gibt es aber dieser Lagunen unzählige. Ein wahrer Alpensee dagegen und unstreitig der größte Seespiegel von Südamerika ist

e) der prachtvolle Titicacasee in den Hochthälern von Alto-Peru, er wird auch der See Chacuito genannt. Seine Oberfläche beträgt 448 Seequadratm., und in ihm spiegeln sich die höchsten Gipfel der Anden und vielleicht die höchsten der Erde. Zugleich ist der See selbst das höchste Wasserbecken von so bedeutendem Umfange auf unserm Planeten, denn er liegt 12760′ über dem stillen Ozeane, folglich so hoch als der Gipfel des Pik von Teneriffa und noch höher, und nimmt das nördliche Ende des Hochthales ein, welches die zwei höchsten Zweige der Andeskette bilden. Die westliche Kette trennt das Becken des Sees von Titicaca und das Thal von Desaguadero von der Südsee, und bietet eine große Zahl noch thätiger Vulkane dar. Die östliche Kette aus Flötz- und Übergangsgebirgen bestehend, trennt die Hochebene nebst dem See von der unermeßlichen Ebene von Chiquitos und Moxos. Beide Bergketten sind nördlich und südlich durch Querjoche verbunden, und steigen ununterbrochen von 14 bis 17 südl. Breitengrade in die Grenze

des ewigen Schnees. Viele ihrer Gipfel übersteigen die Höhe von 5200 Toisen, und manche erreichen sogar die ungeheure Höhe von 4000 Toisen. Zwischen diesen Prachtgestalten unsers Planetengerippes, in einer Hochebene, welche noch immer in diesen Breiten dem Anbaue des Roggen, der Kartoffeln, Quinoa, Mais und Weizen außerordentlich günstig ist, dehnt sich das ungeheure Becken des Titicaca aus. Seine Ufer sind mit Pflanzungen der eben genannten Erzeugnisse, die hier in erstaunenswürdiger Üppigkeit gedeihen, bedeckt. Die Inseln desselben prangen mit Ruinen alter Gebäude der ersten peruanischen Civilisation. Die Ruinen von Tiahuanaco befinden sich noch am Ufer des Sees, welche allenthalben Spuren einer Kultur zeigen, die von den Peruanern dem Manco Capac zugeschrieben wird. Die Wasser des Titicaca sind etwas trübe, aber gesund und trinkbar. Er ist überall schiffbar für Fahrzeuge jeder Größe und hat eine Tiefe von 40 bis 50 Faden; auch ist er reich an trefflichen Fischen. Alte Sagen der Peruaner knüpfen sich an diesen See, unter andern auch die, daß bei der Eroberung Peru's durch die Spanier der größte Theil der Schätze in ihm versenkt worden sei. Alle Flüsse, welche den gegen den Titicacasee geneigten Bergabhängen entströmen, vereinigen sich in ihm, man kennt jedoch keinen Abfluß; er soll sich zwar in den See Das-Alaugas ergießen, doch hat dieser, welcher südwärts von Titicaca liegt, ebenfalls keinerlei Abfluß und überdies ist auch die eigentliche Verbindung mit demselben noch sehr problematisch.

f) Nicht unerwähnt können wir hier auch den berühmten See von Guatavita lassen. Dieser See liegt im Norden der Stadt Sta. Fé de Bogota; die absolute Höhe seiner Lage übersteigt 1400 Toisen auf dem Rücken der Andes von Zipaquira. Wild und öde ist seine ganze Umgebung. Rings um das Becken bemerkt man Reste einer Treppe, welche einst dazu diente, um denen welche in diesem heiligen See Abwaschungen vornahmen, das Hinabsteigen zu erleichtern. Auch von ihm erzählt man, daß zur Zeit der Eroberung, die Bewohner von Neu-Grenada ihre Schätze in denselben versenkt hätten, und zwar in solcher Menge, daß die Spanier mehr als einmal sich versucht fühlten, die Gewässer des Guatavita abzuleiten, um der auf den Boden befindlichen Kostbarkeiten sich zu bemächtigen. Noch in der neuesten Zeit wurden Versuche angestellt, um den Schatz zu heben, der auf nicht weniger als einige Milliarden berechnet wurde. In der That hat man auch von Zeit zu Zeit

einige goldene Geräthe herausgefischt. Es soll nemlich bei diesem See ein Nationalheiligthum der Bewohner des Hochlandes von Bogota gestanden haben. An gewissen Festtagen soll sich der König mit goldenen Zierrathen behangen, gesalbt und mit Goldstaub bedeckt haben, um sich alsdann im See von Guatavita alles dieses Prunkes zu entledigen. Eben so sollen von den Großen des Reichs kostbare Geschenke dargebracht worden sein, um der Landesgottheit, die ihren Sitz in dem See hatte, geopfert zu werden. Endlich soll bei Erscheinung der Spanier unter Quesada auf dem Plateau von Neu-Grenada, jene oben erwähnte Versenkung der Schätze des Landes stattgefunden haben. Das Becken des Sees ist in den Felsen gehöhlt, vielleicht durch Kunst erweitert, aus ihm fließt der Pati, welcher anfangs im kreisförmigen Laufe herumzieht, und dann an der Stadt Bogota vorbei nach dem Rio Magdalena hinabrollt. Der See von Guatavita ist ungefähr eine deutsche Meile lang und halb so breit. Einzelne Seen von minderer Bedeutung werden wir noch zu erwähnen Gelegenheit finden.

Südamerika ist eine Insel, welche nur mittelst der Landenge von Panama mit dem nördlichen Kontinente zusammenhängt. Das Antillenmeer umgibt den Kontinent im Norden, im Osten das atlantische, im Süden das Polar- und im Westen das stille Meer. Die Küsten des Kontinents, welche gegen Norden schauen, sind zackig, steil, zerrissen und mannigfaltig eingebuchtet. Die Inselreihe der Mandigobai zeigt den Versuch des Meeres in den Meerbusen von Panama hinüberzubrechen; nur die hier kaum 100 Toisen erreichende Cordillere, bis an deren Fuß es vordrang, hielt es auf. Südöstlich die zackige Küste hinab, gelangt man in den prachtvollen Golf von Darien. Er öffnet sich der Republik Neu-Grenada zwischen dem Cap Tiburon und Sebastian. Er greift 26 Seemeilen weit in das Land und zackige Felsen umstarren seine Küsten; in ihn fällt der Atrato, der mittelst des Kanals von Raspadura mit dem stillen Meere in Verbindung steht. Di Küsten springen ostwärts der Mündungen des Magdalenenstromes weiter gegen Norden hervor, in dem die Sierra de Sta. Martha ihre Arme ausstreckt. Die Küste zieht sich nun gegen Nordosten hin, und wird durch den Cordillerenarm der Sierra de Pria bis zum 13° nördl. Br. vorgeschoben. Das Cap Falso entspricht hier dem östlicher liegenden Cap St. Roman, als der nördlichsten Spitze der Halbinsel Paraguana, die nur mittelst der schmalen Landenge von Medaros mit dem Festlande zusammenhängt.

Diese beiden Halbinseln schließen den prachtvollen Meerbusen von Maracaybo ein; er wird auch der Busen von Venezuela genannt. Er empfängt durch einen breiten Kanal die Gewässer des Maracayboſees und bringt diesen miteingerechnet, 60 Meilen tief in das Land ein, indem er eines der prachtvollsten Wasserbecken der Erde bildet. Der östliche Theil des Meerbusens von Maracaybo wird der Golf von Coro genannt. Gegenüber der Halbinsel Paraguana liegt die Insel Orua, die erste der kleinen Antillen unter dem Winde, welche in langen Reihen der Küste von Venezuela vorliegen. Die Küste nimmt nun eine südöstliche Richtung und zieht sich in den Meerbusen, welcher den Namen Golfo Triste führt, hinab. In ihm liegt unter mehren bequemen Hafen, Porto Cabello, weiter östlich la Guayra, der Hafen von Caracas. Man umsegelt nun Cap Codera, dessen schwarze Felsenmassen weit in das Meer vorspringen und gelangt in den prachtvollen Golf von Cariaco, dessen Eingang durch Cap Codera und Punta Araya, der westlichsten Spitze der Halbinsel, gleichen Namens gebildet wird. Die Küste hat hier schöne Hafen, unter denen der von Barcellona und Cumana, so wie der von Cariaco fleißig benutzt werden. Zahlreiche Vorgebirge springen hier in den Meerbusen vor, der reich an Inseln ist. Als ein Überrest zerstörter Bergmassen, wird die von Westen nach Osten lang und schmal hingestreckte Halbinsel Araya betrachtet. Auch sie ist reich an Einschnitten und Vorgebirgen. An ihrem östlichen Ende Punta la Pena genannt, öffnet sich die Boca del Dragon oder der Drachenschlund, um uns in den schönen Meerbusen von Paria zu führen. Dieser prachtvolle Meerbusen wird im Norden von der Halbinsel Araya, im Osten von der Insel Trinidad, im Süden und Westen von dem Festlande Amerika's gebildet. In ihm entleert sich der Guarapiche und ein Theil der Gewässer des Orenoco durch die Mündungen von Manamo und Pedernales. Zahlreiche und tiefe Busen enthält dieser Golf, aus welchem wir durch den Canal del Sur an den Orenocomündungen, erst südöstlich, dann südlich der Boccas de las Yaroos vorbei an die Hauptmündung des großen Stromes zwischen den Inseln Congrejo und Punta Parima hinabeilen.

Wir befinden uns nun im atlantischen Ozean. Die Küste nimmt eine südöstliche, dann beinahe völlig östliche Richtung bis zur Mündung des Rio Maroni. Diese Küsten sind den Versandungen und Verschlemmungen sehr unterworfen, was

eine Folge des zwischen dem Wendekreise herrschenden Ostpassates ist, der die Gewässer unaufhörlich nach Westen treibt, wo sie sich alsdann zwischen der Küste Natal und dem Vorgebirge Rochus brechen, und die Strömung sich theilt. Eine Strömung geht unaufhörlich nach Nordwest, die andere nach Südwest. Die nordwestliche Strömung häuft die Verschlemmungen und Versandungen an den Küsten Guyana's an, und diese machen sie schwer zugänglich. Von St. Rochus biegt sich die Küste nach Süden und endlich etwas gegen Südwesten hinab, bis unter den 13° südl. Br. Diese ganze Küste ist ziemlich gerade abgeschnitten, mit häufigen Sandbänken belegt, und an den zahlreichen Flußmündungen sperren Barren die Einfahrt. Indessen gibt es mehre Hafen und Rheden, die ziemliche Sicherheit gewähren. Das Cap Augustin unter 8° 20′ südl. Br. ist ein Signalpunkt. Die Küsten zeigen sich bald flach und sumpfig, bald hügelig, nirgend aber hoch und pittoresk. Unter 12° 42′ südl. Br. öffnet sich endlich bei dem Vorgebirge San Antonio neben der Stadt San Salvador, der Eingang zu der Bahia de todos os Santos oder Allerheiligenbai, einer der schönsten Meerbusen dieser Küste. In dem weiten Eingange liegt die Insel Taporica und theilt ihn in zwei Straßen. Die Bai hat 27 geogr. Meilen Umfang, enthält viele schöne Inseln und gewährt den Fahrzeugen jeder Größe volle Sicherheit. Zwischen Bahia und dem Vorgebirge dos Castellanos ist die Küste gewaltig zerrissen, große Inseln liegen ihr vor, und tiefe Einbuchten würden den Schiffen Zuflucht gewähren, machten Korallenriffe und Sandbänke die Einfahrt nicht gefährlich. Die Küsten des atlantischen Ozeans ziehen sich nun südwärts mit einer nur sehr geringen Neigung nach Westen Porto Seguro vorbei bis zum Cabo San Thoma. Außer den Flußmündungen und der Bai Espiritu Santo, ist die Küste überall von sanften Umrissen begleitet. Jenseit des Cabo San Thoma bekommt sie jedoch eine andere Gestalt. Sie nimmt eine westsüdwestliche Richtung, wölbt die tiefe Bai von San Salvador und San Joao zwischen dem Cap San Thoma und Cabo frio. Das Cabo frio bildet mit der Punta Joao Fernandez zwei Vorgebirge, zwischen denen eine tiefe Bai in das Land eindringt, und Cabo frio zu einer langgestreckten Halbinsel macht. Die Richtung der Küste wird nun ganz westlich, und zwischen 25 und 26° westl. Länge öffnet sich die große und prachtvolle Bai von Rio Janeiro. Nun gewinnt die Küste ein anderes Ansehen. Hohe Berg-

gestalten treten an sie hervor; weitgestreckte Vorgebirge greifen in das Meer hinein, und langgedehnte Inseln schließen die tiefen Einschnitte in das zerrissene Land. Diese Zerrissenheit der Küsten dauert bis zum südlichsten Punkte des Kontinents hinab. Wir erwähnen hier des weiten Busens von Buenos Ayres durch den La Plata strom gebildet; die San Mathias-bai südlich vom Rio Negro; die Bahia Nueva durch die Halbinsel San Joseph und den Meerbusen S. George, alle an den patagonischen Küsten. Die zerrissenen Küsten reichen bis zum Vorgebirg der Jungfrauen oder las Virgines hinab; jenseit desselben öffnet sich die magellanische Straße nach dem stillen Meere. Die Küsten der Feuerlandinseln nehmen eine südöstliche Richtung und lassen uns die Vorgebirge St. Vincent, St. Diego, St. Juan und dann eine westliche Richtung nehmend, das berüchtigte Cap Horn umsegeln. Wir nehmen nun unsere Richtung gegen Nordwesten und gelangen abermal an die magellanische Straße durch das Cap Pilares und Victoria gebildet. Der südlichste Punkt des Kontinents in der Magellanstraße ist das Cap Vorwärts oder Forward

Wir befinden uns im großen Ozeane und indem wir von nun an gerade nach Norden segeln, sind es steile und furchtbar gestaltete Küsten, welche wir hier erblicken. Hohe Vorgebirge, steile Inseln von großer Ausdehnung, tiefeingeschnittene Baien und Meerbusen begleiten uns allenthalben. Die kalten unwirthlichen Küsten sehen einer zertrümmerten Welt gleich. Das Cap Isabel, Sta. Lucia, San Jago, Tres Puntas gehören Inseln an, die durch gewaltige Naturrevolutionen vom Festlande abgerissen und durch Wasserarme getrennt sind, deren Küsten furchtbaren Schlünden gleichen. Der Golfo de la Trinidad unter 49° südl. Br. ist ein Theil des Kanals, der die Mutter-Gottes-Insel vom Festlande trennt, durch einen ähnlichen Kanal trennt sich die große Insel Campana. Nördlich davon wölbt sich der Golf de Bonas in das Land hinein. Seine Nordküste bildet die Halbinsel Tres Montes, die nur durch den schmalen Isthmus von Ofqui an das Festland geheftet ist. Der Küstensaum wird hier schmal und die Trachytglocken der Andescordillere schauen trotzig in den großen Meerbusen von Chiloe herab, in dem der Archipel de los Chonos zerstreut liegt. Die langgestreckte Insel Chiloe dehnt sich von Süden nach Norden aus, und ist nur durch eine schmale Straße von der Republik Chili ge-

trennt. Die Küsten von Chili sind in ihrem südlichen Theile etwas breiter, aber in ihrem mittlern Theile bei Valparaiso, treten die Cordilleren näher heran, und senken ihre Äste in das Meer hinab, liebliche pittoreske Gestade in einen schönen Pflanzenteppich gehüllt, von gesunden Lüften umfächelt und von giftigen Thieren verschont, begleiten uns bis zu den Desiertos de Atacama unter 25° südl. Br., wo der Tod seine Heimat hat, jedes Leben erstirbt und man sich plötzlich an den Westküsten des nördlichen Afrika zu befinden glaubt. Bis nach Arica setzen nun steile Küsten fort, nehmen alsdann eine nordwestliche Richtung bis unter den 7° südl. Br. Überall tritt hier die Andeskette beinahe unmittelbar an das Seegestade heran. Nirgend auf dieser langen Strecke ist eine Bucht von einiger Bedeutung vorhanden, nur wenige Hafen gewähren einige Sicherheit den Schiffen, welche längs diesen Küsten segeln. Das Meer hat hier eine ungeheure Tiefe, so daß an vielen Stellen kein Grund zu finden ist. Zwischen der Punta de la Aguja und Cabo Blanco erweitert sich der Küstenstrich und tritt gegen Westen vor. Die Punta de Aguja und Parina, sind die westlichsten Punkte des Kontinents. Zwischen dem Cabo Blanco und Sta. Elena öffnet sich der schöne Busen von Guayaquil, in welchem die hohe Insel Puna liegt, und dessen Hafen von großer Bedeutung ist. Von hier an werden die Küsten wieder ausgezackt, die Cordillere tritt etwas tiefer landeinwärts, und das Land nimmt bis zur Bai von Buonaventura eine nordöstliche Richtung. Die Vorgebirge von San Lorenzo, Cabo Passado, San Francesco und andere, bilden die Spitzen, zwischen denen sich flache Baien einwölben. Jenseit der Bai von Buonaventura wird die Küstenrichtung nördlich, dann etwas nordwestlich, und zieht sich in dem weiten und prächtigen Golf von Panama hinein.

Der Golf von Panama wird von der Landenge und deren halbmondförmigen Gebirgszügen der Andes umschlossen. Der Eingang zwischen den Vorgebirgen Francesco Solano und Punta Mala ist 31 geogr. M. breit. Da der Golf nur 27 M. tief ist, so gehört er zu den flachen Meeresbusen. In seinem Innern bilden sich mehre Binnenbusen, so der prächtige Busen des h. Michael zwischen Punta Carachine und Punta Corde; diesem gegenüber öffnet sich der Golf von Parita zwischen der Punta de Chame und Punta Mala. Vor der Bai San Miguel liegt der Perlenarchipel berühmt durch die vormaligen Perlenfischereien. Die

Natur hat hier alle ihre Reize entfaltet; die Geschichte dem Namen Panama das Siegel der Unvergänglichkeit aufgedrückt; aber das gelbe Fieber hat auch seinen unvergänglichen Wohnsitz in diesem Meerbusen aufgeschlagen.

Indem wir das Klima des südamerikanischen Kontinents in Erwägung ziehen, dürfen wir nicht vergessen, daß eine Menge Umstände zu berücksichtigen sind, welche dasselbe modificiren. Wo immer von klimatischen Verhältnissen die Rede ist, müssen allerdings geographische Breite und Erhöhung über die Meerfläche als die vorzüglichsten Regulatoren der klimatischen Verhältnisse berücksichtigt werden. Indessen sind sie es nicht allein, welche über den klimatischen Charakter eines Landes entscheiden. Es kommt sehr viel darauf an, daß man auch berücksichtige, in welcher Hemisphäre das Land seine Lage habe, von welcher Seite her es seine Luftströmungen empfange; ob große Feuchte oder Trockenheit vorherrsche, ob die Vegetationsdecke dick oder sparsam sei, ob ausgedehnte Ebenen oder schluchtenreiche Berge das Land bedecken, u. s. w.

Berücksichtigen wir die geographische Breite des südamerikanischen Kontinents, so finden wir drei Viertel seiner ganzen Ausdehnung zwischen den Tropen gelegen, das vierte Viertel reicht nur bis zum 55° südl. Br. in die gemäßigte Zone hinab. Dieser Umstand läßt im tropischen Amerika große Hitze voraussetzen. Bedenken wir noch dabei, daß von dem tropischen Theile Südamerika's abermal $\frac{3}{4}$ mit ununterbrochenen, zum Theil geschlossenen Flächen und Tiefebenen bedeckt sind; daß Strecken von 50000 und mehr geogr. Quadratm. baumlos den senkrechten Strahlen der tropischen Sonne ausgesetzt sind, daß der Äquator ferner nicht wie in Afrika durch das Hochland, sondern gerade durch die tiefste Fläche gehe, diese dem Äquator parallelen Thalebenen beinahe das ganze Jahr hindurch die Sonne im Scheitel haben; so läßt sich voraussetzen, daß das tropische Amerika zu den heißesten Ländern der Erde gehöre.

Demungeachtet ist dem nicht also: der geographischen Breite wirken eine Fülle modificirender Umstände entgegen, um das Klima zu mäßigen und es bei weitem erträglicher zu machen, als dasjenige der nordafrikanischen Wüsten, durch welche doch nur der Wendekreis des Krebses mitten hindurchgeht. Indessen hat die Natur in Afrika alles gethan, um das Klima zur außerordentlichen Hitze zu steigern. Keine Gebirge dieses Kontinents sind hoch genug, um die aus Asiens Steppen und Wüsten über den glühenden Sandboden Arabiens daherziehenden Luftströme zu kühlen. Sie ziehen durchweg über glühende Ebe-

nen, welche des Tages die Sonnenstrahlen verstärkt, zurückwerfen, des Nachts aber Wärme ausstrahlen; und wo es gefährlich ist, den nackten Fuß auf den glühenden Boden zu setzen. Giftschwangere Dünste steigen aus den Sümpfen Bengalens empor. Sie werden durch die Passatwinde über Vorderindien und Gedrosien nach Arabien, von da über das rothe Meer durch Egypten geführt. Überall verstärkt sich ihre pestilenzialische Eigenschaft und wie aus einem offenen Höllenschlunde stürzen sie in die glühende Sahara. Hier durchziehen sie das Glutland Afrika's auf eine Strecke von 75 Längengrade, und die Intensität ihrer verderblichen Wärme wird noch erhöht. Zudem ist dieser Boden dürre, kein Fluß, nicht einmal eine Lache dünstet mildernde Feuchtigkeit aus. Der kühlende Schatten der Vegetation fehlt ganz. Manches Jahr fällt kein Tropfen Regen, der die trockne Hitze milderte, dadurch entsteht eine Temperatur, die mitunter auf 60° Réaumur steigt. In Südamerika finden dagegen gerade die umgekehrten Verhältnisse statt. Die Ostpassate folgen der Rotation unsers Planeten, stürzen aus dem heißen Afrika in den kalten atlantischen Ozean, dessen immerwährende Ausdünstung die Luft mit kühlenden Elementen erfüllt. Die starken Rotationsströmungen des atlantischen Seebeckens läutern die über dasselbe hinziehenden Luftströme. Von des Nordens eisigen Gefilden strömen unaufhörlich kalte Luftschichten nach dem Äquator, um daselbst denen aus des Südens Eisgefilden zu begegnen. Begierig schlucken die glühenden Luftströme die reinen feuchten Wasserdünste, welche sich aus dem atlantischen Ozean erheben, ein, und langen als erquickende Brise in Amerika an.

Hier treffen sie aber auf ein Inselland, welches nicht wie Afrika mit dem größten Kontinente der Erde zusammenstößt, sondern isolirt in den weiten Gewässern der südlichen Hemisphäre da liegt. Sowol der atlantische als der stille Ozean sind gerade in dieser südlichen Hemisphäre von unermeßlicher Ausdehnung und volle 60 Längengrade an jeder Seite sind auch nicht durch eine Insel unterbrochen. Mithin wird die ganze Masse feuchter Dünste, welche beide Ozeane aushauchen, durch die kühlenden Seewinde nach dem Kontinente getrieben. Hier aber sehen wir keine baum- und wasserleere Wüste, keine flache Tiefebene vom kiesigen Sande bedeckt; sondern einen Erdtheil, der im Westen von einer Bergkette durchzogen ist, die durchweg in die Grenzen des ewigen Schnees steigt, die warmfeuchten Luftschichten sammelt, kühlt und niederschlägt. Der Boden selbst ist mit einem Flußnetze durchadert, welches keinem Theile des ganzen

Kontinents an hinlänglicher Bewässerung fehlen läßt. Das wechselwirkende Spiel der aufsteigenden und sich niederschlagenden Dünste dauert daher ununterbrochen fort. Zudem ist Südamerika gerade in seinen heißesten Theilen mit undurchdringlichem Hochwalde bedeckt; einem Hochwalde, der nur da zugänglich ist, wo die Natur selbst durch Wasserstraßen den Eintritt gestattet. Diese unermeßlichen Waldungen, womit auch noch die östlichen Berggruppen bedeckt sind, dieses unermeßliche Vegetationsmeer läßt die Atmosphäre niemals, weder austrocknen, noch jenen hohen Grad der Wärme erreichen, welcher die Luft in Afrika's Wüsten so furchtbar macht. Im Allgemeinen kann man den Unterschied der mittlern Temperatur Afrika's und Amerika's, in ihren tropischen Theilen auf 15 bis 20 Grade des hunderttheiligen Thermometers anschlagen. Natürlich findet dieses nur im allgemeinsten Sinne Anwendung; denn im Einzelnen und Speciellen leiden solche Behauptungen zahlreiche Ausnahmen. Auch wird für das Gefühl die Wärme Amerika's durch ihre Feuchte beinahe lästiger als die trockne Hitze Afrika's, und in manchen Schluchten der Andescordillere, in jenen berüchtigten, tiefen Bergspalten, hier Quebradas genannt, wiederholt sich wol mitunter die erstickende Hitze des Thales Biban el Moluk oder der Königsgräber in Egypten.

In Bezug auf geographische Breite kann man annehmen, daß die höchste Temperatur in der Entfernung vom Äquator, jedem Grade des hunderttheiligen Thermometers 1° 45′ entspricht. Anders verhält es sich mit der Wärmeabnahme in Bezug auf absolute Höhe, denn hier rechnet man auf einen Grad des hunderttheiligen Thermometers 90 Toisen absol. Höhe, mithin entsprechen 500 Toisen vertikaler Erhebung einer Veränderung von 9° 45′ geogr. Br. Auf einen Grad Fahrenheit rechnet man in der Regel 1 Grad der Breite und 50 Toisen senkrechter Erhebung. Nimmt man den Punkt für die Grenze der Kälte an, wo das Dasein der Vegetation ausgeschlossen ist, so entspricht der ewige Schnee, mit welchem die Gipfel bedeckt sind, dem ewigen Schnee in der Polarregion und jedes 50 Toisen senkrechter Erhöhung, entspricht einem Grade Entfernung des Berges vom Pole. Das tropische Amerika anlangend, so ist bei ihm in Bezug auf das Klima die Erhebung des Bodens von großer Bedeutung. Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, der dasselbe modificirt. Die Breite des Kontinents nimmt gegen Süden ab und zwar so sehr, daß er zwischen dem 40 und 50° südl. Br. zu einem schmalen kaum 20 deutsche Meilen

breiten Landstreiche einschwindet. Mit dem Einschwinden des Landes nimmt die Wassermasse zu; diese haucht immer Kühlung aus, und macht dadurch, daß die Temperatur des südlichen Theiles unsers Planeten bedeutend niedriger, als die des nördlichen ist. Doch ist dieser Unterschied der Temperatur in der nördlichen und südlichen Hemisphäre, soweit die Tropen reichen, nicht sehr fühlbar, vielleicht weil das gänzliche Verschwinden des Landes erst jenseit derselben und südlich vom Wendekreise des Steinbocks anfängt. In den höhern Breiten zeigt es sich aber, daß die Temperatur der nördlichen gemäßigten Zone bedeutend höher als in der südlichen ist. Hier liegt das Feuerland unter 55° südl. Br., bereits im ewigen Schnee begraben; im Norden reift unter gleicher Breite und noch mehre Grade höher hinauf, das Korn. Es ist merkwürdig, daß der Unterschied, besonders in den westlichen Theilen dieser Länder so bedeutend ist, und beinahe 15 Breitengrade ausmacht. Folgende Tabelle gibt auf eine anschauliche Weise das Verhältniß der Temperatur in beiden Hemisphären in den entsprechenden Jahrszeiten.

Vergleichung der Temperatur der Luft in beiden Hemisphären.

Breite.	Correspondirende Monate	Mittlere Temperatur der Monate. Südliche Hemisphäre	Nördliche Hemisphäre.
0° bis 15°	Dezember Junius	28°,0 » »	» » 28°,5
18°	Oktober April	» » 27°,5	26°,5 » »
22° bis 26°	Januar Julius	» » 22°,5	19°,3 » »
	September März	» » 20°,8	20°,5 » »
34°	Dezember Junius	» » 13°,8	15°,4 » »
	Februar August	» » 16°,8	17°,0 » »
43°	Julius Januar	» » 15°,2	18°,2 » »
48°	Junius Dezember	» » 7°	17°,7 » »
58°	Julius Januar	» » 6°,2	13°,5 » »

Die Vergleichung zeigt den bedeutenden Unterschied der Temperatur in den gemäßigten Zonen beider Hemisphären.

Es ist natürlich, daß wir bei Betrachtung des Klima, vorerst den tropischen Theil Südamerika's ins Auge fassen. Unmittelbar unter dem Äquator, in dem Waldgürtel des Amazonenstromes und Rio Negro, herrscht im Grunde nur eine Jahrszeit. Diese Region erscheint als das große Treibhaus der Natur. Dumpfe, feuchte Schwüle, ist der eigentliche Ausdruck, welcher für dieses Klima paßt. Zwar bringen die Passatwinde durch die Mündungen dieses unermeßlichen Flußgebietes in den Kontinent ein und ungehindert bis in die hohen Anden von Quito vor. Indessen sind auch dieses, warme feuchte Winde, geschwängert mit den Gewässern des Ozeans. Sie setzen dieselben in den Anden von Peru ab, von wo sie in tausend Stromadern durch den ganzen Waldgürtel des Kontinents in ihre ursprüngliche Quelle zurückkehren. Diese Wasserfülle hat in der Amazonenmulde hinreichenden Raum, um sich auf ihrem schleichenden Laufe nach Belieben auszubreiten, Sümpfe und Stagnen zu bilden und durch die Kraft der zweimal wiederkehrenden senkrechten Sonnenstrahlen, in Dunst und Nebel aufgelöst zu werden. Diese Region ist daher fast unaufhörlich mit Nebelwolken bedeckt. Die Fülle der Gewächse, welche jede Vorstellung übersteigt, und selbst dem Beschauer der Wirklichkeit wie ein Traum vorkommt, erreicht hier eine Kolossalität, welche sie um so geschickter macht, die aus den Pflanzensümpfen aufsteigenden Dünste, wieder an sich zu ziehen. Es ist daher hier beinahe ununterbrochene Regenzeit. Nur selten gelingt es der Sonne die Wolken zu zerreißen, und regenfreie Tage sind nur wenige, nebellose Nächte niemals. Die elektrische Spannung ist stark und furchtbar rollende Entladungen sind beinahe jeden Nachmittag zu haben. Schaudervoll aber sind die nächtlichen Gewitter in diesen furchtbaren Wäldern. Der Regen ergießt sich hier in Strömen und erstaunt man über die Wasserfülle der Ströme, so erstaunt man aber noch mehr über die furchtbare Menge des Schlagregens und begreift noch immer nicht, wohin sich diese Wasserfülle verliere. Es gibt hier nur zwei Erscheinungen, nemlich aufsteigende und niederfallende Gewässer. Verläßt man diesen Pflanzengürtel, so betritt man nördlich die Llannos, südlich die Pampas. Hier verändert sich Alles, und es tritt die regelmäßige Abwechslung der tropischen Jahrszeiten ein. Wir finden hier jene kahlen Ebenen, deren Einförmigkeit uns

in Afrika schaudern macht. Die Luft heitert sich aus, und die senkrechten Strahlen der Sonne fallen drückend auf die Ebene nieder. Nichts gleicht der Reinheit der Atmosphäre vom Dezember bis Februar in den nördlichen, und vom Juni bis Dezember in den südlichen Ebenen. Der Himmel erscheint alsdann beständig wolkenlos und läßt sich in dieser Jahrszeit eine Wolkengestalt blicken, so ist sie eine so seltene Erscheinung, daß sie die ganze Aufmerksamkeit der Bewohner beschäftigt. Ost- und Nordostwinde wehen beständig und da die Luft stets einerlei Temperatur hat, so können die Dünste durch Erkältung nicht sichtbar werden. In dieser Jahrszeit trocknet alsdann der Boden aus und zerklüftet sich, die hohen Gräser der Savanen dorren zusammen und zerfallen in Staub. Die Thiere lechzen nach Wasser und strecken ihre Rüstern dem Winde entgegen, um zu erkennen, ob er irgendwo über feuchte Gegenden, die Erquickung verheißen, geweht habe. Man sieht sie schnell solchen Vertiefungen zueilen und kann gewiß sein, daß sie sich nie irren. Doch versteht das Maulthier den stachlichen Melonecactus zu zerschlagen und sich mit seinem saftigen Fleische zu laben. Die Luft ist außerordentlich heiter, das Blau des Himmels außerordentlich tief, die Lichtmasse stark und reizend und phantastische Luftspiegelungen gaukeln entfernte Gestalten vor. Gegen Ende Februar, und Anfangs März wird in den nördlichen Llannos die Bläue des Himmels weniger dunkel. Der Hygrometer zeigt auf größere Feuchtigkeit, das Licht der Sterne wird durch Dunsthüllen funkelnd, aber die Erscheinungen ändern sich noch nicht. Im Gegentheile haben die Symptome der trocknen Jahrszeit ihre höchste Höhe erreicht. Der erhärtete Boden scheint durch Erdbeben zerklüftet, entgegengesetzte Luftströme treiben trichterförmige Staubwirbel empor, welche als elektrische Batterien, mit ihrem dünnen Ende an der Erde durch die Ebenen hintanzen. Die Luft ist erstickend heiß und nur hie und da gewährt eine lechzende Herde oder eine Morichipalme ein Zeichen eines noch vorhandenen Lebens. Doch nun läßt die Brise nach, Windstillen und unregelmäßige Winde unterbrechen sie, Wolken thürmen sich, wie entfernte Berge auf, die Luft treibt sie mit einer Schnelligkeit durch die obern Regionen, welche der Luftbewegung in den niedern Gegenden nicht entspricht. Endlich wird die Luft durch einzelne elektrische Explosionen erleuchtet, die Sonne ist näher getreten, und die Regenzeit naht. Denn auch in Amerika gilt das Sprichwort: Wasser begleitet die Sonne. Nun verschwindet die Bläue des Himmels und die Dichtigkeit

der Dunstdecke nimmt mit der Wärme zu; die Brüllaffen lassen ihr klägliches Geschrei hören, sie verstummen nur vor dem Gebrülle der Gewitter, welche regelmäßig zwei Stunden nach dem Durchgange der Sonne durch den Meridian ihr Loblied zur Ehre des Schöpfers anstimmen. Der Regen ergießt sich in tropischen Strömen, welche wir Wolkenbrüche zu nennen pflegen und dauert gewöhnlich bis nach 5 Uhr fort. Nächtliche Gewitter und Stürme finden nur in den Cordilleren und den bergigen Gegenden der Ostländer statt. Regelmäßig wie die Ebene ist, folgen sich hier auch die Phänomene des Luftkreises. Mit Sonnenuntergang hören die Niederschläge der Dünste auf, um am folgenden Tage nach der größten Tageshitze wieder einzutreten. Die Szenen der Steppen verändern sich nun, denn kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die naßwarme Ebene mit Kyllingien und vielrispigem Paspalum nebst mannigfaltigen Gräsern. Die zartgefiederte Mimose entfaltet ihre schlummernden Blätter; hoch schießt das Gras auf, in welchem der schöngefleckte Jaguar sich versteckt, um aus den weidenden Herden sich seine Speise zu wählen. An den Ufern der Sümpfe sieht man nicht selten den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben und mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane werden die Schollen hoch in die Luft geschleudert. Ein gepanzertes Krokodil oder eine riesenhafte Wasserschlange steigen nun aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß vom Scheintode erweckt. Die zahllosen Flüsse schwellen an, treten aus ihren Betten und vereinigen sich, weite Ebenen in einen See verwandelnd. Ein unermeßliches Binnenwasser bedeckt jetzt die Ebene und die Viehherden ziehen sich auf die wenig erhöhten Felsbänke zurück, indem sie mit den Wasserthieren in Kampf gerathen. Und so sieht man hier während der einen Hälfte des Jahres die Thiere des Festlandes, während der andern die der Gewässer den Platz behaupten. An den Küsten und in den waldigen Thälern ist die nasse Jahrszeit diejenige, in welcher ansteckende Fieber herrschen, und der pestartige Vomito den Europäer dahinrafft.

Treten wir über den Wendekreis des Steinbocks hinab bis zur La Plata mündung, so hört die Erscheinung zweier Jahrszeiten auf. Zwar herrscht hier nicht jene hohe Temperatur, wie in den Gegenden, welche in der nördlichen Hemisphäre unmittelbar an den Wendekreis grenzen, aber noch immer sind es warme Länder, denen wir hier begegnen. Schon in Paraguay

zeigen sich in manchen Jahren Spuren des Winters, doch sinkt der Thermometer selten unter 7 Centigrade hinab. Zu Buenos Ayres treten aber schon Fröste ein und eine dünne Eisdecke bedeckt in manchen Jahren die Gewässer. Indessen sind die Winter selbst südlicher hinab, noch sehr gelinde, aber mit feuchter Atmosphäre, so daß die Geräthschaften leiden und die Hölzer anschwellen. Nordostwinde sind hier am häufigsten, Kälte bringende Südwinde währen des Winters selten, noch seltner die Westwinde, welche nie über 2 Stunden dauern, oft aber in fürchterlichen Sturm ausarten. Die 4 Jahrszeiten treten nun immer schroffer hervor; natürlich mit dem Unterschiede, daß sie denen der nördlichen Hemisphäre entgegengesetzt sind. Tiefer hinab verschwindet der Wechsel der Jahrszeiten, und allmälig behauptet der Winter seine volle Herrschaft. Man kann behaupten, daß es hier doppelt so kalt als in der nördlichen Hemisphäre unter gleicher Breite sei; selbst Ende Dezembers empfindet man in der Magellanstraße eine strenge Kälte, selten genießt man einen heitern Himmel und nur kurz sind die Augenblicke, in welchen ein Strahl der Sonne den Menschen erwärmt. Dabei ist die Luft stets feucht; der Thermometer steigt nie über 6 bis 7 Centigrade; das Land ist unwirthbar, rauh über alle Begriffe, und geringe Höhen sind mit ewigem Schnee bedeckt. Der Skorbut ist in diesen naßkalten Ländern eine Hauptplage und selbst in Grönland zwischen 70 und 80° nördl. Br. entwickelt sich der Mensch geistvoller und körperstärker, als in den traurigen Gefilden des Feuerlandes. Seltsam genug grenzt diese furchtbare Region im Norden an ein mildes Land, wo der Patagone und Araucaner sich zum schönsten Menschen der Erde entwickelt.

Südamerika hat das Eigenthümliche, daß sich seine klimatischen Verhältnisse nicht nur von Norden nach Süden, sondern auch von Osten nach Westen abändern. Der ganze Kontinent bildet eine Abdachung von Westen nach Osten. Es wäre äußerst interessant von der Mündung des Amazonenstromes bis auf die gegenüberliegenden Andesgipfel von Quito, also auf einer Strecke von 32 Längegraden unter dem Äquator, von Grad zu Grad die Temperaturverhältnisse zu kennen und die allmälige, zuerst langsame, dann aber schnelle Abnahme aus den heißen Ebenen bis über die Grenze des ewigen Schnees beurtheilen zu können. Die Grenze des ewigen Schnees steigt unterm Äquator bis 2400 Toisen absolute Höhe herab. Jenseit dieser Schneelinie tritt ein Klima ein, welches rauher als das Polarklima

selbst ist. Denn die Kälte der Hochgebirge ist eine ganz andere als diejenige der Polarländer. Hier ist sie eine Folge der langen Abwesenheit der Sonne und der dadurch verhinderten Wärmeausstrahlung der Erde. Auf den Hochgebirgen dagegen hat die Kälte eine beinahe entgegengesetzte Ursache, nemlich die ungemeine Reinheit und Dünne der Luft, welche auch den senkrechten Sonnenstrahlen ungehinderten Durchgang gestattet, und dadurch die Bindung des Lichts zur Wärme unmöglich macht. Daher geschieht es auch, daß die Vergleichung der Breiten- und Höhentemperatur, sobald man sie auf das vegetabilische und animalische Leben anwendet, gewaltig hinkt. Die Alpenflora in einer beträchtlichen geographischen Breite ist ganz eine andere, als diejenige, welche man unter den Tropen mit diesem Namen belegt. Und unter dem Äquator verschwindet jeder Pflanzenwuchs schon auf bedeutender Tiefe unter der Schneelinie, während auf unsern nordischen Alpen die prachtvollsten Alpenpflanzen sich unter dem Schnee bergen. Auch in Bezug auf die Pflanzensäfte findet dieser Unterschied statt. Die Alpenpflanzen der gemäßigten Zonen sind bei weitem aromatischer, duftender und kräftiger, als die der temperirten Regionen der Tropenländer. Indessen unterscheidet man auch auf den Höhen noch eine kalte, gemäßigte und heiße Zone. Wenn die heiße Zone Amerika's sich auch nicht durch unmäßige Höhe der Temperatur auszeichnet, denn die heißesten Tage in Süd- und Mitteleuropa übertreffen oft die Tropentemperatur; so ist es dagegen die anhaltende feuchte Wärme, verbunden mit den Ausdünstungen des nassen Grundes der Tiefebenen, Myriaden vegetabilischer und animalischer Wesen, die in Verwesung übergehen, was diese Zone in ein heißes Dunstbad verwandelt. Hier ringt das Leben mit dem Leben, und in ordnungsloser Üppigkeit strebt der Bildungstrieb der Natur, aus dem Tode immer wieder neues Leben zu erzwingen. Diese Zone steigt unterm Äquator auf 500 Toisen hinan. Die folgenden 1000 Toisen umfassen die gemäßigte Zone, welche abermal zu dem Begriffe, den wir uns davon machen, indem wir nur die geographische Breite berücksichtigen, nicht paßt. Es gibt in der gemäßigten Region des Äquators durchaus keine Extreme, und ihr sind sowol jene heißen Sonnentage, an denen der Thermometer auf 30 bis 34 Centigrade steigt, so wie auch eine Kälte von 12 bis 20° unter 0 durchaus fremd. Der Name einer gemäßigten Zone paßt also im allereigentlichsten Sinne auf diesen Temperaturgürtel, indem hier eine Temperatur herrscht, welche derjenigen eines schö-

nen Maitags in unserer Zone ähnlich ist; auch das ganze Jahr hindurch so wenig Veränderung erleidet, daß unter dem Äquator der Unterschied zwischen dem heißesten und kältesten Tage, so wie zwischen Tag und Nacht, im Durchschnitt kaum 3 bis 4 Centigrade beträgt. Es ist dieses die Region eines ewigen Frühlings. Die zärtlichsten Pflanzen der Tropenzone reifen zwar nicht mehr, aber auch die Flora der kalten Zone gedeiht nicht. Höher hinauf kommt alsdann die kalte Zone. Man versteht in Amerika unter dem Namen der kalten Länder nicht die Gegenden, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind; sondern diejenigen, wo die Jahrstemperatur 10 Centigrade nicht übersteigt, und wol auch nur 4 Grade beträgt. In unserer gemäßigten Zone reift bei einer mittlern Jahrstemperatur von 8° noch Getreide und 10° geben der Traube Süßigkeit. Dies kommt daher, weil diese mittlere Temperatur zwischen Sommer und Winter sehr ungleich vertheilt ist, so daß sich eine Winterkälte von 20° unter o mit einer Sommerhitze von 24° über o auszugleichen hat. In den kalten Regionen des Tropenlandes sinkt der Thermometer nie unter o, er steigt aber auch nie über 10°. Daher ist es hier auch die gleichförmige Kühle, welche den Ackerbau vernichtet und unmöglich macht. Indessen steigen die Engpässe der Cordillere wol noch höher hinauf, und Almagro mit seinen Spaniern erstaunten nicht wenig, als sie auf dem Rücken der Andes, mitten in der heißen Zone, vor Kälte erstarrten und einen großen Theil ihrer Gefährten durch Frost einbüßten. Wie man sich jedoch vom Äquator entfernt, entweder nach Norden oder Süden, so wird auch der Einfluß der geographischen Breite fühlbar, und man könnte die Temperatur dieser Zone, mit Recht eine gemischte nennen.

Daß örtliche Ausnahmen von diesen allgemeinen Regeln stattfinden, ist ganz natürlich, indem die Stellung der Gebirge, die Richtung der Thäler, die Öffnung des Landes nach irgend einer Weltgegend, die Abgeschlossenheit eines Thalkessels, die Neigung einer Bergplatte u. s. w. eine Menge von Modifikationen erzeugen. Es war schon oben die Rede, daß die Grenze des ewigen Schnees in Alto-Peru 17° südlich vom Äquator, zwischen Arequiba und la Paz 2- bis 400 Toisen höher als in Quito sei. Auch in Asien finden wir auf dem höchsten Gipfel des Himalaya, die Grenze des ewigen Schnees höher, als es eigentlich die geographische Breite mit sich brächte. Diese Erscheinung ist eine Anomalie, welche uns lehrt, daß die Natur den Gesetzen unserer Systeme minder streng folge, als wir

uns denken. Indessen mag in Alto-Peru, das nach allen Seiten geschlossene Hochthal des Titicaca, wo sich nicht nur die Strahlen der Sonne sammeln und die Wärmeausstrahlung des Bodens begünstigen, sondern auch das große Seebecken, an dessen Ufer eine blühende Kultur prangt, durch seine bedeutende Verdünstung sehr viel zur Milderung der Temperaturschärfe beitragen. Die heißesten Gegenden des südlichen Amerika befinden sich indessen am westlichen Strande, am schmalen Küstensaum des stillen Ozeans, besonders in demjenigen Theile, welcher die Wüste genannt wird. Die Cordilleren bilden einen unübersteiglichen Damm gegen die kühlen Luftströme, welche vom atlantischen Meere durch die Mündungen des Orenoco und des Amazonenstromes in den Kontinent eindringen, so wie sie auch die kalten Luftströme abhalten, welche von den canadischen Seen herab durch die Längenthäler der Kontinente ziehen. Die senkrechten Sonnenstrahlen prallen von den steilen Wänden der Cordillerenkette zurück, und verstärken die Gluthitze des Strandes. Nie fällt ein Tropfen Regen auf diese Wüste. Dieses verursacht, daß selbst das schon sehr südliche Chili, sich noch immer eines ewigen Frühlings erfreut, wenn auch die jenseit der Berge befindlichen Ebenen des la Plata und Patagoniens, bereits durch empfindliche Fröste leiden.

Die Einwirkung des Klima auf das vegetabilische und animalische Leben ist dem bisher Gesagten nach, gänzlich verschieden von demjenigen in andern Ländern unter gleicher Breite. Der auffallendste Kontrast findet aber in diesem Bezuge zwischen Südamerika und Afrika statt. Afrika ist heiß, aber trocken, überall so ziemlich gleichförmig temperirt, aber dürre. Einige nasse Fluß- und Küstengegenden ausgenommen, ist die Vegetation Afrika's außerhalb dem Pflanzengürtel, der es von den Kongbergen bis zur Colla Mazaga durchzieht, und der auffallend genug dem Pflanzengürtel Amerika's entspricht, beinahe unbedeutend und kümmerlich zu nennen. Der gebleichte, quellenlose und sandreiche, ausgedorrte Boden Afrika's nährt nur kümmerlich eine dürre Pflanzendecke. Das feuchtwarme Amerika dagegen, bedeckt mit einem Schlammboden, welcher aus Verwitterung von Mergel, Kalk und vulkanischen Tuffen entstanden und mit einer tiefen Lage verwester Vegetabilien bedeckt, dazu von hunderttausenden wasserreichen Kanälen durchfurcht ist; begünstigt die gewaltigste und üppigste Vegetation der Erde, erschlafft aber das animalische Leben. Daher sind die Thiergestalten minder riesenhaft und von geringerer Lebensdauer.

Das animalische Gefüge ist weniger zähe, die Säfte sind wässeriger und alle Thierformen finden wir hier in untergeordneten Arten. Der Elephant ist zum Tapir, der Löwe zum Puma eingeschrumpft; nur diejenigen Gestalten, welche sich unmittelbar dem Schlamme entwinden, die Familien der Saurier- und Boaschlangen, erreichen hier eine ungewöhnliche Ausbildung. Anders ist es in Afrika, die heiße Sonne auf glühendem Boden stählt das animalische Leben, und diejenigen Thiere, welche sich durch ihr feuriges Temperament und ihre stolze Kühnheit so wie durch ihre Kraftgestalten besonders auszeichnen, fanden hier ihre Heimat. Selbst die Menschenfamilie hat sich hier zum dauerhaftesten, stärksten und unverwüstlichsten Organismus, zur Organisation des Neger erhoben. Dieses Kind der Sonne, dessen Organismus in der That von festerem Gefüge als der jeder andern Menschenfamilie ist, bildet einen starken Kontrast mit dem Guaraunier im Delta des Orenoco, unter dessen leichtem Tritte nicht einmal der schwankende Sumpf einsinkt; und der dem Vogel gleich, sein Nest auf die Piritupalme baut, deren Gipfel ihm Nahrung und Obdach gewährt. Der Mensch Südamerika's ist in der That weicher, zärtlicher und schwächlicher als der Neger organisirt. Sein Nervensystem ist weit empfindlicher und den Einflüssen von außen zugänglicher. Die Äquatorialsonne vermag seine Haut weder schwarz zu färben, noch in ihrem Gefüge jenes Öl zu brauen, welches dem Neger einen eigenthümlichen Geruch und eine sammtartige Haut verleiht. Die ewige Nässe, in der er athmet, vermindert die Elastizität seines Zellengewebes. Auch das krause Haar des Negers ist dem röthlichbraunen Amerikaner nicht eigen. Diese abweichenden Züge treten um so auffallender an den Bewohnern der Wälder hervor. Sie befinden sich in einem beständigen Dunstbade, nur selten einer Sonne ausgesetzt, die dem Neger Afrika's senkrecht auf den Scheitel brennt und ihn zum stärksten ihrer Kinder macht. Daher ist auch der Amerikaner gegen klimatische Veränderungen außerordentlich empfindlich, und nur mit Zittern steigt der Indier der Berge, in die heißen Ebenen; oder der Bewohner der Sümpfe auf die heitern Höhen.

Zu den klimatischen Verhältnissen der heißen Länder Südamerika's gehören noch einige andere Erscheinungen. Eine der vorzüglichsten, welche der alten Welt in einem so großen Maßstabe nicht eigen ist, dürfte das periodische Anschwellen der Ströme sein. Dieses ist allen Flüssen der heißen Zone eigen. Im Alterthume glaubte man zwar, daß es eine wundervolle

Eigenthümlichkeit des Nils sei, die Erfahrung hat jedoch gelehrt: daß das Steigen und Fallen der Flüsse in bestimmten Epochen ein Gesetz sei, welches die Natur bei allen tropischen Strömen befolge. Auch weiß man nunmehr, daß es nicht das Schmelzen des Gebirgsschnees sei, welches die Ströme schwellen läßt, denn sie kommen nicht allezeit aus Schneealpen; und dann führen sie zur Zeit ihres hohen Standes auch eine zu große Wassermasse in das Meer, als daß die jährliche Quantität des Schnees für sie hinreichend wäre. Das Steigen der Tropenströme hängt von den periodischen Regen ab, welche eintreten, sobald die Sonne sich naht. Die Menge des Regens, welche jährlich in den heißen Gegenden fällt, ist erstaunlich. Herr v. Humboldt hat berechnet, daß in den Wäldern des Oberorenoco und Rio Negro die Regenmasse jährlich 90 bis 100 Zoll betrage. Daher nimmt man das Steigen der Flüsse bald nach dem Frühlingsäquinoktium wahr. Der Orenoco fängt Ende März zu steigen an, anfänglich um einen Zoll in 24 Stunden; er sinkt zuweilen nochmals im April, erreicht seine größte Höhe im Julius und bleibt bis 25. August voll. Von nun an fängt er allmälig zu sinken an, aber langsamer als er gewachsen war, und erreicht seinen niedrigsten Stand im Februar. Der Ganges, der Joliba, der Senegal und Gambia erreichen ebenfalls ihre größte Höhe gleichzeitig mit dem Orenoco im August. Der Nil bleibt um zwei Monate zurück, wegen der Länge seines Laufes und der großen Entfernung seiner Mündungen von dem Innern Sudans. Bei dem Amazonen- und la Plataströme ist es umgekehrt. Sie fangen zu steigen an, wenn der Orenoco fällt. Der Amazonenstrom ist jedoch ungleich minder regelmäßig in den Epochen seines Steigens und Fallens als der Orenoco. Inzwischen beginnt sein Steigen meist im Dezember und er erreicht im März seinen höchsten Wasserstand. Er fängt im Mai zu sinken an und in den Monaten Julius und August zur Zeit, wo der Unterorenoco die ganze umliegende Landschaft überschwemmt, ist der Amazonenstrom auf seinen tiefsten Stand gesunken. Indessen sind beide Flußsysteme mit einander verbunden, und die Wassergröße des Orenoco übt auf die des Amazonenstromes einigen Einfluß, was aber umgekehrt nicht der Fall ist. So wie in Egypten der Nil, setzen die Ströme Amerika's ebenfalls eine dichte Lage fruchtbaren Schlammes ab, welche um so bedeutender ist, als auch die Wassermasse so wie die Überschwem-

mungsoberfläche größer ist. Künftige Egypter werden dieses zu benutzen wissen.

Die Witterungserscheinungen sind natürlich auf einem so großen Raume wie Südamerika ist, sehr verschieden. In der trocknen Jahrszeit ist die Witterung meist beständig und trocken, und wo Gewitter stattfinden, sind sie schnell vorübergehend. Der Donner rollt in Südamerika majestätisch. Die Ungewitter sind furchtbar und wen in den Wäldern der Tropen ein Sturm überrascht hat, hat die Schrecken der Natur kennen gelernt. Ein Sturm zur See gibt nur ein schwaches Bild von dem furchtbaren Toben eines Orkans in den amerikanischen Wäldern. Es wird alsdann selbst den Thieren bange; und vom größten bis zum kleinsten suchen sie Schutz gegen das einbrechende Verderben. Das Toben des Windes in den Riesenbäumen, das Getöse und Gekrache der umstürzenden Pflanzenriesen, der Strom sich ergießenden Regens, das Geheul wilder Thiere, besonders der Affen, welche durch niederstürzende Bäume aus ihren Schlafstätten geschleudert und oftmals beschädigt werden, das unaufhörliche Krachen und Hallen des Donners, das durch weithallende Echos vervielfältigt wird, das wunderliche Licht der hellsten Blitze, dabei die beständige Gefahr von einem stürzenden Stamme des Urwaldes oder dem krachenden Einsturz eines Berges zermalmt zu werden; erweckt bei dem bis auf die Knochen durchnäßten Menschen ein Gefühl des Entsetzens uud der Unbehaglichkeit. Dieses wird noch erhöht durch den niederdrückenden Gedanken, daß man hier einer Nulle gleich sei in der unermeßlichen Schöpfung und kein Mittel besitze, sein Herrenrecht an diese furchtbare Einöde geltend zu machen. Gräulich sind die Verwüstungen, welche solche nächtliche Stürme anrichten, und selbst die Eingebornen zittern vor ihnen und vermögen es nicht, sich an sie zu gewöhnen.

Im Allgemeinen sind jedoch die meisten Gegenden Südamerika's so beschaffen, daß sich in ihnen der Mensch einer bleibenden Gesundheit und eines frohen Gedeihens erfreuen kann. Der eingeborne Llannero von Venezuela, der Gaucho von Buenos-Ayres befindet sich wohl, genießt einer dauerhaften Gesundheit und eines langen Lebens und rühmt seine Ebenen, wo kein Gegenstand seinen Blick hemmt. Der Bewohner der Andes athmet eine reine Luft; sie scheint jedoch für den in der Ebene Gebornen zu scharf, und indem sie das Spiel seines Organismus beflügelt, und seinem Leben Behendigkeit verleiht, scheint sie seine Kraft zu verzehren und sein Leben zu verkür-

zen. Der Bewohner der feuchten Wälder steigt daher nicht gerne auf den Rücken der Cordilleren; aber der Bewohner der Höhen zittert vor den Miasmen der Tiefe. Das minder zähe, trockene Gewebe seiner Gefäße widersteht dem Einflusse eines erschlaffenden Klima nicht lange. Aber auf seinen Bergen fühlt er sich wohl; er rühmt den ewigen Frühling der ihn umgibt, und die Gleichförmigkeit einer Temperatur, welche ihn vor den Unbequemlichkeiten bewahrt, denen die Bewohner wechselvoller Luftschichten ausgesetzt sind. Anders ist es jedoch mit den Anwohnern der waldigen Baien und Buchten an der Meeresküste und den Bewohnern der feuchten Wälder. Hier sind selbst die Eingebornen Wechselfiebern, Entzündungen und allen jenen Krankheiten ausgesetzt, welche warme auflösende Nässe im menschlichen Organismus erzeugt. Das Temperament ist bei den Bewohnern dieser Gegenden naß und phlegmatisch, selbst auf die Thiere scheint sich der Einfluß der feuchten Wärme zu erstrecken. Die Affen der amerikanischen nassen Wälder sind weniger possirlich und lebendig und eine Art düstere Melancholie ist an ihnen bemerkbar. Sogar das wilde Geschlecht der Katzen scheint weniger muthig und der Jaguar weist Albinos mit glänzendweißem Felle auf. Das berüchtigte gelbe Fieber droht dem nicht akklimatisirten Europäer, noch mehr aber dem Bewohner der Anden in vielen Häfen, besonders in Panama und la Guayra Verderben.

Der Europäer bedarf überhaupt gar sehr der Akklimatisirung, wenn sein Organismus nicht schnell unterliegen soll. Er wählt dazu jene ihrer Gesundheit wegen berühmten Gegenden, z. B. das gesunde und trockene Cumana, wo oftmals ein ganzes Jahr lang kein Regen fällt, oder er eilt unmittelbar nach der Landung in höhere Gegenden zu gelangen z. B. vom Hafen la Guayra nach Caracas, von Porto Cabello in die Hochthäler von Aragua. Leichter akklimatisirt sich der Neger, als ob sein feuriger, öliger Organismus den feuchten fauligen Miasmen unzugänglich wäre. Diese fauligen Miasmen sind besonders den Küstengegenden eigen, deren Baien und Buchten von einem starken Pflanzenwuchse umgeben sind, besonders da, wo die dichten Gebüsche von Wurzel- und Manschenillenbäumen bis in das Wasser hinabreichen. Besonders wird der Ausdünstung der Wurzelbäume eine ungesunde Luftbeschaffenheit zugeschrieben und die Menge von Schal- und Weichthieren, welche sich zwischen diesen Wurzeln anhäufen und in Verwesung übergehen, vermehren noch die Ungesundheit dieser geschlossenen

Wasserbecken, vor denen den Ankömmling schon von weitem eine süßliche Weiche der Luft, welche ihm entgegenweht, warnt.

Auch im Innern des Landes gibt es tiefe Schluchten und Quebradas, welche für Menschen einen ungesunden Aufenthalt gewähren. Im Ganzen ist jedoch der Kontinent gesund, wenigen eigenthümlichen Krankheiten ausgesetzt; und bei weitem weniger mit pestilenzialischen Miasmen überhäuft, als manche Gegenden Südasiens.

Zum Schlusse müssen wir auch noch erwähnen, daß im nördlichen Theile des Kontinents nach heftigen Erderschütterungen, oftmals giftige Schwaden und Atmosphärilien auf die Oberfläche hervortreten, welche den Thieren gefährlich werden. Ja man hat Beispiele, daß nach solchen Erderschütterungen die Viehweiden auf dem Rücken der Andes von Quito vergiftet und den Herden tödtlich wurden.

Die klimatischen Verhältnisse, so wie der ganze Cyclus der Naturerscheinungen, sowol unter als über der Oberfläche der Erdrinde hat in Südamerika ein eigenthümliches Gepräge und auch der Luftkreis bietet Erscheinungen dar, welche an Erhabenheit und Größe diejenigen ähnlicher Art, in der nördlichen Halbkugel ziemlich weit hinter sich lassen. Die isolirte Lage dieses Kontinents im freien weiten Südozean, der muldenförmige Bau desselben, die ungeheuren Ebenen, nebst dem hohen Gebirgswalle durch die verschiedensten Zonen unsers Planeten, endlich die Gluthauche der zahlreichen Vulkane und die Fülle von Alkohol und Stickgas, welche aus den feuchten Waldungen aufsteigen, liefern der Atmosphäre die Stoffe, welche sie zu den zahlreichen Lufterscheinungen verarbeitet; und alle Umstände zusammengenommen machen Phänomene möglich, in denen sich ein ungeschwächtes Walten der Naturkräfte, wie sonst nirgend offenbart. Die furchtbaren Erdbeben, welche nördlich vom Amazonenstrome den ganzen Kontinent durchrütteln, erregen feurige Meteore, welche Humboldt in Cumana beobachtete; die Unzahl von Sternschuppen, welche man häufig wie einen Feuerschnee in Quito fallen sieht, u. dergl. m. sind Erscheinungen, wozu dieser Kontinent ganz besonders geeignet scheint.

Es kann hier in der allgemeinen Übersicht nur von der allgemeinen Form des organischen Reichthums die Rede sein, wodurch die Natur ihr Wirken und ihre nie ruhende Kraft auf diesem weitläufigen Kontinente kund gibt. Daß diese Formen ein weitläufiges Gebiet der Forschung und Naturbeschreibung

darbieten, versteht sich von selbst; und wir sind noch weit davon entfernt, alle Schätze dieses Kontinents zu kennen, der nicht vergebens die Gestalt eines Füllhorns hat, und unbestreitbar derjenige unsers Planeten ist, welchen die Natur mit besonderer Vorliebe ausgestattet hat. Das in unsern Naturbeschreibungen noch kaum geahnte Reich der Elementarkräfte, die eigentliche Physik des Kontinents, würde ein Werk erfordern, das unter allen jetzt lebenden Sterblichen nur Einem möglich wäre, und so gewiß dieser Theil der Erdkunde einst eine große Stelle in der Geographie einnehmen wird, so wenig können wir uns hier darauf einlassen und müssen daher, wenn von den Naturprodukten die Rede ist, uns auf die drei Naturreiche, als die ausgetretenen Pfade unserer Vorgänger beschränken.

1) Das Mineralreich bietet in Südamerika Stoff für Tausende von Erdenaltern dar, und zwar sowol für den Forscher, als den Nutznießer. Es war schon oben im Allgemeinen von dem Charakter des Knochengerüstes dieses Kontinents die Rede. Wie in dem gegenüberliegenden Afrika zeigt sich auch hier Granit und Gneis, welches doch nur eine und dieselbe Steinart ist. In Bezug auf die Überlagerungen bietet Südamerika eine gänzliche Verschiedenheit dar. Das später aus den Wellen emporgehobene Afrika ist durchweg mit einer todten Sanddecke überlagert, aus der jede andere Formation sich nur mühsam hervorwindet. In Südamerika ist das Rothtodtliegende der Sandstein, auf den Anden selten im Vergleich mit Afrika's Bergen; und obwol es scheint, daß auch Südamerika eine spätere Emporhebung in verschiedenen Epochen erfahren habe, daß es eine Zeit gab, wo die Gipfel der Anden nur als kleine Inselchen aus dem Meere emporstanden; so geschah die Emporhebung des Kontinents doch in einer Epoche, welche der Emporhebung Afrika's lange vorherging. Der Rücken der Andes wurde daher mit rothem Sandsteine überlagert; der übrige Kontinent blieb davon frei und der Sandstein der Cordilleren ist eine alte Formation, durchbrochen allenthalben von Urgebilden, überlagert von Flötzformationen und vulkanischen Konglomeraten. Die Ebenen Südamerika's sind, wie schon oben gezeigt, keine Sandwüsten, sondern Flötzgestein, frei von jenem kiesigen Sande, dessen glasige Natur, jeder Art von Erweichungsfähigkeit ermangelt. Weitläufige Glimmerplatten, Granitzacken und die abenteuerlichen Gestalten des Übergangskalkes, stehen aus den muschelreichen Kalkflötzen allenthalben zu Tage aus. Die weitläufigen Mergelformationen und Chloritgebilde sind ebenfalls Ge-

steine, deren Verwitterungsstaub mit den Elementen der übrigen Formationen verwischt, und vom Wasser benetzt jenen fruchtbaren Humus bildet, der von der Unempfänglichkeit des Kiessandes und der Zähigkeit der reinen Thonauflösungen, gleich weit entfernt ist. Daher bietet selbst die Osthälfte Südamerika's, dem Ackerbauer einen leicht zu bearbeitenden lockern und warmen Humus dar. Die Llanos werden zwar mit dem Schlamme der Flüsse bedeckt, aber dieser ist kein schmieriger Thon, sondern ein lockeres, fruchtbares aus vegetabilischen und vulkanischen Elementen zusammengesetztes Erdreich. Die westindischen Berglänber bieten den mannigfaltigsten Boden, aber nur an der Küste der Südsee unfruchtbaren Sand. Das Feuer, welches innerhalb dieser Erdspalte waltet, hat beinahe durchgehends in den Andesgebirgen den Boden mit einer bedeutenden Lage vulkanischer Asche bedeckt, die von innen heraus noch immer durchwärmt, selbst in jenen Regionen fruchtbar wird, wo nach theoretischen Berechnungen jeder Ackerbau aufhört. Diese im Ganzen genommen überall fruchtbare und lockere, warme Decke von Dammerde, ruht auf Formationen jeder Art. Im Ganzen genommen ist der Quarz in Südamerika nicht in der Menge vorhanden, wie in den übrigen Erdtheilen, namentlich aber in Afrika. Es scheint, als habe die Natur ihren Quarzantheil für diesen Erdtheil auf einem Punkte konzentriren wollen, nemlich im nördlichen Peru, wo der Quarzfels als ein mächtiges Gebirge hervortritt, wie es sonst nirgends gefunden wird.

Übrigens scheint der Feldspath vorherrschender als in andern Kontinenten zu sein, besonders aber in den Andes die eigentliche Basis des Porphyrs zu bilden, in welchen der Granit offenbar übergeht. Sonst bietet der Westtheil des Kontinents alle jene Formationen dar, welche in andern Erdtheilen vorkommen; nur scheinen hier alle mehr Zusammenhang und eine mächtigere und weitläufigere Ausdehnung zu besitzen. Es scheint, als ob kein Land der Erde in Bezug auf geologische Gestaltung und Auflagerung der Gebirgsarten mehr Ähnlichkeit mit Südamerika besitze, als Ungarn, welches in der That das mineralische Südamerika im Kleinen wiederholt.

Die Ostseite des Kontinents besteht aus Urformationen: Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Urkalk, Grünstein, Urthonschiefer u. s. w. Indeß findet auch hier eine Verschiedenheit zwischen nördlichen und südlichen Gebirgsformationen statt. Die nördlichen Parimeberge scheinen eigentlich festes Urgestein, vorzüglich Granit zu sein; die Brasilienberge hauptsäch-

lich aus Schiefergebirgen zu bestehen, der Granit aber eine untergeordnete Rolle zu spielen. Der Gneis steigt hier zu hohen, pyramidalen Kegelbergen auf, was sonst nicht leicht der Fall ist. Glimmerschiefer, Urtrapp u. dergl. bilden die Grundlage, besonders scheint in den Brasilienbergen Talk, Chlorit und Eisenglimmer vorzuherrschen. Kalk ist in geringerer Menge vorhanden, Hornblende desto häufiger und die verschiedenen Mischungsverhältnisse dieser Steinarten erzeugen diejenigen Bildungen, welche als Itakolumit und Itabirit in die neuen Mineralsysteme übergegangen sind. Übrigens ist die schiefrige Formation dieses gemischten Gebildes auch in Europa nicht unbekannt, und die Formation des Itakolumits auch in unsern Schiefergebirgen anzutreffen. Im Allgemeinen findet jene Verschiedenheit der Formen im chaotischen Reiche der Steinarten keineswegs statt, und ihre Gebilde sind von Luft und Außenwärme, von Zone und Sonne durchaus unabhängig. Südamerika bietet in derselben Fülle wie die übrigen Erdtheile alle jene mineralischen Massen dar, welche der Mensch in seinem Haushalte zu benutzen gewohnt ist. Er kann nach seinem Gefallen seine Hütte aus gestampfter Erde oder zusammengekalktem Steine erbauen; will er lieber, so bietet sich ihm der Marmorblock zur Thürmung seines Palastes oder seiner Pyramide dar. Er kann seine Straßen mit Gerölle beschottern oder römisch aus Werkstücken bauen. Seine Künstler können die Thaten der großen Geister in Porphyr und Marmor verewigen, und sie im hohen Portikus aufstellen, der aus Granit, Basalt, Marmor und jedem beliebigen Gesteine gebildet werden kann. Und damit auch die Thorheit der Schellenkappe nicht entbehre, wurden Peru's Gebirge mit dem grünen Smaragde und Brasiliens Gefilde mit dem feurigen Diamante ausgestattet. Unerschöpflich ist der mineralische Reichthum. An edlen Metallen bieten sich überall unerschöpfliche Lager dar. Das wohlthätige Eisen ist über den ganzen Kontinent verbreitet, und in Brasilien gibt es ganz eigentliche Berge von Eisen, deren Metallgehalt unendlich reich ist. Häufig ist der Magneteisenstein, und am Rio Parana fand man eine Masse gediegenen Eisens, 300 Centner an Gewicht, wahrscheinlich eine Masse Meteoreisen, derjenigen ähnlich, die in Sibirien gefunden und von Pallas bekannt gemacht wurde; und demjenigen Eisenblocke, welchen man vor einigen Jahren in der Scharoscher Gespanschaft in Ungarn fand, und dessen Bekanntmachung wir dem verdienstvollen Senowitz in Eperies verdanken. Blei in Fülle, Zinn, besonders

in Neu-Grenada, Kupfer in unerschöpflicher Menge sowol in den Anden, als in den Brasilien- und Parimebergen. Bis jetzt wurden jedoch die wirklich edlen Metalle noch wenig benutzt, sondern meist aus Europa eingeführt. Trotz der Fülle von Zinnminen in Neu-Grenada, findet man nur englisches Zinn. Trotz der Eisengebirge, besonders Brasiliens, ist es europäisches Eisen, welches der Berg- und Ackerbau, so wie der Kunstfleiß verarbeitet. Selbst Kupfer wird eingeführt, und bei einer Menge reicher Quecksilberminen, wurde bis jetzt das zur Amalgamation in den Bergwerken nöthige Halbmetall, jährlich in vielen tausend Centnern aus Idria eingeführt.

Dagegen wird um so häufiger und mit desto größerer Begierde derjenige Theil der mineralischen Schätze gesucht, deren nutzlosem Glanze menschliche Thorheit, das Prädikat edel beigelegt hat, als ob der Adel sich nicht weit besser mit der Stärke und Nutzbarkeit vertrüge. Gold ist in allen Gebirgen Südamerika's in reicher Fülle vorhanden. Die Gänge der Anden sind da, wo sie am höchsten sind, vom Fuße bis zu ihrem Gipfel mit Gängen dieses edlen Metalls ausgefüllt, und manche darunter sind so reich, daß es in der That an das Fabelhafte grenzt, daher denn auch Peru und Gold beinahe gleichbedeutend geworden sind. Nicht weniger reich an diesem Metalle ist aber auch das südliche Brasilien, wo im eigentlichen Sinne goldnes Land ist, indem die ganzen innern Provinzen als goldhaltiges Erdreich betrachtet werden können. Seltsam genug war es eben dieses Metall, wodurch Amerika sich an Europa, dessen Eisen es unterlag, furchtbar gerächt hat. Auch die Parimeberge sind reich an Gold, das aber bis jetzt noch nicht zu Tage gefördert ist. Silber ist besonders in Peru nicht weniger häufig und bekannt ist die Sage von den reichen Minen bei Puno, wo die berühmte Familie Salcedo jene Werke von Laycacota besaß und ihren armen Landsleuten dadurch zu Hülfe kam, daß sie ihnen einige Tage auf eigene Rechnung in denselben zu arbeiten gestattete, was hinreichend war, um sie auch reich zu machen. Der außerordentliche Reichthum dieser Silberminen veranlaßte den Generalkapitän Fernando de Castro, Joseph Salcedo in einen Prozeß zu verwickeln und enthaupten zu lassen; als man sich aber der Beute bemächtigen wollte, fand man die Minen ersäuft. Übrigens ist das Silber in Peru so gemein, und der Reichthum dieser Metalle so groß, daß Vermögen von 7 bis 8 Millionen, vor der Revolution so häufig, als bei uns von so vielen Tausenden waren; und man auch jetzt noch bis in

den Staat von Cordova herab, in unscheinbaren Hütten silbernes Hausgeräthe für den gemeinsten Gebrauch antrifft.

Ein neues Metall, von dem man noch nicht recht weiß, ob es geadelt werden soll, oder nicht, ist die Platina, zuerst in Südamerika und zwar in Peru gefunden. Man nannte es weißes Gold und verfälschte seiner Schwere wegen das Gold selbst damit, deswegen wurden auf Befehl der spanischen Regierung die Minen verschlossen. Dieses edle Metall ist bis jetzt für jede Art von Gebrauch unnütz befunden worden. Beinahe unschmelzbar aber schweißbar, ist es zu weich um feste Politur zu halten, und zu untraktabel, als daß es könnte durch Mischung in ein nutzbares Metall umgeschaffen werden. Man hat in Rußland Münzen daraus zu prägen versucht, die sich jedoch schwerlich Eingang verschaffen werden. Nützlicher sind die Halbmetalle: Spießglas, Antimonium, Zink, Wismuth, Queckſilber und das räthselhafte Titaneisen, welche in allen Gebirgen Südamerika's zerstreut sind.

Außer der Fülle nutzbarer und geschätzter Mineralien, zeichnet sich Südamerika's Mineralreich auch noch durch die Fülle mineralischer Schönheiten aus. Prachtvolle Tropfsteinhöhlen liefern jene abenteuerlichen Gebilde, wodurch sich diese unterirdischen Feenpaläste auszeichnen. Die Höhlen im Turimiquiri, die Vogelhöhlen von Guacharo, die prachtvollen unterirdischen Grotten in den peruanischen Anden, die schönen durchscheinenden Tropfsteingebilden Brasiliens zeugen davon, daß die Natur auch da wo sie erstarrt, für Anstand und Schönheit sorgt. Ein Schmuck der Mineraliensammlungen sind die schönen Glasköpfe aus den Eisenminen Brasiliens, die Tropfeisensteine und zarten Kalksinter, welche in den Eisenbergen dieses Landes angetroffen werden. Nichts aber übertrifft die Pracht der schönen Krystallgebilde, welche aus dem Innern der Anden zu Tage gefördert werden. Da wo innerirdische Kräfte die größte Bergkette der Erde durchrütteln, geht es ohne häufige Spalten und Zerklüftungen nicht ab. Aber gerade in diesen ist es, wo die Verflüchtigungen des Centralfeuers die mannigfaltigen Gase und Dünste, die metallischen und mineralischen Auflösungen dekomponiren und sublimiren und jene mineralische Vegetation erzeugen, welche wir Krystallisation nennen. Die mannigfaltigen Schörlarten, vom gemeinen Schörl bis zum edlen Beryll, die eigentlichen Bergkrystalle von der sechsseitigen Quarzsäule mit ihrer durchscheinenden Milchfarbe bis zum Topase und kostbaren Bergkrystall oder zum violett gefärbten Amethyst, und von da zum

Smaragd und zum reinen Wasser des Diamants; welche tausendfachen Gebilde schmücken nicht die innern Behausungen der Gnomen? Die schöngetäfelten Schwerspathgebilde, die mannigfaltigen Gestalten der Gyps- und Kalkkrystallisation, der seidenartige Amianth u. s. w. sind prachtvolle Zeugen von dem Bestreben der Natur: aus todter Erstarrung sich zum organischen Leben durchzuringen, und die häufigen vulkanischen Ausbrüche geben überall auf dem Rücken der Cordilleren Gelegenheit, die Natur bei ihren mineralischen Schöpfungen gleichsam zu überraschen.

Südamerika hat keinen Überfluß an Salzen mancherlei Art, leidet aber auch nirgend daran Mangel, sondern besitzt gerade so viel, als Noth thut. Die Küsten liefern überall Meersalz, in den Tiefebenen gibt es wol auch Salzlache und kleine Seen, wo sich dieses Mineral als Kruste bildet. Die Halbinsel Araya so wie viele andere Gegenden enthalten Salzquellen; Quito, Chili, Neu-Grenada, Brasilien erfreuen sich eines großen Reichthums an Steinsalz. Gediegener Alaun von der besten Qualität wird auf der Halbinsel Araya gefunden, in Chili, in Brasilien und wer weiß, wo sonst noch. Die Kalksteinhöhlen in Minas Geraes liefern gediegenen Salpeter, der übrigens eines jener Salze zu sein scheint, welches überall ausgelaugt werden kann, wo man sich darum Mühe gibt; versteht sich in größerer oder kleinerer Quantität. Wo Kupfer ist, ist auch Vitriol, zwei Minerale, die mit einander sehr genau verwandt sind. Eben so ist Salmiak nicht selten, besonders reich an Salzen sind jedoch die westlichen Bergabhänge und die Küsten der stillen See.

Zu den auf Erden überall hin verbreiteten Mineralien gehört auch der Schwefel mit seiner ganzen großen Sippschaft. Wo wäre ein Gebirge auf Erden, dem Schwefel mangelte? indessen ist wie natürlich die Andeskette vorzüglich damit ausgestattet. Dem Schwefel verwandt sind die Erdharze, welche besonders im nördlichen Theile Südamerika's häufig sind. Die Provinz Cumana, Neu-Barcellona, Neu-Grenada, Chili u. s. w. sind diejenigen Gegenden, denen es weder an dem zähen Asphalt, noch am starkriechenden Steinöl oder der flüssigen Naphta fehlt. Von ihnen durchdrungen, hat die Erde allenthalben die Pflanzenwelt der Vorzeit in reichen Steinkohlenlagern aufbewahrt. Sie werden holzarmen Gegenden einst treffliche Dienste leisten. Hier müssen auch noch erwähnt werden die warmen Quellen, die mineralischen Wasser- und Heilbäder, womit besonders der

vulkanische Theil Südamerika's überflüssig versehen ist. Besonders sind es die heißen Quellen, welche aus großer Tiefe hervorkommen, und die Verbindung beurkunden, in welcher die Außenwelt mit dem feurigen Innern des Erdballs steht.

Nicht unerwähnt können wir hier lassen, aus der starren Steinwelt zum organischen Leben übergehend, die vegetabilischen und animalischen Reste, aus ferner Vorzeit, welche als Kohlen- und Holzlager, als Muschelbänke, als Knochenbreccien und Gebeinschichten, den Übergangs- und spätern Gebilden eingelagert sind. Nicht aber die tiefen Gegenden noch die Ebenen sind es, welche die merkwürdigsten Überreste dieser Art aufweisen. Es sind vielmehr die hohen Rücken der Cordilleren, welche 12- bis 15000 Fuß über dem Meere, ganze Bänke versteinerter Seegeschöpfe aufweisen. Annehmen, daß das Meer einstens die Erdoberfläche auf solcher Höhe bedeckt oder überhaupt einen höhern Stand als gegenwärtig gehabt habe, ist lächerlich. Diese Muschelbänke sind aber belehrende Zeugen von der Gewalt der jugendlichen Kräfte der Vorwelt, welche mit Leichtigkeit eine Andencordillere in die blauen Lüfte emporhob; in jener Zeit, in welcher der Herr sprach: es scheide sich die Veste von den Wassern der Tiefe. Merkwürdig sind auch die Elephantenknochen, so wie die Knochen großer Säugethiere, welche gegenwärtig Amerika nicht mehr besitzt, und zwar ebenfalls nirgends niedriger als 1200 Toisen über der Meeresfläche gefunden werden.

2) Das Pflanzenreich. Eine südamerikanische Flora, dargestellt von dem Genie eines Linné, und unentweiht und unbesudelt von den barbarischen Namen, womit theils Schmeichelsucht und Eitelkeit, theils lächerliche Nationalthümlerei mit Ekelnamen und kindischem Wortkrame, das Heiligthum der Naturwissenschaft zu einer babylonischen Sprachverwirrung verunstaltet hat, welch ein herrliches, welch ein schönes Werk wäre das! Der große Linneus wußte, daß die Natur nicht darum groß sei, weil sie zu zählen gibt, noch den Bäumen darum Rinde wachse, um die Namen der Narren aufzunehmen. Er verstand es, die Natur zu ordnen, und ihr Sprache und zwar eine schönklingende, liebliche Sprache zu geben. Wären ihm die herrlichen Entdeckungen im Gebiete der Naturkunde, zu denen er den Weg gebahnt hat, zu Gebote gestanden, um wie viel angenehmer hätte sich der Tempel der Naturkunde gestaltet, wie viel edler und einfacher ständen die Gärten der Pflanzenkunde da!

Gerade Südamerika ist es, wo Flora und Pomona und alle Dryaden und alle Genien des Garten Gottes auf Erden

ihren Wohnsitz aufgeschlagen; und elysische Lusthaine aus den schönsten Pflanzenformen in üppigster Fülle gepflanzt haben. Das Pflanzenreich Südamerika's ist es, auf welches die Natur die meisten Kräfte verschwendet hat. Die Pflanzengestalten Südamerika's wiederholen sich nirgend auf Erden. Von der Zonenvegetation war schon oben die Rede. Gegen Süden nehmen die Pflanzengestalten jene Verschiedenheit der Formen an, welche der heißen, gemäßigten und kalten Zone eigen sind. An den Abhängen der Gebirge stufen sich jene Vegetationszonen ab, welche Wärmeabnahme, Intensität des Lichts, Reinheit und Dünne der Luft und die Dicke der Erdrinde bedingen. Also gegen Himmel empor und an den Pol hinab, sehen wir die Kraft der Natur in Hervorbringung der Pflanzen, vom undurchdringlichen Urwalde bis zu der verkümmerten Flechte und dem dünnen, kaum bemerkbaren Anfluge des Steinmooses ihren Stufengang verfolgen. Natürlicherweise zeigt die Region der Palmen so wie die kolossalsten, so auch die prächtigsten Pflanzengestalten. Die folgende Zone erfreut sich noch immer einer vollen Entfaltung der Naturkräfte in heilsamen, geistigen und gewürzigen Vegetationen. Die dritte Zone bringt Grasfluren und dem Norden verwandte Gestalten und geht nach und nach in Verkümmerung über. Doch entfalten sich liebliche Blumen allenthalben, und reichen so weit, als ihnen dieses die Beschaffenheit der Atmosphäre nur immer gestattet.

Wir müssen auch hier wieder erinnern, daß man sich unter einem tropischen Urwalde durchaus keinen Forst nach unserer Art vorzustellen habe. Jenes ermüdende Einerlei, welches auf Dutzende von Quadratmeilen die Bewohner des Nordens langweilt, ist der Tropenzone Südamerika's, und diese begreift $\frac{3}{4}$ des Kontinents, durchaus fremd. Man rühmt die Eichenforste des Bakonyerwaldes, die Tannenwälder des Norden; aber ist es auch etwas anders als die Neuheit des ersten Eindrucks, welchen eine Fülle derjenigen Pflanzengestalten, die wir sonst nur einzeln zu sehen gewohnt sind, auf uns machen? Und wenn wir nun stundenlang durch den finstern Tannenforst oder den rauschenden Hain tausendjähriger Eichen gewandert sind, wie sehr erfreut es uns, wenn wir wieder einmal hinaustreten können aus dem schläfrigen Einerlei in das bunte heitere Leben! Welch einen ganz verschiedenen Eindruck macht dagegen ein Urwald Südamerika's auf das Gemüth selbst des Wanderers, der fremd jedem Systeme und jeder Naturkunde, sich hier zum erstenmale mitten in der phantastischen Mannigfaltigkeit eines Pflanzen-

meeres befindet! Jahrelanger Aufenthalt läßt die Umgebung immer neu erscheinen. Pflanzengestalten denen ähnlich, welche wir in unsern Laubwäldern zu sehen gewohnt sind, sehen wir hier von Gräsern umstanden, welche ebenfalls zu Bäumen, ähnlich unsern Waldbäumen, emporschießen. Lächerlich scheint es z. B. zu hören, daß vier Pferde im Schatten einer Runkelrübe stehen, und doch wird uns dieses von glaubwürdigen Zeugen aus Peru erzählt. Ein einziger Baum z. B. eine Robinia, Ferulia, ein Zamang, eine Swietenia von vielen Klaftern Umfang und 20 und mehr Klaftern Höhe mit einem Laubdache, das einen kleinen Hain bildet; einen solchen Riesenbaum zu sehen, wie er in das Pflanzenmeer verflochten ist, ist ein ganz eigener Anblick, welchen Worte nur unvollkommen wiederzugeben vermögen. Man denke sich einen solchen Riesenbaum; mit ihm aus gleichem Boden sprossen einige Passifloren auf, die erstarkt zum eichenähnlichen Umfange den Hauptbaum wie eine Riesenschlange umflechten, mit gewaltigen Ästen durchschlungen und mit der Krone ein System bildend, selbst den genauen Kenner zur Verwechslung verführen. Doch was Oberfläche heißt, muß Raum geben den Gewächsen. Ein Dutzend verschiedene Arten von Schlingpflanzen, hundert und mehr Klafter lange Lianen, winden sich von allen Seiten empor, herab, wieder hinauf, verflechten sich zu starken Strängen, klettern aneinander empor, greifen durch die Krone hindurch, um die nächste Prachtpalme zu umarmen; alles dieses, um Luft und Licht zu gewinnen, die Blumenbüschel zu entfalten. Außer diesen Schlingpflanzen gibt es Kletteriche verschiedener Art, die wie unser Epheu den Hausherrn wie seine Schmarotzer mit ihren scharfeindringenden Wurzeln heimsuchen und jedes Fleckchen, welches nur irgend einen Raum gewährt, um einen Faser anzusetzen, mit üppiger Geilheit belegt. Dennoch bleibt hin und wieder Platz, daß die großblättrigen Pothosgewächse Wurzel fassen und oft in mehren Familien an einem und demselben Baume ihre breitblättrigen Pflanzen entfalten können. Doch auch damit ist die Natur noch nicht zufrieden. Denn auch die Äste werden von Schmarotzerpflanzen bedeckt, ja die Vögel schleppen nicht selten Cacaobohnen, Juvianüsse und andere unverdauliche Samenkörner in die Achselhöhlen der Äste, und man sieht gleichsam als zweite Etage des Urwaldes sich Baum auf Baum erheben. Da greift dann ein solcher Baum mit seinem ganzen Pflanzensysteme in den Nachbar hinein, unentwirrbar schlingen sie sich nun in einander. Die Rankengebüsche verflechten mehre hundert Quadratmeilen zu

einem einzigen Pflanzendache, und wer von einem isolirten Felsen oder einer 180′ hohen Oreodoxa herabblicken kann in die wogende Blumensee, der erblickt ein Meer aus Grün, Weiß, Roth, Gelb und andern Farben bestehend, aus der prachtvollsten Fülle von Riesenblumen, welche ein würdiges Bette bilden für die Nymphen des Hains und ihre Amoretten. Einen solchen Anblick mußte das Elysium gewährt haben, welches Amor seiner Psyche schuf; und ist es denn nicht auch der Blumenpalast, welchen die ewige Liebe der beschauenden Psyche, der lebenden Seele, nach ihrem Ebenbilde erschuf? Wenn dann die Blumenguirlanden von den hohen, fruchtbeladenen Palmenkronen, die sich unter der Schwere ihrer kostbaren Früchte wiegen, sich auf und ab winden; und das Ganze, Frucht, Blüten und Blättergewoge wie durch Festons verbinden, so vergißt man, daß unter diesem Blumenteppiche ein sumpfiger Wald ist, wo die schwarze Erde allenfalls auch giftiges Gewürme beherbergt. Immer grünt, immer blüht es hier; und so sehr ist die Natur thätig und mit solcher Kraft wird die Entfaltung der Vegetation durch die feuchte heiße Luft begünstigt, daß ein von Raupen kahlgefreßner Hain schon nach dreien Tagen wieder grün ist, und nach einer Woche seine vorige, nur frischere Pracht wieder zeigt. Selbst einem Alexander v. Humboldt gelang es nicht diese Pflanzengestalten zu ordnen, und sogar er gesteht, daß ein einziger Stamm des Urwaldes Stoff für das sorgfältigste Studium eines Jahres darbiete. Eben so schwer ist es, sich die Blüten der Bäume zu verschaffen, um sie nach diesen zu bestimmen, da man nicht selten einen solchen tropischen Pflanzenkoloß mit Blumen bedeckt finden kann, von denen dem eigentlichen Stamme auch nicht eine einzige angehört. Auch ist es außerordentlich schwer gerade zur Blütenzeit dieses oder jenes Gewächses da zu sein, da hier nicht wie bei uns ein Blütenmonat ist, sondern die Natur das ganze Jahr hindurch sich in Thätigkeit befindet. Auch die außerordentliche Höhe der Stämme, welche sogar eine Musketenkugel nicht erreicht, macht es schwer, sich die Blüten dieser Bäume zu verschaffen. Welche Mannigfaltigkeit bieten z. B. die Palmen dar, deren unerforschte Menge dieses Land zum eigentlichen Palmenlande macht. Es sind gewiß über 100 Arten bereits aufgefunden, noch mehre harren der Entdeckung; dennoch sind kaum 50 beschrieben, weil man ihrer Blüten nicht habhaft werden kann, und sie sich überhaupt zu sehr der Neigung der Forscher entziehen. Indessen besitzen die Indianer eine genaue Kenntniß der Bäume und Pflanzen ihres Vaterlandes, so wie sie

auch mit den Eigenschaften derselben sehr vertraut sind. Besonders ausgezeichnet sind aber die drei Formen von vorzüglicher Schönheit, welche den Wäldern Südamerika's einen unbeschreiblichen Zauber verleihen: die Palmen, die Pisanggewächse und die baumartigen Farrenkräuter. Die Palmen gewähren bei Einerleiheit der Form dennoch eine große Mannigfaltigkeit. Sie sind entweder gefiedert oder gefächert. Der Blattstiel ist bald scharf gezähnt, bald stachellos, die Nesselpalme macht eine Ausnahme davon. Der Palme ist überhaupt ein Charakter der Majestät eigen, der schwer in Worten auszudrücken ist. Der Schaft ist bald unförmig dick wie bei der Korazopalme, bald schilfartig schwach wie bei der Piritu, oder nach unten zu gabelförmig anschwellend, wie bei der Kokos, bald glatt, bald schuppig, bald stachlich. Bisweilen ist der Schaft in der Mitte geschwollen, aber nach oben und unten zu schwächer, wie bei der *Oreodoxa regia*. Das Grün der Blätter ist bald dunkelglänzend, wie bei der Mauritia, bald auf der untern Seite silberfarben weiß, wie bei der schlanken Fächerpalme Miraguama. Bisweilen ist auch die Mitte des Fächerblattes mit konzentrischen gelben und bläulichen Streifen pfauenfederartig geschmückt, wie in der stachlichen Mauritia. Eben so ist auch die Richtung der Blätter selbst verschieden. Bald kammartig in einen Fächer zusammengereiht und in der Sonne strahlend von steifem Gefüge, wie in der Kokos- und Dattelpalme; bald erscheint das Laub schilfartig, biegsam, gegen das Ende hin gekräuselt, wie an der Jaguapalme. Je anstrebender, je spitzer der Winkel ist, den sie mit der Fortsetzung des Stammes bilden, desto majestätischer ist der Anblick der Palme selbst. Einen verschiedenen Anblick gewähren die herabhängenden Blätter der Coviapalme und die himmelanstrebenden Zweige der Jagua und Piritu, welche zwischen den Katarakten des Orenoco zusammengehäuft sind. Diese luftigen Gipfel kontrastiren alsdann wundersam mit den dickbelaubten Ceibaarten, den Laurineen, Kalophyllen und Amyrisarten, welche sie umgeben. Unter dem Ursprung der Blätter aus dem Stamme selbst brechen an allen Palmen die Blütentheile hervor; nur bei wenigen, wie bei der Corazo, steht die Scheide senkrecht empor und die Früchte erheben sich aufgerichtet wie eine Art Thyrsus. Bei den meisten hängen die Scheiden abwärts; die männlichen Blüten sind gelblich, bei einigen auch weiß und glänzen in weiter Ferne. Auch die Gestalt und Farbe der Früchte ist äußerst mannigfaltig und die Palmenfrüchte sind so verschiedenartig wie die unserer Fruchtbäume. Die Mauritia hat schuppige braune,

glatte, eiförmige Früchte, jungen Tannenzapfen gleich; und bildet einen lebhaften Kontrast mit der ungeheuren dreikantigen Cocosnuß und der Dattel mit ihren kleinen Steinfrüchten. Die schönste Frucht ist aber die eierförmige, goldfarbene Traube aus purpurrothen Äpfeln bestehend, welche den Gipfel der majestätischen Pirijaopalme krönt und ganzen Völkerschaften gesunde kräftige Nahrung gewährt.

Diese flüchtigen Züge gehören aber nur einer einzigen Pflanzenart an, zu welchem Umfange würde jedoch diese Beschreibung anschwellen, wollten wir die einzelnen Gestalten der Urwaldungen durchgehen. So ist die *Bertholetia excelsa* einer der prachtvollsten Waldbäume der neuen Welt. Man kennt ihn unter dem Namen der Juvia; seine Früchte haben die Größe eines Menschenkopfes, deren überaus harte Schale jene köstlichen dreieckigen, Juviamandeln enthält, die man in Europa unter dem Namen Kastanien aus Brasilien kennt. Diese prachvolle Pflanzengestalt erreicht 100 bis 120 Fuß Höhe, blüht im März, reift seine Früchte mit Ende Mai, wo alsdann diese 12 Fuß im Durchmesser haltenden hölzernen Bomben mit entsetzlichem Getöse abfallen und von den Thieren und Menschen der Wälder eifrig gesucht werden. Die zwei Fuß langen glänzenden Blätter mit ihrer silberfarbenen Unterseite, hängen bis auf die Erde herab. Dieser gewaltige Baum kann als Beweis der Vegetationskraft dieser Länder gelten. Innerhalb 50 bis 60 Tagen bildet sich unter dem Tropenhimmel eine Frucht von der Größe unserer Kürbisse, deren 4, 5, bisweilen 8 in einem Büschel hängen, und kaum mit den besten Werkzeugen durchsägt werden können. Ein so beladener Juviabaum ist ein eben so wundervoller als majestätischer Anblick und bedenken wir, daß ein wässeriger Apfel des Nordens volle 6 Monate zu seiner Reife braucht; und doch erst nach dreimonatlichem Lager genießbar wird, so kann dieses ein Maßstab sein für die Kraft der Tropenzonen, wenn man bedenkt, daß die eisenharte Juvia mit ihren köstlichen überaus ölreichen Mandeln, kaum den vierten Theil der Zeit braucht, um zu reifen. Der Cacaobaum ist ebenfalls eine Prachtgestalt aus den Urwäldern Südamerika's. Die Heliconien, die Goldfrucht oder Orangenbäume, welche überall wild getroffen werden, die Carolineen mit ihren Wunderblumen, die riesenhaften Magnolien, die Mimosen mit ihrem gefiederten Laube und duftenden Blüten, die Melastomen, die Bombaxarten u. s. w. durchschlungen von Gewürzpflanzen, von Lianen und Schlingkräutern, welche theils dazu dienen,

Gifte zu bereiten, theils Vergiftungen, besonders durch Schlangenbiß zu heilen; bilden zusammen den Charakter dieser Waldungen, in denen Millionen Gewächse alle von kolossaler Größe sich den Platz streitig machen; und als wäre der Erdboden zu enge für die üppige Pracht des tropischen Pflanzenwuchses, müssen die Stämme zum Boden dienen, um alles zu verdecken, was daran erinnern könnte, daß es schwarze Schlammerde sei, welche bedeckt ist.

Treten wir aus den tropischen Waldungen in die lichten Gegenden hinaus, so erscheint uns der Pflanzenwuchs nicht weniger wundervoll und erhaben; denn auch da, wo Lichtungen oder offenes Land sich darbietet, ist es die tropische Natur, welche wirksam ist. Die Haine und Gebüsche tragen alle dasselbe Gepräge der Üppigkeit und der Kraft; gleich als ob ihnen der Boden zu enge wäre, häufen sich Pflanzen auf Pflanzen, so daß tausende derselben durch einander weben. Wer sich die Mühe nehmen wollte, die Pipen, Pothos und andere Pflanzen, welche einen einzigen Heuschreckenbaum bedecken, zu verpflanzen, würde ein großes Stück Land damit anfüllen. Hundert Fuß weit dehnt sich ein Baum zum andern hinüber und man wandelt auch da, wo der Urwald verschwindet, überall unter Laubgängen. Die Ufer der Teiche, Flüsse und Seen sind mit pfeilblättrigen Wasserpflanzen bedeckt und wo die Sonnenstrahlen die Erde berühren, keimen tausenderlei Lilien und Saftgewächse empor. Eine besondere Zierde ist das gewaltige Bambusgras, dessen zarte Gestalt mit hangenden Schilfblättern 30 und mehr Fuß hoch in die Luft steigt und Wege und Stege einfaßt. Selbst der nackte Felsboden, welcher begierig die Dünste der Luft einsaugt, gibt die nährende Feuchtigkeit an die stachlichte Cactus ab. Diese seltsam gestalteten Wesen mit ihren schönen Blumen und kühlenden Früchten gehören Amerika eigenthümlich an. Sie bilden große Gehäge und vertreten unter dem Namen Cactus-Tuna die Pallisaden der Befestigungen. Mehr als hundert Arten wuchern hier durch einander, theils als indischer Feigenstrauch oder Nopal, theils als kolossaler Leuchterbaum, dessen unverwesliches Holz, dem Eisen an Dauer und Schwere gleich, zu unverwüstlichen Thürschwellen gebraucht wird. Wir treten nun in die Savanen hinaus, nachdem wir in den fruchtbaren Thälern vergebens nach Wiesengründen, wie wir sie zu sehen gewohnt sind, uns umgesehen haben. Wir fanden daselbst nur wuchernde Wasserpflanzen, breitblättrige Heliconien, hochaufschießende Liliengewächse mit brennenden Blumen, ein üppiges Buschwerk für weidendes Vieh

zugleich der sichere Versteck für den lauernden Jaguar; aber auch auf den Savanen oder Steppen oder Llannos suchen wir vergebens die bunten Wiesenteppiche des Nordens; und die fünfzig Millionen Rind- und Hufvieh weiden nicht auf einem Pleasury-ground oder weichen Rasen eines englischen Parks, sondern in einem Buschwerke von Kyllingien, Paspallum, Liliaceen und zarten, wohlnährenden Mimosen, welche die ersten Regenschauer der Sommermonate aus dem dürren staubigen Boden zur Mannshöhe aufschießen ließ. So weit das Auge reicht, wogt dieses ebene Grasmeer, nur hin und wieder sieht man einzelne Palmen oder zu Capparales vereinigte Gebüsche der Coryphapalme, eine traurige Palmengestalt, welche südwärts der Piritou- und Mauritiapalme Platz macht. Die Berge bieten natürlich andere Gestalten dar. In der Gegend der Cinchona verschwinden die Palmen, aber die baumartigen Farren ersetzen sie durch ihre zierliche Gestalt. Natürlich sucht der Mensch aus diesem Pflanzenüberflusse, was ihm nützt. Die Yucca, die Aaronsknolle, die Batate, die Occa, der Manioc und der wildwachsende Reis, welcher besonders an den Ufern des Madeira ohne Anbau in ungeheurer Fülle wächst, ersetzen das Brot in der Ebene. Der Mensch fügte der heißen Niederung die Banane, die Brotfrucht, den Mais und in kühlern Regionen die Kartoffel und europäische Getreidearten hinzu. Wir haben von diesen Produkten der Tropenwelt weitläufiger gehandelt und verweisen dahin. Erquickende Früchte sind durch alle Zonen vertheilt und Südamerika erfreut sich ihrer in größter Vollkommenheit. Die Hesperidenäpfel oder die goldenen Früchte der Orangenbäume sind in kleinen Varietäten einheimisch, in edlern Sorten eingeführt. Indessen gehören den tiefen Gegenden die Palmenfrüchte an. Die Krone derselben ist die schon erwähnte Mauritia, im Lande selbst Murichi-Palme genannt. Der Pater Gumilla nennt ihn den Lebensbaum. Sein Mark gibt Mehl; schneidet man ihm die Blumenrispe ab, bevor sie Blumen entwickelt, so entquillt ihm erquickender Wein. Die oben beschriebenen Früchte, deren ungeheure Menge außerordentlich viel Nahrungsstoff enthält, nähren die Völker und die Existenz der Guaranier in den Orenocomündungen ist an diese Palme geknüpft. Die Fasern geben Hängematten, Körbe, Stricke, Netze, Kleider und die fächerförmigen Blätter verleihen der Hütte des Indianers ein dauerhaftes Dach. Der Pisang, die Anonen in fünf verschiedenen Arten, geben die vollkommenste Obstart der Erde, deren zuckerreiches Fleisch erquickend und näh-

rend zugleich ist. Die köstlichste Ananas wächst wild, die Cactusfrüchte erquicken durch angenehme Säure, die Grenadillen sind die Früchte der Passifloren, die Mango-, Mamei-, Manglefrüchte, die Yambusen, die Cacaofrüchte u. s. w. zieren zu jeder Jahrszeit die Tafel des Amerikaners. Johannisbrot und eine Menge köstlicher Schoten wachsen in Wäldern, und in Paraguay wird das Vieh mit diesen köstlichen Produkten gemästet. Die nützlichen Cocusnüsse geben Öl, Milch und einen erquickenden Kern und fehlten auch den heißen Ebenen die Früchte, so öffnen die Bäume selbst ihre Brüste, um mit wachsreicher Milch die Menschen zu nähren. Der wundervolle Kuhbaum in Amerika, *l'Arbre de la Vache* genannt, gibt eine süße, gutartige und nährende Milch in reicher Fülle. Alle Pflanzensäfte milchiger Natur sind sonst scharf, bitter und mehr oder weniger giftig; aber die gütige Natur, welche nun einmal vorhatte, Amerika zum wundervollsten Lande des Überflusses zu machen, wußte die giftige Euphorbie Afrika's zum wohlthätigen Cactus und den Saft des Kuhbaums zur köstlichen Milch zu verwandeln. Der Palo de Vacca, wie ihn die Spanier nennen, ist eine große prachtvolle Pflanze dem Sternapfelbaum ähnlich. Er hat lange gespitzte, abwechselnd stehende Blätter, welche mit unterhalb vorspringenden parallelen Seitenrippen versehen sind, von 10 Zoll Länge. Er trägt eine fleischige Frucht mit 2 Nüssen. Macht man in seinen Stamm Einschnitte, so fließt eine klebrige, ziemlich dicke, mit einem sehr angenehmen balsamischen Geruche gewürzte, der besten Kuhmilch ähnliche Flüssigkeit heraus, und zwar in so großer Menge, daß die Zeit, wo der Kuhbaum seine Brüste öffnet, eine Zeit der Freude für die Eingebornen ist. Die Menschen werden fett davon, Kranke genesen und Schwindsüchtigen bringt sie zuverläßige Heilung. Setzt man die Milch der freien Luft aus, so bildet sich ein gelblicher Rahm auf ihrer Oberfläche, welcher außerordentlich wachsreich ist. Dieser Baum ist in der Küstenkette von Venezuela einheimisch. Indessen ist er auch Brasilien eigen und wahrscheinlich im ganzen tropischen Amerika zerstreut. Je dichter die Blätter sind, je dunkler ihre Farbe, desto größer ist der Reichthum dieser wohlthätigen Milch. Die Achras, Pechuen, Pumo, Granaten, Papayen und die Honigtrauben von Neu-Grenada vermehren den Reichthum vegetabilischer Nahrungsmittel. Zu ihnen gesellen sich noch in der Region der Chinchona die europäischen Obstarten, die Feige, die Traube, die Pfirsiche und Aprikosen, welche hier eine ganz eigene Vollkom-

menheit erreichen und wie viel Köstliches unter den Baumfrüchten mag noch der Entdeckung harren?!

Die gütige Natur hat jedoch in Südamerika's Gefilden nicht nur für die Speise der Bewohner, sondern nach dem heiligen Ausspruche der Schrift, auch für Freude gesorgt. Wohlthätige Getränke liefert die einheimische Cacaobohne, ein Baum, der durch seinen üppigen Wuchs, seine herrliche Gestalt, seine schönen Blumen und Früchte das Land verschönert, durch den Saft und das Fleisch seiner Samenkapseln nährt und erquickt, und durch seine Samenbohnen ein eben so unschuldiges als köstliches und nahrhaftes Getränk liefert. Er wächst wild in den tropischen Wäldern, und wird in heißen und feuchten Niederungen, wo den Winden der Zugang verwehrt ist, und häufige Regen fallen, mit großem Vortheile in Pflanzungen gezogen. Der beste Cacao in Südamerika wächst in der Provinz Caracas. Er kömmt demjenigen der Republik Ecuador oder Guatemala beinahe gleich. Die Kaffeebohne gedeiht in den kühlen Thälern und gemäßigten Bergabhängen besser, als in den heißen Niederungen. Der Caracas ist sehr gut, der Guyana mittelmäßig, der Brasilien schlecht; nicht aber an sich, sondern in Folge nachläßiger Behandlung. Der Paraguaythee kommt nicht nach Europa, was sehr Schade ist, da er mit Chinathee gemischt, diesen letzteren unendlich veredeln würde. Der Paraguaythee wird von einigen Cassineen und Psoraleen gewonnen, und in Paraguay selbst Mate genannt. Der klügste Mensch Amerika's, so wie zugleich der tüchtigste Administrator, Doktor Francia, wendet alles an, um die Verpflanzung dieses kostbaren Gewächses in andern Staaten zu hindern. Der Weinstock gedeiht in den gemäßigtern Gegenden, und liefert besonders in Chili, köstliche Weinsorten, wie denn überhaupt der Weinbau einst in den Andes von der größten Wichtigkeit werden muß, da er hier vulkanischen Boden findet, auf welchem er, und nur auf diesem köstlichen Wein gibt. Außerdem bereitet die Thorheit noch eine Menge berauschender Getränke aus der Yuccawurzel, unter welche sogar narkotische Kräuter genommen werden, aus den Beeren der Buxmyrthe u. s. w. Chica oder Cyder wird aus allen Baumfrüchten in sehr guten Qualitäten bereitet, besonders köstlich ist der aus Ananas. Das Guarapo wird aus dem Safte verschiedener Rohrarten bereitet, auch wol aus Maisrohr, ein garstiges Brantweingetränke; das Guaduarohr erreicht die Größe einer mittelmäßigen Fichte, und ist zur Zeit des Vollmondes mit sehr köstlichem reinen Wasser gefüllt, dessen erquickende Frische außerordentlich

wohlthätig ist. Zu den Luxuspflanzen müssen wir wol auch die Vanille, die längliche Nuß des Muskatlorbers vom Orenoco, den cayenischen Pfeffer, zwei Zimmtarten, den Ingwer, Piment und eine Menge anderer Pfefferarten rechnen. Zu Gewürzpflanzen wohlthätiger Natur, müssen jedoch auch die sehr zahlreichen Cinchonen, Crotonen und Cuspare gerechnet werden, durch deren Fieber- vertreibende Rinden und den köstlichen Gerbestoff welchen diese enthalten, die Natur liebevoll gut gemacht hat, was sie durch Begünstigung des Pflanzenlebens gegen den Menschen verschuldete. Die Cassia, das Polypodium Hochperu's, die Saffaparilla, die Ipecacuanha, die Jalappe, der Ginseng, das Gnaphalium, die schlangenvertreibenden Torstenien, und viele andere Pflanzen haben sich als Arzneipflanzen großen Ruhm erworben. Besonders sind es zahlreiche Schlingpflanzen, deren Säfte spezifische Mittel gegen den Biß giftiger Thiere enthalten. Freilich sind auch Giftpflanzen häufig genug vorhanden, und der Mensch verstand es, sie als Werkzeuge seines bösen Prinzips herauszufinden. Die Indianerinnen verstehen Getränke zu bereiten, wodurch sie ihre Leibesfrucht abtreiben, oder sich unfruchtbar machen, und die Empfängniß einer Leibesfrucht ganz in ihrer Willkür behalten. Sie kochen am Orenoco das Curaregift, womit sie die Pfeile vergiften, und zwar auf eine solche Art, daß die geringste Quantität in das Blut gebracht, den schnellsten und unfehlbaren Tod zur Folge hat; obwol es ohne Gefahr verschluckt wird. Das Bejuco am Amazonenstrome ist von ähnlicher Beschaffenheit; eigentlich werden diese Pfeile nur zur Jagd gebraucht, aber die Rachsucht verwundet auch den Feind damit. Der Saft vieler Giftpflanzen wird auch zur Betäubung der Fische verwendet, und mit verderblicher Unbesonnenheit angewandt. Die Kenntniß dieser Giftpflanzen und ihre verschiedenartige Wirkung wird von den Indianern als großes Geheimniß behandelt. Humboldt besuchte am Orenoco einen Meister des Curaregiftes, während der Bereitung desselben. Er führte den Titel Giftherr, und stand in der ganzen Gegend in großem Ansehen. Die schnellwirkenden Gifte kommen meist von Schlingpflanzen, aber auch die Milchsäfte des Manchinellbaumes, der Hevea, der Feigenbäume und anderer enthalten heftigwirkende Gifte. Die geheimnißvolle Art, womit die Natur bei Bereitung dieser, dem animalischen Leben schädlichen Säfte zu Werke geht, ist ein naturhistorisches Räthsel. Manche Giftsäfte tödten durch Vermischung mit dem Blute, und werden ohne Nachtheil genossen; andere dienen als Heilmittel, während sie in den Ma-

gen gebracht, unausbleiblichen Tod bringen. Einige wirken auflösend, andere zusammenziehend, einige betäubend, andere erregend, manche sind nur gewissen Thierklassen verderblich, während der Organismus anderer sie nicht nur erträgt, sondern wol noch gar als ein unentbehrliches Bedürfniß betrachtet. Noch andere Säfte werden erst durch Vermischung mit sonst unschädlichen Säften verderblich. Überall wirkt die Natur unter geheimnißvollem Schleier, wir suchen hinter ihm Züge zu erhaschen, aufgedeckt hat ihn noch keiner!

Nicht weniger bewundernswürdig als die ätzende Kraft der Pflanzensäfte ist uns ihr Färbestoff. Seltsam genug kann man Indigo, Rucu, Bignonia, Chica in einem und demselben Topfe pflanzen, ihnen gleiche Behandlung angedeihen lassen, und siehe: der Saft der einen färbt blau, der andere gelb, der dritte roth. Welchen Mechanismus hat hier die Natur angebracht, um ihren Zweck zu erreichen, das einfache Verfahren bei der mannigfaltigsten Wirkung? Die Indigoarten finden sich wild und in Kultur. Caracas liefert Sorten, welche dem schönsten Guatemala gleichkommen. Die Chica wird im Lande selbst sehr hoch geachtet; es ist ein köstlicher Färbestoff, womit die Indianer ihre Haut malen. Die Brasiliencampechehölzer sind allenthalben bekannt, die Cesalpinien, Genipa und Papaya färben schwarz, so wie die Gunnera scabra. Der Drachenbaum, die Garcinia cambogia, oder der Gummiguttbaum werden in Guyana gezogen. Der Drachenbaum ist aus der alten Welt eingeführt, und von der Natur in Südamerika durch die Yucca vorgestellt. Die rothfärbende Rinde der prächtigen Macrocnemie, der Caacangay in Paraguay und Buenos Ayres färben roth, und die eigroße Frucht des Launabaumes liefert köstlichen Purpursaft. Der Reichthum an Färbepflanzen ist überhaupt in Südamerika unermeßlicher, als in irgend einem Theile der Erde. Kostbare Öle gibt die Ölpalme, der Ölbaum in Peru und Columbia, die Cocosnuß, die Juviamandel und eine Menge anderer Pflanzen. Die Wachspalme, der Kuhbaum liefern Wachs auch ohne Bienen, das Taquarohr liefert Talg, das Laub des Marterabaumes und die Frucht des Saboairo in Brasilien wohlriechende Seife. Das Taquarohr wird daher als Fackel, und die Seifenfrüchte als Seife ohne weitere Bereitung benutzt. Ja es gibt sogar einen Kleiderbaum, aus dessen Rinde durch bloßen Zuschnitt Koller verfertigt werden, und man muß gestehen, die Natur hat es darauf angelegt, hier ein Schlaraffenleben zu gewähren; denn fliegen auch nicht gerade gebratene Tauben in

das Maul, so darf man jedoch im Übrigen nur zulangen, denn gesorgt ist für jedes Bedürfniß.

Die Jatropha und Hevea liefert elastisches Harz. Es wird der Cautschuc nicht blos aus dem Safte der Hevea bereitet, sondern man findet es in großen Massen völlig fertig, unter den Wurzeln mehrer Pflanzen, welche scharfe Milchsäfte haben. Das Copalharz liefert trefflichen Firniß; eine Menge anderer Bäume, köstliche Balsam- und Harzarten, als da: das wohlriechende Elemiharz, das Guayacharz, das Gummi animä des Heuschreckenbaumes, der Storax des Liquidambarbaumes, das Comporcoharz aus Peru, das Pajaro aus Chili, das Weihrauchharz aus Paraguay, der Copaivabalsam, der köstliche peruvianische Balsam, nebst einer unermeßlichen noch bei weitem nicht erforschten Menge balsamischer Harze, liefert Südamerika in dem reichsten Überflusse. Eine unendliche Menge köstlichen Bauholzes, prachtvoller Tischlerhölzer, eine Fülle von Pflanzen zu Tauwerk und Kleidung bietet die Natur ohne alle Kultur an. Hanf, Flachs, Baumwolle, Tabak, Zucker, Kaffee sind Gegenstände des Ackerbaues und eingeführt. Der chinesische Thee wurde nebst den Chinesen nach Brasilien eingeführt; beide gedeihen vortrefflich. Wir wiederholen es daher hier noch einmal: kein Theil der Erde kann sich in Hinsicht auf Ausstattung an vegetabilischem Reichthume mit Südamerika messen. Die Fülle der Blumen und Zierpflanzen ist durchaus unerforschlich, und eine prachtvolle Vegetation schmückt nun einmal den ganzen Kontinent, bis an die Grenze des ewigen Schnees, sowol nach Süden hinab, als bergauf. Unerschöpfliche Reichthümer bietet der Boden in diesem Welttheile. Der metallische Reichthum kann erschöpft werden, der vegetabilische widersteht jeder Erschöpfung. So lange noch ein Funke des Centralfeuers die Erde erwärmt, und ihre Masse in Schwung erhält, wird Südamerika prangen im bunten Gewande der schönsten vegetabilischen Schöpfung.

3) Das Thierreich ist nicht minder lebendig und mit Massen ausgestattet, als das Pflanzenreich. Demungeachtet scheint ursprünglich der Südamerikaner nicht geschaffen zu sein, daß er Thiere esse, sondern weit eher, daß er von ihnen gegessen werde. Denn rühmen wir die Fülle und Mannigfaltigkeit lebender Geschöpfe, so sind wir damit keineswegs gemeint, dieses Naturreich dem vorhergehenden angemessen zu finden, vielmehr scheint es, als habe sich die Natur in der Pflanzenpracht erschöpft, und daher etwas zu wenig Kraft übrig behalten, die höhern und kräftigern Thierformen auszubilden. Wir haben zwar oben von

Elephanten und Rhinozerosknochen gesprochen, diese sind aber auf eine Art hingekommen, welche uns gänzlich unbekannt ist; denn bis jetzt haben wir nichts dergleichen lebendig in jenen Gegenden zu Gesichte bekommen. Zwar sehen wir mit nicht geringem Erstaunen den Bericht Cochrane's, welcher das Thal von Cauca beschreibend, um den Saum der hohen Berggegenden Elephantenherden weiden läßt, „von denen jedoch noch nie einer erlegt worden sei, obwol man ihre ungeheuren Zähne häufig findet.“ Wir halten diesen Bericht geradezu für ein Märchen, in der festen Überzeugung, daß der Elephant, wäre er anders in Amerika vorhanden, weit lieber die heißen und nassen Wälder aufgesucht hätte, welche sich in den Ebenen ausbreiten, als die kalten Bergsäume des Hochlandes. Der Tapir ist wol die größte Thierart des südlichen Amerika, ein plumpes unzähmbares Vieh, eine Art Satyre auf den Elephanten. Man vermuthet zwar, daß in einigen, noch wenig durchforschten Hochländern Amerika's Tapirarten vorhanden seien, welche sich bis jetzt in unzugänglichen Gegenden zu verbergen glücklich genug waren. Und es ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß die Zukunft noch manches bisher unbekannte Thier zur Kenntniß bringen werde. Aber gewiß ist es, daß die Naturgeschichte großer Pachydermen von Amerika aus nicht erweitert werden wird. Wäre dieser Kontinent nur mit einem einzigen größern zähmbaren Lastthiere ausgerüstet gewesen, welch ein anderer Zustand der Menschheit wäre vorgefunden worden! Nun fand sich aber auch nicht eines der größern Hausthiere der alten Welt vor, daher sich denn auch weder Ackerbau, noch Hirtenleben entwickelte. Ein einziges Lastthier fand man in geringer Zahl und von geringer Verbreitung in dem Hochgebirge Peru's, das schwache Lama, und dennoch blieb selbst dieses Hausthier nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Lebensweise der alten Völker. Desto reicher ist das Gebiet der wilden Thierarten, und besonders ausgezeichnet derjenige Theil des Thierreichs, in welchem sich weniger kraftvolle Formen entwickeln. So hat uns das Geschlecht der Affen ganz neue Familien in die Naturgeschichte geliefert. Mehr als 40 neue Affenarten sind uns aus Amerika zugekommen. Sie unterscheiden sich wesentlich von denen der alten Welt. Jene plumpen, kräftigen Orangutangs, welche in den Wäldern Bengalens hausen, sind Südamerika fremd; auch mangelt ihnen jenes heitere possierliche Naturell, jene Gelehrigkeit und Gelenkigkeit, welche wir an unsern Affen wahrnehmen. Sie gehören alle zu der zartgebauten Gattung der Wickelschwänze, der Sei-

den-, Heul- und Brüllaffen, welche der alten Welt ganz fremd sind. Ernst, düster und kläglich ist ihre Geberde; sie leben in ungeheuren Scharen in den tropischen Niederungen, die nicht über 500 Toisen ersteigen, von der Größe einer Maus, bis zu der eines mittlern Hundes. Sie führen eine Art gemeinschaftlichen Haushaltes, und beurkunden ihr Affennaturell schon durch ihre Formen, in welchen die Natur wirklich sich selbst in ihren verschiedenen Thierformen nachgeäfft zu haben scheint. So sieht der Chrysomela oder schwarze Löwensahui, einem Poeta laureatus des Mittelalters, wie er allenfalls am Hofe Ludwigs XIV. erschien; mit seinem blonden Dupee täuschend ähnlich. Der Sahui, mit seinem weißen Gesichte, ist à la Giraffe herrlich herausgeputzt; und der Sarassu gleicht einem Marktschreier aufs Haar. Man sieht in ihnen vom Hunde bis zum Löwen alle Thiere repräsentirt, weswegen denn auch die Namen Löwen-, Hund-, Perücken- und anderer Affen passend und bezeichnend sind; denn sie lassen in der That die muthwilligste Vergleichung zu. An die Affen reihen sich die Faulthiere, ein Geschlecht, das zwar überall verbreitet, aber hier in Amerika recht charakteristisch ist. Es sind zwei Arten, das gewöhnliche und das schwarzgerückte. Mäuse und Mustelen aller Art sind außerordentlich zahlreich, und seltsam genug variiren die Katzenarten außerordentlich. Sie übertreffen an Zahl und Mannigfaltigkeit die der alten Welt. Keine darunter gleicht aber der Majestät des Löwen, und der Kuguar führt wol mit Unrecht diesen Namen. Der Jaguar erreicht den bengalischen Tieger an Kraft und Größe, und übertrifft ihn an Schönheit, indem er ihm am Muthe gleicht. Die übrigen Katzen sind kleiner, aber durchweg schön gezeichnet. Von dem Jaguar werden auch weiße Exemplare gefunden. Je tiefer wir herabsteigen, desto häufiger sind die Varietäten. Die Fledermäuse sind sehr gut ausgestattet, groß, zahlreich, seltsam geformt. Das Hundegeschlecht beschränkt sich auf ein Paar sehr wilde, einheimische Hunde, und kleine Bärenarten. Ein den tropischen Flüssen Amerika's eigenthümliches Säugethier sind die Lamantins, Cavien oder Flußkühe, ein ungeschlachtes, großes, fettes, zahmes Thier, welches erschaffen zu sein scheint, die übrigen Thiere zu speisen. Die Krokodile halten ihre Malzeiten davon. Erheben sie sich dann, um diesen zu entgehen, mit schwerfälligem Gange an das Ufer, so lauert der hungrige Jaguar, um die waffenlose Beute in Empfang zu nehmen. Hirsche verschiedener Art, fünf oder sechs Llamaarten, Bisamschweine, Gürtelthiere, Ameisenfresser, Waschbären sind in Fülle zu haben. Robben,

Ottern, Wale und Delphine lassen es nicht fehlen. Der von drei Meeren umflutete Kontinent, durchzogen von unzähligen Strömen, hat natürlich an Wasserthieren keinen Mangel. Südamerika besitzt ungefähr 250 Arten eigenthümlicher Säugethiere; völlig identisch mit denen der alten Welt, hat man, seltsam genug, auch nicht eines gefunden. Nicht weniger zahlreich ist das Geschlecht der Vögel, sie zeichnen sich aus durch buntes Gefieder. Mehr als 500 Arten neuer Vögel hat uns Südamerika in das System geliefert, und kaum dürfen wir uns rühmen, den dritten Theil der gefiederten Geschlechter, welche die Lüfte Südamerika's durchsegeln, zu kennen. Zahllos sind die Raubvögel, noch zahlloser die Hohlschnäbler, die Papageyen, Parkite, Cacadu's u. s. w. Sie fliegen in zahllosen Scharen durch die Wälder, und theilen mit den großen Affen das grüne Gezelt der Bäume. Keine Art der Vögel, keine Familie dieser geflügelten Bewohner des Luftkreises ist ohne Repräsentanten. Südamerika lieferte bereits 7 schöne Taubenarten, und was noch köstlicher ist, 5 Varietäten des prächtigen Truthahns. Auch an Singvögeln fehlt es nicht, und in den gemäßigten Gegenden wird das Ohr des Menschen durch schönen Gesang erquickt, wenn gleich unsere Nachtigall immer noch den Vorzug behauptet. Nichts übertrifft aber die Menge der Sumpf- und Wasservögel und Strandläufern, so wie die Unzahl von Aasgeyern, von denen man sich überall umgeben sieht. Sie gehören alle den heißen Tiefen an; aber der Condor, der größte der Geyer, wohnt in den luftigen Schneethälern der Andes. Das Reich der Vögel ist ausgezeichnet, noch mehr aber das der Amphibien. Dieses abscheuliche Geschlecht hat sich in allen seinen Formen und Nuancen in Südamerika einheimisch gemacht. Die unzählige Menge giftiger Nattern, gefährlicher Schlangen, unersättlicher Boa, übersteigt alle Beschreibung. Was dieser Thierform ein gar so abscheuliches Ansehen gibt, ist vorzüglich ihr ungefälliger, schleichender Gang, ihre falschen Blicke, das weit hinter die Augen geöffnete Maul, das kalte Naturell, die heuchlerische Miene; selbst die bunten Farben der zahllosen amerikanischen Schlangen, und ihre zierliche Zeichnung kann den Menschen mit ihnen nicht versöhnen; und sogar derjenige, welcher sie täglich sieht, kann sich eines geheimen Schauders vor ihrer Tücke nicht erwehren. Sie sind von aller Größe und allen Farben zu haben, theils mit Giftzähnen, theils ohne dieselben. Die Boa bei Dobritzhofer Bujo genannt, erreicht eine Länge von 30 bis 40 Fuß, und gesättigt gleicht sie einem Fichtenstamme und zwar um so

täuschender, als sie im Alter wirklich eine Art Moos bedecken soll. Derselbe Dobritzhofer erzählt, daß einst 18 Mann Soldaten um auszuruhen, sich einen liegenden Fichtenstamm gewählt hätten, und nicht wenig erstaunten, als dieser sich plötzlich zu bewegen anfing. Es war eine Bujo von außerordentlicher Größe. Sie verschlingt einen ganzen Hirschen auf einmal. Die gefährliche Klapperschlange ist überall in Amerika zu Hause; außer ihr gibt es aber noch eine Menge Viperarten, die eben so gefährlich sind. Die Frösche und Kröten sind scheußlich, unzählige Arten und von ungeheurer Größe. Die Schildkröten sind zahllos und die Arauschildkröte in einer solchen Unzahl vorhanden, daß der Orenoco und der Amazonenstrom, zu gewissen Zeiten des Jahres im eigentlichsten Sinne davon bedeckt sind. Sie legen ihre Eier in ungeheurer Anzahl in die Erde. Man sucht sie alsdann auf und kennt schon die Bezirke, zu denen sie jährlich wiederkehren. Die Erde wird abgenommen, die Schildkröteneier förmlich ausgebeutet, und das bekannte Schildkrötenöl daraus gesotten. Herr v. Humboldt wohnte auf seiner Reise in den Ebenen des Orenoco, einer solchen Eierernte bei. Inseln, welche das ganze Jahr wüste sind und mitten im Flusse liegen, fand er mit mehren hundert Indianern aus den Missionen am Orenoco besetzt. Es war eine Art Messe oder Jahrmarkt, indem die Krämer von Angostura diese Schildkröteninseln besuchen, um gegen europäische Waaren den Ölertrag einzutauschen. „So weit ihr am Ufer hinsehen könnt, liegen die Schildkröteneier unter der Erdschichte.“ Das Terrain wurde unter die Indianer ausgemessen, und jedem eine bestimmte Zahl Quadratruthen von Eiern zugesprochen. Die Eier sind viel größer als Taubeneier. Sie werden hervorgezogen, in lange hölzerne Tröge voll Wasser geworfen, zerstoßen, und so lange der Sonne ausgesetzt, bis der dicke ölige Theil sich auf der Oberfläche des Wassers sammelt und verdichtet. Man schöpft alsdann dieses Fett ab und kocht es in großen Kesseln auf lebhaftem Feuer. Gut zubereitet, ist es klar, geruchlos und von schwachgelblicher Farbe. Es wird wie Olivenöl gebraucht. Außerdem stellen Menschen und Thiere den wohlschmeckenden Schildkröten nach. Trotz dieser Zerstörung spürt man keine Abnahme der Schildkröten, was um so erstaunlicher ist, als man auf dem einzigen Schildkrötenplatze, den Humboldt sah, jährlich 5000 Krüge Öl bereitet, deren jeder 5000 Eier fordert, zu denen 25 Millionen Eiern wenigstens 330000 Schildkröten das Ihre beitragen müssen. Bedenkt man nun, daß es an den Strömen Südamerika's un-

zählige solcher Plätze gibt, so muß man erstaunen über die imposante Fülle dieses einzigen Thieres, von dem wir noch bemerken: daß der Prinz von Neuwied in den Wäldern Brasiliens eine Landschildkröte fand, das gelbgefleckte Jabiru, ein garstiges Thier, das mit seinem getäfelten Panzer und kralligen Füßen aufrecht einherschreitet, und einen widerlichen Anblick gewährt. Nicht weniger widerlich ist die ungeheure Anzahl von Eidechsen, von dem kleinen Teju mit himmelblauen Streifen, welches ein bissiges Thierchen ist, bis zum 24′ langen Orenocokrokodil. Von Cuba bis zu den Ausflüssen des La Plata wimmeln alle Ströme und Flüsse, so wie alle Süßwasserseen von diesen garstigen, gefräßigen, gepanzerten Amphibien. Je tiefer wir hinabsteigen, desto größer ist die Anzahl der lebenden Geschöpfe. Aber in der That allen Glauben übersteigt das Gewimmel der Flußfische, so wie ihre Mannigfaltigkeit. Zwei Fische sind von besonderer Merkwürdigkeit. Der eine ist der elektrische Aal oder Gymnote, von den Spaniern Tremblador genannt. Er findet sich in den schlammigen Flüssen der Llannos von Venezuela, und ist so unbequem, daß die Gegend, wo er sich aufhält, sowol von den Thieren als Fischen gemieden wird. Um sie zu fangen, wird eines der seltsamsten Mittel angewendet. Man treibt eine Schar Pferde oder Maulthiere in den Sumpf, wo sich die Trembladors aufhalten. Sobald diese eintreten, entspinnt sich ein Kampf zwischen Thieren verschiedener Art, welcher ein höchst seltsames und malerisches Schauspiel gewährt. Die großen, wie Wasserschlangen aussehenden grünen und gelben Aale schwimmen auf die Oberfläche und gelangen unter den Bauch der Pferde. Hier entleeren sie nun ihre elektrischen Batterien und ertheilen den Pferden und Maulthieren entsetzliche Schläge. Diese schlagen aus, wiehern und suchen sich schnaubend durch die Flucht zu retten. Man treibt sie nun mit Schlägen und Geschrei wieder in den Sumpf zurück. Der Kampf wird immer heftiger. Viele Pferde erliegen von der Gewalt der unsichtbaren Schläge, die sie von allen Seiten an den empfindlichsten Organen des Lebens erleiden. Sie verschwinden alsdann betäubt unter dem Wasser. Mit wilder Angst im funkelnden Auge suchen andere dem tobenden Ungewitter zu entfliehen. Nur einzelnen gelingt es, sich durch die Fischer, welche sie immer wieder ins Wasser zurücktreiben, zu retten. Sie straucheln nun bei jedem Schritte, und sinken ermattet und erschöpft auf die Savane hin. Nach und nach läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach, denn da der Gymnote fünf Fuß lang ist, das elektrische Organ aber sich durch

seinen ganzen Körper hin erstreckt, so raubt ihm die Entladung nach und nach die Kraft. Sie ermüden, werden matt, und nähern sich dem Ufer, wo sie dann mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen gefangen werden. Man muß indessen noch immer behutsam mit ihnen verfahren, weil man sonst bei jeder Berührung empfindliche Schläge empfängt. Die Schläge selbst eines matten Gymnoten, sind bei weitem stärker als die einer Leydner Flasche, und es wäre sehr unvorsichtig, sich dem Schlage eines ausgewachsenen, ungeschwächten Gymnoten, auszusetzen. Indessen hängt die Entladung des Organs ganz allein von der Willkür des Fisches ab. Diese Gymnoten finden sich übrigens durch ganz Südamerika zerstreut. Ein anderer höchst gefährlicher Fisch ist der Caribe oder Palometa, der mehr als die Krokodile für die Schwimmenden zu fürchten ist. Es ist wol der blutgierigste Fisch in allen Gewässern. Der Bauch des Fisches ist sägeförmig gezähnt, scharf und schneidig. In beiden Kiefern, deren jeder mit 14 spitzigen und dreieckigen Zähnen als so vielen Bajonetten bewaffnet ist, besteht seine Rüstung: er beißt damit den Menschen, wo er ihn auch angreift, auf den ersten Biß durch und durch. Man hat Beispiele, daß badende Indianer von ihnen gänzlich entmannt wurden. Die Indianerinnen bedienen sich seiner Kiefer statt der Scheeren. Er ist überall in den Flüssen sehr häufig. In den größern Flüssen wächst er zu 2 bis 3 Pfunden an, in den kleinern zu einem halben. Er ist von außerordentlicher Breite, sein Rücken ist krumm, der Kopf abgestumpft, der Rachen weit, der Schwanz gespalten, die Augen klein. Der Körper ist mit lichtaschgrauen Schuppen bedeckt, welche in Blau und Gelb schillern. Das Fleisch ist fest, weiß und sehr köstlich, aber grätenreich; fängt man sie mit den Angeln, so muß man bei dem Herausziehen des Hakens sich sehr in Acht nehmen, da die Wunden nicht nur sehr tief und schmerzhaft sind, sondern auch schwer heilen. Da dieser Fisch in allen Gewässern verbreitet ist, so ist er eine wahre Landplage. Übrigens ist, wie schon gesagt, an Fischen eine große Mannigfaltigkeit vorhanden, und nicht nur die Flüsse sind voll davon, sondern auch die Wälder, und zur Regenzeit kann man im ganz eigentlichen Sinne auf den Bäumen fischen. Ja sogar die Vulkane sind mit Fischen angefüllt, und der Pimelodes Cyclopum, wurde mehr als einmal über die Plateau's der Andes in so ungeheurer Menge ausgeworfen, daß er in Fäulniß überging und die Luft verpestete. Südamerika ist in der That das Land der Wunder. An Mollusken und mancherlei Weichthieren, an Krabben und Krebsen, an

Austern und Seespinnen u. s. w. kann da kein Mangel sein, wo Wärme und Wasser ihrer Vermehrung so günstig sind. Noch reicher beinahe ist die Insektenwelt. Bienen, Seidenwürmer, große, bunte, prachtvolle Schmetterlinge, schön gezeichnete Käfer ziehen den Entomologen an. Die prachtvollen Leuchtkäfer bedecken im eigentlichen Sinne die tropischen Wälder, und vermischen in heitern Nächten ihren Strahlenglanz mit dem der himmlischen Körper. Sie erhöhen das Zauberische einer nächtlichen Tropenlandschaft voll Anmuth, und erwecken phantastische Träume aus der Feenwelt in dem Busen des Betrachters. Sie sind eine schöne Zugabe zu den Schönheiten dieses Wunderlandes, und überraschen den Fremdling, während sie selbst den Eingebornen nicht gleichgültig lassen. Ihr Glanz ist eine Art Licht, welches nur mit dem der Edelsteine verglichen werden kann, und nur Schade, daß die zahllosen Geschlechter von Muskitos, Zancudos, Culex, Arados, Termes u. s. w. alles vergällen und verbittern, was die Tropennatur dem Menschen Reizendes bietet. Vor den giftigen Schlangen schützt Vorsicht, den Krokodilen entgeht man leicht, der donnernde Gymnote, der beißende Caribe, der wüthende Jaguar wird durch Vorsicht mit Erfolg bekämpft; aber nichts ist im Stande, gegen die Wuth der Insektenschwärme zu schützen, welche Menschen und Vieh zur Verzweiflung treiben. Die zarte Haut des Europäers und das gesalbte Fell des Indianers sind den Musquitoqualen gleichförmig ausgesetzt. Die Padres der Missionen am Orenoco waren am ganzen Körper wie getigert, da jeder Stich einen mit Blut unterlaufenen Fleck zurückläßt; die Zancudos verursachen gefährliche Geschwüre; die Sandflöhe setzen sich zwischen die Nägel der Zehen an und verursachen gefährliche Wunden. In manchen Gegenden ist die Luft im eigentlichen Sinne von diesen Insekten erfüllt. Sie verfinstern die Luft und werden mit vollem Recht Wolken genannt. Große Landschaften sind beinahe unbewohnbar ihretwegen. Wie sehr man auch gewohnt sein mag, Schmerz ohne alle Klage zu ertragen, so ist es doch unmöglich, nicht zerstreut zu werden durch die Mosquitos, Zancudos, Jejen, Tempraneros, welche Gesicht und Hände überdecken, und mit ihrem gleich einem Stachel verlängerten Saugrüssel durch die Kleider dringen, in Mund und Nase fliegen, so daß: wenn man im Freien spricht, man alsbald niesen und husten muß. Daher ist die Mückenqual in den Flußwäldern der beständige Gegenstand der Unterhaltung. „Wie haben sich die Zancudos die Nacht gehalten? Wie stehen wir heute mit

den Musquitos?“ sind die gewöhnlichen Fragen, wenn sich Personen begegnen; ein beständiges Thema der Unterhaltung, wie unser schlechtes Wetter. Glücklicherweise steigen sie nicht über 400 Toisen abs. Höhe hinan, und auch in den Ebenen sind die freien trockenen Gegenden, wie z. B. Calabozo in den Llannos von Venezuela, Cumana u. dgl. ziemlich frei davon. Dagegen bleibt in andern Gegenden den unglücklichen Einwohnern des Magdalenen- oder eines andern Stromes kein Mittel übrig, sich eine ruhige Nacht zu verschaffen: als daß sie ihren ganzen Körper mehre Zoll tief ganz im Sand vergraben, und nur den Kopf mit einem dicken Tuche bedeckt, freilassen. Sonderbarer Weise sind die schwarzen Wasser, welche Aguas negras heißen, der Atabapo, Temi, Tuamini, Rio Negro u. s. w. frei von Schnacken und Krokodillen; desto tapferer sind die Musquitos des Orenoco und Cassiquiare. Hingegen sind die weißen Wasser weniger von Culex und Zancudos geplagt, denen die schwarzen Wasser besser behagen. Ein Missionär, welcher in die Orenocomissionen gesendet wird, betrachtet diese Sendung als eine Verbannung zu den Musquitos. Im Reiche dieser Kinder Ahrimans herrscht indessen gute Ordnung. Um halb 7 Uhr des Morgens erscheinen die Musquitos, welche kleinen Fliegen gleichen; ihr Stich ist schmerzhaft und hinterläßt einen kleinen braunrothen Punkt. Eine Stunde vor Sonnenuntergang ziehen diese Helden von der Wache ab. Eine Viertelstunde lang ist nun Ruhe. Jetzt erscheinen die Tempraneros, eine kleine Schnackenart, die ihren Dienst anderthalb Stunden lang verrichten und nach dem Angelus verschwinden. Eine Viertelstunde lang ist wieder Ruhe; es kommt nun der Zancudo, eine andere Art Schnacken mit sehr langen Füßen. Ihr Rüssel, der ein stechendes Saugwerkzeug birgt, verursacht einen heftigen Schmerz und ein Anschwellen der Haut, das mehre Wochen dauert. Nach Mitternacht verschwinden sie, kommen aber um 4 Uhr Morgens wieder zum Vorschein. Diese Regelmäßigkeit fällt sogar den pflegmatischen Indianern auf. Die Culexarten des südlichen Amerika haben meist Flügel, Brustschild und Füße azurblau, geringelt und schillernd mit metallglänzenden Flecken. Die Männchen durch gefiederte Fühlhörner ausgezeichnet, sind äußerst selten, und man wird von lauter Weibchen gestochen; was auch ihre ungeheure Vermehrung erklärt. Außerdem gibt es auch Skorpione genug, und die verschiedenen Ameisenarten sind ebenfalls eine entsetzliche Plage. Kaum ist gehärtetes Eisen von ihren Nagezähnen sicher. Pater Dobritzhofer führt aus eigener Erfahrung Szenen an, welche dem Eu-

ropäer den Besuch Südamerika's für immer verleiden könnten. Einmal versank er während der Messe im Augenblicke der Wandlung, samt dem Altare bis über die Ohren in einen Ameisenhaufen. Ein andermal wurde er von den Termiten oder weißen Ameisen förmlich aus seiner Wohnung verjagt, und konnte sich nur mit Mühe retten. Wiederum fand er seine Kirche von mehren tausend ungeheuren Kröten besetzt, und nur mit Mühe gelang es ihm, den Tempel zu reinigen. Krokodile drangen bis in seinen Hof vor, und Tiger, Schlangen, Mosquitos und was die Thierwelt an Plagegeistern besitzt, neckten ihn. In diesen Ländern verzichtet der Mensch auf die Herrschaft der Erde und kämpft mühselig den Kampf tausendfacher Gefahr.

Beharrliche Kultur allein siegt endlich über die Wildheit der freien Schöpfung. In dem Maße, wie sich die Civilisation ausbreitet, ziehen sich diese Feinde des Menschen in die unbewohnten Wildnisse zurück. Europa hat Amerika viel gegeben, vor allem seine großen Hausthiere. Das Pferd, das Rind und der köstliche Esel, der sich hier zum Maulthiere noch veredelt hat, weidet in 100000 Stück starken Herden auf den grasreichen Ebenen. Schade, daß der Elephant noch nicht in den Waldgürtel gebracht wurde, da der indische Elephant hier gewiß trefflich gedeihen würde. Sein Dasein wäre von unberechenbarem Nutzen. Auch das nutzbare Kameel ist noch nicht heimisch gemacht, so geeignet das Land für sein Fortkommen ist. Dagegen hat das Schaf auf den Höhen der Gebirge Aufnahme und Unterkunft gefunden. Das Schwein gedeiht vortrefflich, auch der stinkende Bock scandaleusen Andenkens, hat sich übersiedelt. Der Reichthum an Vieh, welches in den Ebenen Südamerika's weidet, ist in der That unermeßlich. Man zählt in den obern Ebenen an 8,000000 Kühe, 1,200000 Ochsen, 3,000000 Pferde und 90000 Maulthiere; in den Pampas von Buenos Ayros nimmt man an, daß sich 12,000000 Kühe und 3,000000 Pferde aufhalten. Auf ganz Südamerika rechnet man 50,000000 dieser Thiere, welche in den Ebenen weiden. Der Viehreichthum der Llanneros ist ungeheuer; und ganz demjenigen gleich, ja noch bei weitem höher, was uns die heil. Schriften des alten Testamentes von dem Reichthume Hiobs und anderer Erzväter berichten. Ein Viertel dieses Viehes ist ganz herrenlos. So erstaunenswerth dieser Viehreichthum auch ist, so zeigt sich eben darin der Vorzug der Civilisation, daß die volkreichsten Länder Europa's auf unendlich geringerem Flächenraume, eine bei weitem größere Anzahl Vie-

hes ernähren. Frankreich z. B. nährt allein an Hornvieh 6,000000 Stück, darunter über die Hälfte Zugochsen. Die österreichische Monarchie enthält allein 15,000000 an Rindvieh. Der Viehreichthum Amerika's verdient daher wol unsere Bewunderung, aber nur in so ferne, als diese Vermehrung sich erst von der Ankunft der Europäer her datirt; und einen Begriff gibt von dem, was einst hier werden wird. Wo die Natur ohne alles Zuthun des Menschen einer solchen Entwicklung fähig ist, da kann auch der mittelmäßige Fleiß mit Zuversicht darauf rechnen, seine Mühe tausenfach belohnt zu sehen.

Der Viehreichthum der Llannos liefert jährlich eine Unzahl trefflicher Maulthiere an die Antillen und das Festland von Nordamerika ab. Mehre hunderttausend Stück Vieh werden auf förmlichen Treibjagden mittelst des Lasso, eines langen Riemens mit einer Schlinge gefangen, getödtet, enthäutet, gedörrt. Die Haut, welche zur Ausfuhr geeignet ist, muß aufgespannt sein und eine bestimmte Länge besitzen. Es werden jährlich aus den Llannos von Venezuela um 5 Millionen Franken an Häuten, Tassajo oder Dörrfleisch für die Sklaven der Antillen, an Talg und Maulthieren ausgeführt. Buenos Ayres führt an 800000 Häute aus. Diese Quelle des Reichthums ist trotz der unruhigen Zeiten in stetem Zunehmen, und wird durch den freigewordenen Verkehr mit Europa täglich ergibiger.

Und so hätten wir denn versucht, ein gedrängtes Bild des Naturreichthums Südamerika's zu geben. Berge und Ebenen, Höhen und Tiefen strotzen von den Schätzen, welche die Natur in ganzer Fülle hier ausgegossen hat. Alles ist groß, erhaben, wundervoll, gewaltig; die Gestalt des Landes, die strotzenden Wasseradern deuten auf Leben und Gesundheit. Wald, Flur und Höhen sind mit Schöpfungen der göttlichen Allmacht bedeckt. Die Grundfesten des Erdtheils mit edlen Metallen gekittet, alles lebt und webt, alles schwillt in wunderbarer Pracht und fordert den Menschen auf, sich zu entwickeln und durch die Entfaltung seiner moralischen Kraft, die schöne Wildniß in einen Aufenthalt höherer Geister zu verwandeln.

Zwölf Millionen Menschen werden Südamerika als Antheil an der Gesamtbevölkerung beider Amerika's zugetheilt. In der alten Welt ist eine gleiche Bevölkerung auf einem ziemlich geringen Raum von einigen tausend Quadratmeilen zusammengedrängt. Dieses nahe Beisammenleben so vieler Menschen, ihr beständiger Verkehr, Einheit des Bedürfnisses, der Sprache und in ihren

Grundzügen, auch der Religion; bieten hinlängliche Züge zu einem allgemeinen Gemälde des Völkerlebens dar. Es wird der Kulturstand, die Lebensweise, die Nationalität, die Religion, der Reichthum, die Beschäftigung u. s. w. in Betracht gezogen und das Hervorstechende aufgefaßt. Ja gleich den Münzen haben die europäischen Völkerschaften ihr eigenthümliches Gepräge. Der ernste Stolz des Britten, die Beweglichkeit des Franzosen, die ehrliche Geduld des Deutschen u. s. w. sind zu Sprichwörtern geworden. Ganz eine andere Aufgabe ist es dagegen, aus den vielfältigen Berichten der unterrichteten und nicht unterrichteten Reisenden ein Völkergemälde der zwölf Millionen Amerikaner aufzustellen, welche auf einem unermeßlichen Raume in ihrem feuchten Elemente zerstreut, und durch Alles, was in Europa die Völker vereinigt, getrennt, auf den verschiedensten Kulturstufen leben. So fern die vegetabilische Welt Südamerika's von jener Einheit der Formen ist, welche in einem europäischen Forste oder Grasfelde ermüdet; eben so entfernt ist auch jede Einförmigkeit von den Völkerfamilien, welche den Kontinent bewohnen. Der feingebildete Bewohner von Caracas sticht von dem Gaucho der Pampas oder dem Vacueiro der Llanos, obwol beide Spanier, gewaltig ab; und die Kluft zwischen beiden ist eben so weit, als zwischen dem erdfressenden Otomaken am Orenoco und Guaviare und dem reichen Bergherrn von Quito und Lima. Der lebendige kraftvolle Kreole und der leichtfüßige palmenessende Guaraunier, der stolze Patagone und der gleichgültig hinstarrende Bewohner der nassen Wälder unter dem Äquator, der schöne Caribe und der thöricht entstellte wilde Botocude scheinen ganz verschiedene Wesen, wiewol derselben Art zu sein. Aber um so schwieriger würde es sein, wollte man unternehmen, einen allgemeinen Charakter des Südamerikaners zu zeichnen. Es lassen sich daher in einer kurzen Skizze, wie hier gegeben werden muß, nur einzelne Züge sammeln, und an einander reihen.

Die Völker Südamerika's werden durch ihre Abkunft in zwei große Familien getrennt, nemlich in Europäer und ihre Abkömmlinge und in Ureinwohner oder Amerikaner. Die erstern sind Spanier im Westen und Norden, und Portugiesen im Osten. Sie gleichen einer Zeitgeschichte und repräsentiren alle Nuancen, welche die Mutterländer seit 3 Jahrhunderten in Sitte, Lebensweise und Denkart erfahren haben. Deutsche, Franzosen, Engländer und in Guyana auch Holländer sind die geringern Elemente der europäischen Bevölkerung. Von ihnen wird an sei-

nem Orte gehandelt werden. Zu den Einwanderern aus fremden Welttheilen gehören im Osten und Norden die Neger, welche besonders Brasilien zu seinem Verderben aufgehäuft hat.

Die zweite große Abtheilung der Bevölkerung Südamerika's, sind die einheimischen Urvölker. Daß auch sie einst Einwanderer waren, daran ist kein Zweifel; daß sie aber sowol von Osten als Westen kamen, ist wenigstens wahrscheinlicher als die Behauptung, welche Südamerikaner aus dem östlichen Asien über Kamtschatka einwandern läßt. Ich habe schon an mehr als einem Orte mich über das Einwandern der Völker nach Amerika geäußert. Die Natur, welche dafür gesorgt hat, daß die aufsteigenden Koralleninseln der Südsee mit Cocospalmen, der Brotfrucht und vielen andern Gewächsen besaamt wurden, hat viel weniger abenteuerliche Mittel und in größerer Anzahl zur Disposition, um einen großen Kontinent zu bevölkern, als man gewöhnlich träumt. Daß sowol asische als afrikanische Elemente die Grundlage der Bevölkerung Amerika's bilden, ist wol nicht zu bezweifeln, und diese Bevölkerung geschah zu verschiedenen Zeiten durch Abenteurer verschiedener Nationen, die auf verschiedenen Kulturstufen standen und Patriarchen der Völkerschaften Amerika's wurden. Mehre dieser Sagen haben sich unter den Völkern Südamerika's erhalten. Wunderbar aber ist die im Westen und Osten sich wiederholende Mythe weißer Ankömmlinge, als Stifter der Religion und Kultur. In Peru geht die Sage: Cacopac, ein Cazike, habe an der Küste einen Weißen angetroffen. Auf die Frage durch Zeichen: woher er sei, habe er nach Europa gewiesen und sich als einen Engländer kund gegeben. Der Cazike nahm ihn mit in sein Haus und gab ihm seine Tochter zum Weibe. Sie gebar ihm einen Sohn und eine Tochter. Den Knaben nannte er Ingasman Cocapac, die Tochter Mama Oilke. Sie hatten eine schöne, weiße Gesichtsfarbe, blondes Haar und der Vater kleidete sie auf eine eigenthümliche Weise, gab ihnen eine der Landessitte fremde Erziehung und starb später. Der Cazike, ein kluger Mann, dachte auf die Erhebung seiner Enkel. Er unterrichtete sie in ihrem Benehmen und begab sich in das Thal von Cuzco, wo einer der mächtigsten Indianerstämme wohnte. Diesen that er kund, die Sonne hätte ihnen zwei Kinder gesendet, um sie glücklich zu machen und zu regieren. Sie sollten am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang auf dem Berge Condorurcu sich versammeln, um die Kinder der Sonne aufzusuchen; ihr Haar gleiche den Strahlen der Sonne und die Augen hätten die Farbe des Himmels. Die Indianer

thaten, wie ihnen gesagt war; hielten aber die Kinder für Zauberer und sandten sie nach Rimacmalca, wo jetzt Lima steht, welches Thal das Hexenthal genannt wird. Cocapac brachte nun seine Enkel nach Alto-Peru an den Titicacasee. Er wiederholte hier sein Märchen von Sonnenkindern mit besserem Erfolge. Die Peruaner erkannten die Kinder der Sonne und nahmen sie als ihre Regenten an. Man unterwarf nun mit Gewalt die Indianer von Cuzco und die peruanische Kultur wurde mit dem Reiche der Inkas gegründet. Inka-Manco-Capac erscheint in der That als eine Zusammensetzung aus dem europäischen Worte Ingasmann, welches mit Englishman Klangähnlichkeit hat; und dem peruanischen Namen Cocapac, woraus sich später Inka Mancocapac bildete.

In Brasilien wird eine nemliche Sage aufbewahrt. Vor der Entdeckung Brasiliens litt ein Engländer Schiffbruch und fiel in die Hände der Coboculo-Indianer. Er hatte eine Muskete und Munition gerettet, womit er die Indianer theils in Furcht setzte, theils ergötzte. Sie nannten ihn Camaruru, den Mann des Feuers, wählten ihn zu ihrem Könige und er lehrte sie verschiedene bis jetzt unbekannte Dinge. Zur Zeit der Eroberung Brasiliens, wurde er nach Europa geschafft, und vom Könige Emanuel mit der unbeschränkten Souveränität über ein Thal in der Nähe von Bahia beschenkt. Die Familie Santos und Da Torre stammen in gerader Linie von Camaruru ab. Sie rühmen sich, daß bis zur gegenwärtigen Zeit kein einziger von den Nachkommen Jenes, sich jemals mit einer Portugiesin verheirathet habe.

Die Muysca-Indianer in den Ebenen von Cundinamarca nennen ihren ersten Gesetzgeber einen weißen Mann mit einem Barte. Er lehrte sie Hütten bauen, gesellig leben, das Land pflügen und ernten, sich kleiden und bequemer leben. Sein Weib wirkte ihm jedoch in Allem entgegen, er aber ward für einen Sohn der Sonne gehalten, beförderte den Ackerbau, gab weise Gesetze, trennte die bürgerliche und geistliche Gewalt, was der Inka von Peru nicht that. Der Gesetzgeber Neu-Grenada's hieß Bochica, sein Weib Chia, sein Sohn Huneahua. Dieser zog sich nach Niederlegung seiner Regierung in das heilige Thal von Tunca zurück. Die darauf folgenden Nachkommen Bochica's herrschten unter dem Namen der Tuncas, 2000 Jahre über die Muyscas. Von der Tradition der Mexicaner und ihrem Quezalcoatl als weißen Gesetzgeber, war in vorigem Bande die Rede. Dieser sowol als Bochica und Ingasman Cocapac, prophe-

zeiten das künftige Erscheinen bärtiger Männer und die Eroberung des Landes durch diese, was Pizarro, Benalcazar und Cortez sehr zu Statten kam. Die Regierung der Incas so wie die Staatseinrichtung in Peru war jener lamaischen Regierungsform, welche wir heute zu Tage noch im Hochlande von Tibet finden, überaus ähnlich. Die Verehrung der Incas war daher religiös.

Übrigens sind dieses nicht die einzigen Sagen, welche sich von der Einwirkung weißer Menschen auf die Sitten der Eingebornen erhalten haben. Auch die Tamanaken am Orenoco bewahren ähnliche Mythen. Ein Mann und ein Weib retteten sich zur Zeit der hohen Flut auf den hohen Berg Tamanacu, welcher an den Gestaden des Assiweru oder Cuchiveru liegt. Sie warfen die Früchte der Mauritiapalme über ihre Häupter rücklings, aus deren Kernen Männer und Weiber entstanden, die die Erde bevölkerten. Auch der Amalivaca der Orenocowälder, welcher in den Sagen jener Indianer lebt, war ein weißer Mann, der nach den Ländern des Osten zurückschiffte. Die Sagen von der Sündflut, welche durch ganz Amerika zerstreut sind und sich zum Theil an die Gesetzgeber der Amerikaner knüpfen, vereint mit der von allen Seiten beurkundeten Ankunft der weißen Männer, ist eine merkwürdige Thatsache, und knüpft diesen Erdtheil nach allen Seiten hin an die alten Festländer.

Indem wir die Eingebornen Südamerika's hier einer besondern Rücksicht würdigen wollen, müssen wir die westlichen von den östlichen genau unterscheiden. Die Bewohner der Orenoco- und Parimewälder sind von den Bewohnern der Andescordillere durch die weiten Ebenen getrennt. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß gerade das Flachland, welches in der alten Welt unzählige Schaaren nomadischer Völker in die benachbarten civilisirten Staaten ausspeiete und eben dadurch die Verbindungskette zwischen dem Oriente und Occidente wurde, in Amerika umgekehrt wirkte. In Südamerika waren es gerade diese Ebenen, welche als unübersteigliche Hindernisse zwischen der Barbarei des Osten und der Civilisation des Westen lagen. Ganz natürlich. Asiens Hochsteppen angefüllt mit unermeßlichen Herden lockten die Hirtenvölker und gewährten ihnen ein freies gemächliches Leben. Die Llannos und Pampas Südamerika's entbehrten der Herden und wurden durch ihre Öde furchtbar und Hunger drohend. Daher denn auch Westamerika von Osten her keineswegs jene Einfälle gewaltiger Barbarenhorden erfuhr, denen der Westen der alten Welt ausgesetzt blieb. Es hat sich da-

her die westliche Bevölkerung reiner, ungemischter und freier entwickelt. Auf dem Hochplateau von Bogota fanden sich die civilisirten Muyscas, in Peru die in ihrer Art hochgebildeten Kinder der Sonne. Tiefer gegen Chile hinab nahm diese Civilisation ab; aber ein Hauch derselben hatte die Völker belebt; und was in Peru nicht der Fall war: es hatte sich hier eine Art von Nationalität entwickelt, eine moralische Kraft entfaltet, welche hinlänglich zeigt, daß der Amerikaner dem Europäer in keinem Stücke nachsteht. Der Araucanier hat seine Unabhängigkeit bis diese Stunde behauptet, jeder Versuch der Spanier und sogar der Missionäre, dieses Volk unter das Colonisationsjoch zu beugen ist bis jetzt mißlungen. Die Städte der Europäer wurden bald nach ihrer Gründung zerstört und der Geist der Unabhängigkeit, welcher unvertilgbar in der Brust des Araucaniers lebt, hat diese Nation seit 3 Jahrhunderten bedeutende Fortschritte in der Civilisation machen lassen. An sie schließen sich die Patagonier an, ein gewaltiger Volksstamm, aber weniger civilisirt als die Araucanier. Sie reichen bis an die magellanische Meerenge hinab, wo der jämmerlichste Menschenstamm des Planeten der Feuerländer vegetirt. Dieses sind im Ganzen die einheimischen Völker des Westen.

Wir wiederholen dasjenige, was wir im vorigen Bande von den Mexicanern gesagt haben: die Indier unter spanischer Herrschaft sind keineswegs so gänzlich vertilgt, als man gewöhnlich annimmt. Der Europäer hat sie zwar unterjocht; und besonders in der ersten Zeit nach der Eroberung hart mißhandelt; vertilgt hat er sie nicht. Es ist keineswegs übertrieben, wenn man behauptet: daß in Südamerika die Zahl der Indianer seit der Eroberung ehe zu-, als abgenommen habe. In Neu Grenada in Ober- und Niederperu, so wie in Chile bilden die Indianer volle $\frac{2}{3}$ der Gesamtbevölkerung. Sie haben durch die neuesten Ereignisse ihre bürgerliche Rechte im vollkommensten Grade wieder erhalten; hatten sie aber auch niemals ganz verloren, und der Indianer, besonders Neu-Granada's, weis von diesem seinen Rechte einen sehr guten Gebrauch zu machen. Er ist rührig, lebhaft, schön geformt und auf seine Abkunft stolz. Seine Lebensweise ist einfach und die Sitten der Väter weniger, als man glauben sollte, verändert. In Peru und Chile tritt eine Schattirung des Charakters ein, welche wol eine Folge der verschiedenartigen Sitten, welche von jeher einheimisch waren, sein möchte. Sie äußert sich durch ein größeres Phlegma, durch eine Art Stumpfheit und Gleichgültigkeit. Der Indianer Westamerika's,

so wie der Spanier unterworfen war, ist kupferfarb, hat einen kleinen Schädel, kleine schwarze Augen, eine kleine Nase, die nicht wie bei dem Neger gestülpt ist, mittelmäßigen Mund mit schönen Zähnen, in Folge des Barteausraufens ein bartloses Kinn und ein rundes Gesicht. Das Haar ist schwarz, rauh, schlecht, es lockt sich nicht; die Stirne ist niedrig, die Physiognomie im Ganzen diejenige, welche alle Menschen zeigen, bei denen übermiegender Geisteskultur dieselbe nicht verdelte. Der Körperbau ist mittelmäßig, aber zur Korpulenz geneigt und Fettsein wie ein Cazike, ist sprichwörtlich und deutet wie in China auf Wohlhabenheit. Die Füße sind klein und niedlich, das Weib zeigt Grazie und mitunter Schönheit. Die Ausdünstung ist scharf. In den höhern Gegenden ist die Gesichtsfarbe heller.

Nimmt man die Schilderungen Bouguers und Ulloas zum Maßstabe, so sind die Indier des westlichen Südamerika samt und sonders äußerst träge, dumm, und bringen ganze Tage zu auf einer Stelle, ohne ein Wort zu reden. Sie sind völlig gleichgültig gegen alle Wohlhabenheit und deren Vortheil. Man kann sie zu keinen Dienstleistungen vermögen, und vergebens bietet man ihnen Geld; sie antworten immer: sie seien nicht hungrig. Man kann sich von ihnen kaum eine andre Vorstellung machen, als diejenige, welche man vom Viehe hat. Nichts stört die Ruhe ihrer Seele, die auf gleiche Weise gegen Elend und Wohlbefinden gleichgültig ist. Obgleich halbnackend sind sie doch zufrieden; weder Furcht noch Liebe macht Eindruck auf sie. Ihr Charakter ist so eigenthümlich, daß man nicht auf denselben einwirken, noch sie aus ihrer Agonie herausreißen kann, was alle Bemühungen zu ihrem Wohle vereitelt. Der Indianer nimmt mit Gleichgültigkeit das Amt eines Alcalden oder Richters oder auch das eines Henkers an. So verläumden Unterdrücker immer den Charakter des Unterdrückten. Man darf nicht vergessen, daß Ulloa, dem diese Schilderung entnommen ist, einer von den Spaniern war; welche bis heutigen Tag noch nicht begreifen können, daß der liebe Gott Amerika zu etwas anderm erschaffen haben sollte, als ihre ruinirten Finanzen wiederherzustellen. Unbefangenere und bei der Völkerschilderung weniger interessirte Reisende, geben uns ein ganz anderes Gemälde von dem Indianer des westlichen Südamerika.

Er ist gutmüthig und gastfrei, nur seine Furcht und Mißtrauen geben ihm das Ansehen von Zurückhaltung und verdrießlichem finstern Wesen. Sein Sprichwort lautet: *has ver que eres mi amigo, y hechate a dormia* (Überzeuge mich, daß du mein

Freund bist, und dann schlafe ruhig). Die seit Jahrhunderten erduldete Behandlung rechtfertigt dieses Mißtrauen. Jedes heiße Klima erzeugt im Menschen eine Neigung zur Indolenz und Trägheit, welche zu überwinden es nur ein Mittel gibt, nemlich Geistesbildung, Bekanntschaft mit den Bequemlichkeiten des Lebens und die einem gebildeten Geiste natürliche Neigung zur feinern Lebensart. In Peru und auf der Hochplatte von Neu-Grenada hat der Indier keine Veranlassung zu Anstrengungen, die auf mehr als die geringen Bedürfnisse dieser mäßigen, an einfache Lebensart gewöhnten Menschen gerichtet sind. Künstliche Bedürfnisse haben sie keine. Das Klima fordert nur ein Schirmdach gegen den Regen und Schatten gegen die Sonne, wozu sollten sie also Wohnungen bauen, in denen sie Gefahr liefen bei dem nächsten Erdbeben von ihren Massen erschlagen zu werden? Sie sehen daher mit Spott auf die Paläste der Europäer, denen sie mehr als einmal gerathen haben: den ihrigen ähnliche hölzerne Ranchos oder Hütten zu bauen, welche den Zuckungen des Bodens weit besser widerstehen. Sie sind sehr gesprächig gegen denjenigen, der ihre Sprache kennt, und untereinander sind sie in ihren Gesprächen lebhaft und wortreich. Ihre Gleichgültigkeit gegen das Geld rührt davon her, weil ihre Bedürfnisse zu geringe sind und es auch keine Märkte gibt, wo sie sich für dasselbe Gegenstände, die sie lieben, ankaufen könnten. Sie sind daher nicht geneigt für Geld Dienste zu leisten, thun dieses aber wol aus Gefälligkeit und für Dinge, die ihnen nützlich sind, als Beile, Messer, Knöpfe, Waffen und dergleichen. Seit der Emanzipation und Wiedererstattung der Bürgerrechte fängt auch diese Menschenart an, wieder aufzuleben und zu zeigen, daß sie keiner auf Erden an Geisteskraft nachstehe. Zur Zeit der Eroberung standen die Indianervölker in Peru und Neu-Grenada auf einer höhern Stufe der Kultur als die Eroberer selbst. Sie bewahren noch immer mit energischer Zärtlichkeit, die über allen Glauben geht, das Andenken der Incas und ihrer Verfassung. Jährlich werden noch in vielen Theilen Feste zum Andenken ihrer Herrscher angestellt. Gewöhnlich wird dabei die Hinrichtung der Incas durch Pizarro vorgestellt. Bei diesem Schauspiele ist ihre Trauer so innig und tiefgefühlt, ihre Gesänge so wehmüthig und die ganze Szene von so tief erschütternder Traurigkeit, daß sich sogar der europäische Zuschauer der Thränen nicht enthalten kann. Die spanischen Behörden suchten vergebens diese Feste abzustellen und mehr als einmal standen sie in Gefahr; dem Nationalgeiste der Peruaner zu erliegen, bis

endlich unter irgend einem Vorwande auch der letzte Sprößling vertilgt war. Außer unter der jüdischen Nation, hat sich niemals eine solche Anhänglichkeit an das Haus des Herrschers, wie in Peru gezeigt. Alle diese Züge beweisen, daß die eingebornen Völker der Andeskette sich durch jenen Zug der Humanität auszeichnen, auf welchen die Menschheit stolz zu sein, das Recht hat. Keuschheit, Mäßigkeit, Sanftmuth, Geduld, Treue sind die hervorstechenden Züge dieses Volkes. Der Peruaner wird alt, und ein Alter von 100 Jahren ist keineswegs so selten als bei uns. Ihre Krankheiten sind meist inflammatorischer Natur, aber weder zahlreich noch häufig. Die Kuhpokenimpfung ist seit 1807 allgemein. Die indianische Bevölkerung ist vom Ausfluß des Rio Magdalena bis Araucania hinab sehr zahlreich und vorherrschend. Die Reichen kleiden sich mit Luxus, allgemein aber tragen sie Strohhüte, Ponchos, und eine Art Tunica. Der Poncho ist ein Mantel ohne Ärmel, an beiden Seiten offen, in der Mitte mit einem Loche versehen durch welches der Kopf gesteckt wird. Die größere oder geringere Zierlichkeit und Kunst, bestimmt seinen Werth und ist dem Vermögen des Trägers angemessen, oft so künstlich gearbeitet; daß er 150 Dollar kostet, übrigens ein dem Klima angemessenes Kleidungsstück, das auch der Europäer nicht verschmäht. Strohhüte mit breiten Krempen sind allgemein bei beiden Geschlechtern. Der Indianer geht barfuß und schnallt die Sporn, aus Silber oder auch Gold, an die bloßen Beine, nur selten entschließt er sich zu einer Art Sandalen.

Der peruanische Indier so wie der von Cundinamarca treibt Ackerbau, Viehzucht, Bergbau und Weberei. Seit der Befreiung vom Mutterlande darf ihn der Spanier nicht mehr zur Frohne treiben, auch ist der Kastenunterschied durchgehends abgeschafft. Sie wählen sich in ihren Dorfschaften ihre Caziken selbst, sind zu allen Ämtern fähig, verwalten mancherlei Stellen mit großer Energie und Sorgfalt, und mehre haben in den Gerichtshöfen von Lima, Cusco, Cuquisaca und Quito sich rühmlich ausgezeichnet. So wird uns Manco Yupanque in Lima als Generalprokurator genannt; ein Mann wohlbewandert im klassischen Alterthume, der französisch und englisch spricht und das Griechische gründlich inne hat. So ist auch der Vicerektor des Collegiums del Prinzipe zu Lima, ein äußerst gebildeter Mann. Sowol im Kongresse, als auf dem Schlachtfelde haben sich Indianer rühmlich ausgezeichnet. Es ist nur der unbegreiflichen

Verblendung der Spanier zuzuschreiben, daß die Unwissenheit unter dem großen Theil der Indianer so außerordentlich ist; wo aber für den Unterricht des Volkes nicht gesorgt wird, da wird grobe Unwissenheit, Indolenz, Aberglaube, Trägheit und Wildheit überhand nehmen, auf der Cordillere wie am Kaukasus, an dem Ufer der Mosqua oder des Pruth wie am Magdalenenflusse. Die spanischen Missionäre sowol als auch die gesamte Administration begnügten sich damit, daß die Indianer nach und nach einen und den andern heidnischen Gebrauch sich untersagen ließen, die Abgaben bezahlten, sich taufen ließen, der Messe beiwohnten und das Kreuz schlugen. An den Unterricht im Christenthume, an eine Erziehung in Volksschulen, wie dieses bei uns der Fall ist, wurde durchaus nicht gedacht. Unter einem matten Schimmer eines äußerlichen Christenthums, blieb daher der alte Aberglaube unberührt. Das Volk versank in die gröbste Unwissenheit, das Heidenthum heimlich noch immer geliebt, erbte sich als Tradition fort. Der abscheulichste Aberglaube nahm überhand und nichts zeigt an, daß durch drei Jahrhunderte ein unrosäisches Volk, diese kindlichen Geister bevormundet habe. Die republikanischen Regierungen lassen sich es nun wol angelegen sein, Volksunterricht zu verbreiten; allein so lange die Bürgerzwiste nicht aufgehört haben, ist wol schwerlich zu erwarten, daß auch die heilsamsten Anstalten Frucht bringen werden. Indessen scheint im Ganzen die Unwissenheit unter diesen Indianern doch geringer als die der Mexicaner. Es sind viele Vornehme unter ihnen, und eine innigere Verbindung zwischen Eingebornen und Einwanderern fand schon früher statt, und läßt hoffen, daß eine immer innigere Verbindung der kupferfarben mit der braunen Menschenfamilie (denn auch die Spanier sind nicht weiß) einen Geist der Einheit und Nationalität hervorrufen werde.

Übrigens gehören, wie schon oben bemerkt, die Indianer der Andeskette oder des westlichen Südamerika, keineswegs zu einem und demselben Stamme, sie bestehen im Gegentheile aus unzähligen durch Sprache, Sitte und Abstammung verschiedenen Nationen. Es ist das Band der Civilisation, welche sie miteinander vereinigt und verbrüdert.

Im Süden von Chile wohnt jedoch ein ganz anderer Stamm, nemlich die Araucanier, eine starke kräftige Nation; seit 3 Jahrhunderten oftmals mit den Spaniern in gefährliche Kriege verwickelt, waren sie immer Sieger, behaupten bis auf den heutigen Tag ihre Unabhängigkeit und stellen das Beispiel der kräf-

tigsten amerikanischen Nation auf. Die Araucanier sind von röthlich brauner Farbe, hohem starken Wuchse, schön und kräftig gebaut, das Gesicht rund, die Stirne wohlgeformt, das Auge blitzend schwarz, die Lippen mäßig dick, die Zähne trefflich, das Kinn bartlos, die ganze Physiognomie drückt eine Lebendigkeit aus, das Haar ist schwarz und stark und wird am Hinterhaupte in einen Zopf geflochten. Die Weiber sind kleiner als die Männer, ihr Körperbau ist gemildert, ihre Glieder sind zierlich. Die Kleidung dieser Indianer besteht in einem Flanellhemde, bis über die Knöchel herabfallenden Pantalons von demselben Stoffe und dem Poncho, der ebenfalls nach dem Range und Reichthume des Trägers an Pracht und Zierlichkeit wechselt. Die Tracht der Weiber ist beinahe dieselbe. Statt des Poncho tragen sie ein schwarz flanellnes Obergewand mit einem Gürtel befestigt. Männer tragen Sandalen, Weiber gehen barfuß, ohne Kopfbedeckung oder Fußbekleidung. An den Fingern tragen sie viele silberne Ringe, an Armen und Beinen Glasperlen. Der Mann treibt Jagd, führt die Aufsicht über das Vieh, das Weib baut den Acker, besorgt den Haushalt, bedient den Mann. Vielweiberei ist eingeführt, die Verbreitung des Christenthums unter ihnen wurde vergeblich versucht. Dennoch haben sie einen gewissen Grad von Civilisation erlangt, eine feststehende, bürgerliche Verfassung gibt ihnen Sicherheit, unter ihnen herrscht Eintracht, sie sind ehrliebend, mäßig, nüchtern, mit allen Tugenden ausgerüstet, die einem Volke auf einer Mittelstufe zwischen Civilisation und Barbarei eigen zu sein pflegen.

Weiter unten gegen Süden zu bis zur Magellanstraße wohnen die Patagonier, welche sich durch ihr Nomadenleben von den Araucaniern unterscheiden. Der ungeheure Landstrich vom Rio de la Plata bis zur Magellansstraße wird von ihren zahlreichen Stämmen durchstreift. Diese Völker zeichnen sich durch ihren hohen starken Wuchs aus; man hat sie lange für Riesen gehalten, was man den Spaniern, die in der Regel nicht groß sind, um so weniger übel nehmen sollte, als die Seeleute selten zu den größten Kindern ihres Landes gehören. In der That sind aber die Patagonier im Durchschnitt genommen größer und stärker gebaut als jeder andere Menschenstamm der Erde. Nach genauern Messungen werden 6 Fuß als das gewöhnliche Maß eines Patagoniers angenommen, und Individuen von 6 Fuß acht Zoll sind gerade nicht

sehr selten. Was diese Größe noch auffallender macht, ist ihre Korpulenz, da ihre Brustweite d. h. der Umfang des Körpers über der Brust unter den Achselhöhlen durch, 4 Fuß und darüber beträgt. Sie sind stark und ihre Korpulenz ist mehr Folge des Knochengerüstes als des Fettes. Großer Kopf, breites flaches Gesicht, lebhafte Augen, ungemein weiße längliche Zähne, mattgelbe Hautfarbe, die etwas ins Kupferrothe übergeht, schwarzes Haar und dünner Bart, charakterisiren die Patagonier. Sie tragen einen Mantel aus Llamafellen, einige auch Ponchos, Beinkleider und eine Fußbekleidung aus ungegerbten Pferdefellen. Indessen gehen die meisten Patagonier nackt. Sie sitzen fast immer zu Pferde. Die Weiber sind etwas kleiner und anständiger gekleidet. Trotz ihrer Stärke und herumziehenden Lebensart sind sie ein friedfertiger, gutmüthiger und unverdorbener Menschenstamm. Jede Horde hat einen Anführer, den sie Capitano nennen, ein Wort, das sie aus dem häufigen Verkehr mit den spanischen Niederlassungen erlernt haben. Ihre Sprache ist reich an Vokalen, weich und etwas gurgelnd, ihre Religion ist reiner Naturdienst. Die Verehrung der Sonne scheint bis auf sie herab, von Peru aus Einfluß geübt zu haben. Sie scheinen mit ihrer Lage sehr zufrieden zu sein, haben sich noch allezeit freundlich gegen die landenden Europäer gezeigt, ohne ein Verlangen nach Verbesserung ihres Zustandes an den Tag zu legen. Dieser hat sich jedoch gleichsam von selbst gebessert, indem das Pferd, das Hornvieh in verwilderten Scharen zu ihnen herabstreifte, sich vermehrte und ihren Nationalreichthum bildet. Spanische Geräthschaften, Waffen, Werkzeuge der europäischen Industrie gelangen nach und nach in ihre Hände und tragen dazu bei, sie zwar langsam, aber sicher der Civilisation entgegenzuführen.

Jenseit der magellanischen Meerenge im Feuerlande, wohnen die Pescherähs, eine Menschenart, welche durch Blöße, Dummheit, Ekel erregende Unreinlichkeit, fürchterlichen Gestank zur tiefsten Verworfenheit auf die allerletzte Stufe der Menschheit hinabgeworfen ist. Sie erregen Mitleid und Ekel zugleich. Sie sind übrigens von gewöhnlicher Größe, etwas dunklerer Hautfarbe als die Patagonier, von sanften Gesichtszügen und großer Beweglichkeit des Körpers. Die Weiber sind etwas kleiner, haben eine sehr scharfe Stimme, und eine flache nichtssagende Physiognomie. Sie tragen durchgehends Federmützen, besonders die ältern Männer, Gesicht und Schenkel, so wie andere Gliedmaßen bemalen sie mit rothen, weißen und schwar-

zen Streifen, was ihren Anblick noch widriger macht, wiewol sie auf diese Zierde großen Fleiß verwenden. Die Haut einer Robbe, welche über die Schulter bis unter die Hüften herabhängt, und mittelst eines aus Fischeingeweiden gedrehten Strickes um den Leib festgehalten wird, ist nebst einer Federnschürze ihre ganze Bekleidung. Weiber bedecken auch den Busen. Zur Fußbekleidung dienen ihnen eine Art Sandalen aus Robbenfell. Weiber tragen auch Ringe an Händen und Füßen, die aus Fischdärmen verfertigt sind, denn sogar bei den Pescherähs putzen sich die Töchter Eva's gerne. Auch Schnüre mit angereihten schönen Seemuscheln um den Hals gebunden dienen demselben Zwecke. Da ihr Land äußerst arm ist, so ist auch ihre Lebensweise sehr mühsam. Fischfang, Jagd mit sehr unvollkommnen Waffen liefern ihnen den Lebensunterhalt. Wilde Früchte, Wurzeln, rösten und essen sie. Im Allgemeinen kennen wir sie indessen noch zu wenig, und Vieles was zu ihrer Herabwürdigung gesagt ist, mag doch auch auf Übertreibung beruhen. Von Religion hat man nichts bei ihnen bemerkt, was deswegen noch nicht auf Mangel derselben zu schließen berechtigt. Die Weiber werden wie bei allen Barbaren gering geachtet, übrigens fand man sie immer friedlich und gut, ohne heftige Leidenschaft und gegen Fremde wohlgesinnt.

Diese Feuerländer ausgenommen, finden wir bei den Bewohnern des westlichen Südamerika von Panama bis zur magellanischen Meerenge, Spuren alter Sittigung und Civilisation. Von eigentlichen Naturmenschen kann also hier nicht die Rede sein. Wie alt ihre Geschichte sei, dürfte schwerlich ermittelt werden. Indessen zeigt sich allenthalben, daß die Europäer bis jetzt mehr zerstörten, als bauten. Dennoch haben diese Völker unendlich gewonnen, denn sie werden das Schicksal nie haben, welches die Jägervölker Nordamerika's erfuhren. Die Südwestamerikaner haben gezeigt, daß sie einer Civilisation fähig sind. Die drei Jahrhunderte spanischer Knechtschaft und des Verkehrs mit Europa, hat ihnen ein europäisches Gepräge aufgedrückt. Freilich ist dieses Alles nur Schein, aber unendlich viel ist schon mit der Form gewonnen, weil gerade die Formen es sind, welche am schwersten Eingang finden; wo sie aber vorhanden sind, zur bereitwilligen Aufnahme der Wirklichkeit dienen. Mit den neuen Verfassungen und der neuen Ordnung der Dinge hat sich ihnen die Pforte der Civilisation geöffnet. Sie wird um so leichter Eingang finden, als man besonders dem Clerus von Neugrenada, Peru und Chili einen gewissen Geist der Milde nachrühmt, wodurch er dem Volksunter-

richte keineswegs, wie z. B. in Mexico, feindlich entgegentritt. Will man aber ein Volk civilisiren, so sind gerade diese Volksschulen das einzige, langsam, aber sicher und sanft wirkende Mittel, den Geist der Humanität der niedrigen Volksklasse unmerklich einzuhauchen.

Nach Aufzählung der Völker im westlichen Südamerika, gehen wir nun nach dem Osten über. Wir fangen mit dem nördlichen Theile an, und blicken zuerst auf die Ureinwohner zwischen den Maracaybosee und den Mündungen des Orenoco, um allmälig die Völkerschaften bis zur Mündung des la Plata die Musterung passiren zu lassen. Hier treffen wir auf eine Unzahl von Völkerstämmen. Bevölkert ist zwar das Land allenthalben, aber rohe wilde Barbaren auf der tiefsten Stufe der Kultur, versunken in Rohheit und der unvermeidlichen Ausrottung entgegengehend, finden wir sie hordenweise über den Kontinent zerstreut. Der nordöstliche Theil des südamerikanischen Festlandes wird von den mannigfaltigsten Stämmen bewohnt. Spuren einer dageweſenen Kultur lassen vermuthen, daß die wilden Stämme dieser Länder mehr in Folge einer lange dauernden Verwilderung, als natürlicher Wildheit so tief gesunken sind. Humboldt berechnet die Menschenmenge indianischen Ursprungs in der jetzigen Republik von Venezuela auf 60000 Individuen. Diese leben theils in Missionen, theils sich selbst überlassen in den Wäldern. Mehr als 14 Stämme tragen zu dieser Bevölkerung bei. Am besten darunter kennen wir diejenigen, welche Humboldt uns geschildert hat. Die Chaymas, Guayqueries, Pariagotes, Guaquas, Araucas, Caraiben, Guaraunos, Cumanagotos, Palenquen, Piritous u. s. w. Die Indianer in den Missionen beschäftigen sich alle mit dem Landbau, ihre Hütten stehen in gleichmäßiger Ordnung, ihre Tageseinrichtung, ihre Arbeit im Gemeindegarten, ihr Verhältniß zum Missionär und den von ihnen selbst gewählten Magistraten, ist überall dasselbe und sich überall gleich und zwar von den Bergen von Caracas, bis zur Ausmündung des La Plata. Dennoch reicht diese Gleichförmigkeit der Missionseinrichtungen keineswegs hin, um die unterscheidenden Züge der Stämme zu verlöschen. Die Indianerstämme tragen wie alle rohen Völkerschaften, eine gewisse moralische Unbiegsamkeit an sich und wie alle Völker auf niedriger Kulturstufe, eine standhafte Beharrlichkeit bei ihren hergebrachten Sitten und Gewohnheiten. Auch die Einrichtung in den Missionen, welche jedoch unter den politischen Krämpfen wahrscheinlich eine große Veränderung, wo nicht völlige Auflösung erlitten hat,

trägt dazu bei, die Familienzüge der einzelnen Stämme zu verewigen. Jeder Missionär sammelt in seine Mission Menschen nur eines Stammes; er sucht so viel als möglich seine Mission zu isoliren vor Berührung mit andern Missionen und mit Fremden zu bewahren. Dieses verewigt die Verschiedenheit der Stämme, hat aber das Gute, daß, so sehr auch eine zeitlang der Ideenkreis dadurch beschränkt wird, dem Missionär freie Hand gelassen ist, die Gemüther dieser Wilden nach und nach zu mildern Sitten und einem thätigern Leben zu gewöhnen. Man versteht sich sehr schlecht auf die niederen Volksklassen, ein Uebelstand der sehr allgemein ist, wenn man gegen die Missionseinrichtungen unter wilden Völkern deklamirt, die Vormundschaft, welche geistliche Väter üben, tadelt, die Völker bemitleidet, als ob sie aus der Freiheit in die Sklaverei übergegangen wären und auf solche Weise den schweren Dienst verlästert, welcher mit der größten Aufopferung der Menschheit geleistet wird. So lange Civilisation auf Erden ist, wurde sie unter wilde Barbarenhorden nur auf dem Wege religiöser Einrichtungen gebracht. Bei den Egyptern wie in Indien, in Griechenland wie in Deutschland waren es Priesterkolonien, welche den Grundstein zu dem Gebäude der Civilisation legten, und die Abberufung der Jesuiten aus Südamerika war und bleibt eine der schmerzlichsten Wunden, welche der Humanität im Allgemeinen und der Civilisation Südamerika's insbesondere geschlagen wurde. Für die Indianerstämme der Orenoco- und Brasilienwälder wäre es unendlich wohlthätiger gewesen, die Glieder dieser klugen Gesellschaft samt und sonders dahin zu senden, als sie abzurufen. Diejenigen Orden, welche nach ihnen die Missionen übernommen haben, ermangelten der Menschenkenntniß und geprüften Geduld, welche die Jesuiten so sehr fähig machte, die Vormünder amerikanischer Barbaren zu sein. Die südamerikanischen Völker haben dadurch unendlich verloren. Jene 30 guaranaischen Flecken am Parana und Uruguay, welche an 200000 wohlhabende, arbeitsame und glückliche Indianer zählten, sind entvölkert und zerstört. Humboldt fand auf seiner Orenocoreise in den Urwäldern der Wasserfälle, allenthalben verlassene Missionen und solche, welche von mehren tausend Einwohnern auf weniger als hundert zusammengeschmolzen waren. Dagegen wurden häufige Ausrottungskriege gegen die Wilden unternommen, die Grausamkeiten der ersten Zeit der Eroberung wurden erneuert und dauern zum Theil noch jetzt fort. Man erließ z. B. in Brasilien förmliche

Kriegserklärungen gegen einzelne Stämme, von denen man, je tiefer sie verleumdet werden, voraussetzen kann, daß sie die wackersten sind. Die neuesten Ereignisse sind den Indianern von Ostsüdamerika nicht günstig, und es dürfte eine Zeit kommen, wo die Ureinwohner nur in der Sage fortlebten. Wir wollen hier versuchen einige Schilderungen dieser Völker zusammenzustellen, wie sie uns die neuesten und besten Reisebeschreiber geben. Das Gepräge ist überall dasselbe, und haben wir einige Stämme geschildert, so läßt sich davon die Anwendung auf alle übrigen sehr leicht machen. Wir haben nur soviel zu bemerken, daß die Sitten der Indianer im östlichen Südamerika von Norden nach Süden sich immer mehr verwildern. Wir lassen die Schilderungen Humboldts vorausgehen.

Zuerst finden wir die Chaymas-Indianer, von denen zur Zeit als er sie besuchte, noch 15000 vorhanden waren. Ihr Apostel war zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Pater Pamplona. Diese unkriegerische Nation bewohnte die Ufer der Flüsse in der Provinz Cumana, längs der Berge Cocollar und Guacharo. Im Jahre 1792 waren 19 Dörfer als Missionen vorhanden und 16, welche bereits regelmäßige Pfarrer hatten. Denn es war die zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß die Missionäre die Wilden der Wälder sammelten, und die ursprüngliche Generation beinahe unumschränkt beherrschten. Hatte sich diese Einrichtung hinlänglich befestigt, so verdrängte die weltliche Gewalt die Missionäre und setzte ordentliche Pfarrer an ihre Stelle, wodurch die Civilisation allmälig zwar, aber fest vorwärts schritt. Die Chaymas sind von kleiner Statur, in der Regel nicht volle 5′ hoch, wie denn der Uramerikaner im nassen Osten, die caribischen Nationen ausgenommen, überhaupt eine kleine Menschenart ist; die feuchte Nässe begünstigt die Entwicklung menschlicher Kraft nicht. Übrigens ist der Chaymas dick, untersetzt, breitschultrig, mit platter Brust, gefüllten fleischigen Gliedern und einer lohfarbenen Haut, denn Kupferfarb paßt auf die Äquinoktialamerikaner nicht. Die Gesichtszüge sind ernst und finster, die Stirne ist platt, zurückgedrängt und klein, und ein Frauenzimmer heißt schön, wenn es fett ist und eine schmale Stirne hat. Die Augen sind schwarz, tiefliegend, lang gedehnt, und der Augenwinkel etwas gegen die Schläfe hin gezogen, aber nicht mongolisch. Die Augenbraunen sind schwarz oder dunkelbraun und die Gewohnheit diese gesenkt zu halten, ertheilt besonders den Weibern das Ansehen eines milden bescheidenen Blickes. Wenn sich durch diese Züge die Chaymas und alle

Amerikaner überhaupt mit ihren hervorstehenden Backenknochen und Mangel an Bart den Mongolen nähern, so unterscheiden sie sich wieder von diesen durch die längliche Bildung der Nase, welche ihrer ganzen Länge nach hervorragend mit hinabgerichteten Nasenlöchern wie bei den Völkern kaukasischen Stammes ist. Schöne weiße Zähne sind jedoch nicht so stark wie bei den Negern, leuchten aber aus dem großen Munde mit breiten hervorragenden Lippen angenehm hervor. Das Kinn ist kurz und rund, die Kinnladen breit und stark. Die ersten Ankömmlinge bemerkten bei ihnen die Sitte, welche auch in Asien und Afrika gefunden wird, die Zähne mittelst ätzender Pflanzen zu färben. Jetzt ist dieselbe gänzlich verschwunden. Bei der geringen Beweglichkeit dieser Völker, der oft feindlichen Gesinnung der Stämme unter einander, dem Mangel an geistiger Beweglichkeit und der Vermeidung aller Vermischung mit andern Stämmen, herrscht eine gewisse Familienähnlichkeit in den Zügen der Völker. Diese Familienähnlichkeit, welche zu dem Irrthume der Menschenrassen Anlaß gegeben hat, fällt um so mehr auf, als die Zeichen des Alters, graues Haar, Hautrunzeln und Körperschwäche sehr spät eintreten, und geht so weit, daß es schwer ist, beim Eintritte in eine Hütte Vater, Sohn und Enkel von einander zu unterscheiden. Durch das ruhige Leben in den Missionen, wo die Missionäre allem Zwiste, Hasse und Neide vorzubeugen streben, wird diese Formenerstarrung noch permanenter. Indessen ist diesem ruhigen Gesichte dieselbe Beweglichkeit der Züge eigen, welche überall dem Menschen zu Gebote steht. Denn wird der Wilde gereizt, so verändern sich seine Züge plötzlich und krampfhaft, das starre Gesicht wird belebt und des innern Menschen Herrschaft über seine äußern Gesichtszüge, wird offenbar. Die Leidenschaft des Wilden geht aber um so schneller vorüber, je heftiger sie war: sie braust langsamer auf bei dem Indianer der Mission, geht aber leichter in lange andauernden Haß und Rachsucht über. Eine Eigenheit des weißen Menschenstammes der alten Welt ist das Erröthen und jene Färbung des Angesichts, die Bewegungen der Seele kund thuend, ein gewiß schöner Vorzug, den jedoch der amerikanische Menschenstamm gänzlich entbehrt. Sogar die Creolen Nordamerika's und Australiens, selbst wenn ihre Haut blendend weiß ist, entbehren diese reizende Färbung. Sowol bei den Chaymas als bei allen Indianern des östlichen Südamerika, ist die Abneigung gegen die Kleider charakteristisch und zwar so sehr, daß wohlmeinende Missionäre ihre Gemeinden verloren, die sobald man sie zum

Kleidertragen zwingen wollte, sämtlich *al monte* (in die Wälder zurück-) gingen. Im Innern der Wohnungen sind daher auch die Indios ladinos nackt, nur wenn sie durchs Dorf gehen, sind sie mit einer Art Baumwollenhemde bekleidet, das kaum an die Knie reicht und bei den Männern mit Ärmeln versehen ist. Weiber und Kinder bis ins zehnte und zwölfte Jahr, behalten Arme, Schulter und den Obertheil der Brust nackt. Erreicht sie auf Reisen ein Regen, so ziehen sie ihre Hemden aus, verbergen sie sorgfältig unter die Achsel, damit sie nicht naß werden, wodurch jedoch die Klage über Mangel an Schamgefühl nicht begründet ist; denn auch nackte Leute können schamhaft sein und bekleidete sehr schamlos, was der alte griechische Graubart recht gut wußte, da er sagte: „Die Thoren, die nicht wissen, wie viel mehr die Hälfte als das Ganze sei.“ Eine allgemeine Tracht der Indianer ist das Guayuco, ein 2 bis 3″ breiter Gürtel, auf beiden Seiten an einer um die Mitte des Leibes gehenden Schnur befestigt. Die Farbe des Guayuco unterscheidet Mädchen von verheiratheten Weibern, und kein Indianer erscheint öffentlich ohne den Guayuco, denn das würde äußerst unanständig sein. Schuhe, Hüte u. dgl. Luxusdinge, sind bei den Eingebornen unerhört und Auszeichnungen, welche nur den weißen Edelleuten gebühren; weshalb der Indianer, den Herr v. Humboldt nach Frankreich brachte, sich beim Anblick eines pflügenden Bauern in ein elendes Land versetzt wähnte, wo die Caballeros den Acker bestellten. Die Weiber heirathen früher, sind nach unsern Begriffen nicht schön, gefallen aber ihren Männern recht wohl. Die jungen Mädchen dagegen haben sanfte melancholische Züge. Sie tragen die Haare in zwei lange Zöpfe geflochten, färben die Haut nicht und Muschelschnüre sind ihre Colliers und Brazeletts. Es gibt unter ihnen weder Tanz- noch Schnürmeister, daher weder Buckliche noch Verwachsene. Der Bart ist bei allen wilden Stämmen und im Allgemeinen mit wenigen Ausnahmen bei allen Indianern ein Gräuel. Nur seitdem die Missionäre mit langen Bärten unter ihnen großes Ansehen genießen, lassen sich ihn manche Indianer wachsen und rasiren sich mit Erfolg, um den los Padres ähnlich zu werden. Die Lebensart der Missionsindianer ist sehr einförmig. Sie gehen regelmäßig zu Bette, wenn der Engländer seinen Morgenbesuch macht; nemlich um 7 Uhr Abends. Sie schlafen in Hängematten aus Palmenbast verfertigt, in deren Nähe ein Feuer unterhalten wird. Besonders die Weiber sind für die Kälte sehr empfindlich und zittern vor Frost, wenn

das Thermometer auf 18 Centigrade sinkt, was aber nicht zu verwundern ist, da uns Bekleidete bei gleichen Thermometerständen, an einem regnerischen Tage ebenfalls tüchtig friert. Ein großer Unterschied zwischen den Völkern der alten und neuen Welt im Naturzustande, findet in Bezug auf die Reinlichkeit statt. Der Südamerikaner hält seine Hütte äußerst rein. Die Hängematten, Schilfmatten, Töpfe, Bogen und Pfeile stehen in schönster Ordnung umher, was man von unsern Studierstuben eben nicht rühmen kann. Männer und Weiber baden sich täglich öfter, und sind daher von aller Unsauberkeit frei. Die Indianer der Missionen haben außer ihrer Dorfhütte, auch noch eine mit Palm- oder Pisangblättern gedeckte Hütte, entweder im Garten oder an einer Quelle oder am Eingange eines kleinen Thales, worin sie einen Theil des Jahres *al monte* zubringen. Denn sie haben einen unwiderstehlichen Trieb zur Lebensart in der freien Natur. Die kleinsten Kinder laufen wol noch öfter von ihren Eltern weg, irren 4 bis 5 Tage in den Wäldern umher, wo sie sich mit Früchten, Palmkohl und Wurzeln nähren. Man hat oft nach mehrjährigem Aufenthalte ganze Dorfschaften ihre Wohnungen verlassen sehen, um *al monte* zurückzukehren. Der Reiz der Einsamkeit, das angestammte Verlangen nach Unabhängigkeit und der tiefe Eindruck, welchen die Natur überall hervorbringt, wo der Mensch allein und unzerstreut mit ihr in Berührung kommt, lassen den Menschen des Waldes sich nur sehr schwer an die Einsperrung in Wohnungen gewöhnen. Die Jagdlust, die Reiselust und die Phantasiegemälde von Elysien und Hesperidenhainen bei gebildeten Völkern, beruhen auf denselben Gefühlen.

Die Weiber sind auch bei ihnen wie bei allen barbarischen Völkern unterjocht, ihr Leben besteht aus Entbehrung und Leiden; die schwersten Arbeiten fallen auf sie. Wenn sie Abends vom Felde heimkehren, wo der Mann indessen mitarbeitet, so trägt dieser nichts als seine Machette, womit er sich durch das Gesträuch den Weg bahnt, während die Frau unter einer großen Bürde von Pisang gekrümmt geht, ein Kind im Arme trägt und manchmal zwei andere auf der Bürde oben sitzen hat. Die spanische Sprache lernen sie sehr schwer, da ihr Organ von Jugend auf an eine andere gewöhnt ist. Nur der Ehrgeiz nach dem Titel eines lateinischen Indianers macht es etwas leichter, doch können auch diejenigen, welche fertig spanisch sprechen, kein Gespräch fortführen, weil ihnen der Ideenreichthum bei ihrer Beschränktheit mangelt. Unter sich schwatzen sie jedoch sehr ge-

läufig und ein indianischer Alcalde, Governador oder Sergentmajor, hält lange Reden mit größter Geläufigkeit und unbeweglichen Gesichtszügen. Zahlverhältnisse begreifen sie sehr schwer, desto leichter erlernen sie amerikanische Sprachen, und die klugen Völkerbehandler, die Jesuiten, sahen ein, daß es vergeblich sei die Amerikaner zu Spaniern zu machen. Sie suchten daher die schönsten amerikanischen Sprachen aus, wie die der Quichoa und Guaraunos, und hätte man ihr kluges System befolgt, so wäre gegenwärtig am Orenoco die caraibische, am Amazonenstrome und Paraguay die Guaraunisprache die allgemeine. Die Sprachen dieser Völker sind äußerst verschieden, die Chaymassprache keine der schönsten. Übrigens ist der Chaymas gutmüthig, geduldig, gastfrei, anspruchlos und sehr zufrieden, wenn er nur täglich einen Wald sieht. Im Ganzen besitzen dieselben Eigenschaften, welche wir hier von den Chaymas angeführt haben, so ziemlich alle Indianerstämme des östlichen Südamerika; und der Unterschied zwischen den Indianern der Missionen und den sogenannten wilden Indianern ist bei weitem so groß nicht, als man vermuthen sollte. Das Christenthum der ansäßigen Indianer besteht in einigen Formen, daß sie gewisse Gebete nachsprechen, beim Schall der Glocke ein Kreuz machen, ein solches sich auf die Stirne zeichnen, sich nicht mehr bemalen, nicht durch Einschnitte und Durchbohrung der Lippen, Ohren, Nasen u. s. w. entstellen, wenn sie ausgehen, ein Hemde tragen und sich regelmäßiger mit dem Ackerbaue beschäftigen. Schulen für die indianische Jugend, dieses einzige Mittel zur Civilisirung roher Naturmenschen, fehlen gänzlich; an Christenthum ist also wol noch nicht zu denken. Für einige Fehler des wilden Zustandes, welche der Indianer ablegte, hat er andere, welche Folge der neuen Lebensweise sind, angenommen und nicht selten sind sogar böse Eigenschaften an die Stelle hoher Tugenden getreten.

Die Pariagoten lassen durch die Endsylbe Goto, auf caraibische Abstammung schließen, wie Purugoto, Awaigoto, Acherigoto, Cumanagoto, Arinagoto und Chirichirisgoto. Alle diese Völkerschaften bewohnten vormals die Küsten vom Meerbusen von Darien, bis zur Orenocomündung. Sie wohnen alle mit den Chaymas in den Missionen vermischt. Die Guaranier bequemen sich weniger zum Missionsleben.

Dieser Völkerstamm ist äußerst merkwürdig, da wir ihn öfter und als den eigentlichen Hauptstamm in den südlichen Missionen, in den Ländern zwischen dem Paraguay,

Uruguay und Parana wiederfinden. Die nördlichen Guaranier sind fast alle frei und unabhängig. Sie leben zerstreut auf dem Delta des Orenoco, und verdanken ihre Unabhängigkeit der Natur ihrer Heimat. Ihr Flachland von den unzähligen ihnen allein bekannten Orenocomündungen durchfurcht, ist häufig überschwemmt und sumpfig. Deshalb bauen sie ihre Hütten auf die abgehauenen Stämme der Mauritiapalme und des Mahagonybaumes, wie Vögel ihre Nester, und die Missionäre fühlten keinen Drang ihnen in ihre luftigen Wohnungen zu folgen. Die Mauritiapalme liefert ihnen alle Nahrung, deren sie bedürfen. Das Mark liefert ein Mehl, welches Yuruma genannt wird, und ein dem Maniockuchen ähnliches Brot gibt. So hat die Natur selbst es erleichtert, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, indem sie ihnen den Baum schenkte, der im Sumpflande herrlich gedeiht, und ihnen Wohnung, Nahrung und Schutz leiht. Einige hundert von ihnen haben freiwillig ihre Sümpfe verlassen, und sich in Dörfern angesiedelt, aber auch hier keinen Missionär angenommen und ihre Unabhängigkeit bewahrt. Sie haben treffliche Eigenschaften als Seeleute und sind überhaupt ein tüchtiger Menschenstamm, dessen Civilisation, da er die Orenocomündungen beherrscht, auch politisch wichtig werden könnte. Sie begünstigen auch sehr den Schleichhandel mit der englischen Insel Trinidad. Da sie mit besonderer Leichtigkeit über das schlammige Erdreich, auf welchem weder Weiße noch Neger fortkommen, hinlaufen, so glaubt man gewöhnlich, daß sie einen leichtern Körper als die übrigen Eingebornen haben. Man würde sich weniger irren, schriebe man es der langen Übung und Fertigkeit zu, die dadurch erlangt wird. Man wird bei dem Durchfahren durch die Kanäle des Delta sehr überrascht, wenn man die Gipfel der Bäume durch Feuer erleuchtet sieht. Sie hängen nemlich große Matten zwischen die Bäume, füllen sie mit Erde an und brennen darauf ihre Wachfeuer. Der Guranier ist von starkem gedrungenen Körperbaue und mit elastischen Muskeln versehen, dabei gutmüthig, kindlich, aber ohne den Ernst abzulegen, der allen diesen Völkern eigen ist. Ihre Lebensweise und häusliche Einrichtung auf den Gipfeln der Bäume, die Art, wie sie alle Theile der Mauritiapalme zu benutzen verstehen, zeugt genugsam von ihrer Erfindungsgabe, und diese interessante Völkerschaft liefert den Beweis, wie anmaßend und thöricht es sei, irgend einem Völkerstamme die Fähigkeit abzusprechen, eine Civilisation zu empfangen, und sie sogleich ein Vieh zu nennen, sobald sie der Perücken, Brillen

und Schnürbrüste ermangelt, oder keines Cul de Paris bedarf. Der Mensch entfaltet überall diejenige Kunstfertigkeit, welche die Natur von ihm fordert. In den verschiedensten Himmelsstrichen und unter den verschiedensten Naturumgebungen, hat der Mensch noch überall die Biegsamkeit des Geistes bewährt. Man betrachte ihn an den Ufern des Eismeeres, in der dürren Wüste Afrika's, auf der Hochsteppe Asiens, in den Tiefwäldern Amerika's oder an den Mündungen des Orenoco, überall zeigt er, daß er Mittel findet, sich bequem einzurichten. Dieselben Guaranier finden wir als ein fleißiges, thätiges, ackerbautreibendes und wohlhabendes Volk in den Missionen am Parana und Uruguay und zwar in 30 volkreichen Flecken, von denen uns der verdienstvolle Dobritzhofer schätzbare Nachrichten gegeben hat. Im Jahre 1732 befanden sich 141000 Guaranier in diesen tüchtigen Flecken. Als 1776 die Jesuiten abberufen wurden, waren trotz des vertilgenden spanischen Schwertes, wodurch man einen Theil dieser christlichen Unterthanen einem Abtretungsvertrage zu Folge, zu brasilischen Unterthanen machen wollte, noch über 100000 vorhanden. Seitdem ist diese wackere Völkerschaft wieder verfallen und größtentheils *al monte* zurückgekehrt.

Die Guayquerier wohnen in der Provinz Cumana, auf der Insel Margareta, der Halbinsel Araya und der Vorstadt von Cumana. Auch sie sind Verwandte der Guaranos und geübte, unerschrockene Fischer, mit dem Küstenmeere innig vertraut und ein tüchtiges Volk. Die Guaquas sind kriegerisch, mit den Caraiben verwandt, und ziemlich weit verbreitet. Die Cumanagoten wohnen westlich von Cumana in den Missionen von Piritu, wo sie Ackerbau treiben und wie man zu sagen pflegt, unter der Glocke leben.

Eine der interessantesten Nationen der neuen Welt sind die Caraiben oder Cariben. Sie selbst nennen sich Carina und Callinago. Zu ihnen gehören eine Menge anderer Stämme, die Galibis von Cayenne, die Tuapocas und Gunaguares in den Bergen von Caripe, die Javi in der Provinz Cumana, die Palenques und Guarivas. Dieses ist der ausgezeichnetste und schönste Menschenstamm Südamerika's. Sie zeichnen sich durch ihren beinahe riesenhaften Wuchs vor allen übrigen Nationen des östlichen Südamerika aus. Zur Zeit der Entdeckung Amerika's war es die herrschende Nation von den Mündungen des Orenoco bis nach Florida hinüber. Es sind unter ihnen Sagen vorhanden, welche auf eine vormalige Verbindung der Völker beider Amerika's hindeuten.

Sie besaßen bürgerliche Einrichtungen und Flotten, wodurch sie die Antillen beherrschten. Gegenwärtig sind es nur Trümmer des großen Schiffbruches, welchen diese Nation durch Ankunft der Spanier erlitten hat. Durch die Europäer von den Antillen und den Küsten von Darien vertrieben, haben sie sich endlich den Missionären unterworfen, und bilden nun zahlreiche Dörfer in den Provinzen Neu-Barcellona und Guyana. In den Llannos von Piritu, an dem Gestade Caroni und Cuyuni leben noch über 30000 und in den Gebirgen westwärts noch mehre tausende unabhängig, so daß die Gesamtheit der reinen unvermischten Caribenstämme an 40000 Köpfe zählen mag. Eine Eigenheit dieses Volks, welche übrigens auch sonst vorkommt, ist: daß die beiden Geschlechter eine verschiedene Sprache reden, die zwar beide verstehen, deren sich jedoch nur derjenige Theil bedient, dem sie von Rechtswegen zukommt. Dieser Umstand ist sehr überraschend. Man glaubt, daß bei den Einfällen der Cariben auf den Antillen die Sieger alle Männer getödtet, und sich dann mit den Weibern verbunden hätten; wo denn jeder Theil seine Sprache beibehalten hatte. Nach Besiegung der Cabrel auf den Antillen, herrschten die Cariben durchgehends. Von den Spaniern unterjocht und als der tapferste Stamm der Indianer grausam verfolgt, zogen sie sich in die Ebenen des Orenoco zurück; aber Stolz ist ihnen geblieben, Ordnung und Reinlichkeit herrscht in ihren Hütten, eine seltsame Gewohnheit unterwirft die Kinder vom frühesten Alter an unvernünftigen Qualen. Man sucht die Fleischmassen an den Beinen, von den Knöcheln an bis zu den Oberschenkeln auf alle mögliche Weise zu vergrößern. Bandstreifen von Leder oder Baumwollenzeug werden in Entfernungen von 2 zu 2 Zoll um die Beine gebunden, täglich fester angezogen, wodurch die Muskeln in den Zwischenräumen fester angetrieben und zum Schwellen gebracht werden. Die Menschen müssen nun einmal in jedem Zustande, durch irgend eine Thorheit ihren Tribut an Dedschial entrichten, und hartnäckig hängt der Caribe an dieser Kinderqual, in welcher er sogar von den schnürsüchtigen Müttern unserer Zeit nicht übertroffen wird. Früher wurden auch die Köpfe zwischen Hölzern platt gedruckt, dieses haben die Missionäre dennoch abgebracht, und die Cariben haben daher schöngebildete Schädel mit hoher Stirne. Die Sitte Flachköpfe vorzüglich tauglich zu finden, herrscht bei mehren Nationen. Man hat sie in frühern Zeiten als Menschenfresser verschrien, was sich jedoch nicht bestätigen soll. Übrigens fehlt es in den Parimewäldern keines-

wegs an Kannibalen, sogar in den Missionen sollen derlei Dinge mitunter vorkommen, und viele Stämme machen nicht einmal ein Geheimniß daraus. Ja man hat sogar Beispiele, daß ein Indianer von Atures sein Weib mästete und alsdann verzehrte. Unter den Cariben kommt indessen derlei nicht vor, und alle Augenzeugen vereinigen sich darin: daß diese Nation die schönste, geistvollste und bildsamste in ganz Südamerika sei. Dem Scharfsinne eines Cariben entgeht nichts. Als Vorgesetzte in den Missionen, zeichnen sie sich durch strenge Ordnungsliebe aus, und eine Pünktlichkeit, Redlichkeit und Unbestechlichkeit, wie sie allen Beamten auf Erden zu wünschen wäre. Die wilden Cariben leben zwischen den Quellen des Orenoco in einer Art Bundesgesellschaft. Sie sondern sich stolz von allen andern Stämmen ab, auch in den Missionen lassen sie sich nicht vermischen. Sie haben erbliche Häuptlinge. Ein junger Caribe der heirathen will, muß sich allerlei Vorbereitungen unterwerfen. Er muß fasten, abführen, in einen Schwitzkasten eingeschlossen sein und Arzneien verschlucken, welche die Marirris oder Piachis bereiten. Die Marirris sind Priester, Gaukler und Heilkünstler zugleich. Die Arzneien werden immer unter Händeauflegungen und allerlei geheimnißvollen Ceremonien genommen.

Eine weniger liebenswürdige Nation oder vielmehr Horde sind die Otomaken. Allen Nachrichten zufolge ein Völkerstamm, der sich vor andern durch Roheit auszeichnet. Die Otomaken sind Erdfresser, sie verschlucken mehre Monate hindurch große Portionen davon, um ihren Hunger zu stillen, ohne irgend einen Nachtheil für ihre Gesundheit zu verspüren. Dasselbe thun auch die Chuamas zwischen dem Apure und Meta. Die Otomaken sind ein Savanenvolk, das für Sittigung weit weniger, als die Völker der Wälder empfänglich ist, keinen Sinn für Ackerbau zeigt, nur Jagd und Fischfang liebt. Es sind häßliche Menschen, aber von starkem festen Körperbaue, wild, rachsüchtig und leidenschaftliche Liebhaber berauschender Getränke, dabei im eigentlichen Sinne Allesfresser. Sie werden sogar von den übrigen Indianern als Wilde betrachtet, und es gibt nichts Ekelhaftes, das dem Otomaken nicht zur Speise diente. Sie verstehen sich sehr gut auf den Fang der Fische, und schießen sie geschickt mit ihren Pfeilen. Während der Überschwemmung, die drei Monate dauert, essen die Otomaken Erde, welche in einem graugelben sehr feinen, fetten Thon besteht, den sie sorgfältig auswählen, zu Klößen von 5 bis 6 Zoll Durchmesser kneten, am Feuer rösten, und dann verschlucken. Sie mischen allezeit auch

in der trocknen Jahrszeit ihren Mahlzeiten Erde bei, was ihrer Gesundheit gar nicht nachtheilig ist, denn sie sind dabei im Gegentheile kräftig und stark. Man glaubte früher, daß sie dem Thone Schildkrötenfett beimischen, was sich aber nicht bestätigt hat. Man findet übrigens in der heißen Zone die Neigung zum Erdessen ziemlich häufig. Humboldt sah am Amazonenstrome Indianerinnen, welche Thongefäße verfertigten, große Stücke dieses Materials verschlucken. Die Neger Afrika's essen gleichfalls fette Erde. Auch im indischen Archipel ist das Erdessen nicht ungewöhnlich. Man könnte sich bei den Otomaken mit dieser Unart allenfalls noch versöhnen, aber weniger erträglich ist die Neigung dieses unruhigen, lärmenden, leidenschaftlichen Volkes zur Berauschung. Um diese bis zu einer Art Wuth zu treiben, bereiten sie aus der Acacia Niopo ein Pulver, welches Wahnsinn und Betäubung hervorbringt. Übrigens sind es nicht die Otomaken allein, welche sich durch Schnupfpulver verunreinigen, dasselbe thun auch die Omaguas am Amazonenstrome, die mit den Otomaken einerlei Ursprungs sind. Sie begehen in ihrer Trunkenheit die ärgsten Ausschweifungen, Mordthaten, Menschenfraß u. s. w.

Wir würden kein Ende finden, wollten wir die einzelnen Nationen des östlichen Südamerika alle beschreiben. Ihrer sind unzählige. An jedem Flußarme wohnt eine derselben, und führt auch meistens den Namen dieses Flußarmes. Sie sind nicht selten feindselig gegen einander gesinnt, leben in beständigen Kriegen, und bieten so ziemlich dieselben Charakterzüge dar. Die Indianer der Brasilienwälder übertreffen die der Parimewälder an Wildheit, auch sind ihnen Unarten eigenthümlich, welche ihren Körper entstellen. Die Botocuden, mit ihren zerrissenen Lippen und Ohrlappen und ihrer Sucht nach rohem Fleische, wurden in Originalien nach Europa gesendet. Sie gehören zu einem der wildesten Stämme der Brasilienwälder. Andere entstellen sich noch bei weitem mehr, durchbohren Lippen, Nase, Ohren, verzerren ihre Gesichtszüge, und wenden alles an, um sich zu entstellen. Eine allgemeine Sitte bei den wilden Indianern ist das Bemalen ihres Körpers. Sie gebrauchen dazu viele ätzende Farben, und legen dabei viele Kunstfertigkeit an den Tag. Die meisten dieser Farben werden aus Pflanzensäften gezogen, und der Luxus, welcher damit getrieben wird, gehört in dieselbe Kategorie mit der europäischen Eitelkeit. Humboldt sah, wie eine alte Indianerin durch zwei ihrer Enkelinnen sich die Toilette machen ließ. Es dauerte über sechs Stunden, bis alle zierlichen

Formen, roth, schwarz und weiß, mit der eigensinnigsten Genauigkeit aufgetragen wurden. Ungefärbt sein, ist ein Zeichen der Armuth und Unanständigkeit. Mitunter verzieren sie sich auch, indem sie die Kleider der Europäer durch ihre Malerei nachahmen. Ein rothbemalter Indianer zieht auf seinen Körper Linnen mit klebrigten Pflanzensäften, und belegt sie sinnreich mit Glimmerblättchen, was denn von weiten ihm das Ansehen galonirter Kleider gibt. Sie haben eigene Malereien an ihrem Körper für den häuslichen Gebrauch, andere bei gewissen Festlichkeiten, noch andere bei ihrem Auszuge in den Krieg.

Ihre Kriege, die sie oft mit unaussprechlicher Erbitterung führen, bestehen nicht sowol in offenen Kämpfen, als vielmehr in listigen Überfällen. Sie suchen ihre Feinde zu überschleichen, und besitzen darin eine Fertigkeit, und legen dabei einen Scharfsinn an den Tag, der in Erstaunen setzt. Die Schlauheit, womit sie einander belauschen, überlisten und ihre Anfälle vorbereiten, zeigt, daß der Mensch allenthalben seine Fähigkeiten zu entwickeln verstehe, sobald er dabei interessirt ist, und der Vorwurf der Thierheit und Stumpfheit, den man den Indianern macht, ganz ungegründet sei. Jahre lang belauscht der Indianer seinen Feind, folgt ihm mehre hundert Meilen weit, ist ihm ungesehen überall nahe, bis sich der Überfall mit einiger Sicherheit des Erfolges vornehmen läßt. Grausam und heimtückisch mordet er alsdann den gefangenen Feind, oder verleibt ihn wol auch seinem Stamme ein.

Alle Indianer legen eine Neigung zu abergläubischen Gaukeleien und Mysterien an den Tag. Die Geburt der Kinder, ihre Mannbarwerdung, ihre Aufnahme unter die Erwachsenen, Verehelichung u. s. w., ist mit mannigfaltigen Ceremonien und Initiationen verbunden, so z. B. muß bei einigen Stämmen der junge Indianer in eine Tunica, die mit giftigen Ameisen gefüllt ist, schliefen, ihre Stiche aushalten, und wird nicht eher für mündig erklärt, als bis er nach mehrmaligen Wiederholungen dieser Operation, dieselbe ohne ein Zeichen des Schmerzes auszuhalten im Stande ist. Diese besonders bei den Tucumas am Amazonenstrome übliche Sitte ist mit Tänzen verbunden, die unter großem Geheule aufgeführt werden. Sie verhüllen dabei ihre Häupter in allerlei Thiermasken, Schlangen, Vögel, Krokodile, Jaguars, Pferde u. dgl. mehr vorstellend, und man wird in der That sehr lebhaft an die Priestermasken der Egypter und an die Druidenmysterien der alten Deutschen erinnert. Indessen sind es nicht blos Feste solcher Art, welche diese Wilden

beschäftigen, ihre Trinkgelage, Tänze, Jagdfeste u. dgl. haben auch Verbindung mit ihrer Religion. Einen Übergang zu ihren religiösen Festen dürften diejenigen machen, welche an gewisse Jahrszeiten, und die Reife mancher Früchte gebunden sind. So gibt uns Humboldt eine Beschreibung des Juviafestes, welchem er während seines Aufenthaltes in Esmeralda beiwohnte. Es war schon oben von der köstlichen Bertoletia die Rede, welche die köstlichen Juviamandeln enthält. Humboldt und seine Begleiter kamen in die Hütte, wo die Indianer zur Feier der Juviareife versammelt waren. Dieses Fest wurde durch Tänze gefeiert, wobei man sich der roheften Völlerei überließ. In der Hütte waren weder Tisch und Bank, aber in systematischer Reihe standen große geschwärzte und gebratene Affen an der Mauer umher. Es waren Marimonden, oder die bärtigen Kapuzineraffen. Dieser Anblick hat für den civilisirten Menschen etwas Schauerliches. Jeder Affe ist nemlich in der Stellung eines sitzenden Kindes gebraten, und sieht man die Wilden diese Affen nach einander hernehmen und verspeisen, so wird der geringe Abscheu, den die Indianer vor dem Menschenfleische haben, sehr erklärlich. Denn ist einmal die Phantasie an die Verspeisung menschenähnlicher Thiere gewöhnt, so wird sich der Affenfresser desto leichter zum Verspeisen des Menschen gewöhnen, als das Fleisch des letztern zarter und schmackhafter, als das zähe und dürre Affenfleisch ist. Der Tanz der Amerikaner, welcher beim Juviafeste aufgeführt wurde, ist kein fröhlicher lebhafter Negertanz, sondern ein ernstes, monotones, einförmiges Getrappe nach dem melancholischen Geklapper der Calebassen. Weiber sind davon ausgeschlossen. Die Männer, alt und jung, geben sich die Hände, und kreisen stundenlang still und ernst von der Rechten zur Linken. Sie bedienen sich auch dabei der dumpfen Töne, welche sie aus einer Reihe Schilfrohr von ungleicher Länge hervorlocken. Diese Szenen erinnern an die Bachusumzüge auf den Gefäßen Großgriechenlands. Man sieht mit Verwunderung die jungen Indianer in das Schilf eilen, sich Flöten schneiden, und diese sogleich gebrauchen. Das Rohr spielt eine große Rolle in der Kulturgeschichte des Menschen. Die Griechen sagten davon: es liefere Pfeile, womit es die Menschen unterjoche; Flöten, womit es die Sitten mildere; Schreibfedern, womit es den Verstand entbinde. Das Geschäft der Weiber war, die Männer mit gebratenen Affen, Palmenwein und Palmkohl zu bedienen, wenn diese genug getanzt hatten. Auf eine ähnliche Weise werden uns die Feste der Brasilier, z. B. der Botocudos und

Corados beschrieben. Bei den Botocudos kommen wol auch noch Wettkämpfe vor, wo sich denn diese Wilden, gerade wie Engländer tüchtig abboxen.

Wir haben schon oben erwähnt, daß die Neigung zu Mysterien, welche einst die Grundlage zur Kultur der alten Welt bildeten, auch bei den Indianern Amerika's vorherrschend sei. Das civilisirte Europa kann sich nur schwer von geheimen Alfanzereien entwöhnen, in Afrika finden wir geheimnißvolle Vehmgerichte mit allen ihren Schrecken, auch bei den Indianern Amerika's treffen wir ähnliche Mysterien an. Die Indianer Amerika's haben keine andere Religion, als die Verehrung der Naturkräfte; das gute und das böse Grundwesen wird auch hier unterschieden, mit Kirchen und Bildern befreunden sie sich nicht leicht. Wie einst die Juden, die alten Deutschen und Caledonier, kehren sie immer wieder mit ihren geheimnißvollen Gebräuchen auf die Höhen zurück. „Euer Gott bleibt immer in seinem Hause verschlossen, als ob er alt und schwach wäre, der unsrige wohnt im Walde, auf den Feldern, auf den Bergen von Sipapu, woher der Regen kommt," sagten die Indianer am Orenoco zu ihren Missionären. Einige alte Indianer sind in diesen Gegenden die Mystagogen. Eine heilige Trompete, Botudo genannt, aus gebrannter Erde, worin eine 3 bis 4 Fuß lange Röhre mit metallenen Bauchungen zusammenhängt, ist ein geheimnißvolles Instrument, welches unter Palmen geblasen wird. Diese heilige Trompete darf nur von den Eingeweihten geblasen werden. Um in die Geheimnisse des Botudo eingeweiht zu werden, dazu gehört Sittenreinheit, und daß man unverehlicht geblieben sei. Geißelung, Fasten und andere lästige Gaukeleien mehr, werden den Eingeweihten in diesem Aberglauben auferlegt. Die Zahl dieser Trompeten ist nur gering, aber durch das ganze östliche Südamerika vertheilt. Die von Alters her berühmteste befindet sich auf einem Hügel, beim Zusammenflusse des Rio Temi und Guainia. Man behauptet, daß sie auf 10 Meilen in der Runde gehört werde. Sie ist der Gegenstand der Verehrung einer großen Anzahl von Völkerschaften, und wird nur bei sehr wichtigen Gelegenheiten geblasen; zuweilen bläst sie der große Geist selbst. Es gibt jedoch auch hier Ungläubige, die aber dieses nicht laut werden lassen. Weiber dürfen bei Todesstrafe die Wundertrompete nicht schauen, und nur mit Mühe konnte ein Missionär am Oberorenoco ein Mädchen retten, das ein eifersüchtiger Liebhaber beschuldigte, dem Botudo nachgeschlichen zu sein. Der große Geist ist durch beide Amerika der Gegenstand religiöser Verehrung.

Die Mythologien dieser mannigfaltigen Völkerschaften sind indessen mit einer Unzahl von Genien bevölkert, und neben dem großen Geiste gibt es eine Menge Nuancen der Naturkräfte, die sich einer besondern Verehrung als einflußreiche Wesen erfreuen. An diesen Aberglauben knüpft sich der der Zauberei. Man findet kein wildes Volk auf Erden, und ich möchte fast hinzusetzen, selbst kein einziges Volk auf Erden, bei dem nicht eine Neigung zu Wunderkünsten gefunden würde. Diese Neigung, das Überirdische unmittelbar in das Irdische einwirken zu sehen, welche die Quelle aller Religion ist, ist auch zugleich die Quelle des Aberglaubens, der Zauberei, des Betrugs, der Hexenmeister, Teufelsbanner, Orakelpriester und mystischen Gaukler. Auch unter Amerika's Völkern haben sich Gaukler und Wunderärzte Eingang verschafft. Die Mystagogen des Botudo sind zugleich Ärzte, und alte Weiber haben noch überall Hexerei getrieben. Bei uns sprechen sie kranke Augen und Gliedmaßen an, heilen Hexenschüsse, und verfertigen mystische Fieberzettel, schlagen in der eleganten Welt Karten auf u. dgl. m. Am Orenoco treten sie mit feierlichem Ernste in die Hütte des Kranken oder Verwundeten, machen wichtige Miene, treten, kneten, prügeln den Kranken tüchtig ab, bis er gesund wird oder unter ihren Händen stirbt. Nicht weniger feierlich naht der Arzt. In eine ungeheure Perücke aus Bast gehüllt, über und über bemalt und mit einer furchtbaren Teufelsmaske angethan, naht er sich mit ernstem Schritte, kniet auf den Bauch des Kranken, murmelt mystische Worte und martert den Patienten, bis er gesund oder todt ist. Im letztern Falle nimmt er natürlich Reißaus, schiebt aber die Schuld gewöhnlich auf einen stärkern Zauberer; die Menschen sehen sich doch am Ende überall gleich! Bei alle dem besitzen aber die Indianer eine große Erfahrung in den Heilkräften der Pflanzensäfte ihres Landes. Sie verstehen durch Schlangenbiß Vergiftete mit Sicherheit zu heilen, kennen sogar die verschiedenen Pflanzen, welche gegen den Biß gewisser Schlangen unfehlbar sind, heilen Wunden schnell und sicher, und der Fremde kann sich immer in sollen Fällen mit Zuversicht ihnen anvertrauen. Sie bereiten Gifte, womit sie Pfeile vergiften, auch wol ihre Feinde aus dem Wege räumen, doch mischt sich auch in die Bereitung des Gifts mystische Gaukelei.

Nach allem dem, was wir von den Indianern sowol im Einzelnen als im Allgemeinen gesagt haben, bemerken wir nur noch, daß auch das Gute im Menschen sich bei diesen wilden Völkern nicht verläugnet. Sie sind gastfrei, sanftmüthig, belei-

digen nie, bevor sie beleidigt sind, zärtliche Neigung verbindet sie unter einander, und alle bisherigen Beobachtungen stimmen damit überein: daß ihnen keine Tugend mangle, die den Menschen zum Ebenbilde Gottes macht. Dieses wird bei jeder Gelegenheit bestätigt, wo die Umstände zu ihrer Ausübung auffordern. Befreundete Horden sind gastfreundlich mit einander verbunden; sie brechen die Treue nie; ihre Wahrheitliebe ist unbestechlich, der wilde Indianer lügt niemals. Vielweiberei ist zwar ziemlich allgemein unter ihnen, aber ihre Familien lieben sie darum nicht minder zärtlich. So erzählt Hr. von Humboldt ein rührendes Beispiel einer indianischen Mutter. Die Missionsindianer vom Guaviare trafen in einer Hütte eine Guahiba-Indianerin mit 3 Kindern, von denen zwei noch unmündig waren, an. Der Vater war auf Fischfang abwesend, die Mutter suchte mit ihren Kindern zu entfliehen. Die Absicht des Missionsindianer war, Seelen zu erobern, d. h. wilde Indianer mit Gewalt nach den Missionen zu bringen. Mutter und Kinder wurden daher geknebelt und in das Boot des Missionärs gebracht. Man brachte sie in eine entfernte Mission, sie entfloh aber mehrmals mit ihren Kindern, um zu ihrem Manne und dem bei ihm befindlichen Sohne zurückzukehren. Jedesmal wurde die Unglückliche wieder eingeholt, unbarmherzig mit Peitschenhieben gezüchtigt und endlich die Mutter von den Kindern getrennt. Man führte sie hierauf in die Mission des Rio Negro ab. Sie stürzte ins Wasser, schwamm ans Ufer und flüchtete sich in den Wald. Der Missionär ließ seine Indianer ebenfalls landen, die Unglückliche aufsuchen und zurückbringen. Man streckte sie auf einen Fels, der zum ewigen Andenken der Mutterfels, Piedra de la Madre, heißt, und peitschte sie grausam mit Riemen aus Lamantinfellen. Mit starken Schlingen von Mawacure gebunden, schleppte man die unglückliche Frau in die Mission von Javita. Undurchdringliche Wälder trennte diese Mission von San Fernando auf eine Entfernung von 25 Meilen in gerader Richtung. Niemand hatte je den Versuch gemacht, von einem Dorfe zum andern zu Lande zu gelangen. Eine Mutter vermag Alles. Sie löste mit den Zähnen ihre Bande; entfloh in finsterer Nacht, und war am 4. Morgen in der Mission San Fernando, in der Nähe der Hütte wo ihre Kinder waren. Was dieses Weib ausführte, grenzt ans Übermenschliche. Sie mußte sich mitten durch einen Wald, den nie ein Fuß betreten hatte, und der von stachligen Schlingpflanzen durchflochten war, mühsam hindurchwinden. Sie hatte keine andere Nahrung als große schwarze Ameisen, keinen Weg-

weiser als ihre Mutterliebe. Von Wunden erschöpft suchte sie ihre Kinder zu retten. Der grausame, seines Standes und seiner Religion vergessende Missionär, ließ ihre Wunden heilen, trennte sie wieder von ihren Kindern und sandte sie in eine entfernte Mission am Oberorenoco, wo sie ohne alle Hoffnung ihr Unglück verwandelt zu sehen, zu dem Mittel ihre Zuflucht nahm, welches Griechenlands Helden und die sogenannten wilden Völker nach großen Unglücksfällen ergreifen; sie verweigerte alle Nahrung und starb. Schöne Züge der Menschlichkeit, der Heldentugend, der Treue und Biederkeit hat uns Dobritzhofer in seiner herrlichen Geschichte der Abiponier, von den Völkern in Paraguay, im völkerreichen Chacowalde, und aus der Ebene von Chiquitos aufbewahrt. Auf dieses herrliche Werk, wo die wackere Nation der Abiponier ihrer physischen und moralischen Eigenschaften nach geschildert ist, verweisen wir den Leser. In der Schilderung dieser einzigen Nation, wozu jedoch auch die der Chiquitos, Mocrobier, Tobas, Ocacalots und vieler anderer kommt, die aber leider keines Auszuges fähig ist, spiegelt sich die indianische Bevölkerung des ganzen östlichen Südamerika. Dieser Biedermann, der 18 Jahre lang unter diesen Nationen lebte, und daher genauer als flüchtige Reisende mit ihnen bekannt wurde, der dabei Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatte, hat uns ein unnachahmliches Gemälde jener Völkerschaften aufgestellt, aus welchem hervorgeht, daß die Indianer Südamerika's zwar eine eigene Schattirung des Menschengeschlechts, aber keineswegs eine Menschengattung niedrigerer Art als wir sind.

Wir schließen diese dürftige Völkerschilderung, indem wir bemerken, daß in psychischer Hinsicht zwischen den Indianern der Wälder und denen der freien Ebene in so fern ein Unterschied stattfinde, als die erstern unstreitig weniger fähig sind, zu einem civilisirten Leben einen schnellen Übergang zu machen. In den düstern und dichten Urwäldern hat das stärkende und belebende Licht der Sonne seine wohlthuende, mildernde Kraft verloren. Der Blick des Menschen ist nur auf wenige Schritte beschränkt. Lauernd auf vorübereilendes Wild, von todten Felsen und erstarrten dicken Bäumen umgeben, und einem ewigen Dunstbade ausgesetzt, erschlafft die Seele mit dem Körper, wird untheilnehmend und gleichgültig. Kann sich doch kaum der europäische Reisende dieser Gefühle erwehren, wenn er jene düstern Gegenden betritt. Darum ist es kein Wunder, wenn der in den Wäldern wohnende Wilde keine Bedürfnisse als solche kennt, die er mit Leichtigkeit befriedigen kann,

und keine Ahnung einer höhern Abkunft in sich verspürend, der Civilisation hartnäckig widersteht. Sein verfinstertes Gemüth erträgt viel lieber ein in sich verglimmendes Feuer, das ihm sein Fleisch röste, als die hellen Strahlen der Sonne, deren er ungewohnt ist. Anders zeigt sich der Bewohner der nahen Steppenländer. An das Licht und einen weiten Gesichtskreis gewöhnt, das Kind eines heitern Himmels, entzünden die Strahlen der Sonne in seinem Herzen leichter die Ahnung einer göttlichen Abkunft. Darum war es den Jesuiten so leicht, in den Ebenen Paraguay's und von Buenos-Ayres Hunderttausende zu bekehren, während es sogar ihnen und noch mehr ihren Nachfolgern kaum gelang, einige Missionen der Wälder dürftig zu bevölkern.

Überblicken wir nun das bisher Gesagte, zusammenfassend den südamerikanischen Kontinent, so haben wir vor uns ein Land der südlichen Hemisphäre, eine hingeworfene Insel in dem ungeheuern Ozean, an Ausdehnung Europa dreimal übertreffend; gestützt durch eine westliche Bergkette, die sich hoch in die Wolken mit unzähligen feuerspeienden Spitzen erhebt, auf deren zerklüfteten Rücken sich fruchtbare Ebenen, und höher hinauf erstarrte Eisfelder ausbreiten. Sie greift mit starkem Arme nach Nordwesten hinüber, um mit dem nördlichen Nachbar sich zu verbinden, während ihr anderes Ende sich am Südpole festhält. An ihrem Fuße dehnt sich im Westen der schmale Küstensaum, im Osten die ungeheuerste Ebene unsers Planeten aus. Zur Widerlage dienen ihr zwei östliche Bergsysteme, wovon das südlichere durch seine wunderbare Gruppirung und die Auflagerung der Bestandtheile, so wie durch seine gewaltige Verzweigung dem Kontinente gegen den Andrang der Meere, Kraft und Halt gibt. Der Urgebirgstock von Parime schützt das nördliche Flußgebiet. Die ausgedehnten Ebenen, öffnen sich nach drei Seiten in das atlantische Meer. Wären diese Öffnungen geschlossen, so würde eine gewaltige Lagune zwei Drittel des Erdtheiles bedecken; vielleicht war es einst so. Jetzt ergießen sich die drei größten Ströme des Planeten durch die drei Öffnungen, als eben so viele Abzugskanäle der überaus starken Bewässerung dieses Kontinents, an welchem sich die Dünste dreier Meere niederschlagen. Die ungeheure Thalebene ist in ihrer Mitte mit

dem größten Urwalde bedeckt, über welchem eine ewige Dunstwolke brütet. Nördlich und südlich davon die unermeßlichen Grasfluren mit Millionen Horn- und Hufvieh bedeckt, und von einem ewig heitern Himmel beleuchtet. Der beste Boden für den Ackerbau, die reichste Ausbeute in den drei Gebirgen für den Bergmann, die prachtvollste Szenerie für den Naturforscher und Naturfreund, ein kolossaler Pflanzenwuchs, der die erstaunenswertheſten Prachtformen des Planeten zeigt; für den Industriefreund gastliche hafenreiche Küsten, eine durchgreifende Binnenschiffahrt für den Kaufmann und der reichste Wohnplatz des Menschen von der Vorsehung besonders begünstigt: dieses ist das Bild, welches uns der Kontinent darbietet; dieses das Gemälde, welches im Rahmen der dunkelblauen Flut dem schauenden Blicke vorliegt. Nur das animalische Leben steht auf einer niedern Stufe; es erwartet von der Intelligenz gebildeter Völker seine Vollendung. Seine westliche Bevölkerung hat seine Geschichte verloren, nur steinerne Denkmale eines isolirten Emporstrebens aus der Barbarei behalten. Die westliche, weiche und düstere Menschheit geht in Barbarei unter. Die übrigen Erdtheile sind daher berufen, ihre Kinder ernten zu lassen auf dem reichen Felde, welches die Natur selbst mit ihrem besten Segen geschmückt hat. Seit drei Jahrhunderten hat ein neues Leben hier begonnen, und erst seitdem gehört dieser Erdtheil der Kultur und Geschichte der Menschheit an.

Der Ursagen von Einwanderungen ist oben gedacht. Jedes Volk hat seine Stammväter, seine Gesetzgeber, die Monumente des Westen, der vorgefundene Kulturgrad, so wie die gesellschaftliche Ausbildung, welche Pizarro und Benalcazar zerstörten, stützen die Sagen der westlichen Ureinwohner. Der Sonnendienst Persiens wurde durch Kolonien oder zufälligen Schiffbruch hieher verpflanzt. Man hat mehre Beispiele von Asien aus in die Gegend der Sandwichinseln und gegen Amerika hin verschlagener Schiffe; warum sollte es früher anders gewesen sein? Auch deutet der Sonnendienst auf Persien hin, und die Geschichte der Inkas sieht der Geschichte babylonischer, assyrischer und persischer Dynastien eben so ähnlich, wie die Gebäude, Tempel, Kultus und Priesterschaft. Auf dem Hochplateau von Bogota war der König von seinem Magier getrennt, in Quito und Cuzco herrschten Priesterkönige. Beiden war der Sonnendienst eigen, beiden derselbe unblutige Kultus. Diese Kultur ist übrigens vorübergegangen; sie erreichte ihr Ende, als Columbus 1498 die Küsten von Cumana berührte. Vincent

und keine Ahnung einer höhern Abkunft in sich verspürend, der Civilisation hartnäckig widersteht. Sein verfinstertes Gemüth erträgt viel lieber ein in sich verglimmendes Feuer, das ihm sein Fleisch röste, als die hellen Strahlen der Sonne, deren er ungewohnt ist. Anders zeigt sich der Bewohner der nahen Steppenländer. An das Licht und einen weiten Gesichtskreis gewöhnt, das Kind eines heitern Himmels, entzünden die Strahlen der Sonne in seinem Herzen leichter die Ahnung einer göttlichen Abkunft. Darum war es den Jesuiten so leicht, in den Ebenen Paraguay's und von Buenos-Ayres Hunderttausende zu bekehren, während es sogar ihnen und noch mehr ihren Nachfolgern kaum gelang, einige Missionen der Wälder dürftig zu bevölkern.

Überblicken wir nun das bisher Gesagte, zusammenfassend den südamerikanischen Kontinent, so haben wir vor uns ein Land der südlichen Hemisphäre, eine hingeworfene Insel in dem ungeheuern Ozean, an Ausdehnung Europa dreimal übertreffend; gestützt durch eine westliche Bergkette, die sich hoch in die Wolken mit unzähligen feuerspeienden Spitzen erhebt, auf deren zerklüfteten Rücken sich fruchtbare Ebenen, und höher hinauf erstarrte Eisfelder ausbreiten. Sie greift mit starkem Arme nach Nordwesten hinüber, um mit dem nördlichen Nachbar sich zu verbinden, während ihr anderes Ende sich am Südpole festhält. An ihrem Fuße dehnt sich im Westen der schmale Küstensaum, im Osten die ungeheuerste Ebene unsers Planeten aus. Zur Widerlage dienen ihr zwei östliche Bergsysteme, wovon das südlichere durch seine wunderbare Gruppirung und die Auflagerung der Bestandtheile, so wie durch seine gewaltige Verzweigung dem Kontinente gegen den Andrang der Meere, Kraft und Halt gibt. Der Urgebirgstock von Parime schützt das nördliche Flußgebiet. Die ausgedehnten Ebenen, öffnen sich nach drei Seiten in das atlantische Meer. Wären diese Öffnungen geschlossen, so würde eine gewaltige Lagune zwei Drittel des Erdtheiles bedecken; vielleicht war es einst so. Jetzt ergießen sich die drei größten Ströme des Planeten durch die drei Öffnungen, als eben so viele Abzugskanäle der überaus starken Bewässerung dieses Kontinents, an welchem sich die Dünste dreier Meere niederschlagen. Die ungeheure Thalebene ist in ihrer Mitte mit

dem größten Urwalde bedeckt, über welchem eine ewige Dunstwolke brütet. Nördlich und südlich davon die unermeßlichen Grasfluren mit Millionen Horn- und Hufvieh bedeckt, und von einem ewig heitern Himmel beleuchtet. Der beste Boden für den Ackerbau, die reichste Ausbeute in den drei Gebirgen für den Bergmann, die prachtvollste Szenerie für den Naturforscher und Naturfreund, ein kolossaler Pflanzenwuchs, der die erstaunenswertheſten Prachtformen des Planeten zeigt; für den Industriefreund gastliche hafenreiche Küsten, eine durchgreifende Binnenschiffahrt für den Kaufmann und der reichste Wohnplatz des Menschen von der Vorsehung besonders begünstigt: dieses ist das Bild, welches uns der Kontinent darbietet; dieses das Gemälde, welches im Rahmen der dunkelblauen Flut dem schauenden Blicke vorliegt. Nur das animalische Leben steht auf einer niedern Stufe; es erwartet von der Intelligenz gebildeter Völker seine Vollendung. Seine westliche Bevölkerung hat seine Geschichte verloren, nur steinerne Denkmale eines isolirten Emporstrebens aus der Barbarei behalten. Die westliche, weiche und düstere Menschheit geht in Barbarei unter. Die übrigen Erdtheile sind daher berufen, ihre Kinder ernten zu lassen auf dem reichen Felde, welches die Natur selbst mit ihrem besten Segen geschmückt hat. Seit drei Jahrhunderten hat ein neues Leben hier begonnen, und erst seitdem gehört dieser Erdtheil der Kultur und Geschichte der Menschheit an.

Der Ursagen von Einwanderungen ist oben gedacht. Jedes Volk hat seine Stammväter, seine Gesetzgeber, die Monumente des Westen, der vorgefundene Kulturgrad, so wie die gesellschaftliche Ausbildung, welche Pizarro und Benalcazar zerstörten, stützen die Sagen der westlichen Ureinwohner. Der Sonnendienst Persiens wurde durch Kolonien oder zufälligen Schiffbruch hieher verpflanzt. Man hat mehre Beispiele von Asien aus in die Gegend der Sandwichinseln und gegen Amerika hin verschlagener Schiffe; warum sollte es früher anders gewesen sein? Auch deutet der Sonnendienst auf Persien hin, und die Geschichte der Inkas sieht der Geschichte babylonischer, assyrischer und persischer Dynastien eben so ähnlich, wie die Gebäude, Tempel, Kultus und Priesterschaft. Auf dem Hochplateau von Bogota war der König von seinem Magier getrennt, in Quito und Cuzco herrschten Priesterkönige. Beiden war der Sonnendienst eigen, beiden derselbe unblutige Kultus. Diese Kultur ist übrigens vorübergegangen; sie erreichte ihr Ende, als Columbus 1498 die Küsten von Cumana berührte. Vincent

James Pinzon nähert sich den Mündungen des Amazonenstromes, und zufällig landet im Jahre 1500 Cabral in Brasilien. Amerigo Vespucci enthüllt auf seinen zweifältigen Reisen bis 1503 Brasiliens Küsten bis zum la Platastrom, die Spanier verfolgen ihre Entdeckungen und Eroberungen im Mittelmeere der Antillen. Ojeda betritt 1510 die Landenge von Darien, und Vasco Nuñez de Balboa dringt mit kühnem Muthe durch die Urwälder vor, ersteigt zuerst die Andes, und erblickt den prächtigen Golf von Panama und den großen Ozean. Durchdrungen von dem Gefühl der Größe seiner Entdeckungen fällt der rauhfromme Halbbarbar, denn das waren die meisten Entdecker, auf seine Knie, dankt dem Himmel ohne zu wissen, wofür; ohne zu ahnen, daß in diesem verhängnißvollen Augenblicke wirklich die Schicksalsloose eines Welttheils und einer bisher unbekannten Menschenfamilie, von der Hand der Vorsehung unwiederruflich geworfen sind. Die Entdeckungen hören nun nicht auf. Pedraria Davilla besucht die Küsten des Golfes von Panama; die Schätze, welche er hier findet, entzünden die Phantasie der goldgierigen Spanier aufs Neue. Ihre Seelen von fanatischer Frömmigkeit, Golddurst, wilden Leidenschaften und Heldenmuth gleichmäßig entzündet, glühen vor Begierde nach dem gelobten Lande, wo Milch und Honig, wo Gold und Silber fleußt. Die Gemüthsstimmung der Spanier war ganz dieselbe, welche die Israeliten zur Eroberung Palästina's führte. Peru's Schätze kommen zur Kunde dieser glühenden Abenteurer. Während dem erobert Cortez Mexico und erwirbt die Schätze und das Land Montezuma's, im Jahr 1520. Um dieselbe Zeit durchsegelt Magellan kühn die nach ihm benannte südliche Straße und vollbringt die erste Reise um die Welt. Man fängt nach und nach die Größe der columbischen Entdeckung zu begreifen an. Rodrigo Bastidas entdeckt die Mündungen des Magdalenenflusses und das Hochland von Sta. Martha und 1525 tritt endlich der Eroberer Südamerika's auf den Schauplatz, eine jener gefährlichen Kraftseelen, welche zum Schrecken der Menschheit von Zeit zu Zeit auf Erden erscheinen. Ausgestattet mit allen Gaben der Natur, aber auch leidend unter den Folgen einer schlechten Erziehung und daher leeres Herz, eine wüste Phantasie, eine unbändige Seele; offen für alle Laster, aber selbst im Laster groß. So war Pizarro beschaffen, der 1528 in Begleitung des Diego Almagro die Küste von Peru entdeckte. Diese Epoche war eine Epoche des Glücks für alle kraftvollen Abenteurer, die zum Heile der Menschheit,

wol nicht leicht wieder erscheinen dürfte. Wer heute ein Bettler war, ja sogar dem Schwerte und Galgen nahe stand, war vielleicht morgen schon ein Gouverneur, Statthalter, Admiral oder gar ein Vizekönig, der über die schönsten Länder der Erde unumschränkt gebot, aber vielleicht nächstens sein Haupt auf dem Blocke verlor. Auch die Eroberer Peru's waren solche Abenteurer. Pizarro, Pedro de Alvarado, Hernando de Soto, Diego Almagro sind die Namen, welche in der Eroberung Peru's glänzen. Pizarro war unter ihnen unstreitig der talentvollste, muthigste und verschlagenste Kopf; er war in der Schule der Trübsal gehärtet, indem er als Ojeda's Begleiter auf den Küsten des Festlandes jenen unglückseligen Zug mitgemacht hatte, der zum ersten Mal die Spanier sich vor den Einwohnern der neuen Welt zu fürchten lehrte. Indessen ging die hier gesammelte Erfahrung nicht für ihn verloren. Er war der uneheliche Sohn eines vornehmen Edelmanns und einer gemeinen Weibsperson, hütete in seiner Jugend die Schweine, sein Geist trieb ihn aber von der Herde hinweg, und er diente als Soldat in Italien, schiffte sich aber später nach Amerika ein, wo er sich durch physische und moralische Stärke auszeichnete. Almagro war ein Findling, rauh aufgewachsen, eine kräftige Natur, weniger genial als Pizarro, aber großmüthiger und redlicher. Hernando de Luque gesellte sich zu diesen beiden. Er war Priester, hatte sich in Amerika Reichthümer erworben und machte mit den beiden Eroberern Peru's einen Bund. Pizarro sollte kommandiren, Almagro Lebensmittel und Verstärkungen zuführen, Luque die Vortheile bei den amerikanischen Statthaltern und zu Madrid wahrnehmen. Die Vortheile sollten gemeinschaftlich sein und eine geweihte Hostie besiegelte den Bund. Nach vielen Schwierigkeiten endigte das Unternehmen nicht sehr glücklich. Pizarro segelt an die Küsten von Quito, der eifersüchtige Statthalter von Panama beruft ihn zurück, er gehorcht nicht und wird von seinen Leuten bis auf 13 Mann verlassen. Den Bemühungen Almagro's und Luque's gelingt es, den Statthalter zu besänftigen, er sendet dem Pizarro Hülfe, wodurch dieser Peru entdeckt und die Reichthümer des Landes bewundert. Mit großen Entwürfen schwanger kehrt er nach Panama zurück, reist nach Madrid, wo er gute Aufnahme findet, schlaue Unterhandlungen pflegt, und zum Statthalter, Generalkapitän und Adelantado des zu erobernden Landes ernannt wird. Er begeht hier die erste Treulosigkeit gegen Almagro, für den

er nur die Kommandantenstelle einer Festung erwirbt. Mit einem kleinen Korps kehrt er nach Amerika zurück, besänftigt den gutmüthigen Almagro, geht mit einer kleinen Macht nach Peru, landet daselbst, plündert das Land ohne Widerstand, erhält nun Verstärkung und legt die erste Kolonie in Peru an. Schlau wußte er den Zwist, in welchen Atahualpa Inka von Peru mit seinem Bruder Inka Huascar verwickelt war, zu seinem Vortheile zu benutzen. Letzterer geht ihn nemlich um Beistand wider Atahualpa an, worauf Pizarro nach Caxamarca geht, Zeichen der Freundschaft äußert, aber treulos handelt; indem er den Inka, der ihn mit seinem ganzen Hofstaate besucht, gefangen nimmt und unter den unschuldigen Peruanern wüthet und mordet. Vergebens erfüllt der Inka seine abenteuerlichsten Forderungen nach Schätzen, vergebens wird er nebst seinen Waffengefährten mit Schätzen überhäuft. Nachdem er neue Verstärkungen von Almagro erhalten hatte, bemächtigte er sich der ganzen Regierung, und als der Inka mit angeborner Würde den Eroberer fühlen ließ, daß er seine rohe Gemeinheit durchschaue, läßt Pizarro Atahualpa förmlich den Prozeß machen und ihn hinrichten. Er nimmt nun Cuzco in Besitz, läßt sich in seiner Würde bestätigen, betriegt Almagro aufs Neue und versöhnt sich mit ihm. Nun steht er als Regent eines großen Reiches da, und war er auch kein Cortez, dessen Administratorgabe noch größer als sein Feldherrntalent war, so wußte er doch Ordnung in die Geschäfte zu bringen und durch seine natürlichen Gaben zu ersetzen, was ihm die Erziehung versagt hatte. Nachdem er treulos gegen seine besten Freunde war, Almagro enthaupten ließ, und Blut in Strömen vergossen hatte, wird er endlich von Herada umgebracht, sein Bruder Gonzalo später enthauptet, aber demungeachtet bleibt er einer der gewaltigsten Geister, welche je die Menschheit gegeißelt haben. 1533 wurde die Eroberung Peru's vollendet; 1534 entdeckt Benalcazar Quito und erobert es, tritt auf das Plateau von Bogota und erobert Neu-Grenada. Diego Almagro gebührt die Entdeckung Chili's, Gonzalo Pizarro dringt 1540 ins Innere des Kontinents bis zum Flusse Napo und Choco, und 1541 beschifft Francesco de Orolana den Marañon. Deutsche müssen überall auch dabei sein und Philipp von Hutten übernimmt von Venezuela aus eine Wanderung, um Eldorado aufzusuchen. 1543 forscht Domingo de Iguala an den Ufern des Paraguay nach Schätzen und

1549 nehmen die Portugiesen förmlichen Besitz von Brasilien, aber erst 1576 unternimmt Franz Drake, der Kartoffelbringer, seine große Reise und umsegelt ganz Südamerika, entdeckt Cayenne, umschifft das Cap Horn, besucht die Küsten von Chili und Peru und erwirbt sich den Ruhm Europa den größten Schatz der neuen Welt zugeführt zu haben.

Nachdem ganz Südamerika entdeckt war, sah man erst die Größe und den Umfang dieser Entdeckung. Der Westen des Kontinents lieferte ungeheure Schätze in die Schatzkammer von Madrid, die reichen Minen Cundinamarca's, Choco's, Peru's und Chili's waren es, welche starke Auswanderungen veranlaßten und jene Gegenden mit Europäern bevölkerten. Auf den Trümmern des Inkareiches erhoben sich Städte, und die hohe Cordillere wurde mit Ansiedlungen bedeckt, der Handel wurde lebhaft, die Schiffahrt bildete sich aus, und die Kulturrichtung des ganzen Menschengeschlechts erlitt einen Umschwung. Die spanischen Besitzungen dehnten sich von den Mündungen des Orenoco nach Westen hinüber aus, gegen Süden hinab bis Buenos-Ayres, obwol von den Spaniern auch Patagonien, das Feuerland, die Falklandsinseln, die Banda oriental, und alles Land zwischen dem Paraguay und Uruguay in Anspruch genommen wurden. Die päpstliche Demarkationslinie wurde indessen später durch Verträge wieder nach Westen gerückt. Portugal nahm alles Land zwischen dem Ucayale und der Mündung des Amazonenstromes in Anspruch, gegen Norden sind die Grenzen noch nicht genau ausgemittelt, im Süden hat sie der Eisenwille Dr. Francia's und der kraftvolle Widerstand der cisplatinischen Republik bestimmt. So theilten sich durch einen seltsamen Zufall, wenn man es so nennen darf, gerade die zwei Mächte, welche die pyrenäische Halbinsel in Europa unter sich getheilt haben, auch wieder in die Andeshalbinsel des Südmeeres. Spanien theilte seinen Antheil in Vizekönigreiche und Generalcapitanate, und war mit ihrer Administration und Kolonisirung sehr eifrig beschäftigt. Portugal vernachläßigte Brasilien so lange, bis daselbst Gold entdeckt und Indien verloren war. Indessen regte sich in Peru mehr als einmal der Geist der Unabhängigkeit. Die Mängel der spanischen Kolonialregierung, auf welche wir schon im vorigen Bande aufmerksam gemacht haben, traten hier noch greller hervor. Die Kolonien Spaniens wurden nicht als Kinder sondern als Güter betrachtet, deren Ertrag allein zu berücksichtigen sei. Aus großer Entfernung beherrscht, mußten die schreiendsten In-

konvenienzen um so sicherer begangen werden, als im Rathe von Indien zu Madrid nicht allezeit Weisheit den Vorsitz und meistens Unerfahrenheit die Zügel führte. Jeder ruinirte Spanier, jeder Abenteurer, jeder Faulenzer, der in seiner Heimat verzweifelte, sich ein Wohlleben auf fremde Unkosten bereiten zu können, sollicitirte um eine Stelle in Amerika. Die wichtigsten Stellen wurden daher oft den unwissendsten Menschen zu Theil, und was das größte Unglück eines Landes ist, alle Ämter waren als Gnadenbezeigungen verliehen. Man suchte keine Männer für die Ämter, sondern vertheilte die Ämter als Gunstbezeigungen an die Suchenden. Verirrte sich dann und wann auch ein tüchtiger Mann auf einen Posten, so war es nur desto schlimmer. Er stach in ein Wespennest, wurde verleumdet, und erlag den Intriguen. Kaum hatte ein Statthalter die Zügel ergriffen und sich festgesetzt, so wurde er durch die mißtrauische Regierung versetzt oder abgerufen; und sein Nachfolger zerstörte, was er vielleicht Gutes gethan hatte. Ist es allezeit gefährlich, wenn eine Regierung Mißtrauen zeigt, weil man davon mit Recht auf ihre Schwäche schließt, so war diese Administration und die mißtrauische Haltung der spanischen Regierung für diese doppelt gefährlich. Das Mutterland gewöhnte sich daran, in Amerika seine Hülfsquelle zu finden; seine Bewohner, sich dort schnell und ohne Mühe zu bereichern und verlor seine Industrie. Die Kolonien wurden unter dem schwersten Drucke gehalten, jeder Aufschwung erschwert, jeder Verkehr mit den Nationen der Erde abgeschnitten. Wenn Mexico doch einige Anstalten für geistige Bildung erhielt, so blieb Südamerika dagegen sogar dieser spärliche Brosame versagt. Jener böse Grundsatz, den sich ein brittischer Minister entwischen ließ, und der den Verlust Amerika's zur Folge hatte: „Ihr sollt nichts lernen, ihr sollt Tabak bauen," wurde von Spanien mit eisernem Willen gehandhabt. Jemehr Amerika an Schätzen nach Europa lieferte, desto begieriger wurde man darnach.

Während dieser heillosen Administration, hatten sich in den neuen Staaten Dinge zugetragen, die am allerwenigsten beachtet wurden, obwol sie der Beachtung so sehr werth waren. Die Natur arbeitet ungehindert vorwärts, je unbeachteter, desto sicherer. Es ist zwar unbegreiflich, wie man eine Kolonie anlegen kann in einem entfernten Lande, ohne beim ersten Grundsteine vorauszusehen, daß eine einstige Trennung vom Mutterlande unvermeidlich sei. England sucht der Trennung Ostindiens dadurch vorzubeugen, daß es den Britten jede Ansiedlung versagt und

wird doch seinen Zweck verfehlen. Spanien verpflanzte ohne Voraussicht seine Kinder nach Amerika. Es entstand daselbst ein neues Geschlecht; die Creolen, aufgewachsen unter der Zuchtruthe des stiefmütterlichen Mutterlandes, lernten dieses bald verabscheuen. Besonders war es Peru, wo man nicht vergessen konnte, daß das milde Szepter der Inkas einst dieses Prachtland beglückt hatte. Nur mit Mühe konnten mehremale die gefährlichsten Aufstände unterdrückt werden. Die Schätze Amerika's fließen wie seine Gewässer in den Schooß seiner Kinder mit starken Strömen. Trotz des Aussaugesystems des Mutterlandes, wurden die Völker reich und mächtig. Es entstanden Familien von ungeheuerm Reichthume, und ihre Söhne holten sich auf den Schulen zu Madrid und Paris diejenigen Kenntnisse, welche ihnen Noth thaten, mit desto größerem Eifer, je schwerer sie zu erlangen waren. Der Geist der Unabhängigkeit erwachte immer lebendiger. Der weise Aranda machte den Hof zu Madrid prophetisch aufmerksam; aber leider erstickt die Stimme der Schmeichler und Kriecher im Staube des Thrones, nur zu oft die Stimme seines wahren Freundes. Der Geist der Unabhängigkeit ward um so lebendiger und gefährlicher, als die Ereignisse in Europa ihn begünstigten, und das unglückliche Spanien in einen Zustand versetzten, der es so sehr lähmte, daß die Zügel der Kolonien seiner Hand beinahe von selbst entfielen. Schon zu Anfang des Jahrhunderts bemerkte Humboldt das Aufflammen des amerikanischen Nationalgefühls. In Caracas, Quito, Bogota, Lima u. s. w. wollte man nicht Spanier, sondern Amerikaner heißen. Spanien glaubte diesen Vorwitz im Blute ersäufen zu können, und hat sich geirrt; denn das Blut der Märtyrer ist der Same der Jünger.

Was seitdem sich zugetragen hat, ist bekannt. Die Zügel der Regierung entfielen den Herrschern zu Aranjuez, die Kolonien wurden gleichsam ohne ihr Zuthun frei. Sie halfen sich selbst, so gut sie konnten. Man kann nicht einmal sagen, sie hätten sich unabhängig gemacht, die Geschichte Europa's hat ihnen vielmehr zugeworfen die Freiheit, welche sie später so heldenmüthig vertheidigt haben. Es ist kein Zweifel, daß, wären versöhnende Maßregeln ergriffen worden, hätte eine feste Hand das Szepter von Madrid ergriffen, die der Freiheit noch unreifen Kolonien nach der Restauration wieder zu besänftigen gewesen sein würden. Allein Schreckensmänner wurden hingesandt und entsetzliche Gräuel verübt. Da trat der Washington Südamerika's, Bolivar auf, welcher gegenüber einem Moril-

lo schon durch moralische Kraft den Sieg an sich fesselte.. Alle amerikanischen Kolonien wurden frei.

Brasilien von Portugal lange verwahrlost, später in seinem Werthe erkannt, wurde wo möglich noch fehlerhafter als der spanische Antheil administrirt. Ungeheure Summen an Gold und Edelsteinen wurden daraus gezogen, Negersklaven in furchtbaren Massen eingeführt, und erst dann innegehalten, als die schwarze Menschenklasse der Weißen gefährlich wurde. Auch Brasilien wurde nicht als Kolonialland zum Anbau der köstlichen Handelserzeugnisse benutzt, sondern als Goldland betrachtet, ein wichtiger verderblicher Fehlgriff! Es kam 1550 unter spanische Herrschaft, 1637 unter holländische, später 1655 wurde es von fremder Herrschaft befreit und an Portugal zurückgebracht. Afrikanische Negersklaven gründeten nun die Kolonie Palmares, welche blühend und mächtig wurde, später wurde sie von den Portugiesen zerstört und 40000 fleißige Menschen aufs Neue in Sklaverei gebracht. 1552 wurde Rio Janeiro die Hauptstadt. Die politischen Ereignisse des Jahres 1807 führten den Hof von Lissabon nach Rio Janeiro. Man hätte glauben sollen, die Anwesenheit der Regierung würde Brasilien selbst schnell zur Blüte erheben; allein mit dem Hofe kam ein Heer portugiesischer Beamter, fiel Harppen ähnlich über das Land her, saugte das Mark aus, verbreitete Laster, und obwol der Hof mit großer Pracht sich umgab, Rio Janeiro gebaut wurde, und Johann VI. unermeßliche Schätze anhäufte, so geschah doch nichts, um dem Lande aufzuhelfen. Alle Rathschläge frommer Patrioten waren vergebens, bis das Volk aufstand und dem Könige die Konstitution abzwang. Am 26. April 1821 kehrte der Monarch nach Lissabon, und sein muthiger Sohn Don Pedro blieb als Regent zurück. Mit den Portugiesen floß auch eine ungeheure Summe von Millionen — man sagt, daß der König allein 60,000000 Cruſaden ohne die Diamanten mitnahm — nach Europa über und war für Brasilien auf immer verloren. Die portugiesischen Cortes begingen denselben Fehler, welchen die spanischen begangen hatten; sie wollten die Brasilianer nicht als Brüder, sondern als Unterthanen behandeln. Dieses steigerte den Haß der Brasilianer gegen die Portugiesen; sie erklärten sich nun für unabhängig, und riefen Don Pedro als Kaiser von Brasilien aus. Später wurde die Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal und Europa anerkannt. Der junge Monarch regierte mit Feuer und Geist, nur beschuldigt man ihn für Schmeichler ein zu offenes Ohr gehabt zu haben. Indessen muß man geste-

hen, daß es eigentlich der Portugiese war, den man haßte, und dieser Portugiesenhaß ließ Brasilien nicht zur Ruhe kommen. Die Ereignisse sind zu neu, die Verkettung der Umstände zu verwickelt und zu wenig offenbar, als daß man die Schuld des Kaisers oder der Nation an den vorgefallenen Ereignissen gerecht beurtheilen könnte; genug im Juli 1831 landete Kaiser Don Pedro plötzlich in Cherbourg in Frankreich, nachdem er zu Gunsten seines Sohnes abgedankt hatte. Was die Folge davon sein wird, läßt sich schwer voraussehen.

So sehen wir den Kontinent von Südamerika mit einem Gürtel neuer Völker umgeben, zusammengesetzt aus Kindern aller Theile der Erde und der meisten civilisirten Völker Europa's. England übt Einfluß auf alle; Spanier und Portugallen bilden aber die Hauptmasse. Außer den kleinen Kolonien der Engländer, Holländer und Franzosen in Guyana sind es 7 Republiken, ein Diktatorat und ein Kaiserthum, freilich nur dem Namen nach, in welche das große Festland von Südamerika getheilt ist. Leider ist das Bild, welches diese unglücklichen Staaten darbieten, nichts weniger als erfreulich, nur wo Dr. Francia's gewaltiger Szepter waltet, und die wackern Araucanier sich behaupten, verweilt der Blick mit Wohlgefallen, das Übrige ist ein Gewebe der schrecklichsten Anarchie. Diese unreifen Staaten gleichen Kindern, die ein stiefmütterliches Joch getragen, der Ruthe entronnen sind, und nun mit ihrer Freiheit nicht wissen, was sie machen sollen. Es sind Republiken, welche der erste beste Abenteurer, der sich eine Partei zu machen versteht, despotisirt; wo Habsucht, blinde Ehrsucht und Parteiwuth das Vaterland zerfleischen, wo das Gesetz ein leerer Schall ist. Bolivar's edler Geist hätte Columbien groß gemacht, wäre es der Freiheit würdig gewesen. Bolivar's Augen schlossen sich, er starb an gebrochenem Herzen. Der Libertador konnte zwar sein Vaterland auswärtigen Feinden entreißen; seine Tugend, ohne welche keine Republik möglich ist, konnte er ihm nicht geben. Wahre Freiheit ist Gehorsam und zwar blinder, unbedingter Gehorsam gegen das Gesetz. So lange ein Volk an diesen nicht gewöhnt ist, wird ihm die Freiheit zum Verderben. In Südamerika ist man aber seit 300 Jahren gewohnt, nicht dem Gesetze, sondern der Nothwendigkeit zu gehorchen. Man gibt unmündigen Kindern ihr Vermögen nicht in die Hand, weil es ihnen verderblich würde; unmündigen Völkern, die den Gehorsam gegen das Gesetz nicht gelernt haben, wird auch die Freiheit verderblich. Ein Republikaner, wie Franklin, Washington, Scipio,

Camillus, Fabricius, Epaminondas u. a. waren, ist die höchste Idee des vollendeten Menschen; allein man vergesse nicht: daß nur derjenige den Geist eines Republikaners kennt, nur derjenige weiß, was Freiheit ist, der das Gesetz unbedingt achten gelernt hat. Wenn Brutus dem Gesetze seinen Sohn enthaupten läßt, wenn Cleon, aufmerksam gemacht, daß er einen Dolch in der Volksversammlung bei sich habe, welchen das Gesetz bei Todesstrafe verbiete, sich denselben zur Erfüllung des Gesetzes in die Brust stößt; wenn man endlich bereit ist, selbst einem ungerechten Gesetze gemäß lieber sein Leben zu verlieren, als es gegen das Gesetz zu behalten, nur dann ist man zur Freiheit reif. Und wir möchten fragen: wie viele solche Republikaner gibt es denn in dieser unruhigen Zeit des Egoismus und der Ehrsucht? Südamerika's Staaten werden, wir vertrauen der Vorsehung, glücklich und schön emporblühen, aber dies Geschlecht wird die Blüte nicht mehr sehen; es wird untergehen im schrecklichsten Sturme, der die Menschheit verwüsten kann, nemlich in der Anarchie. Nur wenn ein künftiges Geschlecht in der Schule des Unglücks gereift, durch Intelligenz und wahre Bildung sich auf den Trümmern jener jungen Staaten erheben wird, nur dann wird die Sonne eines bessern Tages anbrechen. Gewaltsame Revolutionen beglücken selten oder nie diejenigen, die sie gemacht haben. Ruhiges, geräuschloses Vorwärtsschreiten führt die Völker zum Glück und Wohlstand, langsam, aber sicher geht die Sonne des Tages auf. Aber wenn nicht zerschmetternd, doch erschreckend zuckt der Blitz in den zerrissenen Wolken der Nacht!

Eintheilung Südamerika's.

Der ganze Kontinent wird für den Augenblick — denn selbst von der nächsten Zukunft dieser Länder kann ein ehrlicher Mann, der nicht gerne lügen möchte, nichts behaupten — in folgende Staaten, oder wie man es nennen will, eingetheilt: I. Venezuela. II. Neu-Grenada. III. Ecuador. IV. Peru. V. Bolivia. VI. Chile. VII. Araucanien. VIII. Patagonien. IX. Das Feuerland. X. Die südlichen Inseln. XI. Argentina. XII. Die Banda Oriental oder Cisplatina. XIII. Paraguay. XIV. Brasilien. XV. Guyana.

I. Die Republik Venezuela.

Was jeder Denkende vorausgesehen hat, hat sich in den letzten Zeiten ereignet. Die Republik Columbia, welche den großen Fehler der Centralisation mit auf die Welt brachte, hat sich aufgelöst, aus der einfachen Ursache: weil es zu den Unmöglichkeiten gehört von einem Regierungssitze aus, ein so großes Reich ungetheilt zu übersehen. An demselben Fehler also, woran die Republik Rom unterging, zerfiel auch Columbien; und der Name des großen Mannes, dem zu Ehren die Riesenrepublik ihren Namen annahm, bleibt auf sein kleines Grab in Cuba beschränkt. Drei Republiken haben sich aus Columbien gebildet, wovon die erste hier beschrieben werden soll.

Unter der spanischen Regierung wurde diese Republik unter dem Namen Capitania General de Caracas oder die vereinigten Provinzen von Venezuela begriffen. Sie dehnt sich zwischen dem 13 und 0° nördl. Br. aus und erstreckt sich von 305 bis 319° östl. Länge von Ferro; Neu-Grenada in Westen (nemlich die Provinz Magdalena) und Boyaca; Brasilien im Süden, englisch Guyana und das atlantische Meer im Osten und das caraibische Meer im Norden, bilden die Grenzen dieser Republik, welche ein Areal von 30000 geogr. Quadratm. begreift: immer noch ein unermeßliches Gebiet, das jedoch nicht mehr als höchstens eine Million Einwohner zählt.

Längs den Küsten zieht sich von Westen nach Osten die Cordillere der Küstenkette von Venezuela hin, von welcher südlich die Savanen oder Viehtriften liegen, auf welche die Waldungen folgen, die nur auf den Flüssen und Strömen zugänglich sind. Der Charakter des Landes im Allgemeinen ist nach diesen drei Abtheilungen sehr abwechselnd. Längs der bergigen Küste zeigt sich die Landschaft, lieblich und voll pittoresker Schönheit; wo sich die Berge zu bedeutender Höhe erheben, wird auch die Landschaft erhaben und großartig. Dagegen frappirt beim Übergang über das Gebirge, die Unermeßlichkeit der wagrechten Ebenen und Viehtriften. Die Waldungen

des Orenoco hingegen bringen eine Art düsteren Gefühls und Beklemmung hervor. Eben so verschieden ist auch der Kulturgrad und es ist ein auszeichnender Charakter der Republik Venezuela, daß die Stufenfolge menschlicher Kultur sich hier in scharf getrennten auf einander folgenden Gebieten darstellt. Das Bergland der Küste mit seinen verschiedenen Klimaten und abwechselnden Landschaften, bewohnt der Landmann und der Kaufherr; Landbau, Civilisation, Industrie und selbst wissenschaftliche Bildung haben hier ihre Reize über das schöne Land verbreitet, volkreiche Städte sind entstanden und in den zahlreichen guten Hafen sind Niederlagen für die Produkte dreier Welttheile. Man erkennt, daß hier der Hauch der Civilisation und der geselligen Verhältnisse aus Europa herübergeweht hat. Anders ist es in den Ebenen und Viehtriften. Die Fortschritte in der Civilisation sind hier bei weitem geringer; es haben sich zwar auch hier einzelne zerstreute Städte erhoben, doch sind sie fern von einander; und betrachtet man die einzelnen mit Leder und Thierhäuten bedeckten Wohnungen der Llanneros, so glaubt man sich in die Mitte asiatischer Hirtenvölker und Nomaden versetzt. Die Menschen sind hier bieder und gastfrei, aber roh und derb. Ihr Reichthum, ihre Nahrung ist zwar reich genug, aber nicht mannigfaltig. Sie leben im Überflusse des Nothwendigen, aber im Mangel des Bequemen. Es ist die Mittelstufe zwischen Civilisation und Barbarei, die letztere zeigt ihre rohe Übermacht in den Wäldern, die sich gegen Brasilien hin ausdehnen. Die Eingebornen bekriegen einander grausam und fressen einander auf. Die Missionsdörfer sind arm und elend und der in unsern Idyllen so schön besungene Naturstand, zeigt hier eine grell abstechende Schattenseite.

Die Produkte der Republik sind ebenfalls nach diesen drei Landesabtheilungen verschieden. Metallischer Reichthum ist bis jetzt, wenn man Gold und Silber darunter versteht, noch nirgend bauwürdig entdeckt worden; dagegen fehlt es nicht an guten Bausteinen, da die Kalkformation durchaus vorherrscht und das Urgebirge nur hie und da zu Tage ausbricht. Salze verschiedener Art bieten sich an mehren Punkten dar; und was dem Lande an edlen Metallen entgehen mag, wird reichlich durch die köstlichen Produkte des Pflanzenreiches ersetzt. Treffliches Bauholz, das köstlichste Edelholz für Tischler und Ebenisten, vortreffliche Pflanzen zu Strick- und Tauwerk, Palmen zum Bedecken der Dächer u. s. w. liefert die Natur in großem Überflusse. Die Abhänge der Berge sind mit köstlichen Arzneipflanzen,

die Ebenen und Bergflächen mit fetten Futterkräutern bedeckt. Die wohlthätige Chinarinde wächst nicht nur sehr häufig, sondern auch in großer Mannigfaltigkeit; besonders zeichnen sich drei Arten aus; nemlich die eigentliche Cinchona, die Cascarille und die Cuspare oder Angosturarinde. Mit einem Worte, die Natur hat hier Alles angehäuft, was wir in der allgemeinen Einleitung als Pflanzenreichthum aufgeführt haben und zwar von der trefflichsten Beschaffenheit. Die Produkte des Ackerbaues in den nördlichen Provinzen gehören zu den besten und geschätztesten der Erde. Der Cacao von Caracas ist der beste, welcher in den Handel kommt; der Indigo, Kaffee, Zucker, Tabak u. s. w. sind gesucht und geschätzt. Der Baumwollenbau ist im Zunehmen, die innern Provinzen und Ebenen liefern Überfluß an trefflichem Hornvieh, an Pferden und Maulthieren; während die Schafzucht auf den Höhen, die eines ewigen Frühlings genießen, mit Erfolg betrieben wird. Eben diese Höhen sind es auch, auf welchen wir unsere europäischen Gärten, Produkte, Thierarten und Lebensweise, wiederfinden; und die Überzeugung erlangen, daß diese Republik zu einer wichtigen Stelle in dem Völkerleben der neuen Welt berufen ist. Ackerbau und Viehzucht sind die Grundlage ihres Wohlstandes und die beiden sichersten Quellen des Nationalglücks werden sowol durch Boden als Klima begünstigt. Aus ihnen entspringt Verkehr und Handel, begünstigt durch die Lage zwischen vier Welttheilen, durch eine eingeschnittene, hafenreiche, aber nur bei starker Bevölkerung zu vertheidigende Küste. Die Binnenschiffahrt und der innere Verkehr ist durch den Reichthum an fließenden Gewässern ermuntert, die Natur hat Alles gethan, womit sie das Land begünstigen konnte; aber es ist noch menschenleer und Bürgerzwist als traurige Folge eines mörderischen Befreiungskampfes, beunruhigt die dünne Bevölkerung.

Venezuela spielt in der Geschichte Amerika's eine wichtige Rolle. Seine Küsten wurden von den Spaniern bald entdeckt, allein nur mit Blut konnte man sich behaupten. Blut floß auch oft während der dreihundertjährigen Herrschaft der Spanier, und äußerst blutig, mit furchtbaren Grausamkeiten befleckt, war auch der Befreiungskrieg in der neuesten Zeit. Hier war es, wo der wüthende Morillo zwischen 1811 und 1822 den schrecklichen Vertilgungskrieg gegen die Republikaner auf eine Art führte, welche die Geschichte der Spanier in Amerika auf eine brandmarkende Weise schließt. Durch die Befreiung Venezuela's wurden auch die westlichen Staaten, Grenada, Ecuador, Peru und

Bolivia von der spanischen Herrschaft emancipirt. In den Ebenen von Venezuela war der Kampf entschieden, und mit Simon Bolivar dem Tugendhaften, entschlossenen Helden Südamerika's ging über dem Staat eine neue Sonne auf. Seit seinem Tode ist wieder alles schwankend geworden, und die Gegenwart bietet ein unsicheres Bild der Ungewißheit dar. Venezuela hat sich als Staat und Republik für unabhängig von Neu-Grenada erklärt: welche Verfassungsform es angenommen, ob es sich zu einer Föderativrepublik erklärte, oder dem unseligen Centralisationssysteme treu blieb, ist uns derzeit nicht bekannt. General Paez, ein Mann von großem militärischen, aber schlechtem moralischen und administrativen Rufe, steht an der Spitze des Staats, die Finanzen sind im elendesten Zustande, und das Bild des Ganzen keineswegs erfreulich. Die Republik ist ein Fieberkranker in der Krise, wir hoffen — zu seiner Genesung.

Wir geben hier die Beschreibung des Landes nach seiner vormaligen Eintheilung in Departemente, indem wir von jedem derselben ein kleines Bild zu entwerfen suchen, es der Zukunft überlassend, wie sie das Ganze zu einem großen Gemälde gestalten werde. Das vormalige Generalcapitanat von Venezuela zerfällt in 4 Departemente, von denen jedes wiederum in Provinzen getheilt ist. Diese Departemente sind 1. Orenoco, 2. Venezuela, 3. Maturin, 4. Zulia.

1. Das Departement Orenoco

ungefähr 16000 geogr. Quadratm. groß, umfaßt die größere Hälfte des ganzen Gebiets der Republik. Nach der Trennung der kultivirten Distrikte der Provinzen Barcellona, Cumana und Margarita, laut dem Dek. vom 18. Ap. 1826, bildet diese Provinz eine Art von Binnenprovinz, deren westlicher Punkt der Abhang der Berge von Merida 53° 10′ westlich von Ferro, der östlichste aber am Essequibo 40° 55′ westlich von Ferro liegt. Im Norden liegen daher die Departements Venezuela und Maturin, im Osten der atlantische Ozean und Guyana, im Süden Brasilien, im Westen die Departements Ecuador, Cundinamarca, Boyaca und Zulia. Wir haben hier eine beinahe gänzlich wilde Welt vor uns. Die Fortsetzung der Küstenkette von Venezuela gegen Norden hin, und die Parimeberge vom Orenoco eingeschlossen, fassen zwischen sich jene 50 Meilen weiten Ebenen ein, welche wir bereits aus der Einleitung kennen. Hauptflüsse sind der Apure, wichtig als Verbindungsstraße zwischen den westlichen Provinzen zum Orenoco und

dem atlantischen Meere. Von seiner Mündung bei Caicara in den Orenoco ist er 45 geogr. Meilen hinauf schiffbar. Er entspringt in dem Schneegebirge von Merida, zwischen den Provinzen Maracaybo und Varinas, und heißt an seiner Quelle Oribantes, tiefer herab Uru und endlich Apure. Er zieht durch die unermeßlichen Ebenen gegen Osten, nimmt eine große Menge von Norden her ziehende Flüsse auf, und fällt in mehren Armen in den Orenoco. Sein nördlicher Arm nimmt die Portuguesa auf, welche wiederum mit den Thälern von Aragua in Verbindung steht, die mittelst des Rio Tuy auch sehr leicht eine Verbindung mit dem caraibischen Meere eröffnen können. Der Apure wurde von Humboldt 206 Toisen breit befunden bei San Fernando; zur Zeit der hohen Gewässer verbreitet er sich aber über die ganzen Ebenen und verwandelt sich in einen See. Trotz seines schwachen Gefälles, welches auf 1000 Toisen nur 14 Zoll beträgt, stürzt er doch mit solcher Gewalt in den Orenoco, daß er die Gewässer desselben zurückdrängt. Die Flußverzweigung in dem oberen Theile des Orenocodepartements ist übrigens in der That unentwirrbar, mithin der Wasserreichthum außerordentlich groß. Der Hauptstrom des Departements ist aber der Orenoco selbst; er umschlingt so zu sagen sein Gebiet, und nur ein kleiner Theil wird auf dem westlichen und nördlichen Ufer dieses Flusses zu diesem Departement gerechnet. Diesem Umstande muß man es zuschreiben, daß der größte Theil dieses Departements noch gänzlich unbekannt ist, da die Parimeberge noch von keinem europäischen Fuße betreten wurden. Der Kern der Bevölkerung und des Anbaues ist daher an die Ufer dieses Riesenstromes gekettet. Das östliche Orenocogebiet wird nur von wilden Völkern durchschwärmt, welche außer einigen sparsamen Missionen ganz unabhängig in ihren Wäldern leben und sich mit Jagd, Fischerei und sehr sparsamen Gartenbaue abgeben. Alles ist hier noch so ziemlich im Naturzustande, und mancherlei Hindernisse stellen sich der Civilisation entgegen. Nur eine zunehmende Bevölkerung wird im Stande sein, die ungeheuren Urwälder zu lichten, die Massen wilder Thiere zu bändigen, die gräulichen Amphibien zu vermindern, und die Schwärme giftiger Insekten, welche im eigentlichen Sinne die Luft erfüllen, zu vertilgen.

Der Mensch erscheint hier noch keineswegs als Herr der Natur, sondern wirklich mehr als geduldeter Nußnießer. Dieses ganze ungeheure Departement enthält außer den wilden Schwärmen der Parimewälder, deren kleine oder große Anzahl nicht einmal vermuthet werden kann, kaum 52000 Einw. Es

sind Weiße, Farbige und Indianer, von denen die ersten bei weitem die Minderzahl bilden. Dagegen sind die Stämme der Ureinwohner sehr zahlreich, unter denen sich die Caraiben mit ihren verwandten Stämmen besonders auszeichnen. Bis jetzt ist das ganze Gebiet des Departements in 3 Provinzen getheilt: die Provinz Varinas, Apure und Guyana.

Die Provinz Varinas nimmt den Westen des Departements Orenoco ein, und ist daher in ihrem westlichen Theile bergig, in ihrem östlichen eben. Der Westen wird von der Sierra Nevada de Merida, den Schneegipfeln von Muchuchins und der Parama von Niquitao eingenommen. Die Ausläufer dieser Bergstöcke erstrecken sich tief in das Land hinein und greifen weit nach Osten hinüber. Herrliche Waldungen bedecken diese Berge, anmuthige und fruchtbare Thäler durchschneiden das Land. Es wird offen in der Nähe der Hauptstadt und zieht sich alsdann als herrliches Weideland von unzähligen Flüssen durchfurcht, gegen den Apure hinab. Das Klima ist im Westen mild und gesund und wird durch die Übereinanderlagerung der Luftschichten bestimmt. Kühl auf der Höhe, wird es in den Thälern drückend heiß und in der Ebene brennend. Schon zu Varinas zeigt der Thermometer nie unter 27 Centigrade, aber der glühende Sand in den Ebenen des Apure nimmt wol eine Hitze von 40° und mehr Centigraden an. Das Land ist übrigens reich, die Verschiedenheit des Klima gestattet den Anbau des Indigo und des Weizen mit allem, was zwischen beiden liegt. Besonders preist ein barbarischer Geschmack den Tabak von Varinas, und er hat diese Landschaft weltberühmt gemacht. Lange Zeit sah man in den Pflanzungen von Varinas diese Giftpflanze ganz allein gepflegt. Erst die neuere Zeit sah auch Pflanzungen anderer Art entstehen. Da jedoch die ganze Bevölkerung kaum auf 90000 Seelen ansteigt, so ist es natürlich, daß nur ein sehr kleiner Theil des Landes der Kultur unterworfen ist. Dieser bietet aber auch den schönsten Anblick dar, und nicht ohne Vergnügen kann der Naturfreund diese tropischen Gärten betrachten, wo die Ananas mit der Anone und den Goldfrüchten Italiens, nebst unsern Gartenfrüchten gesellig gedeiht. Weit bedeutender als der Feldbau ist jedoch die Viehzucht. Da zwei Drittel der Provinz aus Llanos bestehen, so hat sich natürlich der Viehstand sehr vermehrt. Daher sitzen die Viehzüchter auf ihren zerstreuten Hatos oder Meierhöfen; reich durch zahlreiche Herden, leben sie mit ihren Sklaven nach Art der Patriarchen auf gleichem Fuße, indem sie die Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens nicht einmal zu vermissen

scheinen. Vom Kunstfleiße kann natürlicherweise unter solchen Umständen nicht die Rede sein; der Handel ist erst im Aufkeimen, Häute, Cacao, Baumwolle, Indigo, Tabak u. s. w. werden nach Torunas gebracht und nach Angostura eingeschifft. Zur Zeit der hohen Gewässer kommen alsdann andere Schiffe von Angostura herauf, welche die Bewohner von Varinas mit den wenigen Industrieartikeln deren sie bedürfen, versehen. Es wird auch sehr viel Vieh und dürres Fleisch nach den Antillen ausgeführt. Die Bewohner dieser Provinz bestehen theils aus Freien theils aus Sklaven; diese sind afrikanischer Abkunft, und ihre Zahl übersteigt 5000 nicht. Ihre Freilassung ist bis jetzt noch nicht ausgesprochen, sie werden aber im Ganzen milde behandelt und häufig freigelassen. Die freien Bewohner sind theils Weiße, theils Eingeborne, unter den letztern finden wir die Guamos, einen Stamm, welcher für Jagd und Fischfang eine unwiderstehliche Neigung hat. Bis jetzt wurde die Provinz von einem Gobernador beaufsichtigt; wie die neuere Verfassung verfügt, wissen wir nicht. In Hinsicht der geistlichen Pflege stand sie unter dem Bischofe von Merida. Hauptstadt ist Varinas, auch Barinas, unter 7° 30′ nördl. Br. und 308° 36′ 36″ östl. L. v. F. Sie wurde von Juan Varela 1576 an den Quellen des San Domingo unter dem Namen Altamira de Cárceres erbaut. Einige Jahre später zog der größere Theil der Einwohner etwas südlicher, und erbaute auf der Ebene von Varinas eine neue Stadt, indem sie Alt-Varinas größtentheils verließ. Allein auch auf der neuen Stelle behagte es ihnen nicht, da Insekten und Schlangen große Unheil anrichteten. Man erbaute daher die Stadt aufs Neue auf dem jetzigen Platze in einer schönen gesunden Ebene; eine Viertelmeile vom Flusse San Domingo. Diese oftmalige Versetzung eines Ortes darf uns in Amerika gar nicht befremden, denn einmal ist der Raum groß genug, um eine solche Veränderung zu gestatten; anderseits sind die Gebäude der Indianer so leicht zu erbauen, daß oftmals nur die Laune eines Missionärs dazu gehört, um einen volkreichen Ort nach einer andern Stelle zu versetzen. Mit einer einmal volkreich gewordenen Stadt geht es natürlich schon etwas schwerer. Jetzt mag Varinas etwa 10000 Einw. besitzen. Sie hat eine Pfarrkirche und ein Barnabitenkloster. Zwischen mehren schiffbaren Strömen gelegen, ist sie geeignet, bei zunehmender Bevölkerung von großer Bedeutung zu werden, wozu nebst der oben angedeuteten Wasserverbindung auch die Lage unmittelbar zwischen den westlichen Gebirgen und

den östlichen Ebenen viel beiträgt. Die Lage der Stadt ist überhaupt angenehm, die Umgegend reich und fruchtbar, daher auch der Plantagenbau und der Handel die vorzüglichste Beschäftigung der Bewohner ausmacht. Varinas bildet mit den Umgebungen von Tigre, Caroni, S. Vincente, St. Joseph und Palenar, lauter mit reichen Pflanzungen umgebenen Dörfern, einen sehr angenehmen Distrikt. Die Stadt Pedraza liegt am Gebirge, nordwestlich von Varinas, umgeben von sehr steilen Felszügen und mit 3000 Einw. besetzt. In den warmen Thälern wird besonders viel Tabak oder Cacao gebaut, beide von vorzüglicher Güte. Dieser Plantagenbau gibt dem Leben dieser Länder eine eigene Richtung und dem Lande eine besondere Gestalt, indem dabei immer die Ausfuhr berechnet wird, während der Anbau der Nahrungspflanzen mehr die innere Konsumtion berücksichtigt. Für diesen letztern wird in diesen Ländern gleichsam nur der Abfall der Grundstücke verwendet, da der außerordentliche Kraftreichthum des Bodens seine Bewohner ohne Anstrengung ernährt. Varinas la Vieja, Sta. Barbara, Tacaporo und Corozal liegen an den Quellen des San Domingo umher. Totumalo und Canagua sind am Flusse gleichen Namens im Südwesten von der Hauptstadt erbaut. Torunas bildet den Hafen der Hauptstadt, nach welchem alle Produkte der Provinz zur Einschiffung gebracht werden, und wohin auch die Handelsschiffe von Angostura zu gehen pflegen. Die Villa de Obispos, Sabaneta, Guanarito und Migagual sind kleine Flecken. S. Antonio ist eine reiche Hirtenstadt am Apure. Zahlreiche Herden durchschwärmen die umliegenden Llannos und bilden den Reichthum der Stadt. Am östlichen Ende der Provinz beim Zusammenflusse des Rio Guanapo mit der Portuguesa liegt Jaime von einigen Dörfern umgeben, die zusammen bei 7000 Einw. zählen.

Die zweite Provinz des Departements Orenoco ist Apure, gebildet vom Delta dieses Flusses, von St. Antonio bis Cabruta Caycara und Uruana, ein flaches ebenes, von den unzähligen Verzweigungen der Flüsse durchadertes Land. In der trockenen Jahrszeit eine Viehtrift, von mehren Hunderttausenden Rindern, Pferden und Eseln durchschwärmt, zwischen denen der Zwerghirsch weilet. In der Jahrszeit des Regens ist die ganze Provinz ein See, aus welchem sich nur auf die hin und wieder hervorragenden Bänke, Mesas genannt, das Vieh vor den Nachstellungen der Krokodile rettet. Diese letztern bilden wol die hauptsächlichste Bevölkerung des Landes, denn ihrer ist eine Unzahl, welche nur

der der übrigen Amphibien und der Wasservögel unzähligen Schaaren weicht. Von Pflanzungen ist daher nur sparsam die Rede, desto mehr von der Viehzucht. Der Handel dürfte einst sehr wichtig werden, da die Natur selbst durch die unzähligen Kanäle für die Binnenschiffahrt gesorgt hat. Es ist noch nicht lange, daß diese Gegenden bevölkert wurden, bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren selbst die Namen der großen Ströme, Apure, Arauco, Payara und Meta in Europa ungehört. Nur seit jener Zeit durften arme Mönche südwärts vordringen, Missionen anlegen, und so der Civilisation ein neues Feld eröffnen. Hauptstadt ist San Fernando de Apure am rechten Ufer dieses Flusses der Mündung der Portugueſa gegenüber unter 7° 53′ 12″ nördl. Br. und 309° 39′ 19″ östl. L. v. F. Man kann kaum begreifen, wie die Stadt San Fernando de Apure, die nicht über 50 Meilen von Caracas entfernt liegt, welche doch eine der ältesten Städte von Venezuela ist, erst 1780 gegründet werden konnte. Die Lage der Stadt ist ungemein gut, und wird mit der Zeit den Flor derselben begründen. Am Ufer eines großen Stromes, nahe an der Mündung eines großen Flusses gelegen, welcher die ganze Provinz Varinas durchfließt, wird Apure einer der wichtigsten Handelspunkte werden. Alle Erzeugnisse der Provinz Varinas, Häute, Cacao, Baumwolle und der köstliche Indigo von Miguel, gelangen durch diese Stadt an die Mündungen des Orenoco; eben so gehen alle Fahrzeuge von Angostura aufwärts hier durch. Gleichzeitig wird das Land in einer Ausdehnung von 400 Quadratm. durch die Überschwemmungen der zahllosen Flüsse zwischen dem Arauco und Apure unter Wasser gesetzt. Hier ist die Stelle, wo der Orenoco nicht durch Berge, sondern durch Erhöhungen der Gegenhänge gezwungen, seinen Lauf ändert und östlich nimmt. Zwischen San Apure, Caycara und der Ausmündung des Meta, befinden sich drei gegen Nordwesten und Süden sich hinneigende Abhänge, welche jenes Becken bilden, das zur Regenzeit einen großen See vorstellt, und an die Überschwemmung Egyptens erinnert, welche in der Erdbeschreibung so berühmt geworden ist. So unbedeutend das Städtchen San Fernando erscheint, so wunderbar ist die Natur des Landes, welche es umgibt. Nur mühsam scheint sich hier der Mensch unter widerstreitenden Elementen zu erhalten. San Fernando ist berüchtigt wegen der großen Hitze, welche daselbst herrscht. Der heiße Sand, wo er der Sonne ausgesetzt ist, erhebt das Thermometer um Mittag auf 52 Centigrade, 18 Zoll

über dem Stande, 42° in einer Erhöhung von 6', 38°. Im Schatten zeigt es noch 36°. Zudem sind die Winde hier nicht kühlend, sondern aus den heißen Ebenen kommend, erhöhen sie die Temperatur noch um 3°. Das Jahr theilt sich hier regelmäßig in 2 Hälften, nemlich in Sonne und Regen, wie die Indianer sagen. Rein ist die Luft vom Dezember bis Februar; mit dem Übertritt der Sonne in die Zeichen des nördlichen Thierkreises beginnt auch hier die Regenzeit. Diese Umstände bringen in die Lebensart der Menschen und Thiere eine besondere Abwechslung. Beide leben durch die eine Hälfte des Jahres als Wassergeschöpfe, während sie in der andern Hälfte eine Wüste bewohnen. Außer der genannten Stadt San Fernando, welche ihre Privilegien auf einer prächtig bemalten Urkunde bewahrt, gibt es noch einige Missionsdörfer, als San Juan, San Rafael und San Francisco in der Nähe der Stadt Sta. Lucia am Apure, ein kleiner Flecken. San Joseph an der Mündung des Apurito in den Apure, Achaguas von den Indianern gleiches Namens bevölkert, jetzt Hauptstadt der Provinz mit 3000 Einw. und Sitz des Gobernadors.

Die Provinz Guyana umfaßt alles Land der ehemals spanischen Besitzungen, welches vom Orenoco umflossen wird. Eigentlich wird alles Land zwischen den Mündungen des Orenoco und Marañon, Guyana genannt; indessen theilen sich 3 europäische Nationen darein. Hier ist nur vom ehemals spanischen Guyana die Rede, welches zwischen dem Äquator und 8° 40' nördl. Br. liegt. Diese Provinz ist nur an den Ufern ihrer Hauptflüsse etwas bekannt; ihrem größten Theile nach aber von unerforschten Gebirgen und Waldungen bedeckt. Das Urgeschlecht des Landes, durch die Missethaten der Spanier zum wüthenden Hasse gegen fremde Eindringlinge erbittert, erschweren das Vorrücken der Civilisation. So viel man jedoch davon weiß, so ist Guyana ein bergiges, nirgend in die Grenzen des ewigen Schnees steigendes schönes Land, gesegnet mit dem üppigsten Naturreichthume, fruchtbar, wohlbewässert, lieblich und vom Orenoco umarmt. Es scheint einen Bergstock zu bilden, der von allen Seiten von seiner Mitte her abfällt. Alle seine Flüsse fallen in den Orenoco, nur einige wenige, unter denen der Essequibo der bedeutendste ist, stürzen in das atlantische Meer. Mineralische Schätze werden vermuthet, die vegetabilischen sind unermeßlich, aber auch das Thierreich unendlich belebt. „Man kommt in ein Land," sagt Herr v. Humboldt, „welches nur von Tigern, Krokodilen und Chiguires, einer Art von Cavien, auch Laman-

tins genannt, bewahnt wird. Zusammengedrängte Schwärme Vögel durchziehen wolkenartig die Luft, die Ufer der Ströme sind mit Bäumen kolossaler Größe eingefaßt, zunächst den Ufern finden sich Gebüsche des Sanssо, die eine gleichsam 4′ hohe Hecke bilden, daß man versucht wird zu glauben, sie sei von Menschenhänden beschnitten. Hinter ihr erhebt sich ein Schlag von Paternosterbäumen (Cedrella, Blutholz, Brecillet) und Lebensholz oder Guayac. Zwischen ihnen ragen einzelne Stämme der Corazo- und Piritupalme hervor. Die großen vierfüßigen Thiere des Landes, die Jaguare, Tapire und Pacarischweine haben sich durch die Hecken thorartige Durchgänge geöffnet, durch welche sie zur Tränke gehen. Man sieht hier eine Zauberwelt in die Wirklichkeit treten. Bald ist es der schöne gelbe Panther oder der geschäckte Jaguar, welcher sich am Flußgestade zeigt, bald erscheint im schwarzen Gefieder der Hoco mit behaubtem Kopfe, und wandelt an den Ufern auf und ab. Krokodile steigen aus dem Wasser und die Cavien entfliehen dem Wasser, um den Tigern zur Beute zu werden. Furchtbar sind die Nächte durch die Thierkonzerte, welche diese Wildnisse durchtönen. Die Flötentöne der Saguinaffen, die Seufzer der Alouatten, das Geschrei des Tigers, des Cuguars oder amerikanischen Löwen, des Bisamschweins und des Faulthiers, das Gekrächze des Haco, der Paragua und einige andere Vögel aus dem Hühnergeschlechte, alles dieses zusammen lehrt, daß der Mensch hier eine Nebensache sei.“ Was sollten auch die 52000 Menschen, unter denen etwa 15000 den freien Indianerstämmen angehören, in dieser ungeheuren paradiesischen Wildniß für eine Veränderung hervorbringen? Auch ist der Anbau des Landes höchst unbedeutend, indem nur in der Gegend von Angostura ordentliche Pflanzen zu finden sind. Der Viehstand ist desto größer und kann über eine Million Hornvieh berechnet werden. Industrie ist gar keine vorhanden, der Handel dem Kulturstande der Bewohner angemessen. Die Menschen bestehen aus freien Indianern in der Wildniß, welche caribische und guaranische Stämme sind. Aus angesiedelten Indianern in den Missionen, ebenfalls vorzüglich Cariben; aus farbigen, freien Menschen; aus Negersklaven und Weißen, die ungefähr $\frac{1}{6}$ der ganzen Bevölkerung ausmachen mögen. Hauptstadt ist San Thoma de Guyana, bekannter unter dem Namen Angostura, einzige Stadt der Provinz. Sie liegt unter 8° 4 11″ nördl. Br. und 313° 44′ 38″ östl. L. v. F. auf einem hügligen Granithoden, nur 33 Toisen über dem Meere, an einer Stelle, wo der

Orenoco zwischen Felsen eingeengt ist und nur 500 Toisen hat, woher denn auch der Name der Stadt Angostura. Sie ist hübsch gebaut, aber nicht groß und nur 5 bis 6000 Einw. enthaltend. Auf einem schönen Platze ist der Palast des Kongresses erbaut, merkwürdig durch jene Kongreßsitzung von 1819, wo auf Antrieb des Befreiers Bolivar am 17. Dezember die Unabhängigkeit der Republik Columbien beschlossen wurde. Angostura wurde 1586, 34 Meilen tiefer als das jetzige, am rechten Ufer des Flusses gegründet. In ihrer schutzlosen Lage ihren auswärtigen Feinden preisgegeben, wurde sie unter dem berühmten WalterRaleigh von den Engländern, so wie später von den Holländern öfter geplündert, was ihre Versetzung auf die gegenwärtige Stelle zur Folge hatte. Unweit der flachen und ungesunden Mündungen des Orenoco, in einer heißen Gegend gelegen, ist die Stadt besonders zur Regenzeit für den Europäer höchst ungesund. Auf dem rechten Ufer des Orenoco sich befindend, empfindet sie öfter die Erdstöße, welche die nördlichen Ufer des Orenoco heimsuchen, ohne jedoch darunter zu leiden. Die Forts S. Gabriel und S. Raphael so wie einige Batterien vertheidigen sie nicht hinlänglich, indem alle diese Anstalten von einer landenden Armee leicht umgangen werden können. Übrigens macht die für den Handel so wichtige Lage der Stadt dieselbe lebhaft und heiter. Eine schöne Pfarrkirche und nette zweistöckige Häuser sind Zeugen des zunehmenden Wohlstandes, der nach Beruhigung der Republik schnell wachsen wird. Eine Menge Missionen liegen noch an den Ufern der Flüsse als am Niederorenoco: Panapana in der Nähe von Angostura, Santa Anna und Monte Calvario, oberhalb der Mündung des Caroni, den fleißigen catalonischen Kapuzinern gehörig. Auf dem linken Ufer des Caroni, eines sehr bedeutenden Zuflusses des Orenoco von Süden her, liegen ebenfalls sehr schöne Missionen derselben catalonischen Kapuziner. Barcellonetta, la Rochette und San Antonio sind hübsche Flecken; auch das rechte Ufer des Caroni so wie das Gebiet des Cuyuni oder Cayona ist mit Missionen bedeckt, unter denen wir die schöne Mission San Joseph als besonders merkwürdig erwähnen. Diese Missionsörter sind so ziemlich gleichförmig gebaut. Der Missionär wählt die geeignete Stelle dazu. In der Mitte steht die Kirche, in einer Fronte mit ihr die Missionsgebäude; hinter denselben der große Gemeindegarten, vorne ein großer viereckiger Platz durch die netten reinlichen Wohnungen der Indianer gebildet. In den Missionen der catalonischen Ka-

puziner herrscht große Ordnung, Fleiß und Wohlstand. Jede Indianerfamilie hat ihr eigenes Haus aus gestampfter Erde erbaut, mit Kalk übertüncht und mit Palmblättern bedeckt. Diese Missionen verbreiten nach und nach die Keime der Civilisation in das Innere der Wildnisse. Sie schreiten langsam vorwärts, aber ihr Wirken ist demungeachtet sicher und heilsam. Eine andere Reihe von Missionen zieht sich längs dem linken Ufer des Orenoco hin, als: Caycara und Uruana dem Einflusse des Apure gegenüber; San Borja der Mündung des Meta gegenüber. Atures und Maypures an den bekannten Wasserfällen des Orenoco, San Fernando de Atabapo bei dem Zusammenflusse des Atabapo, Guaviare und Orenoco, eine künftige Stadt; Sta. Barbara auf dem rechten Ufer des Orenoco, der Mündung des Ventuari gegenüber, Esmeralda bei der berühmten Gabeltheilung am Fuße des Pik von Tuida; S. Balthasar und Javita liegen am Atabapo und Rio Temi, wo ein Tragplatz, von den Spaniern Portage genannt, d. i. eine Landenge zwischen zwei Flüssen, über welche man die Kähne trägt, den Rio Temi mit dem Rio Negro verbindet. Hier finden wir Marao, Tomo und Davipe, kleine Missionen am Rio Negro; tiefer hinab San Francesco Solano am Cassiquiare und zuletzt San Carlos, ein Fort am Rio-Negro, welches hier den südlichsten Grenzpunkt der spanischen Besitzungen gegen Brasilien hin bildet. Die Missionen am Oberorenoco und Rio Negro sind indessen denen der catalonischen Kapuziner am Rio Caroni keineswegs gleich, denn weder beherbergen sie rüstige Cariben, noch begünstigt die Natur ihren Wohlstand. Bei aller Schönheit und Erhabenheit der Landschaft, welche sie umgibt, bleiben sie durch ihre ungesunde Feuchte, ihre ewigen Regen, ihre unbezwinglichen Urwaldungen und furchtbaren Insektenwolken, immer diejenigen Gegenden, welche Dante's Hölle realisiren. Sie sind schlecht bevölkert und sterben nach und nach aus. Als komischer Anhang muß erwähnt werden, daß zur Zeit spanischer Größe, die wichtige Grenzfestung San Carlos unter 1° 54′ 11″ nördl. Br. volle 17 Mann Invaliden zur Besatzung hatte, denen zugleich der Schutz der benachbarten Missionen oblag. Ob diese furchtbare Macht durch die Regierung der Republik noch ferner unterhalten werde, ist uns unbekannt.

2) Das Departement Venezuela.

Dieses ist das schönste, volkreichste und wichtigste der ganzen Republik, welches vom caraibischen Meere im Norden, von den

Flüssen Guanore, Portuguesa, Apure und dem Orenoco in seinem Ostlaufe im Süden; dem Departement Maturin im Osten und Zuilla im Westen begrenzt wird. Es dehnt sich demnach aus zwischen 7° 40′ und 10° 46′ nördl. Br. und 312° 13′ bis 317° 40′ östl. Länge von Ferro. Die Küstenkette von Venezuela durchzieht längs dem Caraibenmeere den nördlichen Theil des Departements, welchen es eben dadurch vom Innern oder der südlichen Abdachung trennt. Das Gebirge beginnt in Beziehung auf diese Provinz in der Nähe der Stadt Truxillo, bildet die Grenze zwischen Venezuela und Zulia bis in die Nähe des schönen Sees von Tacarigua. An dem Westende des Valenciasees theilt es sich in zwei Hauptäste, welche die schönen Thäler von Tacarigua einschließen. Der nördliche Ast wird die Sierra de Mariara genannt und besteht aus Urgebirg, auf welchem Übergangskalk in abenteuerlichen Massen aufliegt. Der südliche Ast bildet das Gebirge von Guacimo und Yusma. Hügelreihen im Westen und Osten des Sees schließen die schönen Thäler. Die nördliche Bergkette endigt im Cap Codera; der südliche Ast streicht nach Osten fort, wo er sich im großen Bogen unter dem Namen Sierra de alta Gracia nach dem Orenoco hinwendet. Der nördliche Ast enthält den prachtvollen Sattelberg von Caracas, die 8100′ hohe Silla. Diese Berge verzweigen sich nach allen Richtungen, ihre Höhen werden von einem ewigen Frühlinge umfächelt, und sind daher selbst da, wo die Waldung aufhört, mit üppigem Buschwerke bedeckt. Die warmen Thäler, welche in schönster Ordnung das Land durchfurchen, sind liebliche Vertiefungen, die nur selten in enge Schluchten übergehen, äußerst fruchtbar von Bächen durchrieselt, den Menschen angenehme Wohnplätze gewährend. Alle Bergabhänge sind mit köstlichen Holzarten bedeckt, und die Ebenen bieten dem großen Reichthume an Vieh fette Nahrung. Der Abfall der Berge nach Norden gegen das Meer hin ist steil, gegen Süden sich stufenartig verflächend; an sie schließen sich die ausgedehnten Llanos von Caracas an. Die Meerküste ist ausgezackt, steil; ohne gerade reich an guten Hafen zu sein, bietet sie doch gute Ankerplätze dar. Die Vorgebirge von Codera, la Guayra und Cabello bilden gute Einbuchten. Landseen sind in Menge vorhanden, unter ihnen der oft belobte See von Valencia, die Lagune von Redondo, Culebras, Higuerote u. s. w. verdienen jedoch kaum diesen Namen. Eine Menge Küstenflüsse stürzen nach Norden zu, zum Meere hinab, der bedeutendste ist

der Rio Tuy. Größere Flüsse bewässern die Llanos, welche alle ihren Reichthum an den Orenoco abgeben. Der Rio Apure, welcher die Portuguesa aufnimmt, in welche sich wieder eine Menge Flüsse ergießen; der Guarico, bei Maracapite u. s. w. In Hinsicht des Klima wird die Meerküste durch die Brise gekühlt; indessen herrscht in den Einbuchten mitunter eine feuchte, erhitzte, miasmenschwangere Luft, welche wie die der Bai von Higuerote einen süßlichen Geschmack hat. La Guayra ist seit Anfang dieses Jahrhunderts durch gelbes Fieber berüchtigt. Die Berge und Hochthäler genießen eines ewigen Frühlings; die Llanos eines hohen Grades bald trockner, bald feuchter Hitze. Die Produkte dieses Departements sind sehr edel und mannigfaltig, das Mineralreich bietet keine Schätze, aber nützliche Metalle und Salze nebst heilsamen warmen Quellen, so wie Asphaltbrunnen. Reich aber ist sie an Weizen, Mais, Reis, Baumwolle, Tabak, Zucker, Indigo, Cacao, köstlichen Früchten, Holzarten, Arzneipflanzen, Vanille, Cocosnüssen u. s. w. Große Herden Hausthiere, eine Fülle von Federvieh, fleißige Bienen und was noch alles der überschwengliche Reichthum des Landes darbietet. Auch ist dieses Departement dasjenige, dessen Produkte eben so hoch geschätzt werden, wie diejenigen von Guatemala. Dafür ist freilich der ganze Boden eine vulkanische Schlucht. Es sind zwar keine Vulkane vorhanden, obwol der Südabhang besonders am Rande der Llanos, Spuren vulkanischer Thätigkeit aus der Vorwelt aufweist. Dagegen durchrütteln schreckliche Erdbeben das Land und mehr als ein Mal wurden schöne Städte in einen Schutthaufen verwandelt. Auch gibt sich das unterirdische Feuer durch die Erdspalten, daraus hervordringende Gasarten, heiße Quellen u. s. w. kund und zeigt die unterirdische Verbindung der östlichen Antillenvulkane mit den Feuerspeiern der westlichen Andes an. Von allen Departementen der Republik ist Venezuela am besten angebaut; besonders ist es der bergige Theil, welcher eine bedeutende Bevölkerung und sorgfältige Benutzung des Bodens zeigt. Die schönen Thäler von Tuy und Aragua, so wie das Caracas umgebende Land, gleichen herrlichen Gärten; alle Produkte der gemäßigten und heißen Zone gedeihen hier in größter Vollkommenheit. Der Cacao zwischen Cap Codera und Unare am Uritucu, zu Guigue, Caucagua u. s. w. gehört zu dem besten der Erde. Der Kaffee aus den Savanen von Ocumare und um Caracas wetteifert an Güte mit dem der Antillen; mit einem Worte: Die Natur hie-

tet hier ihre Gaben mit vollen Händen und es ist erfreulich zu sehen, daß sich die Menschen bemühen, diese Gaben zu benützen. Obwol der Kunstfleiß und das was man in diesem Bezuge von vorgerückter Civilisation erwartet, hier kaum noch unbedeutende Keime liefert, da sich alle Hände weit nützlicher mit dem Landbaue beschäftigen; so nimmt doch der Anbau des Bodens immer zu und gewährt einen erfreulichen Anblick. Was das Departement an Kunstwaaren bedarf, führt es aus Europa gegen seine Naturprodukte wohlfeiler ein, als es im Lande verfertigt werden könnte. Es führt durch seinen Haupthafen von la Guayra aus: Cacao, Tabak, Baumwolle, Vanille, Kaffee, Sassaparille, kostbare Holzarten, Cochenille, Vieh, Tassajo oder Dörrfleisch, Häute, Talg u. s. w. Zucker erzeugt es bis jetzt gerade so viel, als es selbst bedarf. Das Vieh wird meist aus Porto Cabello ausgeführt, auch andere kleine Häfen nehmen an der Ausfuhr theil. Der Binnenhandel ist wegen dem den südeuropäischen Abkömmlingen eigenen Mangel an Genie für Straßenbau sehr beschwerlich. Die Einwohner bestehen aus allen jenen Mischungen, welche wir in den bisherigen Departements wahrgenommen haben, und mögen zusammen auf 350000 ansteigen; die schwarzen Sklaven bilden indessen die Minderzahl und für ihre gänzliche Emancipation ist bereits viel geschehen. Das Departement bildet zugleich den Hauptsitz der Regierung, steht aber besonders unter einem Gobernador, in geistlicher Hinsicht unter dem Erzbischofe von Caracas. Wir finden nichts in den neuern Nachrichten, was uns über den politischen Zustand dieses Departements einige Aufschlüsse gäbe. Früher wurde es in zwei Provinzen abgetheilt: in die Provinz von Calabozo und die von Caracas. Indessen können wir die Abgrenzung dieser beiden Provinzen von einander nicht bestimmen, da uns die neuern Angaben darüber gänzlich mangeln. Wir führen daher die Hauptorte des Departements hier an; darunter vor allen Santiago de Leon de Caracas unter 10° 30′ 50″ nördl. Br. und 310° 33′ östl. Länge von Ferro. Man landet in la Guayra, dem Hafen von Caracas, unter 10° 36′ 19″ nördl. Br. und 310° 35′ östl. Länge. Dieser Ort liegt an einem steilen Abhange gegen die See herab, ist schlecht gebaut, schlecht gepflastert, heiß und ungesund, versteht sich für Fremde. Doch befinden sich hier alle Comptoire der reichen Bewohner von Caracas, der Hafen ist stark und gut befestigt, aber nicht ganz sicher, der angekommene Fremde eilt durch die ungesunde Stadt, um aus dem heißen, fiebrigen Hafen über

den Cerro de Avila, einen steilen, hohen Berg, in vier Stunden nach Caracas zu gelangen. Man kommt durch das Dorf Maiquetia von Cocospalmen umgeben, genießt von der Venta bei Salto eine prachtvolle Fernsicht über Land und Meer, und ersteigt sodann den Cerro del Cumbre, von wo aus man nach der 300 Toisen niedriger liegenden Hauptstadt, deren Panorama man in voller Pracht vor sich hat, hinabsteigt. Caracas breitet sich in einem schönen mit Kaffee und europäischen Fruchtbäumen bepflanzten Thale aus. Sie liegt am Eingange der Ebene von Chacao, welche sich 3 Meilen östlich gegen Caurimare und la Cuesta de Anyawas ausdehnt und bei dritthalb Meilen breit ist. Die Thalebene, auf welcher Caracas steht, ist 2591 Pariser Fuß über der Meeresfläche erhaben und wird vom Guayrafluſſe, der in den Urgebirgen von Higuerote entspringt, durchflossen. Die Lage der Stadt ist nicht nur klimatisch angenehm, sondern auch malerisch schön. Die Silla und der Cerro de Avila nebst den Bergen von Mariara gruppiren sich um dieselbe, südlich reihen sich die Berge von Panaquire, Ocumare, Quiripa und Villa de Cura hin. Doch bringt diese verschiedene Gruppirung mannigfaltiger Berge eine klimatische Unbequemlichkeit hervor; es ist dieses ein häufiger Temperaturwechsel, welcher in einem Tage oft mehre Jahrszeiten hervorbringt, die sehr plötzlich in einander übergehen. Auf kühle Nächte des Jänners folgen nicht selten heiße Tage und schnelle Temperaturveränderungen von 6 Centigraden, fallen dem Bewohner der heißen Zone sehr beschwerlich. Gefürchtet wird der Seewind, welcher aus der Schlucht von Catia rauh und feucht hervordringt. Der Gipfel der Silla hüllt sich alsdann in Nebel und die Frauen von Caracas klagen über Kopfweh. Der Ost- und Südostwind oder der Wind von Patare führt die trockne Bergluft herbei und wirkt wohlthätig auf den Organismus. Die mittlere Jahrestemperatur von Caracas 454 Toisen über dem Meere, beträgt zwischen 21 und 22 Centigrade.

Caracas wurde im Jahre 1765 gegründet, und daher später als andere Städte Venezuela's. Es ist Schade, daß sie nicht weiter ostwärts oberhalb der Ausmündung des Arauco in den Guayra angelegt worden ist. Es dehnt sich daselbst eine weite Fläche aus, auf welcher sich die Stadt viel besser ausgenommen haben würde. Die Straßen würden alsdann ebener und regelmäßiger geworden sein. Diego de Losada war der Begründer derselben. Von der Douane la Pastora nach

ka Guayra hinab, senkt sich der Abhang, auf welchem die Stadt liegt, allmälig um 70 Toisen, wodurch das Fahren der Kutschen in den Straßen verhindert wird. Drei kleine, von den Gebirgen herkommende Flüsse: der Anauco, Catuche und der Caragata nehmen ihren Lauf von Norden nach Süden durch die Stadt. Diese Flüßchen haben tief ausgeschluchtete Betten. Als Trinkwasser bedient man sich des Rio Catuche. Wohlhabende Leute lassen sich jedoch dasselbe von Valle, eine Meile südwärts von Caracas bringen. Man hält dieses Wasser für gesünder, weil es über die Wurzeln der Sassaparille wegläuft. Eine schöne Brücke führt über den Anauco. Acht Kirchen, darunter eine prachtvolle Kathedrale, fünf Klöster und ein Schauspielsaal ohne Decke zierten vor 1812 diese Stadt. Breite, gerade und schöne Straßen durchschnitten sich rechtwinklich; hohe und geräumige Häuser umgaben die beiden prächtigen Plätze Alta Gracia und San Francisco. Wir sprechen in der vergangenen Zeit, denn am 26. März 1812 wurde die ganze Stadt durch ein furchtbares Erdbeben in weniger als einer halben Minute beinahe ganz zerstört. Ein großer Theil der Bewohner kam dabei um. Leben und die Erschütterung war so gewaltig, daß die Kirchen von Trinidad und Alta Gracia, welche 150′ Höhe hatten und denen Gewölbe von 5′ dicken Pfeilern getragen waren, in einen Schutthaufen verwandelt wurden, der nicht über eine Toise hoch war, von den Pfeilern und Säulen blieb auch nicht eine Spur übrig. Die schöne Kaserne San Carlos begrub ein Regiment Linientruppen, 9 Zehntheile der Stadt fielen der Zerstörung anheim, nur im südlichen Theile blieben einige Häuser und die Kathedrale aufrecht stehen. Seit dem schrecklichen Elende, welches dieses Ereigniß über die Stadt brachte, erhob sich Caracas nur langsam wieder, indem zu den Schrecknissen der Natur auch die eines verheerenden Bürgerkrieges hinzukamen. Gegenwärtig mag sie bei 30000 Einw. haben; 1800 hatte sie über 50000. Diese Volksmenge besteht aus 1 Viertel Weißen und $\frac{3}{4}$ Farbigen und Indianern. Der Anblick der Stadt ist ernst und düster; eingeklemmt zwischen der Silla und dem Berge Avila hat sie ein finsteres Ansehen; häufige Nebel machen die Winter melancholisch; aber im Sommer genießt man die ganze Schönheit einer romantischen Landschaft. Die beiden Gipfel der Silla mit ihrem prachtvollen, pflanzenreichen Abhange und dem herrlichen Bananengebüsche, stellen sich alsdann unter einem Höhenwinkel dar, wie der Pik von Teneriffa im Hafen von Orotava.

Die erste Hälfte des Berges ist mit Rasen bedeckt; dann folgt die Zone der immer grünen Sträuche, welche in der Blütezeit der Befaria oder südamerikanischen Alpenrose, vom Purpur der Blumen geröthet ist. Über der Waldzone erheben sich zwei domförmige Felsenmassen, von allem Pflanzenwuchse entblößt. Einen Kranz um die Stadt bildet die herrliche, angebaute Thalgegend, die heitern Ebenen von Chacao, Petare und la Vega. Es ist daher das Thal von Caracas schon öfter und nicht mit Unrecht, ein Paradies des ewigen Frühlings genannt worden. Die Stadt hat eine Universität. Bolivar suchte alle möglichen Anstalten für Volksbildung, die unter spanischer Herrschaft so entsetzlich vernachläßigt war, zu befördern. Auch milde Anstalten hat Caracas aufzuweisen, wie denn überhaupt die Bewohner dieser Stadt sich den Ruf einer in Südamerika eben nicht häufigen Humanität erworben haben. Sie ist zugleich Hauptstadt des Departements und wahrscheinlich auch der Republik. Die Bewohner sind wohlhabend, ja sogar reich, sie lieben das Schauspiel, Bälle und andere gesellige Vergnügungen, zu welchen in den südamerikanischen Staaten sich seltsamerweise auch die Religionsübungen gesellen, denn mit den Kirchenfesten werden Tänze, Musik, Feuerwerke und Ergötzlichkeiten verbunden. Es wird bei diesen Gelegenheiten die größte Pracht entfaltet, und der Fröhlichkeit freier Lauf gelassen. Der Handel der Stadt ist sehr bedeutend, indem sich alles, was das Departement erzeugt, gleichsam hier vereinigt, und es ist zu erwarten, daß diese schöne und große Stadt immer mehr wieder aufblühen wird.

Santa Maria de la Vitoria del Prado de Talavera de Nirgua ist eine Stadt, die man ihres langen Titels wegen, von einem Deutschen gegründet glauben sollte. Sie liegt unter 10° 13′ 45″ nördl. Br. und 310° 9′ 18″ östl. Länge, südwestlich von Caracas, 1800′ über dem Meere, eine schöne Stadt mit 8000 Einw., in den reichen Thälern von Aragua. Die Einwohner haben den Ruhm, fleißig und thätig zu sein, aber das Spiel außerordentlich zu lieben, eine Seuche, die leider in ganz Südamerika grassirt. — Maracay ist ein prachtvolles Dorf mit 8000 Einw., ebenfalls im Araguathale; Turmero, ein Flecken von 6000 Einw. San Matheo, ebenfalls im Araguathale mit 4000 Einw. und einem Landhause Bolivars. St. Joakim, las Cucuisas, Guiyne, Magdalena, lauter Ortschaften in den prachtvollen Thälern, welche der angebautesten Gegend Europa's glei-

chen. In denselben Thälern von Aragua liegt auch die Stadt Valencia ½ Stunde von dem See von Tacarigua, der daher auch der Valenciasee genannt wird. Sie liegt 10° 9′ 56″ nördl. Br. und 309° 26′ 12″ östl. Länge. Sie wurde 1555 von Alonzo Diaz Moreno gegründet und ist mit 10000 Einw., eine der schönsten Städte der Republik, der gewöhnliche Aufenthaltsort des General Paez und jetzigen Präsidenten des ganzen Freistaates. Die Bewohner dieser Stadt sind stolz auf ihre Abkunft von den Conquistadoren, reich durch Ackerbau und Handel, wofür die Lage unübertrefflich ist; aber auch für das Gemüth des Menschen gibt es auf Erden keinen Fleck, der ich möchte sagen geistvoller anspräche, als die schöne Stadt Valencia. Nirgends athmet man eine gesundere Luft, nirgends leuchtet ein freundlicherer Himmel und nirgends zeigt sich eine Landschaft angenehmer, ästhetischer und reicher geschmückt als die liebliche Umgegend dieser Stadt. Sie ist groß, weitläufig, mit Gärten untermischt, und dadurch um so reizender. Die Häuser sind nett, mit Malerei aufgeputzt, die Straßen sind breit und wohlgepflastert, die Kirchen prachtvoll, die Gewerbe lebhaft im Handel und Verkehr. Ein prächtiger Weg von vier und einer halben Meile Länge, führt nach Porto Cabello, dem Seeplatz und befestigten Hafen unter 10° 28′ 22″ nördl. Br. und 309° 26′ 57″ östl. Länge. 24 Stunden westlich von Guayra. Der Hafen ist sehr besucht und bequem, der Ort ungesund, aber der Handel lebhaft. Porto Cabello hat 7000 Einw. und steht mittelst einer Schlucht mit der schönen Stadt Valencia in Verbindung. Der Ort wird in der Geschichte Südamerika's immer einen Ehrenplatz behaupten, denn hier wurde am 25. July 1785 Simon Bolivar geboren, einer der größten Charaktere, welche die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat.

Wir erwähnen noch der Stadt Nirgua unter 10° nördl. Br. und 308° 50′ Länge mit 3000 Einw., meist Zambos und ihres schlechten Charakters wegen sehr verrufen. Barquisimento auch Neu-Segovia genannt, 60 geogr. Meilen westsüdwestlich von Caracas, unter 9° 45′ nördl. Br. und 308° 13′ östl. Länge, in der Nähe von Tocuyo zwischen den Flüssen Turbeo und Claro auf einer Hochebene, wo tropische Produkte mit unseren Cerealien in Gesellschaft gedeihen. Die Umgegend ist reich an Landbau und Viehzucht und die Stadt, von 4000 Einw., sehr schön gebaut und mit einem Gnadenbilde versehen, wohlhabend und reich. San Carlos liegt am

Aguire und hat 10000 Einw., welche aus den canarischen Inseln abstammen, sich durch Fleiß im Ackerbau und in der Viehzucht auszeichnen; Araure ist ebenfalls eine schöne Stadt mit 11000 Menschen unter 9° 15′ nördl. Br. und 307° 40′ östl. Länge am Tacarigua, der hier noch mit bedeutenden Fahrzeugen befahren werden kann. Sie wurde von den andalusischen Kapuzinern gegründet. Guanare mit 12000 Einw., ist eine Stadt am Flusse gleiches Namens, in einer trefflich angebauten Ebene, wo Viehzucht und Ackerbau gleichförmig wohlgedeihen, unter 8° 14′ nördl. Br. und 307° 48′ östl. Länge. Alle die hier angeführten Städte zeichnen sich durch ihre liebliche Lage, ihren trefflichen Anbau und reiche Viehzucht aus. Zwischen ihnen liegen eine Menge wohlhabender Dörfer, welche sowol von Indianern als Weißen bewohnt werden. Überall lohnt der Boden den Fleiß, und man glaubt sich in manchen Gegenden in die Mitte des südlichen Europa versetzt. Zugleich liegen alle diese Bezirke, deren Städte wir aufgeführt haben, in der schönsten Berggegend, welche man sich zu denken im Stande ist. Liebliche Thäler, duftende Wälder, kühle Hochebenen wechseln mit einander ab. Die Natur entfaltet allenthalben ihre Reize und es darf uns nicht wundern, wenn die Bewohner dieser Gegenden geistvoll, gemüthlich, tieffühlend und beweglich sich zeigen.

Die Villa de Cari und Pao liegen an den gleichnamigen Zuflüssen des Orenoco in den Llannos von Caracas, Villa de Pao unter 8° 37′ 57″ nördl. Br. und 312° 51′ 48″ östl. Länge. Beide Städte haben jede ungefähr 5000 Einw. und werden zum Theil von Cariben bewohnt, deren Dörfer in der Umgegend zerstreut liegen. Auch hier zeichnet sich dieses Volk von den andern Stämmen Amerika's vortheilhaft aus. Fleiß, Ordnung, Reinlichkeit trifft man in den Hütten und eine lebendige geistvolle Miene mit feurigem Blicke in dem Angesichte des Cariben an. Er ist hier Viehzüchter und Ackerbauer und mitten in den Llannos umgibt er seine Hütte mit einem schönen Garten, der hier auch trefflich gedeiht und den Beweis liefert, daß auch die Llannos des Anbaues fähig sind, und einst sich in gesegnete Fluren verwandeln dürften. Dasselbe beweist auch Calaboʒo, eine Stadt von 5000 Einw. unter 8° 56′ 8″ nördl. Br. und 309° 49′ 20″ östl. Länge. Diese Stadt mit fünf umliegenden Dörfern oder Missionen ist ebenfalls von Gärten umgeben, schön gebaut und reich. Ihr Reichthum muß jedoch in Bildern der h. Schrift ausgedrückt werden, da er durchgehends aus Viehherden besteht, nemlich aus Rindern, Mauleseln und

Pferden. Man rechnet den Viehreichthum dieser Stadt auf 100000 Stück. Calabozo hat in der neuesten Zeit auch historische Merkwürdigkeit erlangt. Unter seinen Mauern, mitten in diesen unermeßlichen Ebenen, trafen die Heere Morillos und Bolivars auf einander und Bolivar trug einen entscheidenden Sieg über die durch Ausschweifungen und Klima geschwächten Spanier davon. Eine zweite Schlacht fiel am 23. Juni 1821 auf demselben Platze vor, wo Morillo abermal geschlagen und nun durch die darauf folgenden Verluste bei Paramo de Bargos, Boyaca, Bogota, Pasto am Vulkan Pichincha, und endlich bei Porto Cabello an 5. August 1822 von dem Boden Amerika's vertrieben wurde.

3) Das Departement Maturin.

Dieses Departement hat zum Andenken an die bei dem kleinen Dorfe gleichen Namens, unter 9° 4′ 30″ nördl. Br. und 314° 34′ 30 · östl. Länge, vorgefallene Befreiungsschlacht seinen Namen durch ein Dekret des Kongresses erhalten. Es liegt am caraibischen Meere zwischen diesem, dem Orenoco und der Provinz Venezuela. Zu ihm gehört auch die schöne Insel Margarita, welche ein eigenes Departement ausmachte. Die Gestalt des Landes ist dieselbe, wie die von Venezuela. Nördlich ein Küstenland, bergig und schön gestaltet. Die Kette des Bergantin und Cocollar bis zu 3700 Pariserfuß ansteigend sind steile, schwer zu ersteigende Berggestalten. Gegen Süden sind es Llannos und Ebenen, welche der Orenoco mit seinen Mündungen begrenzt. Die Küsten von Maturin sind bei weitem zerrissener als die von Venezuela. Die vom Westen nach Osten gestreckte Halbinsel Araya, bildet zu beiden Seiten tiefe Golfe, westlich der Meerbusen von Cariaco, östlich der durch die englische Insel geschlossene Golf von Paria. Die Insel Margarita vormals durch Perlenfischerei berühmt, liegt mit ihrem hüglichen Boden dem Cap Coche an der Halbinsel Araya gegenüber. Die Produkte sind dieselben, wie in Venezuela, das Land erfreut sich bereits eines bedeutenden Anbaues, besonders sind es die Küsten, welche mit schönen Pflanzungen sich bedecken. Reich bewässert, mit heißen Thälern und Ebenen und kühlen Bergen reichlich versehen, eignet sich das Land trefflich zum Anbau der Kolonialprodukte sowol als der Cerealien. Die Einwohner, welche sich auf 100000 belaufen mögen, bestehen aus demselben Gemische, welches wir in der ganzen Republik antreffen. Das Klima ist zum Theil ausnehmend gesund,

die Landschaften sehr schön, besonders die Bergplatten äußerst anmuthig und einladend. Der Boden ist aber häufigen und heftigen Erdbeben ausgesetzt, und seine Städte haben mehr als einmal die Untreue desselben erfahren. Das Departement wird in 3 Provinzen: Margarita, Cumana und Barcellona getheilt.

Die Provinz Barcellona zieht sich von den Gestaden des caraibischen Meeres bis zum Orenoco hinab, ein rohes Naturland, das kaum 30000 Bewohner zählt. Die Dörfer bestehen meistens aus Missionen. Hauptstadt ist: Neu-Barcellona unter 10° 6′ 52″ nördl. Br. und 312° 55′ 12″ östl. Länge, eine halbe Meile von der See mit 16000 Einw., ein garstiger, meist aus Lehmhütten bestehender, schmutziger Ort; aber wegen seines guten Hafens und der den Schleichhandel so sehr begünstigenden Lage lebendig und stark besucht. Der Molo von Neu-Barcellona beschützt die Küste nur unzureichend, aber die Umgegend ist schön, wiewol feucht, fruchtbar und mit Pflanzungen bedeckt. Piritou liegt westlich von Barcellona und ist der Hauptmissionsort der Franziskaner kaum eine halbe Stunde von der See; er enthält über 2000 Bewohner, der Superior des hiesigen Klosters leitet die übrigen 16 Missionen der Umgegend. Die Piritoinseln bestehen aus zwei kleinen unbewohnten Eilanden in der Nähe dieses Städtchens, die kleine Insel Boracha liegt Barcellona gegenüber; auch die kleinen 6 Caracasinseln etwas nördlicher sind unbewohnt, werden aber von den Schleichhändlern trefflich benutzt. Das Innere der Provinz ist eine Wildniß.

Die Insel Margarita wurde 1498 von Colombo entdeckt und liegt unter 11° nördl. Br. und 313° 30′ östl. Länge. Die Insel wird in 2 Theile durch das Meer getrennt, welche nur mittelst einer schmalen Landzunge zusammenhängen. Sie ist gebirgig und erhebt sich über 2000′ absol. Höhe. Die Küsten bieten ein zerrissenes Ansehen, der Boden ist trocken und des Anbaues nicht sehr empfänglich, das Klima gesund, Ziegen und Schafe gedeihen besonders vortrefflich. Die Perlenfischerei wird durch die Engländer wieder betrieben, den Fischfang treiben die eingebornen Guayquerierindianer. Salz bildet die Hauptausfuhr. Es werden auch viele Arten Geflügel und Vögel gezogen und ausgeführt, auch Gewerbfleiß wird gefunden und die guten Hängematten, so wie die schönen feinen Baumwollenstrümpfe werden im Handel sehr gesucht und sind theuer. Sehr wichtig ist jedoch die Insel als Handelsplatz. Die Spanier haben vor ihrem Ab-

zuge eine furchtbare Zerstörung hier vollendet. Die Stadt Assumtion, sehr hübsch gebaut, wurde gänzlich zertrümmert. Pampatar, ein wichtiger Hafenort mit einem schönen sichern Becken, wird durch ein Fort und Batterien beschützt. Puebla de la Mar hat sich den Namen Neu-Sparta erworben. Mehre Dörfer liegen in einzelnen schönen Thälern zerstreut, sind aber alle furchtbar zerstört; und ist auch nur der hunderte Theil der Grausamkeiten verübt worden, welche man den Spaniern nachsagt, so wird der Haß, womit man von ihnen spricht, gerechtfertigt; denn schwerlich fanden je in einem Kriege, selbst zwischen den wilden Nordamerikanern, ähnliche Abscheulichkeiten statt. Das einzige Dorf Puebla del Norte mit einem wohlvertheidigten Hafen entging dem Schwerte des blutdürstigen Feindes. Die Inselchen Tortugas, Sola, los Frailes, Coche und Cubagua liegen um Margarita herum. Die letztere war einst reich und üppig, mit der Perlenfischerei verlor sie ihre Wichtigkeit und ist jetzt wüste.

Die Provinz Cumana gehört dem Festlande an; sie enthält eine Menge indianischer Volksstämme, alle angesiedelt und in Missionen oder freien Dörfern vereint, nur die Guauraniер leben auf ihrem Orenocodelta als Indios bravos. Die Guayquerier, Caymas, Cumanagoten, Pariagoten, Quaquas, Palenques, Piritous, Arowacas sind in Missionen vereinigt. Hauptstadt der Provinz ist Cumana (Santa Ines de) am kleinen Flüßchen Manzanares unter 10° 27′ 52″ nördl. Br. und 313° 30′ östl. Länge, nur eine Viertelstunde vom Meere entfernt auf einem dürren Kalkboden, von welchem die Sonnenstrahlen abprallen, wodurch Cumana eine der heißesten Städte der Erde wird. Diese Hitze wird jedoch durch die Seewinde gekühlt und wegen der Dürre des Bodens ist Cumana einer der gesündesten Orte in Südamerika, das gelbe Fieber wurde in diesem Hafen nie verspürt. Mehr als einmal haben Erdbeben sie zerstört, besonders 1797 alle steinernen Häuser in Schutt verwandelt, nur die Vorstadt der Guayquerier mit ihren Palmenhütten empfand nichts von dem Schrecken, indem ihre Bewohner das Beben der Erde als ein Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres betrachteten. Die Stadt und ihre drei Vorstädte haben ungefähr 20000 Einw. Die Häuser sind niedrig des Erdbebens wegen, die Straßen ohne Pflaster, welches sie auch nicht bedürfen, da wol zwei Jahre vergehen ohne daß es in Cumana regnet. Der Manzanares, welcher zugleich die Promenade für die Bewohner bildet, scheidet die Stadt in

zwei durch eine Brücke verbundene Theile. Die schöne Welt von Cumana läßt Abends sich Stühle in den Manzanares tragen und genießt, die Füße im Wasser, die kühlende Brise. Kleine Delphine, Toninas genannt, bespritzen dann die Gesellschaft wol mit ihrem Wasserstrahle, 4 Fuß lange Krokodile, Bavas genannt, spielen zwischen den Füßen, aber sie sind unschädlich. Cumana hat 2 Pfarrkirchen und 2 Klöster, ein Schauspielhaus ohne Dach, was unter diesem schönen Himmel, der sich nie trübt, sehr angenehm ist. Das Fort S. Antonio und Candelaria beschützen die Stadt, sie sind statt Palliſaden mit dicken und breiten Cactuspflanzungen umgeben, die unüberwindlich sind, und in den Gräben der Festung werden als Besatzung, große Orenocokrokodile unterhalten, die keineswegs so sanft, wie die Bavas des Manzanares sind. Übrigens haben die Spanier in Amerika die Denkungsart und die Sitten des Mutterlandes, die Liebhabereien an Theater, Thiergefechten, Hahnenkämpfen, Seiltänzereien, Prozessionen, so wie Mäßigkeit im Essen beibehalten. Im Meerbusen von Cariaco liegt die Stadt gleiches Namens mit 7000 Einw., aber nicht so gesund wie Cumana, da das Land feuchter ist, daher die Cacaopflanzungen begünstigt, die sich jedoch immer tiefer und tiefer gegen die Waldungen hinziehen, da sie des Schutzes derselben bedürfen. Die frühern Cacaopflanzungen werden sodann zu Zucker, Kaffee, Baumwolle und Indigo benutzt. Besonders geschätzt ist die Baumwolle. Das Dorf Maniquarez auf derselben Halbinsel wird von Indianern bewohnt, welche berühmte Töpfer sind, und Gefäße die 3 Fuß im Durchmesser halten, von den zierlichsten Formen verfertigen. Übrigens haben die Spanier nicht einmal die Töpferscheiben hier eingeführt. Cumanacoa ist eine hübsche Stadt mit 5000 Einw., im waldigen Theile der Halbinsel von Araya, in einer äußerst fruchtbaren Gegend. Schmaucher können die Cigarren nicht genug loben, welche hier verfertigt werden; uns wären indessen die köstlichen Früchte von der Ananas bis zur Pomeranze, welche alle hier von besonderer Güte sind, bei weitem lieber. In der Nähe liegen die warmen Quellen von las Trincheras, auch findet sich hier der Kuhbaum, dessen wir oben gedachten. Carupano hat 18000 Einw., an einem guten Hafen, der Plantagenbau ist überall in Blüte. In dem herrlichen Thale des Rio Caripe liegt das Städtchen gleichen Namens, welches auch Wein hervorbringt; prachtvoll liegt Punta de Piedra. Noch schöner sind die vielen Missionen in den Bergen. Auch das Innere des Landes bietet

herrliche Szenen dar, ausgezeichnet ist darunter das Kloster von Caripe, mit seiner prachtvollen Aussicht auf den Bergantin. Es ist uns leid, dieses schöne Land mit seinen Thälern und Höhen, seinen Meerbusen und Flächen, seinen entzückenden Alpenmatten und romantischen Fluren, hier aus Mangel an Raum nur flüchtig berühren zu können, um so mehr, als uns durch Humboldt's geistvolle Auffassung diese Gegend bekannter als jede andere in Südamerika ist. Wir verweisen daher den Leser auf diese Reise, von der wir den malerischen Theil schon früher geliefert haben.

4) Das Departement Zulia.

Dieses Departement ist eigentlich dasjenige, welches früher Maracaybo genannt wurde und begreift das schöne Land, welches sich um diesen prachtvollen See herumzieht. Es ist durchaus Bergland und liegt zwischen 6° 44′ und 12° 25′ nördl. Br. Der Westpunkt liegt unter 304° östl. Länge, der Ostpunkt am Golfo Triste unter 309° 30′ Länge. Das Antillenmeer im Norden, Venezuela im Osten, Varinas und Boyaca im Süden, Magdalena im Westen, bilden die Umgebung. Der Zweig der Andes, welcher Cundinamarca durchzieht, schließt das schöne Maracaybobecken, dessen wir in der Einleitung besonders gedacht haben, ein. Im südöstlichen Theile erheben sich die Paramo oe Porqueras, die Sierra Nevada de Merida, die Paramos de Niquitao, und de las Rosas, welche letztere bis an das Meer hinzieht. Niedriger sind die Berge gegen Westen hin; alle aber mit köstlicher Waldung bedeckt, senden von allen Seiten mehre hundert Flüsse und Waldbäche in den Maracayboseé hinab. Nur zwischen Tocuyo und Truxillo erhebt sich der Berggrat zur Wasserscheide, wo dann mehre Ströme nach dem Apure, andere nach dem Antillenmeere hinabziehen, unter den letztern ist der Tocuyo der bedeutendste. Das Departement hat auch viele Ebenen, die meist trocken und dürre sind; aber gute Weiden gewähren. Da im Südosten die Berge sich hoch in die Luft erheben, so fehlt es natürlich nicht an gemäßigten Hochthälern und kühlen Plateau's; indessen empfindet das geschlossene Becken des Maracayboseés, die tropische Hitze in einem sehr hohen Grade und besonders gleicht die Luft zwischen März und Oktober, dem Hauche eines Feuerofens. Dennoch ist das Land nicht ungesund, da Winde und nicht selten Stürme dieselben reinigen. Erdbeben sind dagegen auch hier sehr häufig und verderblich. Holz, Vieh,

Häute und Cacao liefert das Land in ungeheurer Menge. Der Plantagenbau rentirt sich trefflich, die Höhen eignen sich für die Produkte der gemäßigten Zone, nichts fehlt als Menschenhände, den Reichthum der Natur, der noch keineswegs erforscht ist, einzusammeln. Auch hier wie in den übrigen Departementen der Republik sind die Quellen des Nationalreichthums unerschöpflich. Der mineralische Gehalt des Bodens ist noch gar nicht untersucht, die animalische Welt noch keineswegs überschaut, Fischerei und Viehzucht sehr lohnend, die Produktionskraft des Bodens aber unermeßlich und zwar für alle Produkte der Erde. Nur Menschenreichthum ist noch gering, denn das ganze Departement enthält kaum 100000; ein Gemisch, wie in den übrigen Provinzen. Die Guahibosindianer, etwa 50000 an der Zahl, leben in Missionen, die Motilonen, Guiriquiren und Timoten verschmähen die Glocke und den Namen der Indios ladinos. Industrie und geistige Kultur sind in der Kindheit. Das Dekret der Nationalversammlung in Bezug auf öffentlichen Unterricht zeigt sich indeß nicht ganz unwirksam. Das Departement wird in 4 Provinzen: Maracaybo, Merida, Truxillo und Coro getheilt, deren jede dem unseligen Centralisationssystem gemäß, statt eines selbstgewählten Magistrats einen Gobernador hatte; was jetzt ist, wissen wir nicht. Hauptorte sind:

Maracaybo, auch Nueva Zamora, auf einer Landspitze, an dem Meerarme, durch welchen der See mit dem Meerbusen von Maracaybo in Verbindung steht. Sie liegt unter 10° 7′ 7″ nördl. Br. und 306° 6′ 57″ östl. L. in einer äußerst dürren Gegend, die zugleich so unfruchtbar ist, daß ihr die Lebensmittel zugeführt werden müssen. Das Klima ist gesund aber heiß. Erdbeben und Stürme beunruhigen oft die 20000 Bew. Übrigens ist die Stadt hübsch gebaut, meist von Weißen und Creolen bewohnt, aber das Trinkwasser ist schlecht. Die Bewohner stehen in dem Rufe, geistreich und wißbegierig zu sein; sie wagten einst sogar unter der spanischen Herrschaft, das seltsame Gesuch um eine Universität, was ihnen ganz natürlich verweigert wurde, jetzt freilich können sie dergleichen sonderbare Gelüste nach Belieben befriedigen. Handel, wozu treffliche Artikel und ein guter Hafen, Schiffbau, wozu herrliches Holz vorhanden ist, wird getrieben. Santa Anna, Coyoro, Sinamaica sind Dörfer in der Umgegend der Stadt Perija, am Flusse gleiches Namens, liegt südwärts am Westufer des Sees, in einer herrlichen fruchtbaren Gegend eine aufblühende Stadt; südlich vom See liegt das Dorf Santa Maria mit einem hübschen Hafen.

Die Provinz Merida umfaßt das südliche Gebiet am Maracaybosee. Es ist ein herrliches Gebirgsland mit prachtvoller Szenerie, aber zweifelhaft, ob die sogenannten Nevados wirklich in die Grenzen des ewigen Schnees hinaufsteigen, oder sich nur in der kalten Jahrszeit momentan mit Schnee bedecken; die niedern Bergrücken werden Paramos genannt. Hauptstadt ist Santiago de los Caballeros de Merida; 1558 von Juan Rodriguez Suarez gegründet und zwei Jahre darauf von Maldonado auf ihre jetzige Stelle verlegt unter 8° 3′ nördl. Br. und 306° 48′ östl. L. Sie liegt in einem schönen und gesunden Hochthale von mancherlei Flüssen bewässert, über welche hölzerne Brücken führen. Keiner derselben ist schiffbar, da alle in ihrem raschen Laufe Wasserfälle bilden. Die romantischen Berge, die tropischen Waldungen, die vielen Wasserfälle, die reine gesunde Luft, der fruchtbare Boden, die Schönheit der Plantagen, alles dieses vereinigt sich, um Merida zu einer Stadt des Paradieses umzubilden. Nur das unbeständige Klima, die kalten Nächte und heißen Tage, die Erdbeben und Tornados oder Stürme erinnern, daß nichts auf Erden vollkommen ist. Die 12000 Einw. sind canarischen Ursprungs mit Indianern und wenig Sklaven untermischt. Sie genießen den Ruf, bieder, redlich, fleißig und gewerbsam zu sein, und hatten früher einmal denselben komischen Einfall, gescheid werden zu wollen, wie die Bewohner von Maracaybo; natürlich mit gleichem Erfolge. Ist es die Bergluft, sind es die Ausdünstungen des Maracayboſees, welche diesen Leuten solche närrische Wünsche einflößen; es läßt sich dieses nicht genau bestimmen. Vermuthlich stammen sie in gerader Linie von der Urmama des Paradieses ab, die ja auch ihre Lust nach den Früchten der Erkenntniß nicht bezähmen konnte. Übrigens ist die Stadt schön gebaut, der Sitz eines Bischofs, dabei reich an öffentlichen Gebäuden und wissenschaftlichen Anstalten, sogar Manufakturen gibt es und die prächtigen hier gewirkten Teppiche mit ihren schöngefärbten und geschmackvollen Zeichnungen, werden sehr geschätzt. Eine Menge schöner Dörfer und lieblicher Gegenden müssen wir übergehen, die Stadt Grita aber unter 7° 53′ Br. und 306° 2′ Länge mit ihren 6000 Bewohnern und vielen Kupferminen müssen wir erwähnen. Die Bewohner zeichnen sich durch eine Eigenschaft aus, welche besonders die Schönheit des ohnehin schönen Geschlechtes erhöht. Es sind dieses gewisse Auswüchse am Halse, welche die neidische Welt Kröpfe nennt. Es ist komisch, daß man die Ursache dieser Auswüchse, nemlich das

vom Kupfer geschwängerte Wasser, bisher übersehen hat. Die Stadt Cucuta ist recht schön, gut gebaut, mit gepflasterten Straßen und historisch merkwürdig durch den columbischen Kongreß im Jahre 1821, auf welchem die Konstitution entworfen wurde. San Christoval, eine 1560 von Maldonado gegründete Stadt unter 7° 15′ nördl. Br. mit 3000 Einw. und starkem Plantagenbaue.

Der südöstliche Theil des Departements wird von der Provinz Truxillo eingenommen, die Hauptstadt gleichen Namens mit 12000 Einw. liegt unter 8° 26′ nördl. Br. und 307° 25′ 30″ östl. Länge. Sie wurde von Diego Garcia de Parades 1536 gegründet. Da aber die Jugend ein wenig römisch wurde, und aus Mangel an Frauen die Töchter der Indianer raubte, so überfielen diese dieselbe und zwangen die Mädchenräuber zur Flucht, was nicht ganz römisch war. Klima, Insekten, Raubthiere vertrieben die Einwohner noch einige Male, was an die Frösche fliehenden Abderiten erinnert; endlich wurde die Stadt auf ihrem gegenwärtigen Platze in einem engen Thale gegründet, aber auch hier wurde sie vom Seeräuber Grammont 1678 überfallen und verbrannt; die entsetzlichen Kröpfe sind kaum eine Entschädigung für diese armen Neu-Abderiten von Truxillo. Der Plantagenbau gedeiht indessen vortrefflich und die halsbeuligen Schönen sind berühmt, wegen der köstlichen Käse und trefflichen eingemachten Früchte, welche sie zu bereiten verstehen. Die Nonnen, welche den Vortheil haben, ihre Schönheitauswüchse verdecken zu können, verfertigen viele zierliche Näthereien und Stickarbeiten. Timotes, Carache, Santa Anna und viele andere Dörfer und Flecken liegen in den anmuthigen Kupfergebirgen, alle durch Kröpfe geplagt. Tief am See liegt Gibraltar, in einer fruchtbaren Gegend mit 3000 Einw., wohin der furchtbare Name keineswegs paßt, da zur Eroberung desselben keine Blasröhre nöthig sind, viel weniger eine Wasserbatterie gebaut werden darf.

Die Provinz Coro liegt nördlich von Truxillo und nimmt den ganzen Rest des Departements bis zur See hin ein. Sie ist am wenigsten bevölkert. Nuestra Sennora de la Conception de Tocuyo ist die Hauptstadt dieser Provinz unter 9° 25′ nördl. Br. und 307° 50′ östl. L. in einem hohen kühlen und gesunden Thale mit 11000 Einw., starkem Plantagenbau und Viehzucht. Drei schöne Kirchen, einige Klöster, das Stadthaus, schöngebaute Straßen, die sich rechtwinklich durchschneiden, gewähren einen angenehmen Anblick. Viehzucht und

Die Provinz Merida umfaßt das südliche Gebiet am Maracayboſee. Es iſt ein herrliches Gebirgsland mit prachtvoller Szenerie, aber zweifelhaft, ob die ſogenannten Nevados wirklich in die Grenzen des ewigen Schnees hinaufſteigen, oder ſich nur in der kalten Jahrszeit momentan mit Schnee bedecken; die niedern Bergrücken werden Paramos genannt. Hauptſtadt iſt Santiago de los Caballeros de Merida; 1558 von Juan Rodriguez Suarez gegründet und zwei Jahre darauf von Maldonado auf ihre jetzige Stelle verlegt unter 8° 3′ nördl. Br. und 306° 48′ öſtl. L. Sie liegt in einem ſchönen und geſunden Hochthale von mancherlei Flüſſen bewäſſert, über welche hölzerne Brücken führen. Keiner derſelben iſt ſchiffbar, da alle in ihrem raſchen Laufe Waſſerfälle bilden. Die romantiſchen Berge, die tropiſchen Waldungen, die vielen Waſſerfälle, die reine geſunde Luft, der fruchtbare Boden, die Schönheit der Plantagen, alles dieſes vereinigt ſich, um Merida zu einer Stadt des Paradieſes umzubilden. Nur das unbeſtändige Klima, die kalten Nächte und heißen Tage, die Erdbeben und Tornados oder Stürme erinnern, daß nichts auf Erden vollkommen iſt. Die 12000 Einw. ſind canariſchen Urſprungs mit Indianern und wenig Sklaven untermiſcht. Sie genießen den Ruf, bieder, redlich, fleißig und gewerbſam zu ſein, und hatten früher einmal denſelben komiſchen Einfall, geſcheid werden zu wollen, wie die Bewohner von Maracaybo; natürlich mit gleichem Erfolge. Iſt es die Bergluft, ſind es die Ausdünſtungen des Maracayboſees, welche dieſen Leuten ſolche närriſche Wünſche einflößen; es läßt ſich dieſes nicht genau beſtimmen. Vermuthlich ſtammen ſie in gerader Linie von der Urmama des Paradieſes ab, die ja auch ihre Luſt nach den Früchten der Erkenntniß nicht bezähmen konnte. Übrigens iſt die Stadt ſchön gebaut, der Sitz eines Biſchofs, dabei reich an öffentlichen Gebäuden und wiſſenſchaftlichen Anſtalten, ſogar Manufakturen gibt es und die prächtigen hier gewirkten Teppiche mit ihren ſchöngefärbten und geſchmackvollen Zeichnungen, werden ſehr geſchätzt. Eine Menge ſchöner Dörfer und lieblicher Gegenden müſſen wir übergehen, die Stadt Grita aber unter 7° 53′ Br. und 306° 2′ Länge mit ihren 6000 Bewohnern und vielen Kupferminen müſſen wir erwähnen. Die Bewohner zeichnen ſich durch eine Eigenſchaft aus, welche beſonders die Schönheit des ohnehin ſchönen Geſchlechtes erhöht. Es ſind dieſes gewiſſe Auswüchſe am Halſe, welche die neidiſche Welt Kröpfe nennt. Es iſt komiſch, daß man die Urſache dieſer Auswüchſe, nemlich das

vom Kupfer geschwängerte Wasser, bisher übersehen hat. Die Stadt Cucuta ist recht schön, gut gebaut, mit gepflasterten Straßen und historisch merkwürdig durch den columbischen Kongreß im Jahre 1821, auf welchem die Konstitution entworfen wurde. San Christoval, eine 1560 von Maldonado gegründete Stadt unter 7° 15′ nördl. Br. mit 3000 Einw. und starkem Plantagenbaue.

Der südöstliche Theil des Departements wird von der Provinz Truxillo eingenommen, die Hauptstadt gleichen Namens mit 12000 Einw. liegt unter 8° 26′ nördl. Br. und 307° 25′ 30″ östl. Länge. Sie wurde von Diego Garcia de Parades 1536 gegründet. Da aber die Jugend ein wenig römisch wurde, und aus Mangel an Frauen die Töchter der Indianer raubte, so überfielen diese dieselbe und zwangen die Mädchenräuber zur Flucht, was nicht ganz römisch war. Klima, Insekten, Raubthiere vertrieben die Einwohner noch einige Male, was an die Frösche fliehenden Abderiten erinnert; endlich wurde die Stadt auf ihrem gegenwärtigen Platze in einem engen Thale gegründet, aber auch hier wurde sie vom Seeräuber Grammont 1678 überfallen und verbrannt; die entsetzlichen Kröpfe sind kaum eine Entschädigung für diese armen Neu-Abderiten von Truxillo. Der Plantagenbau gedeiht indessen vortrefflich und die halsbeuligen Schönen sind berühmt, wegen der köstlichen Käse und trefflichen eingemachten Früchte, welche sie zu bereiten verstehen. Die Nonnen, welche den Vortheil haben, ihre Schönheitauswüchse verdecken zu können, verfertigen viele zierliche Näthereien und Stickarbeiten. Timotes, Carache, Santa Anna und viele andere Dörfer und Flecken liegen in den anmuthigen Kupfergebirgen, alle durch Kröpfe geplagt. Tief am See liegt Gibraltar, in einer fruchtbaren Gegend mit 3000 Einw., wohin der furchtbare Name keineswegs paßt, da zur Eroberung desselben keine Blasröhre nöthig sind, viel weniger eine Wasserbatterie gebaut werden darf.

Die Provinz Coro liegt nördlich von Truxillo und nimmt den ganzen Rest des Departements bis zur See hin ein. Sie ist am wenigsten bevölkert. Nuestra Sennora de la Conception de Tocuyo ist die Hauptstadt dieser Provinz unter 9° 25′ nördl. Br. und 307° 50′ östl. L. in einem hohen kühlen und gesunden Thale mit 11000 Einw., starkem Plantagenbau und Viehzucht. Drei schöne Kirchen, einige Klöster, das Stadthaus, schöngebaute Straßen, die sich rechtwinklich durchschneiden, gewähren einen angenehmen Anblick. Viehzucht und

Plantagenbau, Cochenille, Balsambereitung, Gerbereien, die Verfertigung von Tauwerk, machen die Stadt wohlhabend und eben dadurch das Volk fleißig. Es wird ein lebhafter Handel mit Maracaybo getrieben. San Felipe ist eine schöne von Canariern bewohnte Stadt. Außer Plantagenbau wird auch auf Kupfer gearbeitet, mit gutem Erfolge. Coro, die erste Niederlassung der Spanier, hat 10000 Einw. von allen Farben, gerade Straßen, schöne Kirchen, starken Plantagenbau und lebendigen Handel, hat aber außerordentlich gelitten durch den Revolutionskrieg, der überhaupt einen langdauernden Frieden genug wieder herzustellen gab. Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Seehandel. Der nicht ganz sichere Hafen wird stark besucht. Vieh, Häute und die Käse von Carora, einer bedeutenden Stadt mit 15000 Einw. werden hier verführt; desgleichen Cochenille, Indigo, Cacao. Diese Städte, welche wir in diesem Departement aufgeführt haben, stehen mit einander durch eine große Anzahl Indianerdörfer in Verbindung, deren Volkszahl hier derjenigen der Weißen überlegen zu werden anfängt, ein Umstand, der je westlicher, desto deutlicher hervortritt. Im Ganzen behauptet jedoch bis jetzt in der Republik von Venezuela, der weiße Stamm in Verbindung mit den Farbigen, eine entschiedene Überlegenheit über die Indianer. Einwanderungen aus Europa, wozu das schöne fruchtbare Land so sehr einladet, würden dieses Übergewicht sichern und vielleicht eine Verschmelzung aller Farben herbeiführen. Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß die Republik von Venezuela auch nach ihrer Trennung, noch immer die Keime eines der mächtigsten Staaten der Erde in sich trägt.

II. Die Republik Neu-Grenada.

Die Republik von Neu-Grenada, welche sich nun als ein selbstständiger Staat konstituirt hat, liegt zwischen 1° 40′ bis 11° 30′ nördl. Br. und 295° bis 312° östl. L. Sie umfaßt das ganze vormalige Vizekönigreich von Neu-Grenada und bietet eine solche physische Beschaffenheit dar, ist auch durch die Natur selbst so abgeschieden von der Republik Venezuela, daß der Gedanke des großen Liberadors: beide Republiken unter eine Centralregierung zu vereinigen und selbst die Republik Quito damit zu verbinden, als ein seltsamer Gedanke und eine physische Unmöglichkeit erscheinen muß. In Westen wird die jetzige Republik vom stillen Ozeane, im Osten von der Republik Venezuela, im Norden vom caraibischen Meere und im Süden von der Republik Ecuador oder wol zweckmäßiger Quito begrenzt.

Das Land selbst ist ein Hochland, von zwei Längenthälern des Rio Magdalena und Cauca durchschnitten. Die Andescordillere theilt sich im Knoten von Popayan in 3 Äste, der östlichste zieht an den Maracaybosee hin, sendet östlicher die Küstenkette von Venezuela aus und greift mit einem zweiten westlichen Arme die Grenze der Republik bildend, nach Cap Vela hin. Der mittlere Bergast scheidet die Thäler von Magdalena und Cauca und konstituirt das Hochland von Antioquia; der westliche Ast wendet sich gegen Westen über den Isthmus von Panama hinaus und bildet die Provinz Isthmo. Das Land, welches diese 3 Bergketten umfangen, ist ein Bergland in ungeheuren Verhältnissen konstruirt, und umfaßt das ganze Gebiet der Republik. Die Provinz Boyaca begreift die Llanos zwischen dem Orenoco, Jupura und Apure in sich. Daher hat Neu-Grenada eine außerordentliche Verschiedenheit des Bodens und Klima aufzuweisen; die waldigen Ebenen am Rio Negro, die flachen Llannos zwischen dem Apure und Meta, die tiefen Thäler des Magdalena und Cauca sind erstickend heiß, zum Theil ungesund; wie denn in Panama und Carthagena das gelbe Fieber einheimisch ist. Die Stadt Honda 1000′ über dem Meere erhaben, empfindet zwischen Felsen eingeschlossen einen solchen Temperaturgrad, daß man die Felsen nicht ungestraft mit bloßer Hand berührt. Die Wässer des Magdalenenstromes sind warm wie ein laues Bad, dagegen ändert sich die Temperatur des Landes in den Tieras templadas, auf dem Plateau von Bogota und den mittlern Höhen von Cundinamarca. Die höhern Regionen, die Tieras frias empfinden starke Kälte und die Gipfel der Nevados hüllen sich in den ewigen Winter. Das isolirte Gebirg der Sierra Nevada de Santa Martha liegt im Norden des Landes. Unter den Flüssen nennen wir den Rio Cauca und Magdalena, letzterer ist bis Honda, ersterer bis Manon del Puerto hinauf schiffbar, beide vereinigen sich unterhalb Mompox zu einem großen Strome. Der Küstenfluß San Juan in den Meerbusen von Choco und der Atrato in den Meerbusen von Darien mündend, sind merkwürdig wegen des Kanals von Raspadura, mittelst dessen ein braver Pfarrer, eine mit kleinen Fahrzeugen schiffbare Verbindung des caraibischen und stillen Meeres, hergestellt hat. Freilich können keine großen Schiffe diesen Kanal, der fünf Welttheile vereinigt befahren; aber nichts hindert daran, diese einmal hergestellte Verbindung so zu erweitern, daß daraus eine wirkliche Weltstraße wird. Die Länge von 9 deutschen Meilen,

welche der Kanal haben müßte und wirklich hat, sollte für Nationen nicht abschreckend sein. Gegen Osten nach dem Orenoco strömen eine ungeheure Menge von Flüssen und der Uaupé, der Rio Negro, Inirida, Guaviare, Vichada, Rio Meta, Apure nebst vielen andern Strömen, haben alle ihre Quellen in dem Ostrande des Hochlandes von Neu-Grenada. Ein Blick auf dieses Land, zeigt es sogleich als eines der schönsten und gesegnetsten der Erde, denn so sehr auch die Miasmen der Tiefe, die Insektenschwärme der Flußthäler, die gepanzerten Amphibien der Flüsse selbst, die vielen Schlangen der feuchten Schluchten, die heulenden Tiger der Wälder abschrecken, so sehr laden die glücklichen Bergplateau's mit ihrem ewigen Frühlinge den Menschen ein. Man vergißt bei der Schönheit des Landes und der Lieblichkeit der Luft, daß der Boden ungetreu ist und der innere Donner sich nur zu oft mit dem äußern erschütternd vereinigt. Einladend ist die Vegetation, obgleich minder mannigfaltig als in den übrigen Theilen des tropischen Amerika, doch unendlich üppig und prachtvoll. Die hangenden Gärten der Anden, welche sich zu den mit ewigem Schnee bedeckten Kegeln der Vulkane hinaufwinden, sind überreich an vegetabilischen Produkten. Die prachtvollen Andes von Quindiu, in welche der Mensch sich nur mühsam einen Fußpfad bahnt, sind mit den prachtvollsten und mannigfaltigsten Urwäldern bedeckt. Die Wachspalme *(Ceroxylon andicola)* erreicht 180′ Höhe und steigt über 8000′ am Abhange des Tolima hinauf. Die schönen Wälder in den Andes von Popayan liefern reiche Ernten der Chinarinde, die Frucht der Uvilla *(Cestrum tinctorium)* wird zur Tinte benützt; alle tropischen Erzeugnisse prangen in größter Üppigkeit und es ist vulkanischer Boden, welcher der Vegetation Kraft und Würze gibt. Die Klüfte des vulkanischen Bodens sind reich an Metallen, die westlichen Andes von Neu-Grenada, die Sandsteinberge des Choco, sind überreich an jenem räthselhaften Metalle, das schwerer als Gold, schmiegsamer als Blei, schweißbar wie Eisen, noch viel schwerer zu schmelzen und bei all dem schwer zu behandeln ist. Es ist die Platina, welche hier zuerst gefunden wurde und in großen Massen vorkommt. In den schönen Zeiten des Vizekönigreichs Neu-Grenada wurden in den Münzen von Popayan und Sta. Fé, jährlich über 2 Millionen Piaster Gold ausgeprägt und eine halbe Million in Stangen ausgeführt. Alles dieses Gold und auch etwas Silber wurde in Seifenwerken ausgewaschen. Die Minen der Provinz Antioquia wurden nicht bearbeitet,

da der Schotter der aufgeschwemmten Gebirge, der Sand der Flüsse, ja sogar der Boden, den mn beackerte, Überfluß dieses Metalles in die Waschwerke liefert. Man fand Goldstücke in den Wäschereien, die bis 25 Pfund wogen. Indessen wurden die Goldwäschereien von den Spaniern mit großer Barbarei, durch ärmlich ernährte Negersklaven betrieben, die Kultur des Bodens gänzlich verwahrlost und so neben Goldreichthum die äußerste Armuth erkünstelt. Neu-Grenada hat auch außerordentlich reiche Silbergänge, die aber nicht bebaut werden, Kupfer, Blei, Eisen, Queckssilber und Kobald wird ganz verwahrlost und verschmäht; dagegen war man bis jetzt begierig nach den Smaragdbrüchen, welche hin und wieder im tauben Gestein zufällig, aber in bedeutender Menge gefunden wurden. Der Smaragd war schon früher bekannt und geschätzt; denn in den indianischen Gräbern findet man ihn häufig in mannigfaltige Formen geschnitten und durchbohrt, ohne erforschen zu können, wie man dabei verfuhr. In den Goldwäschereien von Antioquia und Guaimoco kommen auch kleine Diamanten zum Vorschein. In den Bergen des Quindiupasses findet sich auch Zinnober oder geschwefeltes Queckssilber.

Die Natur hat in der Republik Neu-Grenada viele Wunder gehäuft; prachtvoll gruppiren sich die Berge, sie sind aber schwer zu bereisen; und die Engpässe welche aus einem Thal in das andere führen, sind häufig nicht einmal für Maulthiere gangbar. Es gibt daher eine eigene Menschenklasse der Carguieros oder Träger, auf deren Rücken sowol Lasten als Menschen über die Gebirge transportirt werden. Berühmt durch v. Humboldt's treffliches Gemälde ist der Paß über den Quindiu, welcher aus dem Magdalenenthale von Ibague über das Gebirge führt. Die beiliegende Kupfertafel stellt eine sehr pittoreske Gegend vor, welche man beim Eingange in das Quindiugebirge bei Ibague, am Fuße von la Cuesta vor Augen hat. Der abgestumpfte Kegel des Tolima mit ewigem Schnee bedeckt, erinnert durch seine Form an den Cotopaxi und Cayambe und wird über einer großen Masse von Granitfelsen sichtbar. Der kleine Fluß Combeima schlängelt sich durch ein enges Thal durch Palmengebüsch. Im Hintergrunde sieht man einen Theil der Stadt Ibague, das große Magdalenenthal und die Ketten der Anden; von vorne erblickt man einen Trupp Carguieros, welche den Weg ins Gebirge nehmen. Man bemerkt die sonderbare Art, womit der Sessel aus Bambus auf den Schultern festgebunden und durch ein Stirnband im Gleichgewichte

erhalten wird. Diese Pässe durch die Gebirge steigen nicht selten auf 12- bis 14000′ absol. Höhe hinan. Es wiederholt sich überhaupt in Neu-Grenada die Landesgestaltung von Mexico, nur nicht in so großer Ausdehnung. Übrigens ist das Plateau, auf welchem die Stadt Sta. Fé de Bogota liegt, 1365 Toisen absolut hoch. Es ist gleichfalls von hohen Gebirgen eingefaßt und mitten auf der Ebene erheben sich wie Inseln, ungeheure Porphyrmassen. Der Rio de Bogota sammelt die Gewässer des Thales und stürzt sich bei der Pächterei von Tequendama in eine Kluft, welche sich gegen das Becken des Magdalenenstromes hinabzieht. Diese Kluft scheint mir durch ein Erdbeben entstanden, welches die ganze Gebirgskette sprengte und hier einem großen Alpensee Abfluß verschaffte, welcher das Plateau von Bogota bloßlegte. Verstopfte man den Spalt von Tequendama, was eben keine Riesenarbeit wäre, so würde sich der Alpensee alsogleich wieder darstellen. An diese geologische Thatsache knüpft sich jene Sage der Indianer, welche in den ältesten Zeiten und wohl zu merken! ehe noch der Mond die Erde begleitete, nackte Barbaren das Plateau von Bogota bewohnen läßt. Sie waren ohne Ackerbau, ohne Gesetze, ohne Religion. Da erschien plötzlich der Greis von Chingasa unter dem Namen Bochica Nemquetheba und Zuche. Er war der Triptolem der Muyskasindianer und lehrte sie Ackerbau und geselliges Leben. Sein schönes Weib Chia, Yubekaycuaya Huythaka war boshaft, schloß die Schlucht, machte den Fluß Funzha anschwellen und bis auf wenige kamen alle Einwohner um. In seinem Zorne verjagte der Greis die schöne Sünderin, sie wurde zum Monde und beleuchtet ward die Erde zur Nachtzeit. Bochica stellte alles wieder her, riß mit gewaltigem Arme den Kanal in den Fels, ließ die Wasser ablaufen und zog sich, wie wir schon oben erzählt haben, in das heilige Thal von Iraka zurück. Nichts kann imposanter sein, als dieser ungeheure Wasserfall. Der Fluß von Bogota hat eine Breite von 22 Toisen, verengt sich aber bei der Schlucht und stürzt in 2 Streifen 90 Toisen tief senkrecht herab. Das Imposante dieser Kaskade wird durch die gewaltigen Felsmassen, die sie umgeben, durch die prachtvolle Vegetation, womit die Berge und das Thal bekleidet sind, erhöht. Der Spiegel, welchen der Fall darbietet, ist prachtvoll, er löst sich zuletzt in eine Staubwolke auf, in die die Sonne alle Farben des Regenbogens zeichnet. Noch feenhafter wird das ganze Schauspiel, wenn man in die Tiefe hinabsteigt, dadurch, daß man sich plötzlich unter tropischen Pal-

menhainen befindet, nachdem man kurz zuvor die mit Weizen und Gerste bebauten Felder und die Eichen-, Ulmen- und Cinchonawälder verlassen hat. Deswegen sagen auch die Bewohner von Bogota: der Fall ihres Wassers sei so hoch, daß es mit einem Sturze aus der Tierra fria in die Tierra caliente gelange. Indeß ist es nicht die Höhe, welche diesen Unterschied hervorbringt, sondern vielmehr die Abgeschlossenheit des Beckens, in welchem die Strahlen der Sonne eine Tropenvegetation hervorzurufen im Stande sind.

Eine andere Merkwürdigkeit, welche zugleich den Charakter der Landschaft bezeichnet, sind die natürlichen Brücken von Icononzo. Die Andes von Südamerika sind, wie wir schon in der Einleitung erwähnt haben, durch die unterirdischen Gewalten nach ihrer Erstarrung, wol mehr als einmal emporgehoben worden, und werden noch immer durch furchtbare Erdbeben erschüttert. Sie zeigen daher jene furchtbaren Zerklüftungen und Schluchten in einer bei weitem größern Anzahl, als man dieselben in den Gebirgen Europa's zu sehen gewohnt ist. Auch sind die Andes querdurch gar oft bis in ihre innersten Tiefen zerklüftet, aber bei weitem enger als die Alpen- und Pyrenäenthäler enthalten sie schauerliche Abgründe; und tragen einen der wildesten Charaktere an sich, welcher die Seele mit Bewunderung und Schauder erfüllt. Ihr Grund und Rand ist mit der prachtvollsten Vegetation geschmückt, und manche derselben so tief, daß man den Pik von Teneriffa hineinstellen könnte, ohne daß sein Gipfel über die Schlucht hervorragte. Durch die Reisen des Herrn von Humboldt sind die Klüfte von Chota und Cutaco berühmt geworden. Noch merkwürdiger ist das Thal von Icononzo, eine Schlucht, welche den Bergpaß spaltet, der aus dem Caucathale in das Magdalenenthal führt und welcher, da sich der Abgrund unmittelbar zu den Füßen des Wanderers öffnet, unübersteigbar sein würde, hätte die Natur nicht selbst eine doppelte Felsenbrücke über ihn gespannt. Der natürliche Bogen, welcher über die Schlucht gespannt ist, ist 44 Pariser Fuß lang und 38′ breit; im Mittelpunkte aber nur 7′ dick. Die Höhe der obern Brücke über dem Waldstrome, der darunter dahinbraust, beträgt 300′. Zur Sicherheit der Reisenden ist ein Geländer darauf angebracht; 30′ unter dieser ersten Brücke befindet sich eine andere, zu welcher man auf einem engen Pfade an den Rand der Kluft hinabsteigt. Sie besteht aus drei ungeheuren Felsenmassen, welche bei der gewaltigen Erschütterung gerade so stürzten, daß eine die andere stützt.

Mitten auf dieser Brücke befindet sich ein Loch von 24′ Umfang, durch welches man in den Abgrund hinabsehen kann. Der Strom scheint durch eine finstere Höhle zu rauschen. Tausende von Vögeln, wahrscheinlich jene Ziegenmelker oder Guacharos, welche unweit des Klosters Caripe zu Tausenden in einer Höhle hausen, lassen auch hier ihr klägliches Gekrächze hören. Die natürliche Brücke von Icononzo ist 458 Toisen über dem Meere erhaben; aber sie ist nicht über die Höhe der Schlucht selbst geworfen, sondern die furchtbaren Felsenmassen steigen unmittelbar an ihrer Seite und mit ihnen die Kluft in eine unerreichbare Höhe empor. Eine ähnliche Erscheinung einer natürlichen Brücke zeigt sich auch in Virginien, doch ist es dort ein Kalksteinbogen, welcher wahrscheinlich durch die Gewässer ausgewaschen wurde, während hier eine gespaltene Sandsteinmasse von überstürzenden Felstrümmern bedeckt ist. Die Erdbrücke in den Porphyrgebirgen von los Pastos, die Mutter Gottesbrücke bei Totonilco in Mexico, sind ähnliche Erscheinungen, von denen jedoch keine so wunderbar ist, wie die untere Brücke des Icononzo, welche durch ein natürliches Gewölbe aus fallenden Felstrümmern gebildet wurde. Diese Szenen nebst den zahlreichen Vulkanen mit ihren sonderbaren Erscheinungen, denen auf der Insel Island nicht unähnlich, geben eine Idee von dem wilden Charakter dieses Landes, welches freilich dem Bewohner mancherlei Hindernisse in den Weg legt, aber den Naturbeschauer entzückt. Glücklicherweise liegt aber dieses Land in einer Zone, wo selbst die Erhöhung über die Meeresfläche und die himmelanstrebenden Berge, zu den Vorzügen gehören. Denn nicht nur wird durch sie die Tropenhitze gemildert, die Luft von den schädlichen Miasmen der Tiefe gereinigt, der Mensch durch die reinen Hauche der Gebirge erquickt, sondern das Land wird auch durch die Ausdünstungen zweier Meere, welche die Hochberge an sich ziehen, reichlich bewässert und befruchtet. Es prangt daher mit einer großen Überfülle vegetabilischer Produkte, welche als natürlicher Reichthum des Landes sowol, als auch als Früchte des Fleißes und des Anbaues gleich schätzbar sind.

Das Plateau von Neu-Grenada ist auch der Sitz einer alten Kultur. Die obenerwähnte Sage führt uns in eine ferne Vorwelt zurück, und als Benalcazar dasselbe dem spanischen Joche unterwarf, fand er hier: eine eigenthümliche Kultur, gutgeordneten Ackerbau, Künste und Gewerbe nebst einer wohleingerichteten Staatsverfassung. Die 3 Jahrhunderte einer stief-

mütterlichen Regierung von ferne her, haben das Land keineswegs auf jene Kulturstufe gehoben, deren es fähig ist. Zwar wurden reiche und große Städte erbaut, aber nur für den Luxus der fernen Herren. Die Häfen öffneten sich dem Handel, aber nur für die Schiffe des immer tiefer sinkenden Mutterlandes und zum Vortheile des letztern. Der Erde wurden durch einen ziemlich liederlichen Bergbau Schätze entzogen, aber sie kamen dem Lande nicht zu gute, sondern den ruinirten Spaniern, die aus Gnade hingesendet wurden, um sich zu bereichern. An eine Bildung des Volks wurde nicht gedacht. Der größte Theil der Bewohner, bestehend aus den Abkömmlingen der alten Landesherren, der Indianer, mußte sich mit dem Namen der Christen begnügen, da ihm weder Unterricht noch wirkliche Religion zu Theil ward. Dennoch mehrte sich der Wohlstand, mit ihm die Lust nach Unabhängigkeit, nach Genuß und eigener Verfassung. Die schlimme Verwaltung von Spanien her, der Verfall ihres Mutterlandes selbst u. s. w., alles beschleunigte die Katastrophe. Die Verwaltung des Landes in Neu-Grenada führte ein Vizekönig, der zu Santa Fé de Bogota residirte und sein Amt als eine Gnadenbezeigung erhalten hatte, aber diese Stelle nur fünf Jahre behalten durfte. Von Madrid aus kamen die Instruktionen; der königliche Wille und die Rathschlüsse des Rathes von Indien, nicht aber das Bedürfniß des Landes waren Gesetz. Das Unglück Spaniens wurde durch die Härte vollendet, womit es jene Gesinnungen zu unterdrücken suchte. Das Blut einiger der edelsten Amerikaner floß auf dem Schaffotte und reizte, wie es gewöhnlich ist, zum Märtyrerthume. Als 1808 die Verwirrung in der pyrenäischen Halbinsel entstand, suchten auch diese Provinzen sich selbst zu helfen. Widersprechende Befehle Napoleons und der Junta von Cadiz, vollendeten die Verwirrung und gaben das Land einer Anarchie preis; 1810 am 20. Juni erklärte Santa Fé de Bogota ihre Unabhängigkeit. Es begann nun der schreckliche Krieg, welcher bis gegen das Ende des Jahres 1821 dauerte, wo Bolivar am 26. Juli desselben Jahres die Spanier schlug und am 7. August in Bogota einzog. Jetzt wurde die Republik errichtet, deren unruhiges Schicksal bis zu ihrem Zerwürfnisse mit Venezuela und Quito, nur zu bekannt ist.

Neu-Grenada wird von Menschen verschiedener Abkunft bewohnt. Die Hauptmasse besteht aus Indianern, nach ihnen kommen die Farbigen, darauf die Creolen und endlich die Alt-

spanier, letztere waren hier so klug, es nicht wie in Mexico bis zu ihrer Vertreibung kommen zu lassen; und haben es rathsamer gefunden, sich mit den Creolen zu vereinigen. Die republikanische Verfassung hat hier wie überall die Kastenunterscheidung vernichtet, alle Bewohner der Republik haben gleiche Rechte, ausgenommen die Negersklaven, deren fernere Einfuhr verboten, ihre Freilassung aber außerordentlich begünstigt ist. Die ganze Bevölkerung der Republik mag anderthalb Millionen betragen, unter diesen nicht mehr als 30000 Sklaven, dagegen $\frac{1}{2}$ Million Indianer, eben so viele gemischten Blutes und ungefähr $\frac{1}{2}$ Million Weiße. Nach einem Gesetze der Republik müssen innerhalb 20 Jahren alle Sklaven emanzipirt sein. Diese Bevölkerung zerstreut sich auf eine Oberfläche von beiläufig 22000 geogr. Quadratm. 15 auf 1 Grad gerechnet. Sie beschäftigt sich mit Goldwäschereien und Bergbau, welcher die Spanier von jeher ganz vorzüglich angezogen hat. Jetzt sind es auch hier wie in Mexico englische Gesellschaften, welche mit englischen Kapitalien den Bergbau betreiben. In den Departementen Cundinamarca, Boyaca und Cauca, arbeiten diese Gesellschaften auf Gold und Platina, wie es scheint nicht mit dem besten Erfolge, da man in London englisch rechnete und sich daher wie natürlich amerikanisch verrechnete. Der Landbau beschäftigt den größten Theil der Indianer; die weißen Plantagenbesitzer arbeiten mit Vortheil für die Ausfuhr der Kolonialprodukte und Drogherien; die Viehzucht lohnt sich in den grasreichen Steppen vortrefflich; dem Handel sind in beiden Meeren vortreffliche Häfen geöffnet und die Landenge von Darien verheißt Neu-Grenada den Welthandel. Die Religion ist die römisch-katholische, doch ist Freiheit des Kultus allen christlichen Einwanderern gestattet. Die Geistlichkeit übt übrigens hier noch den größten Einfluß und mußte gehört werden. Was in allen religiösen und politischen Beziehungen jetzt als Recht und Gesetz gilt, ist uns nicht bekannt, daß aber gemäßigte Grundsätze fern von allen Extremen vorwalten mögen, wünschen wir sehr. An der Spitze der Republik steht General Santander als Präsident und Marquez als Vizepräsident.

In Bezug auf die Eintheilung kennen wir keine andere als die der Republik Columbia, welche wir denn auch hier vorläufig beibehalten müssen. Es zerfällt demnach die Republik Neu-Grenada in folgende fünf Departemente: Cundinamarca, Boyaca, Magdalena, Cauca und Isthmo. Jedes dieser Departemente wird wieder in mehre Provinzen ge-

theilt, welche aus sehr verschiedenen Elementen bestehen und von mancherlei Stämmen verschiedener Herkunft und Sprache bewohnt werden. Staatssprache ist jedoch die schöne kastilianische, wie denn auch die Bevölkerung spanischer Abkunft, bis jetzt den größten Einfluß auf die Verwaltung hat.

1) Das Departement Cundinamarca.

Dieses Departement liegt im Innern des Landes, sein Name ist indischen Ursprungs. Der Nordpunkt dieses Departements liegt unter 8° nördl. Br., der Südpunkt unter 2° 4′ zwischen 301° 50′ und 310° östl. Länge. Im Norden wird es von dem Departement Magdalena, im Westen von Cauca, im Süden von der Republik Ecuador und im Osten von Boyaca und dem Orenoco begrenzt. Die mittlere Andeskette mit ihrer fruchtbaren Gestaltung bildet die natürliche Westgrenze dieses Departements. Der Rio Meta scheidet es im Norden von Boyaca, der Orenoco von Guyana, der Guaviare von Ecuador. Cundinamarca zerfällt wieder seiner natürlichen Beschaffenheit nach, man möchte sagen, in zwei verschiedene Welten. Kaum 50 Toisen erhebt sich die Ostseite dieses Departements über die Meeresfläche, eingeengt zwischen dem Rio Meta und dem Orenoco nebst dem Rio Negro. Hier in diesen heißen, feuchten, waldigen Ebenen, herrscht noch die Natur in ihrer wilden Majestät, wilde Stämme durchziehen die Urwaldungen, in welche nur mittelst der vielen Flüsse der Eintritt möglich ist. Nur am Rio Meta haben sich an seiner Südseite einige Stämme in Missionen versammelt, südlicher hausen die Achaguas, Chorotas, Agoas, Guayaboros, Equinabis u. s. w. frei in den Urwäldern. Eine andere Gestalt hat die westliche Hälfte des Departements, denn hier erheben sich die Ländereien hoch über den Spiegel des Meeres und bilden eine Hochplatte, die sich 1400 Toisen über die Meeresfläche erhebt. Auf sie thürmen sich kolossale Berggestalten, die ihre furchtbare Höhe eben dadurch verbergen, daß sie auf ein Plateau gelagert sind, welches den St. Gotthardspaß an Höhe weit übertrifft. Die Paramos de la Summa Paz und Chingazi übersteigen 2000 Toisen. Die Paramos de Guanacas da Paragan und Quindiu ragen 2500 Toisen über die Meeresfläche empor, in die Grenze des ewigen Schnees hinein und der Pik von Tolima erreicht beinahe volle 3000 Toisen. Dieser westliche Gebirgszug von Cundinamarca ist berühmt durch seinen Gold- und Platinareichthum. Ein dritter Gebirgs-

aus von 1000 Piaster Werth; es wäre also in der That noch ein Schatz zu heben, aber ein neckischer Kobold reizt immer, ohne zu gewähren. Nach allem, was wir bisher gesagt haben, brauchen wir über das Klima nichts mehr hinzuzusetzen. Die Lage zwischen 2 und 8° nördl. Br., der tiefe Osten, der hohe Westen bestimmen es hinlänglich. Bei 400000 Einw. von amerikanischem Gemische bewohnen das Departement, welches in 4 Provinzen zerfällt: Bogota, Antioquia, Mariquita, Neiva.

Bogota (Santa Fé de) ist die Hauptstadt sowol der Provinz als auch des Departements und auch der ganzen Republik, der Sitz eines Erzbisthums und der Regierung. Sie wurde im Jahre 1538 von Gonzalo Ximenez de Quesada gegründet, der den Aposteln zu Ehren 12 Häuser erbaute und liegt 4° 35′ 43″ nördl. Br. und 303° 25′ 52″ östl. Länge auf einer Hochebene von 7000′ absoluter Höhe. Hohe Gebirge umgeben die Stadt, welche am Fuße der Berge Montserrat und Guadeloupe liegt, die mit Klöstern gekrönt sind. Die europäischen Getreidearten geben auf dieser Höhe zwei Ernten, die Eiche und Ulme gedeiht vortrefflich, nur selten fällt der hunderttheilige Thermometer auf den Gefrierpunkt, aber stets ist die Luft rein und gesund. Die Stadt mit ihren 40000 Einw. ist eine der schönsten des spanischen Südamerika und ersteht nach jedesmaliger Zerstörung schöner wieder. Da die Häuser der Erdbeben wegen nur Erdgeschoß hoch gebaut werden dürfen, auch sehr viele Gärten, Klöster, öffentliche Gebäude darinnen sich befinden, so nimmt sie einen sehr großen Platz ein. Die Straßen durchschneiden sich rechtwinklich und bilden einen freundlichen Anblick, da durchweg die vielen grünen Bäume ihr ein ländliches Ansehen verleihen. Die Häuser bilden der Länge nach 25, der Breite nach 12 Vierecke, zwischen denen überall gepflasterte Straßen durchgehen. Die Calle de Republica oder Republikanerstraße, vormals Königstraße, ist die größte und schönste und endigt auf dem prächtigsten der vier schönen Plätze der Hauptstadt. Auf ihm steht die prachtvolle Kathedrale, der Regierungspalast und das Zollhaus. Hier ist zugleich der Marktplatz, welcher besonders an Freitagen einen köstlichen Anblick gewährt, die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse verschönert sogar unsere nordischen Marktplätze, hier vermehren sich noch die Verschiedenheiten der Artikel und die spanischen Amerikaner, besonders die Farbigen und Indianer, besitzen einen eigenen Geschmack im Auslegen und Herausputzen ihrer Waare. 12 Klöster, mehre Kirchen, 2 Kol-

zug steht in der Provinz Antioquia als Wasserscheide zwischen dem Cauca und Rio Atrato; sie ist die höchste Kette der Provinz, und theilt sich zwischen 7 und 8° in vier Äste, wovon der beträchtlichste sich nach Panama hinüberzieht. Mithin begreift der westliche Theil dieses Departements ein 8000′ hohes Bergplateau, besetzt mit 3 gegen Westen hin immer stufenförmig sich höher erhebenden Bergketten, welche wieder Hochlängenthäler bilden, die wir unter dem Namen des Magdalena-, Cauca- und Atratothales kennen. Unzählige Waldbäche rieseln den drei Strömen von allen Seiten entgegen, was uns über die vielen Seiten- oder Querthäler, in welche sich die Hauptketten verästeln, belehrt. Diese Thäler stehen mit einander nur durch Hochpässe in Verbindung, und kein Wagen kann bis jetzt diesen Theil der Republik auch nur auf einige Stunden weit befahren. Den Paß von Quindiu haben wir schon oben erwähnt, ähnliche Pässe sind noch mehre vorhanden. Die Hauptflüsse sind schon genannt. Nebenflüsse sind der Fusagasuga, Bogota, Canarenuevo, Sogamoso u. s. w., welche alle in den Magdalena fallen. An seiner linken Seite münden in ihn nebst dem Cauca, der Mare, St. Barbara, Luisa, Recio, Totare u. s. w. Der Orenoco macht hier in diesem Departement seine Fälle von Atures und Maypures, die großen Flüsse Guaviare, Vichada, Tomo und der Grenzfluß Meta entleeren die Gewässer ihrer Gebiete innerhalb dieses Departements in ihn. Der See von Guatavita, dessen wir in der Einleitung gedacht haben, gehört auch diesem Departemente an. Er liegt 9- bis 10000′ über dem Meere und nicht weniger als 1,120000 Millionen Pf. St. an Gold soll darinnen begraben sein. Wirklich haben die Spanier durch Auswaschung des Schlammes und Sandes so viel Gold erhalten, daß die Regierung als ihren Antheil 170000 Piaster erhielt. Man machte mehre Versuche den See abzuleiten und näherte sich bereits dem Grunde bis auf 14 Fuß, da brachen die beiden Seiten mit Donnergekrach zusammen, und das Wasser stieg wieder. Neuerlich hat eine englische Kompagnie versucht den See auszupumpen und 20000 Piaster darauf verwendet. Vergeblich! denn noch immer hielt er 34′ Wasser. Auch Lord Cochrane hat alle möglichen Versuche gemacht, um der Billion Pf. St. theilhaftig zu werden, womit er vermuthlich im Sinne hatte die englische Nationalschuld zu zahlen. Indessen ist es nicht gelungen. Man zog aber zufälligerweise mit dem Senkblei ein goldenes Götzenbild her-

aus von 1000 Piaster Werth; es wäre also in der That noch ein Schatz zu heben, aber ein neckischer Kobold reizt immer, ohne zu gewähren. Nach allem, was wir bisher gesagt haben, brauchen wir über das Klima nichts mehr hinzuzusetzen. Die Lage zwischen 2 und 8° nördl. Br., der tiefe Osten, der hohe Westen bestimmen es hinlänglich. Bei 400000 Einw. von amerikanischem Gemische bewohnen das Departement, welches in 4 Provinzen zerfällt: Bogota, Antioquia, Mariquita, Neiva.

Bogota (Santa Fé de) ist die Hauptstadt sowol der Provinz als auch des Departements und auch der ganzen Republik, der Sitz eines Erzbisthums und der Regierung. Sie wurde im Jahre 1538 von Gonzalo Ximenez de Quesada gegründet, der den Aposteln zu Ehren 12 Häuser erbaute und liegt 4° 35′ 43″ nördl. Br. und 303° 25′ 52″ östl. Länge auf einer Hochebene von 7000′ absoluter Höhe. Hohe Gebirge umgeben die Stadt, welche am Fuße der Berge Montserrat und Guadeloupe liegt, die mit Klöstern gekrönt sind. Die europäischen Getreidearten geben auf dieser Höhe zwei Ernten, die Eiche und Ulme gedeiht vortrefflich, nur selten fällt der hunderttheilige Thermometer auf den Gefrierpunkt, aber stets ist die Luft rein und gesund. Die Stadt mit ihren 40000 Einw. ist eine der schönsten des spanischen Südamerika und ersteht nach jedesmaliger Zerstörung schöner wieder. Da die Häuser der Erdbeben wegen nur Erdgeschoß hoch gebaut werden dürfen, auch sehr viele Gärten, Klöster, öffentliche Gebäude darinnen sich befinden, so nimmt sie einen sehr großen Platz ein. Die Straßen durchschneiden sich rechtwinklich und bilden einen freundlichen Anblick, da durchweg die vielen grünen Bäume ihr ein ländliches Ansehen verleihen. Die Häuser bilden der Länge nach 25, der Breite nach 12 Vierecke, zwischen denen überall gepflasterte Straßen durchgehen. Die Calle de Republica oder Republikanerstraße, vormals Königstraße, ist die größte und schönste und endigt auf dem prächtigsten der vier schönen Plätze der Hauptstadt. Auf ihm steht die prachtvolle Kathedrale, der Regierungspalast und das Zollhaus. Hier ist zugleich der Marktplatz, welcher besonders an Freitagen einen köstlichen Anblick gewährt, die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse verschönert sogar unsere nordischen Marktplätze, hier vermehren sich noch die Verschiedenheiten der Artikel und die spanischen Amerikaner, besonders die Farbigen und Indianer, besitzen einen eigenen Geschmack im Auslegen und Herausputzen ihrer Waare. 12 Klöster, mehre Kirchen, 2 Kol-

legien, Hospitäler, eine Universität, nun auch eine Bibliothek und ein Museum, dann die verschiedenen Gerichtshöfe; alle tragen zur Verschönerung der Stadt bei. Die Bewohner werden als sehr gesittet, von feinem anständigen Betragen, die Frauen als besonders schön geschildert. Der Handel der Stadt ist sehr bedeutend, ihr Hafenplatz für den Wasserhandel ist Bodega de Bogota am Magdalenenstrome; der Gewerbfleiß ist, einige städtische Gewerbe ausgenommen, die man nirgend entbehren kann, sehr gering. Wohlhabend durch Bergbau lieben die Bewohner die Lustbarkeit; Musik, Konzerte, Assembleen und Tänze füllen die Abende aus, Stiergefechte sind aus Spanien, Hahnenkämpfe aus England übergegangen. Die verderblichen Hazardspiele werden auch hier im Übermaße geliebt. Auch das Kirchenwesen trägt sehr viel dazu bei die Lust der Bewohner zu erhöhen. Der Kultus hat hier eine ganz andere Gestalt, als wir bei uns zu sehen gewohnt sind. Es ist keineswegs feierlicher Ernst, welcher die überaus zahlreichen Kirchenfeste charakterisirt, sondern eine fröhliche, reiche Pracht, die sich in festlichen Aufzügen, in der Beleuchtung der Kirchengebäude u. s. w. offenbart und entwickelt. Eine prachtvolle Anlage für die Frühspazirgänge ist die Almeida, eine Art Park neben der Stadt. Die Schönheit der Stadt, die prachtvolle Szenerie der Umgebung, der fröhliche Anstand der Bewohner machen zusammen ein herrliches Bild. Leider haben die Unruhen der neuesten Zeit dieses schöne Gemälde befleckt und jene Nacht, in welcher der gute Genius des Landes, Bolivar, sich unter einer Brücke verbergen mußte, auf welcher Bürgerblut floß, zeigt: daß die Leidenschaften der Menschen selbst in einem Paradiese nicht paradiesisch werden, sondern der Natur zum Trotze ausarten. Sibate, Suacha, Tequendama mit seinem berühmten Wasserfalle, Zipaquira mit 6000 Einw. am Bogota und seinem massiven Salzfelsen, das Dorf Chia, Facatativa noch um 3000′ höher als die Hauptstadt liegend, das Dorf Guatavita an seinem berühmten See bilden die reizende Umgebung der Hauptstadt. Fusagasuga am gleichnamigen Flusse, am Fuße der östlichen Andes, hatte einst den berühmten Bischof Fernando de Piedrahita und Geschichtschreiber Neu-Grenada's zum Pfarrer. Guaduas ist ein freundliches hübsches Dorf an der Straße nach Honda mit 4000 Einw. Hier findet schon der Anbau des Zuckers und Kaffee statt. Es liegt unter 5° 4′ 5″ nördl. Br. und 302° 51′ 47″ östl. Länge. Muzo ist eine Stadt im Gebirgslande, wo ehemals die Mu-

Indianer hausten. Die schönen Smaragde der umliegenden Berge haben es berühmt gemacht. Velez liegt in einer sumpfigen, fruchtbaren Gegend und hat 3000 Einw.

Neiva ist die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens; sie liegt unter 3° 14′ nördl Br., 22 geogr. M. südwestlich von Bogota. Sie wurde 1550 von den Spaniern gegründet, wo jetzt Villa vieja steht und 1612 an ihre jetzige Stelle verlegt. In einer heißen, feuchten, waldigen aber äußerst fruchtbaren Gegend wohnen hier 12000 meist farbige Menschen, und beschäftigen sich mit dem Anbau der Kolonialprodukte und einer überaus starken Viehzucht. Eine prachtvolle Pfarrkirche, ein Hospital, eine Schule, sorgen für die geistigen Bedürfnisse. Nazagaima ist merkwürdig seines braven Pfarrers wegen, der in seiner Mission für den Unterricht seiner Pflegbefohlenen so sehr sorgte, daß alle Bewohner lesen und schreiben können. Purification ist eine sehr schöne Stadt auf einem kleinen Hügel, umgeben mit tropischen Gärten durch Bambus eingefriedigt. Chaparal hat Goldwäschereien, Ataco schöne Plantagen. Timana eine alte Stadt, die schon 1538 gegründet wurde, liegt an der Südgrenze des Departements an den Quellen des Magdalena; das freundliche La Plata ist in einem paradiesischen Thale erbaut, welches 3200′ absolut hoch liegt.

Die Provinz Mariquita liegt nördlich der Provinz Neiva im Thale des Magdalenenstromes zwischen dem Plateau von Bogota und der Bergkette des Quindiu. Dieses weite Thal ist auch unter dem Namen der Llannos San Juan bekannt. Mariquita, 1533 auf seine jetzige Stelle verlegt, ist der Hauptort der Provinz und liegt in der Ebene des Guali, eines Zuflusses des Magdalena unter 5° 15′ nördl. Br. und 302° 38′ östl. Länge. Reich ist diese Stadt durch die Gold- und Silberschätze der Quindiugebirge geworden. Die Bergwerke scheinen durch die Engländer wieder sehr in Aufnahme zu kommen, da sie sogar ihre unvortheilhaften Kontrakte lohnen. Außerordentlich reich bricht hier auch das bisher verwahrloste Kupfer und der Boden ist nicht weniger fruchtbar als metallreich. Merkwürdig ist Mariquita auch, weil hier 1597 Gonzalo Ximenez de Quesada, der Eroberer Neu-Grenada's, sein Leben endigte. Auch er war einer jener Geister, deren das 16. Jahrhundert so viele hervorbrachte, in welchem sich die widersprechendsten Eigenschaften und moralischen Kräfte wunderbar mischten. Sein Leichnam wurde später in die Domkirche

von Bogota übergetragen, eine Wanderung, welche die Leichname der meisten dieser wandernden Eroberer erfuhren. Unter 5° 11′ 45″ nördl. Br. und 302° 38′ 9″ östl. Länge liegt Bartholomäo de Honda an der Mündung des Guali, 33 Stunden nordwestlich von Bogota, nach neuen Nachrichten die jetzige Hauptstadt der Provinz. Reich durch Berg- und Ackerbau wie durch Handel besitzt sie 9000 Einw., zählte früher 12000, aber das Erdbeben, welches sie 1807 in einen Schutthaufen verwandelte und die nachfolgenden politischen Stürme haben die Zahl vermindert. Indessen dürfte die überaus vortheilhafte Lage dieser Stadt sie bald wieder zur vorigen Blüte und wol zu einer größern erheben. Jetzt sieht man viele Trümmer, unter ihnen auch die der früher prachtvollen Hauptkirche, da der Wiedererbauung von Städten Revolutionszeiten keineswegs günstig sind. Sta. Anna ist ein sehr schönes Dorf, San Bonifacio de Ibague eine 4000′ hoch liegende Stadt am Übergange über den Quindiu. Sie hat 3000 Einw., einen herrlichen Feldbau, der sich mit Erfolg auf die Erzeugung der Produkte aller Zonen verlegt.

Wir gehen nun in der That über den Quindiu, um in die prachtvolle Provinz von Antioquia zu gelangen.

Diese Provinz liegt westlich der Hauptstadt von Neu-Guenada zwischen dem 5 und 8° nördl. Br. von der Mündung des Nechi bis an die Furt von Guacayica in einer Länge von 71 Stunden. Ihre Breite von S. Bartholomäo bis Acado beträgt 43 Stunden. Der Gipfel der Anden von Quindiu trennt sie von der Provinz Mariquita; sie ist 1100 Quadratmeilen groß. Ströme und Thäler durchschneiden das von der prächtigen Andeskette besetzte Land. Die ganze Provinz ist eigentlich nur ein weiter Wald, kaum 125 Quadratmeilen sind mit Gräsern bewachsen und nicht 30 angebaut. Die rothe und gelbe Chinarinde, den Wachsbaum, aus dem man jährlich bey 5000 Centner Wachs zieht, köstliche Färbehölzer, Harze, Balsame, Gewürze, Pflanzenöle verschiedener Art liefern die unermeßlichen Wälder, welche von Jaguars und Bären auf eine wirklich furchtbare Weise bewohnt werden. Die Fülle dieser wilden Thiere richtet unter den Hirschen, Faulthieren, Kaninchen, Ameisenbären, Affen und den übrigen Bewohnern des Landes schreckliche Verheerungen an; die unendliche Fülle der Vögel aller Art liefert allein eine Musterkarte dieser Thierklasse, unter denen jedoch nicht ein einziger Singvogel ist. Überhaupt haben die tropischen Wildnisse Amerika's das Eigenthümliche, daß man viele

Meilen lang in einem bezauberten Lande zu reisen glaubt, wo Alles lebt und schweigt. Trotz dieser furchtbaren Einöde ist Antioquia die volkreichste Provinz des Departements, denn sie enthält über 100000 Einw. Im Grunde umfaßt sie nur einen einzigen großen Gebirgsstock, welcher zu den Centralandes gehört. Der kulminirende Punkt liegt nördlich von Urao und wird Alto Delviente genannt. Antioquia ist eines der goldreichsten Länder der Erde. Die Flüsse fließen über eigentlichen Goldsand. Die Hauptformation des Landes besteht aus Syenitporphyr, in welchem das Lebemetall der Menschheit allenthalben verbreitet ist, so sehr: daß gewissermaßen das ganze Land als Golderz betrachtet werden kann. Hier hat man endlich auch Platina auf Gängen am rechten Ufer des Rio Cauca entdeckt, welches Metall bisher nur in Körnern auf den Seifenwerken gefunden wurde. Die reichste Grube auf Gold ist die auf Guisuna bei Ansa, wo das Erz 22 Prozent Gold enthalten soll; die Silberminen sind bis jetzt verwahrlost, noch mehr natürlich die goldhaltigen Kupferminen. Um den Zinnober, das köstliche Eisen und den Asbest hat man sich natürlich noch weniger bekümmert. Smaragde und sehr schöne Granaten findet man viel, wichtiger aber sind die reichen Salzminen von Guaca, Retiro und Pueblo Blanco. Die Provinz wird in vier Cabildos: Antioquia, Medellin, Rio Negro, Marinillo und 4 Capitanien: Aguerra de Yolombo, Remedios, Carceres und Zaragossa oder Saragossa eingetheilt. Fünf Städte, 2 Marktflecken, 27 Pfarreien, 8 indische Dörfer und einige Weiler beherbergen die Bevölkerung. Wir nennen darunter Antioquia unter 6° 36′ nördl. Br. und 301° 37′ östl. Länge. 1600 Fuß über dem Meere, von Mais-, Zucker-, und Pisangfeldern umgeben. Sie genießt einer mittlern Wärme von 20° Reaumur, zählt 18000 Einwohner, ist gut gebaut und ihre Bewohner zeichnen sich als ein fleißiges, wohlhabendes und ordentliches Bergvolk, durch Freundlichkeit und Ehrenfestigkeit aus. Sie zählt auch viele Handwerker, was in einer Bergstadt nicht wundern darf; denn bei der magischen Gewalt, welche die Metalle auf das Gemüth des Menschen üben, erwacht seine Thätigkeit um sie zu gewinnen, was wiederum ohne Industrie und Feldbau nicht geschehen kann.

Medellin ist die Hauptstadt der Provinz und des gleichnamigen Cabildo unter 6° 16′ nördl. Br. und 302° östl. Länge in einer prachtvollen Gegend. Sie hat die Ehre, von Cortez gegründet und nach seiner Vaterstadt benannt worden zu sein, und

zählt 18000 Einw., welche Berg- und Feldbau nebst Viehzucht treiben. Sie genießt ein überaus sanftes liebliches Klima, welches seine Eigenschaft auch den Bewohnern mitzutheilen scheint; und gewiß ist die physische Beschaffenheit des Landes nicht ohne Einfluß auf die Bewohner. Rio Negro mit 12000 Einw. unter 6° 13′ nördl. Br. und 302° 10′ Länge und Marinilla 4 Stunden von der vorigen mit 5000 Einw. sind ebenfalls Städte und Hauptorte der gleichnamigen Cabildos, in einem überaus lieblichen Schweizerlande. Remedios hat nur 2000, Sargossa ebenfalls so viel Einw., Carceres nur 800 und ist obendrein ein sehr ungesunder Ort. Yolombo mit 1000 Einw. Alle vier sind Hauptörter der Capitanien.

2) Das Departement Boyaca.

Dieses ungeheure Departement dehnt sich in Osten bis an den Orenoco aus, hat im Süden und Westen Cundinamarca mit dem Rio Meta, im Norden den Apure und das Departement Magdalena nebst Zulia und liegt zwischen 4° 8′ und 7° 34′ nördl. Br. und 310° 12′ bis 303° 32′ östl. Länge mit einem Flächenraume von beiläufig 4000 geogr. Quadratmeilen. Das nordwestliche Drittel dieses Departements ist Hochland, die südöstlichen und östlichen Theile dagegen werden von den Llanos von Casanare zwischen dem Apure und Meta eingenommen. Es sind dieses gras- und herdenreiche Steppen mit reicher Bewässerung, so daß also auch dieses Departement dem von Cundinamarca gleich, in Hoch- und Flachland zerfällt. Die Andesstufe mit den Paramos von Chita, Chingasa, Quachaneque und Almazadero, die sich mit Spitzen bethürmt haben, welche in die Grenze des ewigen Schnees steigen, bilden die Wasserscheiden zwischen dem atlantischen und caraibischen Meere. Das Klima ist eben so doppelter Art, wie jenes von Cundinamarca, die Produkte sind dieselben und überhaupt beide Departemente so ziemlich von gleicher physischer Physiognomie. Die Bevölkerung wird auf 400000 Menschen angegeben, unter welche jedoch die garstigen Erdfresser die Otomaken, die schlitzaugigen Yaruros, die Salivas und die Achaguas und Cabres, welche noch ziemlich wild umherirren, nicht gerechnet sind. Ob diese Departemente eine eigene Verfassung haben, wissen wir nicht, in Hinsicht der geistlichen Pflege sind sie an den Erzbischof von Bogota gewiesen. Pamplona, Socorro, Tunja und Casanare sind die vier Provinzen, in welche sich bis jetzt das Departement gespalten hat.

Die Provinz Pamplona hat die Stadt gleiches Namens zur Hauptstadt, sie wurde von Pedro de Ursua im Jahre 1549 gegründet, und liegt ziemlich hoch über dem Meere zwischen himmelanstrebenden Bergen. Auch diese Stadt ist nach Art der meisten amerikanischen Städte im Quadrate angelegt und ein köstliches Klima macht sie zu einem angenehmen Aufenthalte. Die Stadt gewährt einen um so lieblichern Anblick, als bei jedem Hause ein Garten ist. Die Kirche ist eine der schönsten der Republik, so wie Klöster in keiner spanischen Stadt fehlen dürfen; auch hier gibt es Gold-, Silber- und Kupferminen und mit den letztern auch Kröpfe. Das Dorf Chopo in der Nähe der Hauptstadt hat reichen Plantagenbau, wogegen das Bergdörfchen Montuosa seiner hohen Lage wegen, obwol nicht weit davon entfernt, nur spärliche Nahrungsmittel erzielt. Im Thale von Capitanejo liegt am Chichamache ein Dorf Capitaneio genannt mit kupferhaltigem Trinkwasser, dessen Bewohner ebenfalls von Kröpfen und Elephantiasis heimgesucht werden, wogegen das bei weitem höher liegende Suata, bei einem milden Klima Wasser aus Sandbergen empfängt, was keine Kröpfe verursacht.

Südlich dieser Provinz liegt die von Socorro, wo Nuestra Sennora de Socorro mit 4000 Einw. den Hauptort bildet. St. Gil mit 2000 Einw. Barichara und Curiti sind Ortschaften in derselben schönen Gegend. Diese Provinz liegt niedriger gegen das Magdalenenthal hin geneigt, als die hohe Provinz Pamplona, daher ist die Industrie ihrer Bewohner auf Zucker, Kaffee, Mais, Baumwolle, Cacao und die Brotfrüchte des Tropenlandes gerichtet. Sie geben auch viel Tabak in den Handel und verfertigen Teppiche und Baumwollenzeuge. Mogotes ist ein kleines Dorf durch die Verfertigung köstlicher Konfituren berühmt. Es liegt wie José del Valle, Ocamantes und Ojiba, schon in sehr heißer aber gesunder Gegend.

Die Provinz Tunja enthält die gleichnamige Hauptstadt des ganzen Departements unter 5° 24′ nördl. Br. und 304° 6′ östl. Länge, nordöstlich von der Stadt Bogota. Sie war einst sehr blühend und scheint wieder in Aufnahme zu kommen. In dieser schöngebauten Stadt von nicht mehr als 3000 Einw. zeichnet sich besonders die prachtvolle Pfarrkirche mit ihrer reichen Gemäldeausstattung, von den besten spanischen Meistern, aus. Ein Kollegium für die höhern Klassen und eine Lancastersche Schule für das Volk sorgt für den Unterricht, dessen diese Völ-

ker zu ihrer Civilisation so sehr bedürfen. Suapaya, Zerinza nebst andern Dörfern liegen alle an der Straße von Tunja nach Merida. Diese Provinz enthält mehre Punkte, die in der Geschichte unserer Zeit merkwürdig geworden sind. So ist das Dorf Duitama in einer fruchtbaren Gebirgsebene durch das Treffen merkwürdig, welches Bolivar gegen Morillo gewann. Unsterblich aber im Andenken der Neu-Grenader wird das berühmte Dorf Boyaca, nach welchem das Departement benannt wird, bleiben; denn hier wurde am 7. August 1819 jene denkwürdige Schlacht von Bolivar geschlagen, welche Neu-Grenada für immer von Spanien frei machte.

Die Provinz Casanare ist die größte, aber am wenigsten volkreiche, welche von der Ostseite der Andes bis zum Orenoco hinabreicht, im Westen noch einige Erhöhung hat, welche sich gegen Osten in die unermeßlichen Ebenen verliert. Die Bevölkerung ist sehr dünne gesäet. San Jose de Pore, in einer heißen ungesunden Lage, 5° 40′ nördl. Br. mit nur 500 Einw. ist die Hauptstadt. Das nordöstliche Chita hat etwa 900 und das westliche Marezato 700 Einw. Paya, Gravo, Beloje und einige andere Dörfer liegen an dem Bergabhange hin, haben ein fruchtbares Ackerland und schöne Viehzucht. Casimena, Macuco, Arauca, Hato de Todos, Maria de Mirabel, Sta. Rosalia u. s. w. sind Missionen an den Flüssen der Llannos. Die ganze Provinz zählt trotz ihrer Ausdehnung nur 19000 Einw.

3) Das Departement Magdalena.

Eine ganz andere Szene bietet dieses Departement dar; es umfaßt den Unterlauf des Magdalena und Rio Cauca, welche beide Flüsse sich in ihrer Mitte vereinigen, um alsdann in das caraibische Meer zu fallen. Es ist dasjenige Departement der Republik, welches sich für die Zukunft einen außerordentlichen Wohlstand versprechen darf, da es nicht nur bis tief in das Innere der Republik seine Flotten senden kann, sondern auch an seinen vielfach eingebrochenen Küsten der Handelspunkte die Menge hat. Im Norden das caraibische Meer, im Süden Cundinamarca, im Westen Cauca und im Osten die Republik Venezuela sind seine Grenzen, gleichsam von der Natur bestimmt. Es dehnt sich zwischen 6° 38′ bis 12° 26′ nördl. Br. und 301° 52′ bis 305° 51′ östl. Länge aus, ungefähr 2500 geogr. Quadratm. umfassend. Die Andeszweige, welche von Süden nach Norden heranstreben, fangen sich in

dieſem Departement ſämtlich zu verflächen an und gehen nordwärts, beſonders aber im nordweſtlichen Theile in völlige Ebenen über. Dagegen thürmt ſich im Nordoſten oder eigentlich im Norden der Oſtſeite des Magdalenaſtromes, von Weſten nach Nordoſten hinſtreichend, unmittelbar aus der Ebene die gewaltige Sierra Nevada de Sta. Martha aus einer weiten Ebene in die Grenze des ewigen Schnee hoch hinauf. Es wird ihr, die noch nie beſtiegen wurde, eine Erhebung über das Meer zwiſchen 14- und 16000′ beigelegt. Das nördliche Ende dieſer Sierra unter 10° 43′ nördl. Br. wird von den Schiffern 25 Meilen weit von der See aus geſehen. Nach v. Humboldt's Angabe und umſtändlicher Erörterung, ſteht die Sierra ganz iſolirt ohne alle Verbindung mit den Andes da; obwol die meiſten Karten das Gegentheil anzeigen. Sie iſt bis zur Grenze der Alpengräſer mit herrlichen Wäldern umkränzt, in denen außer andern köſtlichen Holzarten, beſonders auch mehre Arten der Cinchona, dieſer wohlthätigen Pflanze der heißen Länder vorkommen. Auch die Zweige der Andeskette, welche in dieſes Departement ſtreichen, ſind mit ſchönen Wäldern bedeckt. Die Thäler ſind köſtlich bewäſſert, denn außer dem Hauptſtrome durchrieſeln das Land eine Menge kleiner Flüſſe, unter denen der Cäſar, der Colorado, Sogamoſo und Carare die anſehnlichſten ſind. Der Rio Cäſar fließt von Sta. Martha herab nach dem Magdalenenſtrome. Eine Menge Küſtenflüſſe durchfurchen überall den Strand, welcher vielfach eingeſchnitten eine Menge Baien und Buchten bildet, wie ſchon die vielen Vorgebirge bezeugen, unter denen Cap Vela, Auguſtin, Juan de Guia, Aguia und Guira die vorzüglichſten ſind. Der ſchöne Golf von Morosquillo greift tief in das Land hinein. Im untern Gebiete des Magdalenenſtromes liegen auch viele Seen, unter denen der Zapetoſa der merkwürdigſte iſt. Das Klima iſt in den tiefen Thälern und Ebenen heiß, und beſonders im unterſten Magdalenengebiete ſehr ungeſund. Höher hinauf am Strome und auf den Abhängen der Gebirge, finden ſich auch hier die Tieras templadas und auf den Schneegipfeln der Sta. Martha ein ewiger Winter. Nichts kann ungleicher ſein als das Klima eines weit ausgedehnten tropiſchen Landes, da es allenthalben von den Unebenheiten des Boden modifizirt wird. Der Reichthum des Departements iſt dem übrigen Gebiete der Republik gleich. Nichts mangelt dieſem Lande als eine zahlreiche Bevölkerung, welche alles das, was die Natur hier vorbereitet

hat, in Empfang nehme. Jetzt sind auf den 2500 Quadratm. nur 180000 Menschen zu finden, so daß kaum 60 auf die Quadratmeile kommen. Unter ihnen die Guahiros und Tayronas, welche noch unabhängig herumirren, die übrigen Indianer sind christianisirt und theilen den Zustand ihrer Brüder im westlichen Südamerika. Das Departement zerfällt in 4 Provinzen: Carthagena, Sta. Martha, Rio Hacha und Mompox.

Die Provinz Carthagena nimmt die Nordwestseite des Departements ein, zwischen dem großen Golf von Darien und dem Magdalenenstrome. Die Ufer des Stroms, dessen Wasser von Krokodilen, dessen Luft von schrecklichen Insektenschwärmen wimmelt und die Meerküsten, sind allein angebaut. Hauptstadt ist Carthagena de los Indios, zugleich Departementshauptstadt unter 10° 26′ 35″ nördl. Br. und 302° 14′ 15″ östl. Länge. Sie wurde 1533 von Pedro de Heredia an der anmuthigen Bai von Calamari auf einer schmalen Landzunge, die sich westlich in das Meer streckt, erbaut. Eine Brücke verbindet sie mit der Insel und Vorstadt Xirimani. Südlich liegt die große Insel Baru, zusammen bilden sie die prachtvolle große Hafenbai, in deren Schutz alle Flotten der Erde Platz haben. Zwischen den beiden Inseln führt die Straße in das Meer hinaus; sie wird Bocca Chica genannt. Die Stadt wird von der Landseite durch starke Festungswerke, von der Seeseite durch eine heftige Brandungsee geschützt. Sie hat 25000 Einw., ist sehr regelmäßig und schön gebaut, hat viele prachtvolle Kirchen und Hospitäler, und seit den republikanischen Einrichtungen sehr viele Schulanstalten, da sie als Handelsstadt das Bedürfniß des Unterrichts doppelt fühlt. Das gelbe Fieber macht indessen den Hafen einen Theil des Jahrs hindurch dem Fremden furchtbar, während ihn in der andern Jahrszeit Stürme schrecken. Die Hitze ist außerordentlich, das Wasser schlecht; die Luft ungesund. Bei alle dem blüht der Handel immer mehr und mehr auf, da die Lage der Stadt außerordentlich günstig ist. An ihrer Ostseite erhebt sich der über 500′ hohe la Popa, gekrönt mit einem Marienkloster, von dem aus man eine prachtvolle Fernsicht genießt. Südöstlich liegt das Dorf Turbaco 980′ über dem Meere. Da es der Stadt sehr nahe liegt, so flüchten die Europäer unmittelbar nach ihrer Landung dahin, um der verderblichen Pestseuche der Hauptstadt zu entgehen. Jeder verpestete Hafen Amerika's hat glücklicherweise einen solchen Zufluchtsort, der leicht zu erreichen ist, wo der Europäer von den schweren Mias-

nun der tödtenden Fieber nicht ergriffen wird. Östlich von dem anmuthigen Turbaco, etwa 1 Stunde weit, befinden sich 20 oder mehr kegelförmige Hügel, jeder mit einem Krater voll Wasser auf seinem Gipfel. Ein dumpfes Gurgeln im Innersten kündigt die Explosionen an, welche in abgerissenen Zeiträumen erfolgen, und durch welche eine große Menge Gas ausgestoßen wird. Man nennt sie im Lande Luftvulkane oder Volcanitos. Die Kegel sind 20 bis 25′ hoch und bestehen aus einer Art grauen Lehm; die Ausbrüche folgen schnell auf einander, so daß man deren 5 in 2 Minuten zählt. Die Auswürfe bestehen aus etwas Schlamm und reinem Stickgas. Rocha, St. Anna auf der Insel Baru, Arjana, Sabana, Benito, Malambo u. s. w. sind Dörfer, welche die Hauptstadt umgeben. Baranca ist ein großes Dorf am Diguefluſſe, welches den Waarentransport zwischen Carthagena und dem Innern des Landes vermittelt. S. Jago de Tolu unter 9° 32′ nördl. Br. und 302° 5′ östl. Länge liegt an einem guten Hafen, aber sehr heiß, und ist seines Balsams wegen berühmt. Die Küste von Carthagena ist von vielen Inseln umgeben, unter denen wir die Bernhardsinseln an der Morosquillobai, Rosario, Tesoro, die obenerwähnte Insel Baro, Salmadina und Verda vor der Magdalenenmündung anführen. Das Dorf el Penjon ist seiner Lage wegen merkwürdig, da es auf der Spitze liegt, welche der Cauca mit dem Magdalenenstrome bildet. Von ihm aus erblickt man bereits die Andes.

Die Provinz Sta. Martha wird durch die Berggruppe gleiches Namens bezeichnet. Sie ist ein Flachland, in dessen Mitte sich die Sierra erhebt, von welcher unzählige Flüsse segnend in das Land strömen. Hauptstadt ist Sta. Martha, von Rodrigo Pastidas schon 1525 gegründet. Sie ist der Sitz eines Bischofs, hat ein sehr heißes aber trocknes Klima und wird vom Guayrafluſſe mit gutem Wasser versorgt. Sie liegt unter 11° 19′ 2″ nördl. Br. und 303° 36′ 30″ östl. Länge. Von der See her gewährt sie einen unendlich prachtvollen Anblick. Sie besteht aus schönen regelmäßig geordneten Häusern mit rothen Ziegeldächern und weißgetünchten Wänden von den lieblichen Gärten mit ihren prachtvollen Pflanzenformen herrlich durchwirkt. Die waldigen Bergkegel, welche sich hinter ihr ordnen, und stufenweise zur Nevada hinauf gruppiren, sind ein wahres Amphitheater der Grazien. Der Hafen ist weder groß noch ganz sicher, aber sehr gut für Handelsschiffe, welche

auch durch Batterien und eine Citadelle geschützt werden. Übrigens hat der Krieg hier furchtbar gewüthet, da Freund und Feind gleich übel hausten. Nur mühsam hat sie sich wieder auf 3000 Einw. gehoben, obwol dauerhafte Ruhe sie bald zu ihrem vorigen Flore wieder erheben dürfte. Die Stadt hat in ihrem Gebiete reiche Salzgruben, und die Sierra Nevada ist überaus reich an Silber, das bisher niemand ausgebeutet hat. Teneriffa ist eine Stadt am Magdalenenstrome, los Reyes ist eine Bergstadt im südwestlichen Thale der Nevadagebirge, heiß und ungesund, aber außerordentlich reich an Metallminen.

Die Provinz Mompox hat eine große Rolle in der Revolution gespielt; sie begreift alles Land von der Caucamündung aufwärts am Magdalenenstrome, bis zur Mündung des Sogamoso. Sta. Cruz de Mompox ist die Hauptstadt, am linken Ufer des Magdalena gelegen, wo übrigens gar nicht gut zu wohnen ist; denn man wird von Hitze und Insekten schrecklich geplagt, und will man sich baden, von Krokodilen gefressen. Aber für den Handel ist Mompox trefflich gelegen, weswegen denn auch 15000 Menschen hier wohnen. Der Handel aufwärts und abwärts ist in ihren Händen, auch gibt es viele Goldarbeiter da, welche besonders schöne Ketten verfertigen. Die Stadt ist übrigens schön gebaut, hat prächtige Kirchen, große Üppigkeit und vielen Reichthum, — wenn nur die Insektenschwärme nicht wären. Merkwürdiger noch als Mompox ist Ocaña unter 7° 40′ 4″ nördl. Br. und 304° 39′ 48″ östl. Länge gelegen. Diese Stadt ist geschichtlich merkwürdig geworden durch die Kongresse der Republik Columbien, welche hier gehalten wurden. Um der Eifersucht auf Bogota zu begegnen, wurde Ocaña für neutral erklärt und zur Hauptstadt eines ungeheuren Staates bestimmt. Sie liegt ziemlich hoch, hat ein herrliches Klima, eine reiche Umgebung, eine prachtvoll angelegte Bauart und 8000 Einw. Ob sie auch in Zukunft Hauptstadt der Republik Neu-Grenada bleiben wird, ist noch nicht bestimmt.

Die Provinz Rio de la Hacha besteht aus dem Flußgebiete des Hacha mit der gleichnamigen Hauptstadt unter 11° 28′ nördl. Br. und 304° 48′ östl. Länge, bis jetzt noch ziemlich unbedeutend. Mancornado, Menores, Sabana, nebst mehren andern, sind kleine Dörfer, welche in diesem nordöstlichsten Theile der Provinz liegen.

4) Das Departement Isthmo.

Schon der Name bezeichnet dieses Departement als dasjenige der Landenge, welches an die Republik von Mittelamerika grenzt, und das wir schon öfter zu erwähnen Gelegenheit hatten. Es ist ungefähr 80 geogr. Meilen lang und krümmt sich bogenförmig von Osten nach Westen hinüber, zwischen 7° 16′ und 9° 42′ nördl. Br. und 294° 50′ bis 299° 50′ östl. Länge. Im Norden vom antillischen, im Süden vom stillen Meere, im Osten von der Provinz Cauca, im Westen von Mittelamerika begrenzt. Als derjenige Theil der großen Landenge, wo der Isthmus zwischen der Mandingo und Panamabai nur 5 engl. Meilen breit und die Berge nur ein paar hundert Fuß hoch sind, hat dieses Departement die Aufmerksamkeit der Welt am meisten auf sich gezogen. Wie weit indessen bis jetzt die angelegte Eisenbahn vorgerückt sei, ist uns nicht bekannt. Trotz aller Berechnung unsers rechnenden Zeitalters, halten wir einen großen Kanal, der beide Ozeane verbindet, noch immer für vorzüglicher als eine Eisenbahn, indem eine freie Durchfahrt der Umladung der Waaren wol vorzuziehen ist. Für Länder, wo durch strenge Winter die Kanäle einen Theil des Jahres hindurch unbrauchbar sind, dürften ihnen Eisenbahnen mit Recht vorgezogen werden. In heißen Ländern dagegen dürften Kanäle immer wünschenswerther bleiben. Dem heißen Lande aber gehört dieses Departement durchgehends an. Es ist zwar ein Gebirgsland und wird überdies durch die Brisen zweier Meere gekühlt, aber nirgends steigen die Berge in die Grenzen des ewigen Schnees; kaum in der Provinz Veragua in die Grenze des ewigen Frühlings. Der Charakter des Landes wird daher durch waldiges Bergland vollkommen richtig bezeichnet. Eine Fülle kleiner Waldbäche strömt nach allen Seiten von den Hügeln in die Querthäler hinab, deren Ausläufer unmittelbar an die See hinantreten. Besonders an der Nordseite hat die Gewalt der Fluten von der Äquinoktialströmung hingedrängt alles Küstenland weggeschwemmt. Die Küsten sind zerrissen und zeugen von dem Kampfe mit den Gewässern, aber auch an der Seite des großen Ozeans bieten sie dieselbe Erscheinung dar; was denn doch auf eine andere Ursache ihrer Zertrümmerung als die der Meerströmung schließen läßt. Der Golf von Darien, die Mandingobai, die Mündung des Rio Chagre, der tiefe Golf von Chiriqui, die Vorgebirge Tiburon, St. Blas und Manzanillo gehören der Nordküste des

Antillenmeeres; der prachtvolle Golf von Panama, deſſen wir in der Einleitung gedacht haben, der Buſen von Montijo mit zahlreichen Vorgebirgen gehören der Südſee an. Die Berggräte von Calatagua, welche als Halbinſel Parita ſich nach dem ſtillen Meere hineindrängt, wird als Grenzſcheide zwiſchen Nord- und Südamerika betrachtet. Der Naturreichthum des Landes iſt noch nicht einmal erforſcht. Es wurde wol auf Gold und Silber gearbeitet, jedoch ohne Eifer. Die Perlenfiſcherei war einſt in dem Golf von Panama ſehr ergibig, ſie iſt in Verfall gerathen. Der Anbau des Bodens obwol reichlich lohnend, ſorgt kaum für die innern Bedürfniſſe. Bei alle dem iſt es eines der reichſten, ſchönſten und ergibigſten Länder der Erde. Das Klima iſt ein heißes tropiſches, und Panama wird als der Geburtsort des Vomito oder gelben Fiebers angeſehen. Auch Portobello im Antillenmeere wird dieſer Seuche wegen ſehr gefürchtet. Demungeachtet war der Handel einſt ſehr blühend, da die Verbindung der öſtlichen und weſtlichen Hemiſphäre durch Portobello und Panama vermittelt wurde. Von dieſem Völkerverkehre darf ſich das Departement in Zukunft noch bei weitem größere Folgen verſprechen. Etwa 120000 Menſchen bewohnen dieſes bei 500 Quadratm. haltende Land. Unter ihnen ſind noch viele unabhängige Indianer, bei weitem der größte Theil aber beſteht aus Indios ladinos, die Weißen machen die Minderzahl. Der Biſchof von Panama verwaltet die geiſtlichen Angelegenheiten, und während des Centralſyſtems Columbiens ein Gobernador die weltliche Regierung. Das Departement zerfällt in die zwei Provinzen, Panama und Veragua.

In der Provinz Panama liegt unter 9° 0′ 30″ nördl. Br. und 298° 22′ öſtl. Länge, im tiefſten Grunde des Meerbuſens die Hauptſtadt Panama. Die Schönheit der Lage wird allgemein gerühmt, die Ungeſundheit allgemein gefürchtet. Wir müſſen hier abermal erwähnen, daß, wenn von der Ungeſundheit tropiſcher Städte die Rede iſt, dieſes allezeit in Bezug auf die Fremden aus kältern Himmelsſtrichen Ankommenden, nie aber auch die Einheimiſchen zu verſtehen iſt. Die Lage der Stadt iſt für den Welthandel ausnehmend günſtig gelegen, und wurde auf ihrer jetzigen Stelle 1670 von Ferdinand Cordoba angelegt, nachdem das alte auf einer andern Stelle 1518 von Padrarias angelegte Panama vom Seeräuber John Morgan zerſtört und verbrannt worden war. Die Stadt iſt ſchlecht gebaut, hölzerne Häuſer, elende Hütten und ſteinerne Pracht-

gebäude unter einander gemischt; die Straßen eng und schmutzig, ganz im Gegensatze mit den übrigen spanisch-amerikanischen Städten, deren Schönheit wir oft zu rühmen Gelegenheit haben. In neuerer Zeit fängt die Freiheit des Handels günstig auf den Flor von Panama zu wirken an, und die 60000 Einw. vermehren sich täglich. Das ehemalige Jesuitenkollegium, ein Viereck mit 8 Thürmen, ist ein prächtiges Gebäude, die Kathedrale und die bischöfliche Residenz sind ausnehmend schön. Ein Prachtgebäude ist auch das Franziskanerkloster auf dem Gipfel des Berges Amon, zugleich merkwürdig durch die Sitzungen des amerikanischen Kongresses, welcher 1826 sich hier versammelt hatte, leider ohne den gehofften Erfolg; übrigens lag ihm ein großer Gedanke zum Grunde, den die Zukunft wahrscheinlich wieder auffassen wird. Auch hat die Stadt dabei an Wichtigkeit als vermittelnder Punkt von Nord- und Südamerika ungemein gewonnen. Sie ist schlecht befestigt und einem Angriffe von der Seeseite her sehr ausgesetzt. Einen eigentlichen Hafen hat sie nicht, aber eine gute Rhede. St. Diego de los Caballeros auch Nata genannt, ist eine Stadt mit 4000 Einw., berühmt durch die schöne Töpferwaare, welche von hier aus sehr stark in den Handel kommt. Sie liegt unter 8° 35′ nördl. Br. und 296° 35′ östl. Länge. Portobello ist eine berühmte Stadt auf der Nordküste und bildet ein Amphitheater am Abhange sehr schöner Berge, welche den Hafen umgeben. Portobello wurde 1584 von Philipp II. angelegt. Es liegt unter 10° 27′ nördl. Br. und 298° 15′ östl. Länge, hat 15000 Einw., sehr schöne Gebäude, prachtvolle Kirchen und Klöster, ein prächtiges Zollgebäude u. s. w. Die östliche Vorstadt Guinea wird ganz von Negern bewohnt. Es liegt von Panama 12 Meilen entfernt, mit dem es im lebhaften Verkehre steht. Sollte die Verbindung durch eine Eisenbahn stattfinden, so ist das künftige Schicksal Portobello's sehr glänzend. Der Name rühmt den vortrefflichen Hafen, der aber keineswegs die ungesunde Beschaffenheit ausdrückt. Viele Tausende europäischer Fremdlinge liegen hier begraben, dahingerafft durch die mörderischen Fieber, denen zu entgehen dem Europäer sehr schwer wird. Unser Kosegarten hat in seiner Trauerode die Furchtbarkeit dieses schönen Hafens trefflich geschildert. Übrigens ist er von Natur und Kunst sehr wohl vertheidigt.

Die Provinz Veragua ist der westlichste Punkt von Südamerika. Sie hat St. Jago de Veragua zur Hauptstadt, welche in einer fruchtbaren Gegend am Flusse St.

Martin liegt. Diese kleine Stadt mit 2500 Bewohnern nährt sich von Ackerbau und Viehzucht. Es wird hier viel Baumwollgarn gesponnen und mit dem Safte der Purpurmuschel prächtig gefärbt; das Städtchen liegt im Innern des Landes. An der Küste des Ozeans liegt die Remedios, ehemals ihres Goldreichthums wegen berühmt. S. Jago Alangi an der Lagune von Chiriqui ist eine kleine Stadt, die Ackerbau und Viehzucht treibt. Eine Reihe von Inseln, la Gobernadore, los Leones, Sebaco liegen in der Bai Soledad, Rancheria, Montuosa, los Ladrones gehören dem Südozeane an. Der Archipelago de las Perlas liegt in der Panamabai und wird von dem Beinamen charakterisirt. Er ist bewohnt. Die Perico- Naos- und Flamingoinseln liegen nahe an der Stadt Panama, desgleichen Chepillo im innersten Busen, sie sind bewohnt und haben etwas Plantagenbau. Auch die Nordküste ist reich an Inseln und zwar in großer Anzahl, besonders in der Umgegend von Portobello, wo die Bastimentos Wasser geben und den Schleichhandel begünstigen. Die Islas de Monos sind nur von Affen bewohnt.

5) Das Departement Cauca.

Dieses sehr große Departement reicht im Süden bis an die Republik Quito oder Ecuador, im Norden an das caraibische Meer, im Westen setzt ihm der große Ozean Grenzen, während es im Osten an das Departement Cundinamarca und Magdalena grenzt. Es liegt zwischen 0° 22′ und 9° 20′ nördl. Br. und 299° 7′ bis 301° 30′ östl. Länge. Die mittlere und westliche Andeskette nebst dem Knoten von Pasto und Popayan gehören zu dieser Provinz, welche bei 5000 geogr. Quadratmeilen Flächeninhalt besitzt. Dieses Departement begreift also ein Land von großer Ausdehnung und prachtvollem Baue. Es wird das Paradies Neu-Grenada's genannt und verdient diesen Namen allerdings. Das Thal von Cauca durchströmt von den majestätischen Fluten des Flusses, bedeckt mit reichen Pflanzungen und Feldern von Cacao, Indigo, Zuckerrohr und Hainen von Kokospalmen, Kaffeebäumen und Pisang gewährt einen unvergleichlichen Anblick. Reiche Rinderherden weiden auf den grasreichen Ebenen, neben welchen sich die rauchenden Vulkane mit ihren schneebedeckten Gipfeln aufthürmen. Nicht weniger prachtvoll sind die Nebenthäler des Atrato und San Juan, so wie das majestätische Patiathal, welches sich westlich zum Meere öffnet. Die prachtvolle Gruppirung der Berge zwi-

schen Almaguer und Popayan ist bekannt. Der hohe Pik von Tolima, der Vulkan von Puracé und andere nebst dem Paramos de Guanacas, Baracan und Quindiu erinnern uns, daß wir uns den eigentlichen Hochländern Amerika's nähern. Die westliche Kette der Andes ist nicht minder majestätisch, alle verbindet der Knoten von Pasto und Popayan. Hochebenen, Hochberge und nur etwas tiefer flaches Land in einem schmalen Küstenstriche am Ozeane, sind das allgemeine Bild dieses Departements. Das Klima geht durch die drei Abstufungen des heißen, milden und kalten, je nach der höhern oder niedern Lage der Landschaft; doch darf nur das des ewigen Frühlings ein glückliches genannt werden; wenn Luftdünne und unerträgliche Kälte den Menschen aus der Schneeregion hinabscheuchen, so verbittert ihm dagegen die Insektenfülle und unerträgliche feuchte Hitze das Leben der Tiefe. Darum hat sich auch die Bevölkerung auf die gemäßigten Höhen zusammengedrängt, wo Berg und Landbau nebst Viehzucht in der gedeihlichsten Blüte stehen. Der Handel könnte blühend sein durch den Reichthum des Landes; aber die außerordentliche Schwierigkeit des Transportes in einem straßenlosen, nur auf schrecklichen Bergpässen zugänglichen Lande, legen ihm große Hindernisse in den Weg. Der Rio Cauca kann nur stellenweise befahren werden wegen der vielen Fälle von durchsetzenden Berggräten verursacht. Ungeheure Felsendämme sperren aber den Bewohner von Cauca vom stillen Ozeane ab. Die Bergpässe von Carthago nach Buonaventura, von Antioquia nach Choco, von Popayan nach Pastos und Bogota sind alle äußerst schwer zu übersteigen. Übrigens ist nicht zu läugnen, daß auch dieses Land fahrbar gemacht werden könnte, wenn es Hände hätte gleich denen, welche einst Egypten bearbeiteten. Die Einwohner, ein Gemisch wie überall in Amerika, mögen nahe an 200000 betragen. In den nördlichen Provinzen leben noch die Indianerstämme der Darier, Cunas und Biruquete in völliger Unabhängigkeit, die übrigen sind ladinisirt. Vier Provinzen bilden die Abtheilungen dieses Departements: Popayan, Choco, Buonaventura und Pastos.

In der Provinz Pastos wurde 1539 durch Lorenzo de Aldana in einer großen, fruchtbaren Thalebene, zwischen der Ostreihe der Andes und dem Vulkane Pasto, die Hauptstadt gleiches Namens unter 1° 15′ nördl. Br. und 300° 15′ östl. Länge gegründet. Diese schöne Stadt mit 10000 Einw., liegt

in einem majestätischen Thale auf der Straße von Quito nach Popayan. Alles womit die Natur segnen kann, gedeiht hier im Überflusse, Bergbau, Landbau, Viehzucht und Handel. Alles, wodurch das menschliche Gemüth angeregt und erhoben werden kann, umgibt sie. Ein fruchtbares flaches Thal, die majestätischste Bergkette der Erde, der furchtbare Vulkan, dessen häufige Ausbrüche ein großartiges, unübertreffliches Schauspiel gewähren; aber der Boden ist unsicher und beinahe in steter Bewegung, zwar bei weitem weniger zerstörend als anderswo, besonders an der Nordküste und von Bogota nach Caracas hinüber; immer jedoch drohend. Das Dorf Funes liegt am Flusse Guaitara auf der Straße von Pasto nach Quito. Es befindet sich hier eine Überfahrt, welche vermittelst eines sehr starken Seiles bewerkstelligt wird, das über den Fluß gespannt, mittelst eiserner Ringe an Bäume befestigt ist. Die Waaren oder Menschen werden in ein Geflechte geladen, das durch eiserne Ringe an dem Seile hängt und so über den Fluß hin und her gezogen wird. Dieser halsbrecherischen Überfahrten gibt es in Amerika, besonders über den Rio la Plata sehr viele. Ipiales, Buesaco, Tulcan, Ipiales, Boyaco und Angel sind volkreiche Dörfer auf derselben Straße und verdienen schon darum eine Erwähnung, weil alle wenigstens eine und mehre sogar 2 Schulen haben. Die Stadt Almaguer unter 1° 56′ nördl. Br. liegt in einer sehr fruchtbaren Hochebene 7000′ über dem Meere und ist die südlichste Grenzstadt der Republik mit 6000 Einw. Trotz ihrer Höhe oder vielmehr eben darum, hat sie ein sehr gesundes und mildes Klima und man kann auch hier so wie in Pasto das Schauspiel genießen, die Kultur aller Gegenstände des Ackerbaues in einem Rahmen gedeihen zu sehen. Im herrlichen Thale von Patia liegt das Dorf gleiches Namens, der Fleiß auf Ackerbau und Viehzucht verwendet, wird in allen diesen Gegenden reichlich belohnt.

In der Provinz Popayan liegt die Hauptstadt gleichen Namens, welche zugleich Hauptstadt des Departements und Sitz eines Suffraganbischofs, des Erzbischofes von Bogota ist. Don Sebastian de Benalcazar, dessen Name seine maurische Abkunft beweist, war der Conquistador dieser Gegenden und Gründer der Stadt Popayan im Jahre 1536 unter 2° 27′ nördl. Br. und 301° östl. Länge. Sie liegt am reißenden Cauca, der hier eines der prachtvollsten Thäler der Erde als kleiner Bergfluß durchströmt. Ein köstliches Klima, eine majestätische Umgebung, ein schöner Himmel erfreuen den

Bewohner von Popayan. Der Rio Molino fließt an der Nordseite, der Ejido an der Südseite der Stadt; beide führen köstliches Wasser. Etwas entfernter rieselt der Rio Vinagre mit saurem Gewässer dem Cauca entgegen. Die Stadt Popayan ist prachtvoll gebaut und beweist den Reichthum ihrer Bewohner durch ihre Schönheit. Leider hat hier der Krieg in den letzten Revolutionen furchtbarer als die Erdbeben gewüthet, und viele Prachtgebäude in Schutthaufen verwandelt. Am 29. April 1822 wurde die Schlacht bei Pasto geschlagen, und wurde in diesen hohen Thälern eben so arg gewüthet, als zur Zeit der Ankunft der Spanier. Die prachtvolle Kathedrale liegt in Trümmern; von den 4 Klöstern wurden drei durch den Kongreß aufgehoben. Noch hat aber die Stadt vier schöne Hauptkirchen, eine prachtvolle Brücke über den Cauca, den Münzpalast und die bischöfliche Residenz, als schöne Prachtgebäude aufzuweisen. Viele kirchliche Gebäude wurden in neuerer Zeit dem Schulwesen eingeräumt, welches hier zu blühen und sehr wohlthätig einzuwirken anfängt. Außer dem Bergbaue beschäftigt die indianische Bevölkerung der Stadt und Umgegend, der ergibige Landbau. Zudem ist Popayan der Stapelplatz für den Handel zwischen Bogota, Pasto und Quito. Tortoro, Puracé am Vulkan gleichen Namens, Quilichao, Velo und Panaconas sind schöngebaute wohlhabende Dörfer der Umgegend. Puracé liegt am Fuße des gleichnamigen Vulkans und berühmt nimmt der von Salpetersäure geschwängerte Fluß Vinagre aus dem Vulkane kommend, seinen Lauf. Llanogrande ist eine köstliche Villa im prachtvollen Caucathale, von Landgütern umgeben, die zusammen einen Bezirk mit ungefähr 9000 Einw. bilden. Köstliche Besitzungen für Menschen, die ihr Leben auf eine ruhige und vernünftige Weise zu genießen verstehen. St. Jago de Cali ist auch eine schöne Stadt. Guadalaxara de Buga rechts vom Caucafluße ist ebenfalls eine Villa oder Flecken im paradiesischen Caucathale von prachtvollen Landgütern umgeben, ein Bezirk, dessen Schönheit, Reichthum und Segen die glühendste Phantasie des Dichters nie erreichen wird. 20000 Menschen wohnen in diesem Bezirke, dessen Villa aus schönen, mit herrlichen Gärten umgebenen Häusern der Gutsbesitzer besteht. Das Klima ist balsamisch, ein kühlender Bach köstlichen Wassers fließt durch den Ort, der sehr regelmäßig gebaut ist. Europäische Kunstwaaren und Bequemlichkeiten werden gegen den Überfluß, welchen die Kultur des Landes abwirft, in reicher Fülle eingetauscht. Die Frauen von

Popayan und des ganzen obern Caucathales, stehen im Rufe hoher Schönheit und was noch lieblicher klingt, natürlicher Anmuth, feiner Sitte, Häuslichkeit und Sittsamkeit. Die von Buga sind noch berühmt der köstlichen Konfituren und Zubereitungen aus Früchten mancherlei Art wegen, welche ihre schönen Hände kunstfertig zurichten. In einer 2200 Fuß über dem Meere gelegenen Ebene gründete 1540 Robledo die Stadt Carthago unter 10° 56′ nördl. Br. Sie hat 3000 Einw., ist ein hübsches Städtchen in schöner Gegend und wir haben nichts daran auszusetzen, als den abenteuerlichen Namen, der wol nicht unpassender angebracht werden könnte. Es kreuzen sich hier die Straßen über den Quindiu und nach Popayan, so wie über die westlichen Andes. Man verfertigt hier Baumwollenzeuge und klöppelt Spitzen. Von den vier schönen Kirchen sind 3 mit Orgeln versehen, welche ein Indianer verfertigt hat.

Die metallreiche Provinz Choco hat das obskure Quibdo unter 6° 18′ nördliche Br. und 301° 1′ östl. Länge zum Hauptorte. Es liegt an der rechten Seite des obern Atrato. Es ist besser bekannt unter dem Namen von Citara und hat 3000 Einw. Ein anderes in einer heißfeuchten Gegend gelegenes Städtchen ist Novita am S. Juan, meist von Farbigen bewohnt. Hier war jener brave Mann Pfarrer, der den Kanal vom Raspadura graben ließ. Die übrigen Ortschaften sind noch unbedeutender, da das Land nicht seinem Anbaue, sondern nur den Gold- und Platinawäschereien seine Bewohner verdankt. Fuerte, Tortuguilla und Pinos sind Inselchen an der nördlichen Küste.

Die Provinz Buonaventura begreift das Küstenland am großen Ozeane von Rio San Juan bis zum Flusse Mira; ist 45 geogr. Meilen lang, aber beinahe ganz wüste und öde. Am Hafen von Buonaventura unter 3° 15′ nördl. Br. und 300° 38′ östl. Länge liegt der Hauptort. Der sehr schöne Hafen wird durch die Mündung des Buonaventura und die vorliegende Insel Cascaral gebildet. Ein Dekret vom 24. Juli 1827 erklärte ihn für einen Freihafen und sogleich erhob sich eine mächtige und prachtvolle Stadt, wie auf den Ruf eines Zauberers, um die Kraft der Dekrete zu beweisen. Sie besteht gegenwärtig aus 12 Hütten, die von einigen Negern und Mulatten bewohnt sind. Barbacoas liegt etwa 4 Meilen landeinwärts von der Küste in einer unfruchtbaren Gegend unter 1° 42′ nördl. Br. Die starken Goldwäschereien waren hier

wirksamer als zu Buonaventura und es hat sich hier so ziemlich eine Bevölkerung von 3000 Einw. gesammelt. Die Stadt Tumaco liegt auf der gleichnamigen Insel und hat etwa 100 Häus. Das oben erwähnte Cascaral, Gorgona und Gallo sind kleine Inselchen zwischen Buonaventura und der Bai von Tumaco. Bei alle dem könnte diese Küstenprovinz einst von Wichtigkeit werden, und der Hafen von Buonaventura zu einem Ansehen gelangen, das man jetzt kaum ahnt, indem er mit dem Caucathale in Verbindung steht und einer Republik angehört, deren einzigen Ausweg nach dem stillen Meere er bildet. Es hängt nur davon ab, ob die Republik Neu-Grenada, deren Gebiet wir hier überblickt haben, in ihrer neuen Verfassung jene Ruhe finden wird, deren sie zu ihrem Aufblühen so sehr bedarf.

III. Die Republik Ecuador oder Quito.

Die Republik Ecuador ist das ehemalige Königreich Quito und ein Theil der großen Ländermasse, aus welcher die Republik Columbia zerfallen ist. Auch diese Republik behält noch immer ein ganz ansehnliches Areal, indem sie sich von 6° südl. Br. bis 2° nördl. Br. und von 296° 30′ bis 300° 40′ östl. Länge ausdehnt, und 25000 geogr. Quadratm. umfaßt. Der Beschaffenheit des Bodens nach gehört die westliche Hälfte der Hochlande, den Andes an. Es erheben sich, nemlich von Süden nach Norden die Andesgebirge, welche den Knoten von Loxa und Quito bilden und zu den höchsten Bergen der Erde gehören. Der östliche Theil, welcher sich an den Ufern des Amazonenstromes hin erstreckt, ist eben und flacher Wald; auch sind die Grenzen gegen Osten hin nicht genau bestimmt. Wir haben es hier hauptsächlich mit dem Gebirgslande zu thun. Dieses aber hat sich hier majestätisch ausgebildet. Im Knoten von Loxa trennen sich zwei Gebirgsäste, welche das Thal von Cuenca einschließen. Dieses Thal ist 1350 Toisen tief und wird nördlich von dem Knoten von Asuay geschlossen, auch hier theilt sich das Gebirge in den östlichen Ast des Cotopaxi und in den westlichen des Chimborasso, indem sie das Becken von Alausi und Hambato einschließen, welches 1326 Toisen tief ist, und bis zum Knoten von Chisinche reicht, wo der Bergast des Antisana im Osten und der von Pichincha im Westen, das Thal von Quito einschließt. Der Äquator durchschneidet den Gipfel des Cayambe, welcher dem Gebirgsaste von Antisana zugehört. Aus

dieſen wenigen Zügen erhellt der majeſtätiſche Bau der Republik. Es gab eine Zeit, wo man die Berge von Quito für die höchſten der Erde hielt, ſie haben nichts dadurch verloren, daß man fand, das Himalayagebirge enthalte um ein paar hundert Toiſen höhere Gipfel. Noch immer gehören ſie zu den prachtvollſten Geſtalten der Erde. Zwar übertreffen jene die Andesgipfel von Alto-Peru an Höhe, aber ſo prachtvoll zuſammengruppirt, wie in Quito dürften ſie ſich ſchwerlich irgendwo wiederfinden. Die zwei Bergreihen des breiten Gebirglandes laufen parallel und ſind durch Quergräten verbunden. Sie ſtehen da als ein ungeheurer Bergwall von ungemeiner Höhe und Breite, auf welchem das ſo berühmt gewordene Hochland von Quito liegt, deſſen Bergebene 10- bis 12000′ abſolute Höhe über dem Meeresſpiegel hat. Dieſes Plateau iſt es, oder eigentlicher dieſe Hochthäler ſind es, in welche ſich die Bevölkerung der Republik zuſammengedrängt hat. Sie wohnt in großen Städten und volkreichen Flecken von 30- bis 60000 Bew. und zeichnet ſich durch eine Induſtrie, durch Biederkeit und Strebekraft aus, wie man ſie nirgends in den tiefern Ländern wiederfindet. Das Klima iſt ausnehmend angenehm und faſt unveränderlich. Vom December bis März regnet es in der Regel jeden Nachmittag, gewöhnlich von ½ bis 5 Uhr. Ein regnichter oder auch nur wolkiger Morgen iſt in Quito etwas Seltenes und ſelbſt während der Regenzeit ſind die Morgen und Abende ganz anmuthig. Die Temperatur iſt ſo mild, daß die Vegetation nie aufhört, weswegen denn die Stadt Quito auch die Beinamen *Sempre Verde* und *Eterna primavera* mit Recht erhielt. In dieſer heitern Luft umfächelt von luftiger Kühle, blickt man mit Bewunderung auf die prachtvolle Gruppirung des Landes. Eine große Anzahl rieſenhafter Dome und Kegelberge von 14- bis 22000′ abſol. Höhe gruppiren ſich an der Oſt- wie an der Weſtſeite hin: der Cotopaxi, Pichincha, Atacazo, Corazon, Illiniſſa, Cargueiraſſo, Chimboraſſo, Cunambay, an der Oſtſeite der Guamani, Antiſana, Paſſuchoa, Rumminavi, Cotopaxi, Quelendama, Tunguraigua, Capac Urcu, Sangay, meiſt ſelbſt auf der Hochebene noch dem Montblanc gleich. Der Quelendama, Tungura, Cayambe Urcu, Imbabura, Aritahua u. ſ. w. ſind eine andere Menge erhabener Spitzen. Ein großer Theil von ihnen bildet noch immer thätige Vulkane, unter ihnen der Pichincha 14988′ hoch, ein prachtvoller Berg oder vielmehr ein eigenes Bergſyſtem. Er liegt weſtlich von Quito und

an seinem Fuße ist die Stadt selbst erbaut. Seine heftigsten Ausbrüche fanden im Jahre 1535, 1575, 1660 und 1690 statt. Im Jahre 1811 bemerkte man seine Asche 31 Stunden weit von ihm. Der Gipfel des Berges führt den Namen Rucu-Pichincha; er besteht aus verschiedenen thurmartigen Spitzen, die sich auf dem Rücken des Kraters aus dem Schnee emporheben. Abgesondert von diesem findet sich der felsige Gipfel eines andern auf gleicher Basis ruhenden Berges, der junge Pichincha genannt. Man hört gewöhnlich ein dumpfes Getöse aus dem Innern des Berges. Seine Mündung hat 3 englische Meilen Umfang und ihre Tiefe mag mit der Ebene von Quito wagerecht stehen. Man glaubte ihn erloschen; allein v. Humboldt schaute von einem Felsen am Rande des Kraters in den Abgrund und brachte den Bewohnern von Quito die Nachricht zurück, daß ihr Vulkan brenne, was er dann auch 1811 durch einen Aschenausbruch bestätigte.

Der schrecklichste aller hiesigen Feuerspeier ist der Cotopaxi 28850 Pariser Fuß hoch, der schönste in der ganzen Reihe. Er hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels und einen stumpfen Gipfel, auf welchem sich der ungeheure Krater befindet, der in beständiger Thätigkeit ist. Morgens und Abends sieht er manchmal wie ein kolossaler Leuchtthurm aus und seine Flamme erhebt sich auf die Weise, daß ihr Licht von der Schneedecke zurückgespiegelt wird. Der Anblick dieses Vulkans ist außerordentlich majestätisch, aber nicht ohne Entsetzen können die Bewohner von Quito von seinen Ausbrüchen sprechen. Humboldt hörte sein furchtbares Gebrülle in weiter Ferne im Hafen von Guayaquil am stillen Ozeane; 1743 wurde sein Donner 200 Stunden weit in Honda vernommen; 1738 stieg die Flamme 3000′ über seinen Gipfel in die Höhe. Kurze Zeit vor der Ankunft der Spanier in Amerika fand ein Ausbruch einer ungeheuren Masse von Steinen statt. Einer davon scheint der Gipfel des Berges selbst zu sein, und wird das Haupt des Inka genannt. Nach einer Volkssage soll aber diese Explosion an dem Tage stattgefunden haben, an welchem der Inka Atahualpa in Caxamarca enthauptet wurde. Während seines Ausbruchs im Jahre 1768 warf er eine so ungeheure Menge Asche aus, daß man zu Hambato und Tacunga bis 3 Uhr Nachmittags nur mit Laternen in den Straßen gehen konnte. Durch das plötzliche Schmelzen seiner Schneedecke wurde die ganze Umgegend überschwemmt. Diese grauenvolle Szene der Verwüstung dauerte durch 3 Tage und 3 Stunden; im Umkreise war der Boden mit

Schlacken bedeckt. Die Bewohner von Quito, Tacunga, Hambato, Rio-Bamba und der umliegenden Gegend hielten sich für verloren, da das Getöse des Vulkans noch immer zunahm. Am fünften Tage wurde es ruhig, aber im Monate Mai des folgenden Jahres fand ein abermaliger Ausbruch statt und zwar durch die Seite des Berges. Eine ungeheure Menge Asche mit Schlamm und Wasser vermischt wurde ausgeworfen und trübte den Lauf des Amazonenstromes, auf hundert Stunden weit. Die Missionäre der Jesuiten fanden nicht allein die Farbe des Wassers verändert, sondern sahen auch die Leichname von Menschen und Thieren, Stücke von Geräthschaften und Trümmer der Häuser daherschwimmen und glaubten das Plateau von Quito zerbrochen.

Der Cargueirasso nordöstlich von Rio-Bamba steht neben dem Chimborasso und ist 14700′ hoch. Er war früher viel höher, stürzte aber 1698 zusammen, indem er eine ungeheure Menge Schlamm und Wasser auswarf, welche das Land verwüstete und vielen tausend Indianern das Leben kostete. Derselbe Fall soll auch mit dem Capac-Urcu oder Altar stattgefunden haben, der früher den Chimborasso an Höhe übertraf, jetzt aber nur 16000′ hat. Die Krater dieser Berge sind daher nicht mehr regelmäßig mit einem runden Rande versehen, sondern ausgezackt und mit wilden überhangenden Felsenmassen besetzt. Der höchste dieser Berge ist aber der Chimborasso, dessen schneebedecktes Haupt schon bei der Mündung des Guayaquil flusses in einer Entfernung von 180 engl. Meilen gesehen wird; und allerdings ist hier sein Anblick unendlich imposanter als von der Hochebene aus, auf welche er aufgesetzt ist, und die Ansicht über 8000′ absolute Höhe hat. Er gleicht einem ungeheuren halbdurchsichtigen Dome, der von dem tiefen Azur des Himmels begrenzt wird. Seine Ebene hat v. Humboldt auf 23600′ absolute Höhe berechnet. Die Höhe über der Landstraße von Quito beträgt bei 12000′ und solcher Kegel sind eine große Anzahl hingereiht, deren majestätische Gipfel man von verschiedenen Punkten des Landes mit einem Blicke überschauen kann. Der Gestalt nach gleicht der Chimborasso einem abgestumpften Kegel mit einem sphärischen Gipfel. Von dem Fuße seines Schnees an sind seine Seiten mit einer kalcinirten Masse, welche weißem Sande gleicht, bedeckt. Das Hervorkommen einiger Ströme heißen Wassers auf der Nordseite spricht für seine vulkanische Natur. Auch hat sein runder Gipfel ganz die Gestalt solcher Brustwarzen ohne Krater, welche die elastische Kraft

der Dämpfe in solchen Gegenden hervortreibt, wo die hohle Oberfläche des Bodens durch unterirdisches Feuer ausgehöhlt ist. Der enge Raum gebietet uns die übrigen Berge des Landes, welche demselben einen eigenthümlich erhabenen Reiz verleihen, den prachtvollen Antisana, den schlanken Cayambe nebst vielen seiner Brüder zu übergehen. Nur so viel merken wir an, daß wenn es auf Erden einen Punkt gibt, von welchem aus die Erhabenheit des Schöpfers bewundert werden kann, so ist es derjenige, welchen man in der großen Ebene genießt, die sich zwischen den 2 Ästen der Cordilleren von den Hügeln des Chisinche und Diopulo bis nach Hambato ausdehnt. Man erblickt hier den Cotopaxi in furchtbarer Nähe, um ihn einen Zirkel der erhabensten und majestätischsten Berggestalten der Erde hingereiht. Wenn übrigens Herr v. Humboldt sagt, daß sich dieselben, könnten wir sie von ihrer unmittelbaren Erhebung aus dem Meere bewundern, noch unendlich majestätischer sein würden, so ist das allerdings wahr. Indessen sind eine Reihe von Trachytdomen zwischen 8- und 12000′ Höhe noch immer unendlich majestätischer, als alles, was wir in Europa zu sehen gewohnt sind, wenn wir auch vergessen, daß wir 8000′ Höhe unter unsern Füßen haben.

Auch das Hochland von Quito zeichnet sich durch jene tiefen Schluchten aus, welche die Cordillere durchspalten, so wie ungeheure Gebirgspässe aus einem Hochthale in das andere führen. Bekannt ist jener Bergpaß über den Paramo del Assuay, welcher sich 12- bis 14000′ absolute Höhe erhebt. Weitläufige Ebenen genannt Llanno del Pullal mit sehr tiefen Seen ohne Fische liegen auf diesem schauerlichen Bergpasse. Hier fällt selbst im Juni und Juli Schnee und über den Paramo von Assuay zieht jene berühmte Inkasstraße in ihren prachtvollen Resten, auf einer dem Montblanc gleichen Höhe hin. Hier unterliegen nicht selten die Reisenden den Stürmen und der Kälte, während in den Engthälern und Schluchten von Cuenca und Loxa die üppigste Vegetation wuchert und die erstickendste Hitze herrscht. Ein furchtbarer Gebirgsriß ist das Thal von Chota 5000′ tief, in welches man mit Schauder hinabblickt, und dennoch ist es mit der üppigsten Vegetation angefüllt. Im ewigen Frühlinge von Quito gedeihen die Cerealien wohl, fünf Stunden davon stürzt man gleichsam in die tiefe Schlucht von Pomasqui, das im eigentlichsten Sinne mit dem üppigsten Zuckerrohre angefüllt ist. Aus diesen Umständen geht die Verschiedenheit des Klima nach der absoluten Höhe hervor,

der glühende Strand der Südsee, die Waldebene am Nordufer des Marañon, die tiefen Bergschluchten, empfinden die tropische Äquatorialhitze. Die milden Berghöhen genießen der Kühle, nur ist die Luft unendlich reiner als bei uns; die eisigen Höhen haben ewigen Winter. Die Republik ist stark bewässert, wie denn in Südamerika nicht leicht irgendwo Wassermangel ist. Viele Küstenflüsse stürzen nach dem stillen Ozeane hinab, andere gegen den Cauca und Magdalena, andere und die meisten und größten in den Rio Negro und Marañon, welcher letztere die Südgrenze der Republik bildet; ihre Ostgrenze benetzt zum Theil auch der Orenoco. In diesen fallen der Atabapo und der Guaviare, welcher zugleich Grenzfluß zwischen Cundinamarca und Ecuador ist. Der Marañon bildet die Grenze der Republik, gegen Süden zu, von Jaen de Bracamoros bis zu seiner Vereinigung mit dem Jupura, der Putumayo, Napo, Tigre, Pastaza, Marona und Rio St. Jago nebst vielen andern minder bedeutenden, die von Nordwesten gegen Südosten dem Marañon zuströmen, gehören dem östlichen Flachgebiete der Republik an. Die Andes von Quito enthalten auch bedeutende Seen, darunter der Pablo von Wasservögeln stark belebt, aber ohne Fische *in fabula vera*; denn wir wissen nicht, was die Wasservögel da machen, wo ihnen ihre Nahrung fehlt. Der Cuicocha enthält in seiner Mitte ein kleines Inselchen von Meerschweinchen bewohnt, und wimmelt von Prenadillen, einer kleinen Krabbenart. Im flachen Lande des Osten bilden die zahllosen Ströme mannigfaltige Lagunen, unter denen die Laguna grande, Negro, Guayabeno, Ytaya, Rimachua, nebst vielen andern hier angeführt werden. In Hinsicht der Landesprodukte verweisen wir auf die allgemeine Einleitung und erwähnen hier nur der größern Schafzucht, welche sich auf dem Hochplateau von Quito einheimisch gemacht hat. Die Wolle ist der des Mutterlandes nicht gleich, aber einer großen Verbesserung entschieden fähig. Auch zeichnet sich, wie schon oben erwähnt, der Kunstfleiß dieser Republikaner aus. Sie führen daher Tassajo, Butter, Käse, Wachs, Maulthiere, Rinder, Chinarinde, Cacao, Baumwolle, Salz und Cerealien in Menge aus, dazu auch Tuch, Zeuge, Decken, Teppiche, Ponchos oder Mäntel, Baumwollenzeuge und Tabak; besonders geschätzt werden von den Schmauchern die Cigarren, welche sie als köstlich gewürzt rühmen. Die Republik führt dagegen aus Europa viele Waaren ein und bezahlt sie mit ihrem Golde, dessen sie eine große Fülle

besitzt, wie denn der Metallreichthum in Südamerika mit der Höhe der Berge zuzunehmen scheint. Gegenwärtig mag dieser Freistaat 600000 Einw. besitzen. Er bildete unter spanischer Herrschaft ein sogenanntes Königreich, wie er denn auch schon vor der Eroberung zum Reiche der Inkas mit gleichem Titel gehörte. Ein Präsident in militärischer Hinsicht vom Vizekönige von Neu-Grenada abhängig, stand an der Spitze der Verwaltung. Welche Verfassung dieser Staat als unabhängige Republik angenommen hat, ob das Föderativ- oder Centralisationssystem, wissen wir nicht. Jedenfalls wird das erstere früher oder später in allen amerikanischen Republiken angenommen werden müssen, wollen sie sich anders vor dem Despotismus der Militärhäupter bewahren und zur Ruhe gelangen. Gegenwärtig steht General Flores als Präsident an der Spitze des Staats, welcher in drei Departemente: Ecuador, Assuay und Guayaquil zerfällt. Seine Bewohner bestehen wie überall aus Weißen, Farbigen und Indianern. Unter den letztern leben noch sehr viele unabhängig: die Mainas, Chayabitas, Munichos, Andoas, u. s. w. ferner die Tontones, Chonchous und wie sie alle heißen. Besonders zahlreich sind die Stämme in den südöstlichen Theilen der Republik, welche den flußreichen Wäldern am Maranon angehören. Ich verschone den Leser mit hiesigen Dutzenden ihrer furchtbar klingenden Namen. Die Indianer des Hochplateau sind indessen civilisirt, fleißige Staatsbürger, die jedoch keineswegs vergessen haben, daß sie die Herren des Landes sind.

1) Das Departement Ecuador.

Dieses Departement begreift so ziemlich $\frac{1}{3}$ der ganzen Republik, indem die Llannos und Wälder der Amazonenebene zwischen dem Rio Pastaca im Süden und dem Rio Negro im Norden, dazu gerechnet werden. Im Osten grenzt es an Brasilien, im Süden an Peru, Assuay und Guayaquil, im Westen an das Südmeer und im Norden an Neu-Grenada. Indessen müssen von diesem 18000 Quadratm. großen Departement mit seinen 320000 Einw. $\frac{2}{3}$ als Wildniß betrachtet werden. Die Bevölkerung hat sich daher auf das Gebirgland zusammengedrängt. Das Departement wird wieder in 3 Provinzen abgetheilt: Imbabura, Pichincha und Chimborasso.

Der mit Schnee bedeckte Imbabura hat dieser Provinz den Namen gegeben, welches beweist, daß die Bewohner von Quito gegen die Schönheit ihres Landes nicht stumpf sind. Die Provinz zieht sich östlich zu den Anden hinauf, enthält pracht-

volle Thäler von Zuckerplantagen und schöne Hochebenen mit Saaten bedeckt. Die Hauptstadt ist Ibarra im westlichen Andesgebirge unter 0° 20′ nördl. Br. und 291° 20′ östl. Länge. Sie ist die Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts 9 deutsche Meilen von Quito entfernt, und enthält 12000 Einw., von denen eine große Anzahl sich mit Verfertigung wollener Zeuge und Kattune, Strümpfe und Ponchos oder Mäntel beschäftigt. Besonders sind die Ponchos von Ibarra berühmt, da man sie hier sehr schön zu verfertigen versteht. Es gibt hier eine Pfarrkirche und 5 Klöster. Die Häuser sind trefflich gebaut, die geraden Straßen breit, die Marktplätze geräumig, auch sind die Gewölber reichlich mit europäischen Manufakturwaaren versehen und der Handel sehr beträchtlich. Das Klima ist wärmer als das von Quito, da die Stadt niedriger liegt. Schöne ziemlich tiefe Thäler umgeben sie und diese sind wieder von prachtvollen Zuckerpflanzungen geschmückt, deren Zucker als besonders vorzüglich im ganzen Lande geschätzt wird, was nicht minder mit dem auf den Feldern von Ibarra wachsenden Weizen der Fall ist. Carangues, Salinas, Cayasqui sind schöne Schuldörfer, Mira hat auch eine gute Schule für Kinder und eine trefflich eingerichtete für Esel, die in ihrem Bezirke in großen Schaaren eingefangen, gezähmt und abgerichtet, sodann zu guten Preisen verkauft werden; eine sehr empfehlenswerthe Anstalt. Unter 0° 13′ 30″ nördl. Br. und 299° 50′ östl. Länge liegt die Stadt Otavalo mit 20000 Einw., unter denen viele Mestizen, die sich besonders durch einen schönen Körperbau und anmuthige Gesichtsbildung auszeichnen. Die Stadt liegt sehr hoch in der Nähe des Cayambe-Urcu. Die Temperatur ist niederer als zu Ibarra und Quito. Auch hier wird viel Wolle und Baumwolle verarbeitet und die schönen kräftigen Einwohner scheinen eine besondere Vorliebe für diese Beschäftigung noch aus den alten Zeiten her zu besitzen. Es wird auch Ackerbau und Viehzucht sehr stark betrieben. In diesem Distrikte liegen die zwei Seen San Pablo und Cuicocha, deren wir schon oben gedacht haben. Die Stadt ist sehr schön gebaut, hat 2 Pfarrkirchen, ein Franziskanerkloster und 3 Schulen.

Noch höher als Otavalo liegt Cayambe am Vulkane gleiches Namens unmittelbar unter dem Äquator. Merkwürdig ist dieser Ort wegen der Alterthümer, die in seiner Nähe liegen. Die Indianer von Quito standen in früherer Zeit unter der Regierung der Inkas von Peru und nahmen daher sowol an der Sprache, als den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen

dieſes Staates theil, oder waren vielmehr in der That Peruaner. Sie zeigten auch denſelben Charakter und dieſelbe Beharrlichkeit in Aufführung großer Gebäude, wie ihre Brüder in Peru. Die Ruinen in der Nähe des Cayambe können auch in der That prachtvoll genannt werden. Man hält ſie für die Überbleibſel eines großen, dem Pachakamac oder großen Weltſchöpfer geweihten Tempels. Sie liegen auf einem erhöhten Theile der Ebene Cayambe, und bilden einen Kreis von 48′ Umfang. Die Mauern ſind 15′ hoch, 5′ dick, aus rohen Backſteinen erbaut und mit Lehm verkittet. Die Erhaltung dieſer Ruinen erregt daher doppeltes Erſtaunen, da das Klima naß, mithin die nur an der Sonne gedörrten Backſteine dem größten Schlagregen ausgeſetzt ſind, ohne erweicht zu werden. Auf dem nördlichen Ende dieſer Ebene liegt die Stadt Tacunga und neben ihr die Ruinen von Callo, welche wir weiter unten berühren werden. Erwähnen müſſen wir aber hier den Vulkan Cayambe von einer Höhe, welche Condamine zu 3028 Toiſen beſtimmt hat. Er wird im Lande Cayambe-Urcu genannt. Urcu hat in der Quichuaſprache, welche die der Indianer des Landes iſt, dieſelbe Bedeutung, wie Tepetl im Mexicaniſchen und Gua in der Muyscaſprache. Seine prächtige Geſtalt iſt der des Tolima und Cotopaxi ähnlich, ein ſchöner abgeſtumpfter Kegel, der bei Sonnenuntergang ſeine Rieſenſchatten über die Ebene dem Südmeere zuwirft. Seinen Gipfel durchſchneidet der Äquator, und man kann ihn daher als einen Markſtein der Schöpfung betrachten, welchen die Natur an die Grenze beider Hemiſphären geſetzt hat. Esmeraldas iſt ein kleines Städtchen, auf einem reizenden Hügel gelegen, unfern des Flüßchens gleichen Namens, wo es in das ſtille Meer mündet, unter 0° 35′ nördl. Br. und 298° 16′ öſtl. Länge. Es genießt trotz ſeiner niedrigen Lage eine kühle Temperatur, welche man den kalten Gewäſſern des von den Anden herabſtürzenden Esmeralda's zuſchreibt; um ſo mehr würde ſich daher dieſer kleine Ort, der bis jetzt nur 100 Häuſer hat, zu einem Handelsorte und einer Hafenſtadt eignen, da die Umgegend trefflich angebaut iſt und alles hervorbringt, was den Fleiß des Tropenbewohners lohnt. Tola und Tacames ſind auch 2 kleine Flecken am ſtillen Meere, der letztere hat einen guten Hafen, die ganze Gegend baut viel Cacao und iſt mit ſchönen Wäldern der köſtlichſten Holzarten bedeckt.

Die Provinz Pichincha hat ihren Namen von dem prachtvollen Vulkane, an deſſen Fuße das weltberühmte Quito erbaut

ist. Ein herrliches Klima, ein gesegneter Boden, eine erhabene Umgebung, welche an pittoresker Großartigkeit auf Erden kaum ihres Gleichen hat, charakterisiren die Umgegend der Stadt. Der Quitoer kann sich rühmen ein Land zu bewohnen, das im eigentlichsten Sinne alles vereinigt, womit die Phantasie ihre Träume von Paradiesen schmückt.

Quito wurde von Sebastian Benalcazar 1534 gegründet, und 7 Jahre darauf von Kaiser Karl V. zur Stadt erhoben. Es liegt in einer Bergschlucht, hat im Westen den Pichincha, im Osten die Hügel von Chimbacalle und im Süden die schöne Ebene von Turubamba, zwischen welcher und der Stadt, der kleine Berg Panecillo sich befindet. In Norden breitet sich die Ebene von Añaquito aus. Der kleine Fluß Muchangara bespült die Ostseite der Stadt, welche durchaus auf vulkanischem Boden liegt, der, wie Humboldt sagt, beinahe in steter Bewegung ist. Da jedoch die Zuckungen der Erde sich niemals kreuzen, so hat das prachtvolle, dem heil. Franziskus geweihte Quito, trotz seiner großen Gebäude, noch nie darunter gelitten, und man ist an die Bewegungen des Bodens eben so, wie bei uns an die Gewitter gewöhnt. Das Klima von Quito ist ausnehmend angenehm, und die stets heitere dunkle Indigoblaue des Himmels, wird nur in den Wintertagen durch die Regenwolken verdüstert, welche von halb ein Uhr bis 5 Uhr ihre Ströme herabgießen. Diese Präcision in der Bestimmung der Lufterscheinungen ist keineswegs eine poetische Licenz, denn unterm Äquator gehen sogar die Phänomene des Luftkreises nach festbestimmten Regeln vor sich. Der immergrüne Frühling von Quito wird noch durch die schon gerühmte prachtvolle Szenerie der Umgebung gesteigert. Von den erhabenen Punkten der Stadt genießt man die schönsten Fernsichten der Welt. So erblickt man von der Terrasse des Gouvernementspalastes aus, in den kleinen Rahmen des Auges eingefaßt, auf einmal 11 mit ewigem Schnee bedeckte Dome, deren Fuß dem Anscheine nach auf den die Stadt umgebenden ewig grünen Hügeln ruht, während ihre Häupter mit spiegelndem Eise bedeckt, und zum Theil rauchend sich hoch in den Äther zeichnen, die Wolken aber an der Schneegrenze sich lagern oder an ihrem Fuße hinkriechen. Der Cayambe, Imbabura, Iliniſſa, Antiſana, Chimboraſſo und der ewig grollende Cotopaxi gehören unter diese Prachtgestalten, welche des Menschen Gemüth erheben, indem sie ihn zugleich seine Kleinheit fühlen lassen. Dieser Anblick ist so imposant, daß man gerne vergißt, daß

dieſe Bergrieſen auf einem uns unſichtbaren Malſteine der Schöpfung ſtehen, und nur die 6- bis 12000′ hohen Thürme ſind, welche auf dem 8000′ hohen Dome, dem Tempel der Ehre Gottes ruhen! Und doch ſind dieſe 11 Koloſſe nicht die einzigen, welche ein Blick des Menſchen umfaßt, denn ein Dutzend 3- bis 6000′ hohe Kuppeln ſind zwiſchen ſie hingeſtellt, und würden unſer Staunen erregen, ſtünden ſie iſolirt und dienten ſie zu etwas anderm, als zur Folie der größten Prachtwerke der Schöpfung.

In dieſe prachtvolle Gegend haben die Menſchen ſich die Stadt Quito erbaut, 1462 Toiſen über dem Meere unter o° 3′ 18″ ſüdl. Br. und 298° 38′ öſtl. L. Die Stadt hat 80000 Einw., und iſt in der That auch ihrer Bauart nach, der ſchönen Gegend, in welcher ſie liegt, angemeſſen. Gerade und breite Straßen, welche von Norden nach Süden horizontal fortlaufen, von Weſten nach Oſten aber ſich ſanft neigen, durchſchneiden einander rechtwinklich. Faſt in der Mitte der Stadt liegt die Plaza major, außer welcher es auch noch andere, wiewol minder großartige, nemlich die von San Francisco, Santo Domingo oder der Fleiſchmarkt vorhanden ſind. Auf dem großen Platze nimmt die ganze Weſtſeite der etwas finſter ausſehenden Palaſt der Republik ein, von welchem aus jetzt der unabhängige Staat regiert wird. Er iſt von ſo koloſſaler Größe, daß er die Wohnung des Präſidenten, die Miniſterien, die Gerichtshallen, die Schatzkammer und das Staatsgefängniß einſchließt. Ihm gegenüber ſteht das Stadt- oder Rathhaus mit einem prachtvollen Frontiſpitz und palaſtähnlichen Privathäuſern zu beiden Seiten. Die Nordſeite nimmt der große Palaſt des Biſchofs ein; ihm gegenüber ſteht die Kathedrale mit einem Thurme, verglichen mit den übrigen Gebäuden, ein ſehr unbedeutender, gemein ausſehender Tempel. Das Innere der Kathedrale iſt merkwürdig durch einige ſchöne Gemälde, welche von gebornen Quitoern gemalt ſind, und eine ſehr ſchöne Statue des Apoſtel Petrus, welche das Werk eines quito'ſchen Indianers, Namens Coſpicara iſt. Die Mitte des Platzes ziert ein prachtvoller Springbrunnen aus Bronze. Außerdem enthält Quito das zur Kathedrale gehörige Sagrario und ſechs Pfarrkirchen. Das Sagrario iſt ein ſchönes Gebäude aus Stein, mit ſchönen Gemälden und trefflichen Statuen, und durchaus das Werk der Indianer. Wie viele von den 15 Klöſtern die republikaniſche Regierung beizubehalten für gut gefunden hat, iſt uns nicht bekannt. So viel iſt gewiß, daß in dieſem Bezuge nach

der Schlacht beim Vulkane Pichincha am 24. Mai 1822, in deren Folge Bolivar am 8. Juni in Quito einzog, eine große Veränderung vorgenommen wurde. Man macht sich kaum einen Begriff von der Schönheit der spanisch-amerikanischen Städte, und besonders von der Pracht ihrer öffentlichen Gebäude. So ist das Jesuitenkollegium zu Quito eines der schönsten Gebäude auf Erden. Die Fronte der Kirche ist aus Porphyr gehauen und von der ausgesuchtesten Arbeit. Die Mittelpforte wird durch 12 korinthische, 13′ hohe und mit Skulpturen bedeckte Säulen geziert. Jede Säule ist aus einem einzigen Blocke gehauen. Eine Reihe von Nischen ist in dieser Fronte angebracht, deren Statuen von einer großen Meisterschaft ihrer Urheber zeugen. Besonders zeichnen sich die Bildsäulen der Apostel Petrus und Paulus durch sinnreiche Wahl und geschmackvolle Ausführung der Embleme aus. Fragt man nun: wer waren die Meister, welche dieses Werk zur Ehre des menschlichen Geistes und seines Schöpfers ausführten? so erhalten wir zur Antwort: es sind die Indianer, die man uns gewöhnlich als roh, indolent, dummhinbrütend und viehisch schildert. Sie haben es unter Leitung des Pater Sanchez, der ebenfalls aus Quito gebürtig war, ausgeführt. Das Innere dieser Kirche ist nach dem Modelle der Jesuskirche zu Rom gebaut. Das Kollegium besaß auch große Schätze, ein Tabernakel, 2′ 8″ hoch, dessen eine Seite aus Diamanten in fein polirtes Silber, die andere aus Smaragden in Gold gefaßt, und 1,700000 Gulden im Werthe. Es befindet sich jetzt in der Kapelle des Escurials in Spanien, wohin es nach Aufhebung der Jesuiten gebracht wurde. Eine andere Merkwürdigkeit ist eine schöne Bibliothek von 20000 Bänden, unter denen köstliche Werke, die nicht nach Spanien gebracht wurde. Merkwürdig ist im Bibliothekſaale die Reinheit, da die Plage von Quito, Ratten und Mäuse, welche das übrige Gebäude bewohnen, voll Respekt vor den Folianten, noch nie in den Bibliothekſaal eingedrungen sind. Man schreibt dieses einigen Ingredienzen des Mörtels zu, womit die Wände sowol, als der Fußboden, überzogen sind. Die schönen Gemälde sind dagegen nach Spanien gegangen. Von der Pracht dieses Gebäudes und dessen Umfang kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört: daß ein Theil desselben samt der Kirche der Geistlichkeit, ein anderer Theil der Universität, ein dritter Theil der Garnison als Kaserne eingeräumt wurde. Merkwürdig ist auch, daß am 2. August 1811 hier die ersten Opfer der südamerikanischen Revolution fielen. Das größte Kloster vielleicht auf Erden, ist das Franziskanerkloster

am Fuße des Pichincha. Die Kirche, deren Façade von toskanischer Ordnung ist, ist ungemein prachtvoll erbaut. Zwei Orgeln sind, die eine von einem Italiener, die andere von einem Indianer verfertigt. Eben so gehören die Gemälde und Statuen einheimischen Künstlern an. In alles übertreffender Anmuth prangt eine Bildsäule der heiligen Jungfrau von demselben Cospicara. Schwerlich ist jemals eine schönere Idee aus einem menschlichen Gemüthe hervorgegangen, als diese Bildsäule des indianischen Praxiteles. Auch die übrigen Klöster und Kirchen sind äußerst prachtvoll, und ganz geeignet, das Gemüth des Menschen mit heiligem Schauer zu erfüllen. Quito erfreute sich von jeher des Ruhmes, daß seine Bewohner mild, geistvoll, wißbegierig, mit einem Worte, sehr menschlich sind. Indessen glaube ich, daß sogar Löwen und Elephanten hier Humanität entfalten müßten. Quito bot das seltsame Schauspiel dar, daß es 2 Universitäten zu gleicher Zeit hatte, eine unter Aufsicht der Jesuiten, die andere unter der der Dominikaner. Die erstere, von Philipp II. gegründet, erhielt dieselben Privilegien wie die von Salamanca in Spanien. Nach Aufhebung der Jesuiten wurden beide Universitäten zu einer vereinigt, welche sich dadurch auszeichnet: daß die Professuren keine Sinekuren sind, sondern die Inhaber in der That Kollegien lesen müssen; auch wird jeder Lehrstuhl nach Beendigung des Lehrkurses vakant und alsdann durch öffentliche Disputation erlangt, wodurch immer rüstige und geschickte Männer die Lehrstelle einnehmen: eine gerade nicht unebene Einrichtung. Außer der Universität gibt es auch noch mehre Kollegien, und gewiß sind diesen herrlichen Anstalten für den öffentlichen Unterricht und die Bildung des Volkes die ziemliche Aufklärung, die wissenschaftliche Bildung und das kenntnißreiche Volk zu verdanken; wie es denn auch auf dem Plateau von Quito schwerlich einen Ort gibt, wo nicht wenigstens eine Schule vorhanden wäre.

Die Einwohner von Quito zerfallen in mehre Klassen. Welchen Standpunkt der hohe Adel, aus welchem sehr reiche und angesehene Familien hier residirten, in der neuen Ordnung der Dinge einnehmen wird, wissen wir nicht. Die Gutsbesitzer wohnen abwechselnd in der Stadt und auf ihren Landgütern. Die weißen Einwohner widmen sich gewöhnlich, wenn sie nur mäßiges Vermögen besitzen, dem Gewerbe des Pächters und Kaufmannes, viele auch dem gelehrten Stande. Die jungen Leute werden gut erzogen in den öffentlichen Anstalten; die Mädchen, wie sehr billig, unter den Augen der Mütter. Die weißen Bewohner sind von mittelmäßiger Statur, ausdrucksvollen Ge-

sichtszügen, schönem Teint, schmächtiger Taille, und ihre funkelnden Augen sind Zeugen der Lebendigkeit ihrer Seele. Im geselligen Umgange sind sie äußerst human, offen, redselig, gastfrei und gegen Fremde beispiellos zuvorkommend. Die Frauen genießen einer hohen Achtung, und im Umgange mit ihnen herrscht ein gewisser chevalesker Ton. Eine große Beweglichkeit ist an ihnen wahrzunehmen, und man wirft ihnen vor, Morgens bei einer Pönitenzprozession mit den andächtigsten Mienen zu erscheinen; Nachmittags mit der größten Theilnahme einem Stiergefechte beizuwohnen; darauf eine Missionspredigt zu hören, um allenfalls den Rest der Nacht mit Tanz und Kartenspiel, was sie beides sehr lieben, hinzubringen. Diese Beweglichkeit des Charakters zeichnet in der That den Creolen in Amerika aus, und ist nach meiner Ansicht ein Beweis seiner glücklichen Organisation. Die Mestizen sind äußerst wohlgebildet, groß, schlank, kräftig, von röthlichem Teint und einnehmenden Gesichtszügen; sie sollen mit den Weißen viele Tugenden gemein haben, sie aber in ihren Lastern übertreffen, unbeständig, vergnügungssüchtig und eitel sein, dabei aber ausnehmend lernfähig, höflich und gutmüthig. Auf solche Schilderungen ist kein großer Werth zu legen. Daß gewissen Nationen geistige Modifikationen eigen sind, ist wol nicht zu läugnen, daß aber die Mestizen bei ihren übrigens gleichen Geistesphysiognomien im moralischen Nachtheil sind, rührt meines Erachtens mehr von ihrer bisherigen den Weißen untergeordneten Stellung her. Sie bekleiden gewöhnlich die Stellen von Verwaltern auf den Landgütern des Adels, sind Kammerdiener u. dgl., was auch das oben Gesagte bestätigt. Ergreifen sie aber Künste und Gewerbe, was sie sehr häufig thun, so entwickeln sich ihre geistigen Anlagen auf eine glänzende Weise, und viele haben den größten Ruf der Genialität erlangt. Im Allgemeinen sollen sie die größte Stärke in der genauen Nachahmung der Kunstwerke zeigen, woraus auch wiederum zu voreilig auf Mangel an Originalität und Erfindungsgeist geschlossen wird. Die Indianer sind gewöhnlich kleiner Statur, aber gut proportionirt, muskulös und kräftig, von Bronzefarbe. Sie hatten in der Provinz Quito, wie es scheint, von Alters her ein härteres Los, als die von Peru, denen sie, bis auf größere Unterwürfigkeit, an Sitten und Gebräuchen sehr ähnlich sind. Sie stehen meist als Dienstboten in den Haushaltungen, und sind gegen gute Behandlung und mäßigen Lohn geduldig, gehorsam und von außerordentlicher Treue, die bei einigermaßen menschlicher Behandlung, in rührende Anhänglichkeit über-

geht. Ihre Kraft ist außerordentlich, besonders sind sie sehr gute Lastträger, indem sie ungeheure Lasten andauernd tragen. Sie wissen diese Lasten sich so aufzuladen, daß die ganze Schwere auf der rechten Ferse ruht, weswegen auch ihr rechter Fuß stärker als der linke zu sein scheint. Viele Indianer werden auch Handwerker, Weber, Fleischer, Schuhmacher, Dachdecker, Barbiere u. dgl. Die gewöhnliche Tracht der Spanier und Creolen ist der in Europa eingeführten englischen und französischen ähnlich, aber ihre unmalerische Garstigkeit wird durch einen leichten Mantel von rother, weißer oder blauer Farbe, malerisch verhüllt. Das jüngere Geschlecht der Frauen kleidet sich europäisch; ob sie auch die Schnürbrüste haben, weiß ich nicht. In der Kirche erscheint man jedoch nie ohne Reifrock, den die Damen aus der guten alten Zeit auch sonst noch tragen, die jüngern aber sogleich ablegen, sobald sie den lieben Gott im Rücken zu haben glauben. Ein frivoles Geschlecht! Außerordentlich erpicht sind die Damen von Quito auf Juwelenschmuck, besonders Diamanten und Topase, und es wäre unfashionabel, einen Schmuck aus verschiedenen Steinen anzulegen. Der gute Ton fordert, daß man immer Juwelen gleicher Art trage. Es ist nichts Ungewöhnliches, bei besondern Festlichkeiten Damen zu sehen, die außer ihrer Wenigkeit noch 60000 Gulden werth sind. Die Kleidung der Mestizen ist schon geringerer Art. Der Amerikaner geht nun einmal gern barfuß, Kniehosen, ein enges Wams, ein spanischer blauer Mantel, schwarzer Strohhut und einige kleine Nebendinge machen den Anzug des Mestizo aus, dagegen sehen die Weiber unserer Großmama im steifen Reifrocke und engen Mieder auf ein Haar ähnlich. Eine große Menge Bänder, Fransen, Spitzen, Spangen gehören zum Putz, ein kleiner Shawl aus Flanell hängt über die Schultern, das Haar hängt in langen kleinen Locken den Rücken herab und ein Netz bedeckt den Kopf. Zum guten Tone gehört ein kleiner weißer Fuß und rothe Fersen, welche zu erlangen einer Mestize nicht weniger Mühe und Sorge macht und Arbeit erfordert, als die rothblassen Wangen mancher Europäerin. Die armen Indianer haben auch eine armselige, grobe Tracht, kurze baumwollne Pantalons, eine Art Tunika aus Kattun oder Wolle, den Sudanhemden gleich, manchmal einen Strohhut; oft vollendet auch ein rundes Stück Leder den Schmuck des eingebornen Landesherrn. Die Weiber tragen ein ähnliches Sudanhemd, nur etwas länger, welches Anaco heißt, und über ihre Schultern eine kleine Ichlla oder Shawl. Ihre neugebornen Kinder wickeln sie so sehr

sichtszügen, schönem Teint, schmächtiger Taille, und ihre funkelnden Augen sind Zeugen der Lebendigkeit ihrer Seele. Im geselligen Umgange sind sie äußerst human, offen, redselig, gastfrei und gegen Fremde beispiellos zuvorkommend. Die Frauen genießen einer hohen Achtung, und im Umgange mit ihnen herrscht ein gewisser chevalesker Ton. Eine große Beweglichkeit ist an ihnen wahrzunehmen, und man wirft ihnen vor, Morgens bei einer Pönitenzprozession mit den andächtigsten Mienen zu erscheinen; Nachmittags mit der größten Theilnahme einem Stiergefechte beizuwohnen; darauf eine Missionspredigt zu hören, um allenfalls den Rest der Nacht mit Tanz und Kartenspiel, was sie beides sehr lieben, hinzubringen. Diese Beweglichkeit des Charakters zeichnet in der That den Creolen in Amerika aus, und ist nach meiner Ansicht ein Beweis seiner glücklichen Organisation. Die Mestizen sind äußerst wohlgebildet, groß, schlank, kräftig, von röthlichem Teint und einnehmenden Gesichtszügen; sie sollen mit den Weißen viele Tugenden gemein haben, sie aber in ihren Lastern übertreffen, unbeständig, vergnügungssüchtig und eitel sein, dabei aber ausnehmend lernfähig, höflich und gutmüthig. Auf solche Schilderungen ist kein großer Werth zu legen. Daß gewissen Nationen geistige Modifikationen eigen sind, ist wol nicht zu läugnen, daß aber die Mestizen bei ihren übrigens gleichen Geistesphysiognomien im moralischen Nachtheil sind, rührt meines Erachtens mehr von ihrer bisherigen den Weißen untergeordneten Stellung her. Sie bekleiden gewöhnlich die Stellen von Verwaltern auf den Landgütern des Adels, sind Kammerdiener u. dgl., was auch das oben Gesagte bestätigt. Ergreifen sie aber Künste und Gewerbe, was sie sehr häufig thun, so entwickeln sich ihre geistigen Anlagen auf eine glänzende Weise, und viele haben den größten Ruf der Genialität erlangt. Im Allgemeinen sollen sie die größte Stärke in der genauen Nachahmung der Kunstwerke zeigen, woraus auch wiederum zu voreilig auf Mangel an Originalität und Erfindungsgeist geschlossen wird. Die Indianer sind gewöhnlich kleiner Statur, aber gut proportionirt, muskulös und kräftig, von Bronzefarbe. Sie hatten in der Provinz Quito, wie es scheint, von Alters her ein härteres Los, als die von Peru, denen sie, bis auf größere Unterwürfigkeit, an Sitten und Gebräuchen sehr ähnlich sind. Sie stehen meist als Dienstboten in den Haushaltungen, und sind gegen gute Behandlung und mäßigen Lohn geduldig, gehorsam und von außerordentlicher Treue, die bei einigermaßen menschlicher Behandlung, in rührende Anhänglichkeit über-

geht. Ihre Kraft ist außerordentlich, besonders sind sie sehr gute Lastträger, indem sie ungeheure Lasten andauernd tragen. Sie wissen diese Lasten sich so aufzuladen, daß die ganze Schwere auf der rechten Ferse ruht, weswegen auch ihr rechter Fuß stärker als der linke zu sein scheint. Viele Indianer werden auch Handwerker, Weber, Fleischer, Schuhmacher, Dachdecker, Barbiere u. dgl. Die gewöhnliche Tracht der Spanier und Creolen ist der in Europa eingeführten englischen und französischen ähnlich, aber ihre unmalerische Garstigkeit wird durch einen leichten Mantel von rother, weißer oder blauer Farbe, malerisch verhüllt. Das jüngere Geschlecht der Frauen kleidet sich europäisch; ob sie auch die Schnürbrüste haben, weiß ich nicht. In der Kirche erscheint man jedoch nie ohne Reifrock, den die Damen aus der guten alten Zeit auch sonst noch tragen, die jüngern aber sogleich ablegen, sobald sie den lieben Gott im Rücken zu haben glauben. Ein frivoles Geschlecht! Außerordentlich erpicht sind die Damen von Quito auf Juwelenschmuck, besonders Diamanten und Topase, und es wäre unfashionabel, einen Schmuck aus verschiedenen Steinen anzulegen. Der gute Ton fordert, daß man immer Juwelen gleicher Art trage. Es ist nichts Ungewöhnliches, bei besondern Festlichkeiten Damen zu sehen, die außer ihrer Wenigkeit noch 60000 Gulden werth sind. Die Kleidung der Mestizen ist schon geringerer Art. Der Amerikaner geht nun einmal gern barfuß, Kniehosen, ein enges Wams, ein spanischer blauer Mantel, schwarzer Strohhut und einige kleine Nebendinge machen den Anzug des Mestizo aus, dagegen sehen die Weiber unserer Großmama im steifen Reifrocke und engen Mieder auf ein Haar ähnlich. Eine große Menge Bänder, Fransen, Spitzen, Spangen gehören zum Putz, ein kleiner Shawl aus Flanell hängt über die Schultern, das Haar hängt in langen kleinen Locken den Rücken herab und ein Netz bedeckt den Kopf. Zum guten Tone gehört ein kleiner weißer Fuß und rothe Fersen, welche zu erlangen einer Mestize nicht weniger Mühe und Sorge macht und Arbeit erfordert, als die rothblassen Wangen mancher Europäerin. Die armen Indianer haben auch eine armselige, grobe Tracht, kurze baumwollne Pantalons, eine Art Tunika aus Kattun oder Wolle, den Sudanhemden gleich, manchmal einen Strohhut; oft vollendet auch ein rundes Stück Leder den Schmuck des eingebornen Landesherrn. Die Weiber tragen ein ähnliches Sudanhemd, nur etwas länger, welches Anaco heißt, und über ihre Schultern eine kleine Ichlla oder Shawl. Ihre neugebornen Kinder wickeln sie so sehr

ein, daß man glauben sollte, sie wären in Europa in der Lehre gewesen; dann wird ein Haken zwischen die Falten dieser Bandage gelegt, und das Kind an einem Nagel oder Baumast, und auf Reisen an den Sattelknopf gehängt. Der wohlhabende Indianer dagegen kleidet sich sehr elegant, und ganz in die Tracht der Spanier im Mittelalter, sowol Männer als Frauen.

Als Nationalvergnügen muß das Stiergefecht betrachtet werden, eine vielfach verrufene und getadelte Nationalgewohnheit, die aus Spanien herüberkam. Ich muß gestehen, daß mir der Tadel nicht ganz gegründet erscheint, noch viel weniger die Konsequenzmacherei, nach welcher man über Stiergefechte schimpft, und daraus auf den Nationalcharakter und besonders das Gemüth nachtheilige Schlüsse folgert; während man doch mit der größten Behaglichkeit, ja Begeisterung, Menschengemetzel und Länderverheerungen billigt. Es gibt kein gemüthlicheres Volk auf Erden, das leichter zum Erbarmen bewogen würde, als der Bewohner von Quito. Auch ist es in Quito nicht sowol die Stierhetze selbst, als die dabei stattfindende Maskerade und der allgemeine Volksjubel, welcher dieses Vergnügen begleitet. Überhaupt gehören die Maskeraden zu denen Vergnügungen, die den Quitoer begeistern können, und es gibt wol schwerlich ein unschuldigeres auf Erden. Ein anderes Lieblingsvergnügen ist der Tanz. Die Musikliebe geht über alles, und besonders wissen sie in ihre Nachtserenaden einen so innigen Ausdruck zu legen, von dem man mit Recht sagen kann, daß er vergötternd und herzzerreißend zugleich ist. Man wird in den schönen Nächten der Andesgebirge, und diese hat man täglich im eigentlichsten Sinne, durch die sanftesten Töne in den Schlaf gewiegt. Das Vergnügen an Prozessionen und Aufzügen, so wie an lieblicher Musik, findet auch Vorschub in den religiösen Zeremonien. Wir wollen darunter nur eine beschreiben. Etwa eine Stunde von der Stadt Quito liegt das kleine Dorf Guapulo, in dessen Kirche sich eine Statue der heiligen Jungfrau befindet, der die gläubigen Einwohner von Quito es zuschreiben, von der verderblichen Wuth der Erdbeben, welche Rio Bamba und Tacunga zerstörten, verschont geblieben zu sein. Man beschloß ihr daher in der Stadt Quito jährlich zwei Feste zu geben, zu welchen sie in feierlicher Prozession hereingebracht werden sollte. Man kam bittweise bei Sr. Majestät ein, daß auch das Militär die Prozessionsfeierlichkeit erhöhe. Se. katholische Majestät ernannte demnach die Jungfrau von Guapulo, während der zehn Tage ihres Aufenthalts in Quito, zum Generalkapitän der spanischen

Truppen, mit allen Rechten, Privilegien und dem Solde. Wenn daher diese Statue zur Feier dieser Feste nach Quito kommt, so wird sie von den vornehmsten Einwohnern getragen. Voraus geht das Domkapitel und der Stadtrath, das ganze Militär steht in Parade und präsentirt unter Trommelschlag das Gewehr. Die Statue selbst erscheint, weil sie im Dienste ist, in der Staatsuniform eines Generalkapitäns, mit den gestickten Abzeichen ihres Ranges auf den Ärmeln, einem großen mit goldenen Tressen und rothem Federbusche verzierten, aufgekrempten Hute auf dem Kopfe und dem Kommandostabe in der Hand. Auch das Jesuskind hat einen goldenen Tressenhut, einen rothen Mantel und ein goldenes Schwert. In der Kathedrale angelangt, werden beide in ihr kirchliches Gewand umgekleidet. Der Baston oder Kommandostab bleibt aber in der Jungfrau Hand, so lange sie in Quito ist. Ob die Republik diesen Rang noch respektirt, ist mir unbekannt. Über alles prachtvoll ist aber das Fronleichnamsfest, eine wahre Ausstellung der Kunst, des Reichthums und des Geschmacks der Bewohner von Quito. Solche religiöse Feierlichkeiten geben allezeit zu einer allgemeinen Volksbelustigung Anlaß, und es gereicht gewiß diesem Volke zur Ehre, daß man ihm nachrühmen kann, daß bei solchen Gelegenheiten niemals weder Diebstähle noch sonstige Exzessen, trotz der allgemeinen Fröhlichkeit, vorfallen.

Der Markt ist immer außerordentlich gut und zu sehr billigen Preisen mit Lebensmitteln versorgt. Sehr gutes Rind-, Schöpsen- und Schweinfleisch nebst allerlei Geflügel findet man vor. Die reichen Gutsbesitzer sind völlig verpflichtet, eine bestimmte Anzahl gemästeter Ochsen jeden Tag des ganzen Jahres, die Festtage ausgenommen, schlachten und das Fleisch zu einem festgesetzten Preise verkaufen zu lassen. Zu diesem Ende findet sich ein eigener schöner Fleischmarkt vor, wo eine Magistratsperson für die strengste Vollziehung der Gesetze sorgt; eine gewiß sehr lobenswerthe Einrichtung. Die Gemüse- und Obstmärkte rühmt sogar der an sie gewöhnte Bewohner von Quito. Die verschiedenen Klimate in der Umgebung der Hauptstadt erlauben, die Gemüse- und Obstsorten der verschiedensten Zonen ganz frisch auf den Markt zu bringen. Aus den Thälern und von den Yungas oder Bergseiten werden die Comotes, Yuccas, Achros, Bananen, Goldfrüchte, Ananas, Cactusfrüchte, Granatäpfel, Anonen und Chiromagen gebracht. Die höhern Thäler liefern Kartoffeln, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen, Erdbeeren, Salat, Küchengewächse, Melonen, die man

zuvor aufschneidet und dann erst kauft; alle Hülsenfrüchte, so wie alle genannten Gegenstände bekommt man das ganze Jahr hindurch frisch. Verschiedene Arten Brot werden zu gewissen Stunden des Tages auf den Markt gebracht, und das Brot des Vormittags fällt Nachmittags schon bis auf die Hälfte des Preises, da man niemals altes Brot ißt. Besonders gerühmt werden die mannigfaltigen köstlichen Kuchen, womit die Läden der Konditors besetzt sind. Rum und Brantwein wurde nur sehr wenig unter der königlichen Regierung konsumirt, da ihn die Regierung den Völkern Quito's für nachtheilig hielt und mit großen Abgaben belegte: eine wahrhaft lobenswerthe Sorgfalt, deren allgemeine Verbreitung sehr zu wünschen wäre. Die armen Volksklassen trinken die aus Mais gebraute Chica. Quito ist berühmt wegen der köstlichen Eise, Gelés und Konfituren, die mit ausnehmender Geschicklichkeit und Köstlichkeit verfertigt werden. Mit ihrer Fabrikation beschäftigen sich vornehmlich die Nonnen, und besitzen die Geschicklichkeit, ihnen die Gestalt und Farbe der Ananas, Feigen, Orangen, Melonen u. s. w. zu geben, daß man dieselben von den natürlichen Früchten nicht unterscheiden kann. Auch werden die Kompots, die kandirten Obstwaaren u. s. w. gerühmt, wie denn überhaupt die Virtuosität der Quitoer in der Kochkunst im ganzen westlichen Südamerika berühmt ist. Man versichert, daß sie 46 verschiedene Arten von Kuchen und Gerichten aus Mais, und 32 aus Kartoffeln zu bereiten verstehen. Auf dem Plateau von Quito werden köstliche Käse bereitet; er macht ein wesentliches Ingredienz ihrer Speisen aus, und die Stadt Quito allein konsumirt 6000 Centner desselben.

Huallabamba oder Qualabamba liegt in einer schönen, aber sehr heißen Ebene, am Flusse gleiches Namens, und Guarapungo, ein anderer Ort an demselben Flusse. Zwischen beiden führt ein Weg, welcher an der Seite des Flusses in den Fels gehauen ist. Tacunga ist eine hübsche Stadt mit 5000 Einw. am Fuße des Cotopaxi. 1698 wurde sie von Grund aus durch ein Erdbeben zerstört, so: daß nur 9 Häuser stehen blieben. Dasselbe Schicksal hatte sie 1743, 53 und 97, besonders die letzte Zerstörung war entsetzlich. Die Häuser sind sämtlich aus Bimsstein erbaut, was sehr gut ist, indem diese leichten Häuser nicht so schnell einstürzen. Demungeachtet kann nichts ihr Schicksal abwenden, wenn der furchtbare Nachbar zu wüthen anfängt. Seltsam genug suchen die Menschen sich immer wieder aufs Neue anzusiedeln, so oft auch die Natur es ihnen

zu wehren scheint. Neben den Trümmern von Tacunga liegen auch die Trümmer von Callo, welches ein Palast der Inkas gewesen sein soll. Er war aus Porphyr erbaut, die Steine sind in Würfel gehauen und mit solcher Genauigkeit gefügt, daß nicht die Spitze eines Federmessers in die Fugen gebracht werden kann. Als Kitt hatte eine Art Asphalt gedient, wiewol man bei andern peruanischen Gebäuden sich zu diesem Endzwecke des Mergels bediente. Dem Haupteingange zu dieser Ruine gegenüber, in einer Entfernung von etwa 50 Klaftern, liegt ein kleiner 150′ hoher Kegelberg, El Panecillo de Callo genannt. Er soll gleich dem, am südlichen Ende der Ebene von Quito gelegenen, als ein Wachtthurm gedient haben, indem er eine weite Aussicht auf die umliegende Gegend darbietet. Wahrscheinlicher ist die Sage der Indianer, daß er ein Grabmal sei, wozu in allen Welttheilen ähnliche Belege vorhanden sind. Zwar wurden die Inkas in Cuzco begraben, doch war ihre Familie nicht die einzige Vornehme des Reichs. In der Nähe der Stadt Banaconga liegen denen von Callo ähnliche Ruinen, so wie auch allenthalben im Lande ähnliche Monumente vorhanden sind. Feste Plätze mit Wassergräben umgeben, und durch steinerne Brustwehren geschützt sind viele vorhanden. Sie sind zum Theil wie die zu Bambamarca von großer Ausdehnung.

Die Provinz Quito ist im Allgemeinen gut bevölkert, und viele Dörfer und Flecken müssen hier aus Mangel an Raum übergangen werden.

Die Provinz Chimborasso hat ihren Namen von dem Berge, dazu ein herrliches Klima, großen Reichthum an Metallen, einen trefflichen Ackerboden, gute Vieh- besonders Schafzucht. Hauptstadt ist Rio-Bamba. Die ältere Stadt dieses Namens wurde 1533 von Sebastian Benalcazar gegründet. Sie blühte schnell auf, hatte 20000 Einw., prachtvolle Kirchen, Klöster, Hospitäler und einen großen Reichthum. Allein der Boden ist ungetreu; und nach mehren theilweisen Drohungen wurde sie 1797 durch ein Erdbeben von Grund aus zerstört. Die Geschichte weist kein Beispiel auf, das mehr Grausen erregend wäre, als die Zerstörung von Rio-Bamba. Unvermuthet, mitten in Ruhe und Friede, umgeben von Reichthum, Freude und Lebenslust, sahen die Einwohner plötzlich und in einem Momente das Todte sich beleben, die starren Straßen sich bewegen, und kaum daß das Entsetzen Zeit hatte, ihr Gemüth zu ergreifen, fühlten sie sich auch unter ihrer Stadt begraben. Und nur die waren glücklich, denen der Zufall den augenblicklichen

Tod gewährte. Lebendig begraben und dem Hungertode preisgegeben, verstümmelt, zerschmettert, lag der größte Theil der Einwohner unter den Trümmern seiner Habe, und schreckliche Verzweiflung ergriff die Wenigen, welche ein Zufall gerettet hatte. Wie furchtbar dies Ereigniß war, zeigen die Ruinen. Die Trümmer der Franziskanerkirche liegen auf der einen Seite des Thales, ihre Thürme sind auf die andere Seite geschleudert, als Zeugen der furchtbaren Gewalt der unterirdischen Elemente. Die Zerstörung war so vollkommen, daß die Geretteten nicht im Stande waren, ihre eigenen Häuser aufzufinden, noch die aus den Provinzen herbeieilenden, die ihrer eigenen Freunde. Die neue Stadt mußte auf eine andere Stelle erbaut werden; denn die Gestalt des Landes war verändert. Berge hatten sich geebnet und andere sich erhoben, tiefe Risse und Thalschluchten traten an die Stelle der fruchtbaren Ebenen, die Flüsse waren ganz verschwunden oder hatten ihren Lauf geändert. Man war sogar nicht im Stande, die Stelle des größten Landgutes im Lande auszumitteln, das in der Nähe von Zamora lag. Die neue Stadt liegt auf einer sandigen Ebene, von den Paramos der umliegenden Berge umgeben und mit einer Fülle von Gärten versehen, in denen alle europäischen Früchte gedeihen. Sie ist in 3 Bezirke getheilt, bringt jährlich an 4000 Centner Schafwolle hervor, und ihr Bezirk ist reich an edlen Metallen. Sie hebt sich schnell wieder und ihre Bevölkerung soll der vorigen Volkszahl nahe kommen. Ob der Boden, dem sie sich aufs Neue vertraute, getreuer ist, muß die Zukunft lehren. Die Stadt Hambato oder Ambato erfreut sich eines lieblichen Klima und fruchtbaren Bodens, in einer himmlischen Gegend zwischen dem Cotopaxi und Carguerasso. Allein auch dieser Boden ist beinahe in steter Bewegung. Im Jahre 1698 stürzte der Cargueirasso ein, bedeckte die ganze Gegend mit fischreichem Schlamme, der dasjenige verpestete, was der furchtbaren Nacht entrann. Zu gleicher Zeit machte der Cotopaxi einen Ausbruch, so daß beide Elemente, Feuer und Wasser, die unglückliche Stadt Hambato vom Grunde aus zerstörten. Man sieht noch jetzt an der Südseite der Stadt einen unergründlichen Schlund, gleich jenem, den uns die Geschichte des Forums zu Rom überliefert hat, fünf Fuß breit und über eine Stunde lang. 1797 erlebte Hambato eine neue gänzliche Zerstörung in demselben Momente, wie Rio-Bamba. Die neue Stadt hat etwa 3000 Einw. und ist von Bimsstein so leicht erbaut, als möglich. Das Brot von Hambato ist im ganzen Lande berühmt; die köstlichen

Kuchen werden nach dem lebelustigen Quito verführt. Die Cochenille wächst wild, und würde bei besserer Kultur der von Oaxaca nicht nachstehen. Alausi liegt unter 2° 12′ südl. Br. in dem gleichnamigen Hochthale und nährt sich von Bergbau, Wollweberei und den stark benutzten heißen Quellen. Guano treibt starken Handel mit Popayan. Huaranda auch Guaranda, ein großer Ort, dessen Wohlstand von dem Transportiren der Waaren zwischen Quito und Guayaquil abhängt. Hier sieht man den Chimborasso ganz in der Nähe. Er hat von hier aus die Gestalt einer weißen Wolke, die das Gewölbe des Himmels durchschneidet. Die Lage von Huaranda und die Nähe des Bergriesen machen das Klima äußerst kalt. Bei Tomavela befindet sich eine starke Salzquelle. Die Bewohner von Pelileo sind als geschickte Schreiner und Zimmerleute berühmt und besitzen eine prachtvolle Pfarrkirche. Pallactanga ist berühmt durch die überaus reichen Gold- und Silbergruben. Auch die Indianer von Quero sind vortreffliche Schreiner und Ebenisten, deren Arbeiten mit den englischen ohne Nachtheil wetteifern.

2) Das Departement Assuey.

Dieses Departement hat Ecuador im Norden, Guayaquil im Westen, Peru im Süden und im Osten die Missionslande am Marañon. Sie hat 3 Provinzen: Cuenca, Loxa und Jaen de Bracamoros.

Die Provinz Cuenca umfaßt das kühle Hochthal gleiches Namens und zwar den südlichen Theil desselben. Ein köstliches Land, dem von Quito ähnlich; abgeschlossen durch den Knoten von Loxa und die Quergräte von Alausi und Alcanas. St. Anna de Cuenca ist die Hauptstadt des Departements, Sitz eines Bischofs und einer Universität, in dem lieblichen Thale Yunquilla de Assuey, unter 2° 55′ südl. Br. und 298° 24′ östl. Länge, 8100′ über dem Meere. Eine Menge Quellflüsse bewässern den Boden. 20000 Menschen bevölkern die Stadt, welche eine der schönsten der Republik ist und neben der Universität noch 7 niedere Schulen hat. Diese, eine prachtvolle Domkirche und 4 schöne Pfarrkirchen sorgen für die geistigen Bedürfnisse da, wo die Natur für alle fünf Sinne ihr Möglichstes gethan hat. Azogues, mit 5 Schulen und schönen Quecksilbergruben nebst einem Rubin führenden Flusse, liegt nordöstlich von Cuenca. Baños mit starken Quellen, welche die Südhitze beinahe erreichen, zeigt die herrlichen Trümmer von den Bädern der Inkas auf. Canar, auch Attuncanar, mit den oben-

erwähnten Alterthümern umgeben, in deren Nähe die romantische Schlucht Inti-Gueicu sich befindet. Es ist diese Schlucht ein Bergspalt, zu dem man von Canar aus, auf in Felsen ausgehauenem Pfade hinabkommt. In diesem einsamen Orte, den eine üppige Vegetation umschattet, erhebt sich eine isolirte Masse von Sandstein von 4 bis 5 Meter Höhe. Die eine Seite dieses Felsens ist durch ihre Weiße merkwürdig, und wie von Menschenhänden behauen. Man erblickt hier konzentrische Kreise, welche das Bild der Sonne vorstellen. Der Fuß des Felsens ist in Stufen ausgehauen, die nach einem gleichfalls in ihm angebrachten Sitze führen, und dieser steht gerade so, daß man durch ein Loch das Bild der Sonne anschauen kann. Es ist natürlich, daß man bei den alten Peruanern dieses Abbild ihrer Gottheit in hohen Ehren hielt, und um so mehr, als es von überirdischer Hand hier angebracht war. Das vorgebliche Bild der Sonne besteht übrigens aus feinen Erzadern eines braunen Eisensteines.

Die Provinz Loxa, berühmt durch ihre überreichen Chinawälder, liegt südlich von Cuenca und östlich von dem Departement Guayaquil. Hauptstadt ist Loxa mit 10000 Einw. in dem herrlichen Thale von Cuzibamba. Treffliches Klima, schöne Bauart, neuorganisirte Schulen, prachtvolle Kirchen, gesunde Luft, obwol ziemlich heiß; und ein großer Reichthum an Lebensmitteln zeichnen diese Stadt aus, welche an dem berühmten Knoten von Loxa zwischen Bergen voll Cinchonawäldern erbaut ist. Aber der Boden ist ungetreu; er bezahlt zwar mit Gold, setzt aber die ihm trauen, in oftmalige Angst. Molacatos ist seines großen Reichthums an Naturprodukten, besonders seiner trefflichen Früchte wegen berühmt, unter 4° 12′ 27″ südl. Br. Es hat reiche, aber nicht bearbeitete Silberminen. Eine reiche Bergstadt ist auch Zaruma am Flusse Amarillo mit 6000 Einw. und berühmten Gold-, Silber- und Bleiminen.

Jaen de Bracamoros unter 5° 25′ südl. Br., in einer schönen, fruchtbaren, von Bergen umgrenzten Ebene am Marañon zwischen dem Lauricocha, Chinchipe und Chachapoyas, welche alle in den Marañon fallen. Der Ort hat 4000 Einw. Valladolid, unter 4° 35′ 30″ südl. Br., ist ein Dorf zwischen Loxa und Jaen. Tomependa liegt in einer fruchtbaren Ebene, von dicker Waldung umgeben. Chuchunga ist ein Dorf am Flusse gleiches Namens, wo man sich nach dem Marañon einschifft. Auch Condamine schiffte sich hier ein.

Die östlichen Ebenen enthalten Steppen, Wälder und Flüsse. Eine ordentliche Kolonisation hat noch nicht stattgefunden, aber

mit unsäglicher Mühe haben Missionäre Missionen angelegt. Von der Hochebene zu dieser Tiefebene hinab, geht eine ungeheure Stufe, die nur beschwerlich zu übersteigen ist. Felsen, Waldungen und tobende Waldströme hemmen den Fuß des Wanderers, demungeachtet ist der östliche Cordillerenabhang schön, reich an Gold und anbaufähigen Thälern. Sowol am Abhange, als in den heißen Tiefebenen, haben die Jesuiten mit unsäglicher Mühe Niederlassungen gegründet und die Indianerstämme zu civilisiren gesucht. Wir wiederholen es noch einmal, für die Wildnisse Südamerika's war die Aufhebung der Jesuiten ein Unglück. Hätte man lieber alle, die in Europa lästig waren, hieher gesandt, wo sie niemanden beunruhigt und durch ihre Gewandtheit in Behandlung der Gemüther, der Menschheit den größten Dienst geleistet hätten. Jetzt sind die Missionen meist zerfallen. Von den 16 Ortschaften in der Mission der Sucumbiosindianer im Osten der Provinz los Pastos, wo die Hauptstadt San Miguel de Ecija, unter 0° 18′ nördl. Br. und 301° 30′ östl. Länge, war, sind nur noch Trümmer der Stadt und 5 armselige Dörfchen vorhanden. An der Ostseite der Provinzen Pichincha und Chimborasso blühte die Provinz Quixos oder Archindona herrlich auf; allein mit den Jesuiten verschwand ihr Glück. Baeza, unter 0° 26′ südl. Br., hatte einst 10000 Bew., jetzt 150. Archindona unter 0° 25′ südl. Br. war ebenfalls eine schöne Stadt mit 8000 Einw., und ist auf 30 Familien herabgesunken. Avila, unter 28′ südl. Br., am Quellflusse des Napo mit 9000 Yumbosindianern ist verschwunden. La Conception, Loretto, San Salvador, Cota Pini, Santa Rosa sind noch als kleine Dörfchen vorhanden. Die Stadt Macas, auch Sevilla del Oro genannt, in der Quellgegend des Morona unter 2° 25′ südl. Br., wurde von den Xibarosindianern auf 1200 Bew. herabgebracht. Es sind in diesem Distrikte etwa noch 22 kleine Missionsdörfer vorhanden.

Die Jesuiten hatten auch die wackern Xibarosindianer gebändigt. Sie kamen aber zum Aufstande und zerstörten die Missionen, welche östlich der Provinz Loxa lagen. Alle diese Provinzen und Distrikte mit ihren Missionen liegen noch in dem Gebirgslande, östlich vom Hochlande Quito's, am Fuße der Andes. Den Ebenen gehört die Landschaft Maynas an, unter den Jesuiten von zahlreichen blühenden Missionsdörfern besetzt. Diese Heidenbekehrer, wie es jetzt keine auf Erden gibt, hatten hier ihre Wirksamkeit vom Fuße der Andes bis zur Grenze Brasiliens, und von der Grenze Peru's bis zum Jupura ausge-

dehnt. Seit ihrer Aufhebung im Jahre 1767 sind auch hier die Früchte ihrer Arbeiten zerstört. Von beinahe 100 Ortschaften nennt Alcedo nur noch 36 als vorhanden, welche jedoch in den Stürmen der Zeiten wahrscheinlich noch mehr zusammengeschmolzen sind. Wir nennen hier Borja, unter 4° 28′ südl. Br., an der Mündung des Pastaza. Die Bewohner sind sehr zusammengeschmolzen, und bestehen aus den Resten der Mayna-Indianer: St. Jago de la Laguna liegt unter 5° 13′ südl. Br., einst Hauptmissionsplatz, jetzt ganz vernichtet. Mit einigen Dutzend Namen kann dem Leser um so weniger gedient sein, als er sie auf jeder Karte findet, und das Vorhandensein des Benannten zweifelhaft ist.

Auch zwischen dem Putumayo bis zum Guaviare gehört dieser Republik noch ein Landstrich, den der Choqueta oder Jupura, der Rio Negro, Inirida und Orenoco bewässern. Niemand kennt das Innere, noch das Schicksal von Choro, Loxas, Mocoa Sibundoi, Pablo und vielen anderer Ortschaften, in welchen einst die hellen Glocken vom Heiligthume herab die Indianer zur Gottesverehrung der Jesuiten riefen. Es ist gewiß, daß diese Gegenden einen andern Anblick gewährten, hätte man den Söhnen Loyola's vergönnt, hier wo weder andersdenkende Christen, noch politische Gewalt mit ihnen in Kollision gekommen wären, ihr segenvolles Werk zu vollenden. Selbst ihre Irrthümer, ihre Sucht nach Abgeschlossenheit, ihre Unverträglichkeit mit jeder andern Herrschaft, die sie für jeden civilisirten Staat gefährlich machen, hätten hier Früchte zum Segen armer unschuldiger Völker gebracht. Sie wären hier unter ihrer Leitung zu Nationen erwachsen, statt daß sie jetzt im entvölkerten Lande vernichtet werden.

4) Das Departement Guayaquil.

Dieses Departement ist das kleinste unter den Staaten der Republik Ecuador, etwa 1000 Quadratm. groß, am stillen Meere gelegen, und enthält den besten Hafen der Republik, der zugleich einer der wichtigsten Handelsorte in ganz Südamerika ist; zwischen 0° 25′ und 3° 30′ südl. Br. und 208° 39′ östl. Länge von Ferro. Dieses Land besteht aus dem flachen Küstenlande, in dessen Hintergrunde sich der gewaltige Felsstock des Chimborasso, Cargueirasso und Corazon aufthürmt. Der Anblick aus dem Hafen von Guayaquil ist unendlich majestätisch. Der Hauptstrom des ganzen Gebietes, der jedoch von großer Wichtigkeit für den Handel ist, ist der Guayaquil, welcher aus den

Andes von St. Anten herabkommt. Seine Quellenflüsse sammeln sich in einem Überschwemmungssee Zamborodon, aus welchem alsdann der sogleich schiffbare Guayaquil hervortritt. Doch ist er nicht der einzige, denn eine unendliche Menge von Küstenflüssen aus den nahen Gebirgen durchfurchen die schön bekleidete Küste.

Das Land ist überaus reich, und der Ackerbau lohnt mit den köstlichsten Erzeugnissen der Tropenländer. Das bekannteste darunter, wodurch auch der Hafen von Guayaquil berühmt geworden ist, ist der Cacao oder wie er von den Indianern genannt wird, Cocoa. Der sinnreiche Linnee, welcher um schöne Namen gar nie verlegen war, gab diesem herrlichen Baume, welcher die nahrhafte Bohne hervorbringt, den Namen Theobroma oder Göttertrank. Es wird hier von diesem köstlichen Gewächse, das Wohlgeschmack mit der größten Menge Nahrungsstoff im kleinsten Raume verbindet, eine ungeheure Menge gezogen. Man legt die Pflanzungen in einer Art von Baumschule an, wo sie gewässert und so lange vor der Sonne beschattet werden, bis sie 2 Fuß hoch und zur Verpflanzung geeignet sind. Man pflanzt jedoch den Cacao auch sehr häufig sogleich an den Ort, wo er bleiben soll; am liebsten gedeiht er in frisch abgeholzten Wäldern, wo man Stämme stehen läßt, um mittelst ihrer Kronen die Pflanzungen von der Sonne zu schützen. Denn dunkle, feuchte Hitze ist das Element, in welchem der Cacao gedeiht. Der Boden wird durch das Ziehen der Gräben, zur Ableitung des Wassers in der Regenzeit, in Felder eingetheilt. Die Cacaobohnen, welche frisch aus reifen Sorten genommen werden, werden paarweise in den Boden gesteckt und leicht mit Erde bedeckt, auf welche man ein zusammengefaltetes Pisangblatt legt, um die Feuchtigkeit zu erhalten und die jungen Pflanzen vor Schlagregen zu sichern. Haben die Pflanzen eine gewisse Höhe erreicht, so werden sie gerodet, und die schwächern unter ihnen entfernt. Man pflanzt zugleich mit dem Cacao gewöhnlich auch Pisang, damit dieser letztere den nöthigen Schatten gebe, und schon die Paradiesfeigen decken die Kosten der Anlage. Bis der Cacaobaum die Höhe von 4′ erreicht hat, wird sein Stamm immer behauen, dann gestattet man ihm vier Äste zu treiben. Er wird alsdann von überflüssigen Blättern und Schößlingen immer gereinigt, und erreicht eine Höhe von 18—20′. Schon im dritten Jahre fängt er zu tragen an, und man hat ihn nur von schädlichen Insekten zu reinigen und gegen die Affen, Faulthiere, Eichhörnchen und Papageien zu schützen, was eben nicht

immer sehr leicht ist. Die Blüte des Cacao ist weiß und kommt aus dem Holze selbst hervor. Die Schote ist 3 Zoll lang, einer Melone ähnlich, von gelber Farbe und enthält in 5 Reihen zu 20 bis 40 Bohnen, in einem angenehm säuerlichen genießbaren Fleische. Manche Pflanzer ernten zweimal des Jahres, im Juni und Dezember, andere ziehen es vor, eine immerwährende Ernte zu halten und die Früchte zu sammeln, sobald sie reif sind. Die Schoten werden aufgeschnitten, die Kerne herausgedrückt, und dann 3 bis 4 Tage unter eine Pisangdecke einer Art Dunst überlassen. Alsdann bringt man sie in die Vorrathshäuser, nachdem man sie zuvor ausgebreitet und getrocknet hat. Man muß jedoch große Sorgfalt anwenden, weil sie sonst, wenn sie feucht sind, in Gährung übergehen und verderben. Die Cacaopflanzungen sind in der Regel ungesund, außerordentlich schlangenreich und des Nachts durch eine unendliche Fülle von Feuerfliegen illuminirt. Man rechnet, daß in der Provinz Guayaquil jährlich an 600000 Fanegas geerntet werden. Er ist aber von bei weitem schlechterer Qualität, als die von Caracas und Soconusco, obwol er sehr große Bohnen hat. Außer diesem Hauptartikel gedeiht noch eine Fülle von Tabak, auch wird sehr viel Bauholz und Salz in den Handel gegeben, wie denn Guayaquil in jeder Hinsicht eine der vorzüglichsten Provinzen in Südamerika ist. Viehzucht, Bergbau, Fischerei und vorzüglich Handel befördern den Reichthum der Provinz, der jedoch einer unendlichen Steigerung fähig ist.

Hauptstadt des Departements ist Guayaquil, von Pizarro 1533 gegründet, von den Indianern zerstört, vier Jahre darauf von Orelana aufs Neue erbaut und zwar an der Westseite des Flusses, von da aber 1693 auf der jetzigen Stelle errichtet. Sie hat den Namen von dem frühern Oberherrn des Landes, dem Caziken Guayas, wird durch den Fluß in zwei Hälften geschieden und mittelst einer hölzernen Brücke verbunden. Sie dehnt sich am Ufer des Flusses eine halbe Stunde lang in der Ebene aus, so daß ihr südliches Ende an die Schiffswerfte, ihr nördliches an die Altstadt grenzt. Die Hauptstraße, Malecon genannt, läuft dem Flusse parallel. Sie hat zwei Pfarrkirchen, mehre Klöster, die hauptsächlich von Holz erbaut sind und Ziegeldächer haben. Bei kirchlichen Festen pflegen sich Leute mit Trommeln und Trompeten auf die Glockenthürme zu begeben, und das Geläute der Glocken, welches nach chinesischer Manier mit Hämmern geschieht, zu akkompagniren. Es gibt dieses eine gewaltige Musik, und das Volk wird hier durch

Tanz und Marschmelodien zum Gebete gerufen. Die Häuser haben zwei Stockwerke, von denen das Erdgeschoß immer den Waarengewölben gewidmet ist. Ausgezeichnete Gebäude gibt es nicht, aber die Häuser sind hübsch und bequem. Da alle von Holz sind, so hat Guayaquil schon öfter verderbliche Feuersbrünste erlitten und wurde 1692, 1707 und 1764 ganz in Asche gelegt. Die Stadt hat ungefähr 20000 Einw., und die Weißen zeigen hier auf ihren Gesichtern jene schöne Färbung von Roth und Weiß, welche man sonst in ganz Amerika nirgend antrifft. Auch findet man blaue Augen und blonde Haare, trotz der hohen Temperatur und der sumpfigen Lage der Stadt. Die Damen werden als sehr schön, mit feinen Gesichtszügen, schlanken Taillen, zierlichem Gange und vieler Grazie gerühmt. Sie sollen besonders gute Tänzerinnen sein, was ich herzlich gerne glaube; auch sollen sie geistreich und witzig sein, wie überhaupt die ganze Bevölkerung als lebendig, rührig und thätig, und zwar in einem höhern Grade als irgendwo in den Kolonien, geschildert wird. Stiergefechte, Wasserpartien auf den romantischen Flößen von Guayaquil, Spiel nebst Musik sollen sie leidenschaftlich lieben. Der Markt von Guayaquil soll in der Regel mit wenigem Fleisch, mehr Fischen, vielen Austern, und einer unermeßlichen Fülle vegetabilischer Produkte besetzt sein. Überaus großer Gebrauch wie bei uns von den Kartoffeln, wird von den Bananen gemacht, von denen täglich eine ungeheure Fülle aus allen Gegenden nach der Stadt gebracht wird. Der Winter fängt hier im Dezember an und dauert bis halben April; ungeheure Hitze, Mangel an erquickendem Winde, unaufhörlicher Regen und eine entsetzliche Menge giftigen Geschmeißes nebst furchtbaren Gewitterstürmen plagen in dieser Zeit das Menschengeschlecht. Der Bewohner von Guayaquil versteht es diesen vereinten Angriffen eine unerschütterliche Gelassenheit entgegenzusetzen, selbst wenn ihn Wechselfieber, Dyssenterien und Augenkrankheiten plagen. Die 8 Monate des Sommers sind überaus anmuthig, schön und gesund, aber der Fremde mag sich hier doch nicht gefallen; denn das Brummen der Musquitos, die giftigen Bisse der kleinen Jejen, die abscheuliche Menge der Ameisen verleiden ihm das Leben. Mit Entsetzen springt er aus dem Bette, wenn die Ameisen ihren abscheulichen Besuch abstatten. Mit Abscheu verläßt er den Tisch, wenn die aufgeschnittene Pastete vor seinen Augen zum Ameisenhaufen wird, der den Tisch überfüllt; mit einem Worte, trotz seiner schönen Frauen möchte ich in Guayaquil nicht wohnen; denn die Comejen nebst den vorhergehenden

Insekten, vernichten alles, was sie ergreifen und selbst die Gebeine in der Haut sind nicht sicher vor ihnen. Es begab sich einmal, daß Kanonen für Lima im Zeughause zu Guayaquil ankamen. Die Comejen machten sich darüber und verzehrten richtig die Lavetten. Von Spanien aus wurde eine Untersuchung über die Nichtankunft der Kanonen zu Lima verhängt, aus welcher sich ergab, daß die Comejen die gräuliche Zerstörung vorgenommen hätten. Die Minister, nicht wissend, wer die Comejen seien, erließen eine königl. Kabinetsordre mit dem entschiedensten Befehle, den Don Comejen sogleich zu arretiren, ihm über das begangene Verbrechen summarisch den Prozeß zu machen, und Inkulpaten nebst Akten nach Spanien zu transportiren: ein Befehl, dem sogar spanischer Gehorsam keine Folge zu geben im Stande war. Es gibt außer den genannten noch eine Menge Insekten, welche dem Menschen das Leben in der Stadt Guayaquil verleiden. Übrigens sind die Leute wohlhabend und besonders die Schiffbaukunst wird hier mit dem bewundernswertheſten Eifer und Erfolge betrieben, da die Fahrzeuge von Guayaquil überall als besonders gut gebaut geschätzt werden. Auch die Balsas oder Marktflöße von Guayaquil sind berühmt und gewähren wegen ihrer schönen Bauart und ihrer oft noch schönern Ladung von Landesprodukten einen prächtigen Anblick. Der Hafen der Stadt ist im Strome sehr gut und von drei Forts beschützt, der Handel außerordentlich lebendig und die Ausfuhr beträgt über eine halbe Million Pf. Sterl. oder 5,000000 Gulden.

Daule ist ein volkreicher Flecken in der Nähe von Guayaquil, der sehr wichtige Wochenmärkte hat. Unter der Menge von Inseln, die vor der Mündung des Flusses liegen, ist besonders merkwürdig Puna 16 Quadratm. groß. Auf ihr landete Pizarro, fand sie von 20000 Indianern bewohnt, lieferte ihnen ein Treffen, besiegte sie und eroberte die Insel, welche 1734 noch 96! Seelen aufzuweisen hatte. Jetzt hat sie sich wieder gehoben und der Hafenort Puna hat einem ganzen Distrikte des Departements seinen Namen gegeben. Babahoyo liegt auf dem Wege von Guayaquil nach Quito, und ist eine Hauptniederlage für den Handel zwischen beiden Städten, mit Zollhäusern, Niederlagen und etwa 10000 Einw. versehen. Puerto Viejo unter 1° 2′ südl. Br. liegt in einer fruchtbaren Ebene. Xipixapa und Monte Christi sind hübsche Dörfer in der Mitte einer wald- und produktenreichen Ebene. Punta de Sta. Helena treibt starken Handel mit Salz, Plata, los Ahorcados, Salango, Pelado und die

Galapagos oder Schildkröteninseln unter denen Albemarle die größte ist, gehören auch zu diesem Departement, welches mit dem Aufblühen der Republik an Wichtigkeit immer mehr gewinnen muß. Als die Provinz, welche den Haupthafen eines großen Staates enthält, werden sich in ihr Reichthümer häufen, sobald die prachtvolle Äquatorrepublik, von innerm und äußern Frieden begünstigt, ihre Kräfte entfaltet.

Ein erfreuliches Ereigniß wäre es, wenn der Föderativtraktat, der, laut öffentlichen Blättern, zwischen den drei Republiken des ehemaligen Columbiens im Werke sein soll, zu Stande käme; denn Eintracht und Friede macht stark und blühend. Es wird auf folgende Grundlagen unterhandelt: die drei Staaten bilden einen politischen Körper, um mit Spanien zu unterhandeln oder einen Vergleich abzuschließen. Die Nationalschuld wird gewissenhaft unter die drei Staaten vertheilt. Die Differenzen werden unter den drei Staaten durch Schiedsrichter ausgeglichen, und keiner darf gegen den andern die Waffen ergreifen.

Keiner der drei Staaten darf mit einer auswärtigen Macht hinsichtlich Übertragung, Abtretung oder Verkaufs von einem Theile seines Gebiets einen Vertrag abschließen, ohne die beiden andern Staaten darüber zu Rathe zu ziehen. Die drei Staaten von Columbien sollen bei allen wichtigen Vorfallenheiten gemeinschaftliche Sache machen, um ihre Unabhängigkeit und ihr Gebiet zu vertheidigen, oder den Eingriffen und Beschimpfungen einer andern Macht Widerstand zu leisten. Keiner der Staaten darf fremde Waaren und Lebensmittel, die in seinen Häfen anlangen, um in einen der beiden andern Staaten verführt zu werden, mit irgend einem Einfuhrzolle belegen. Der Sklavenhandel ist von Seite der drei Staaten für immer abgeschafft. Eine republikanische Repräsentativ- und Wahlregierung wird in jedem der Staaten eingesetzt und für immer beibehalten, als das sicherste Unterpfand für ihre gemeinsame Wohlfahrt und für die Dauer ihrer gegenseitigen Eintracht. In keinem Falle darf eine Centralregierung eingeführt werden; aber die drei Staaten können über die Organisation eines Bundessystems sich verständigen und den Plan dazu durch einen Konvent von nach Verhältniß ihrer Bevölkerung gewählten Abgeordneten zur Annahme sich vorlegen lassen. — Mögen die Worte zu Thaten werden!

IV. Die Republik Peru.

Nieder-Peru liegt zwischen dem 5. und 15° südl. Br. und 298° bis 317° östl. L. von Ferro. Es hat im Westen den stillen Ozean, im Osten Brasilien, im Norden Quito und im Süden Bolivia oder Ober-Peru, dazu einen Flächeninhalt von 28000 Quadratm. mit 1,600000 Einw.

Wenn man in der aufgelösten Republik Columbien mit Gewalt vereinigen wollte, was die Natur getrennt hat, so hat man dagegen in Peru getrennt, was die Natur vereinigt hatte, nemlich Nieder- und Ober-Peru. Der Staat Nieder-Peru, mit dem wir es zu thun haben, ist in Bezug auf Lage, physische Beschaffenheit, Erzeugnisse u. s. w. durchaus eins mit der Republik Bolivia und zwar größtentheils Bergland. Südwärts von Assuey und dem Marañon bildet die Andescordillere einen Sattel, d. h. sie wird konkav, die Bergspitzen niedriger, so daß die höchsten Bergspitzen die Grenze des ewigen Schnees nicht mehr erreichen. Erst zwischen dem 14. und 20° nördl. Br. heben sich die Gebirge wieder, um in Süd-Peru und Nord-Bolivia zu ihrer höchsten Höhe anzusteigen und Gebirge zu bilden, von denen es keineswegs entschieden ist, ob sie oder die Himalaya die höchsten der Erde sind. In Nieder-Peru, unmittelbar im Süden des Marañon, fangen die Anden an, in der Breite zuzunehmen, und wenn sie in der Republik Ecuador nur einen schmalen Bergwall von unendlicher Höhe bilden, so finden wir in Nieder-Peru zwischen dem stillen Meere und dem Ucayale sie zu einer Breite von 50 geogr. Meilen anschwellen, welche Breite in Ober-Peru alsdann mit der Höhe zu wachsen scheint. Von 297 bis 305° östl. L. ist daher Nieder-Peru in der That ein Alpenland, welches die hohen Längenthäler des Marañon, des Huallaga und Ucayale einschließt. Die Quellflüsse des letzten Stroms, der Apaxim, der Rio Beni nebst ihren Zuflüssen kommen aus mehren Thälern der Andes von Cuzco und dem Bergknoten von Arequiba und Apolobamba herab, wo die Andes die Grenzen des ewigen Schnees weit übersteigen. Der östliche Theil von Nieder-Peru zwischen 305° östl. L. bis zu den Westgrenzen von Brasilien ist flaches Waldland, das gegen Süden offen wird, in der That aber unbekannt ist. Bewässert ist das Land bis auf einen Theil der Westküste am stillen Meere, wo eine förmliche Wüste der Sahara ähnlich herrscht, durchaus gut. Die Gewässer nehmen größtentheils eine östliche Richtung und bilden Zuflüsse des Marañon. Das Land

ist im Allgemeinen schön, und jeder der es bereiste, spricht mit Entzücken von den paradiesischen Hochthälern, den prächtigen Urwäldern, womit die erhabengestalteten Berge bedeckt sind. Das Land ist meistens trocken, hoch, gesund, aber der Boden dieses von Vulkanen zerrütteten Landes ist ungetreu und beinahe in steter Bewegung. Wir haben in der Einleitung schon von der Gestaltung des Landes gesprochen und verweisen dahin. Die Natur des Landes, Produkte, Pflanzendecke und die übrige Beschaffenheit sind ganz dieselben, wie in Quito und Neu-Grenada. Nur unter den Thieren finden wir in Peru das einzige gezähmte Hausthier, das im ganzen Amerika vorgefunden wurde, nemlich das Llama. Dieses Thier gleicht in mancher Hinsicht dem Kameele der alten Welt, es ist kleiner, aber netter gebaut, hat einen kleinen Kopf ohne Hörner und ein breiter Haarbüschel verziert seine Stirne. Der Nacken ist sehr lang und schlank, die Ohren wie beim Schafe, die schwarzen runden Augen groß und feurig, die Schnauze klein, die Oberlippe gespalten, der Leib schlank und schön geformt, die Füße zweiklauig, die untere Kinnlade hat 6 Schneide-, 2 Hund- und mehre Backenzähne. Der Leib ist unter der Haut mit einer Lage Fett bedeckt, wie bei den Schweinen. Es bewohnt die kältern Gegenden der Cordilleren, ist ein Wiederkauer und hat vier Mägen, trägt 22 Wochen und wirft gewöhnlich ein Junges, welches es säugt. Sie vertheidigen sich, indem sie eine Art klebrigen Geifer aus dem Munde schleudern, von welchem man behauptet, daß er ätzend sei. Es gibt 4 Varietäten von dieser Thierart, das Llama, der Baco, der Huanaco und Vicuna. Das Llama ist das schönste dieser Arten und gleicht an majestätischer Haltung dem Hirsche, ist aber ein nützliches Hausthier, da es 1 Centner auf seinem Rücken über die höchsten Berge trägt. Indessen scheint die Einführung der Schafe und der lastbaren europäischen Hausthiere die Kultur dieser Thierart so in Nachtheil zu setzen, daß sie so ziemlich in dem Zustande unserer einheimischen Esel sind. Außerdem werden alle Hausthiere in Peru gepflegt, und nicht nur Schafe, sondern auch die übrigen aus Europa eingeführten Hausthiere finden treffliches Gedeihen.

Peru ist seiner großen mineralischen Schätze wegen berühmt. Alles, womit nur immer die Natur ein Gebirgsland ausstatten konnte, und worin das Bedürfniß oder die Thorheit der Menschen einen Werth setzt, ist in dem Gebirgsboden von Peru im reichen Maße niedergelegt. Die Pflanzenwelt ist tropisch und über einander gestuft, mit einem Worte die Naturbeschaffenheit Peru's äußerst begünstigt.

Die Bevölkerung von Peru ist diejenige des übrigen spanischen Amerika's. Einst soll es unter den Inkas 8,000000 Einw. gehabt haben, eine Volkszahl, die zwar weder in Bezug auf die Ausdehnung noch Ergibigkeit des Bodens zu groß ist, denn Peru könnte 20 Millionen Menschen ernähren; dennoch ist die Annahme zuverläßig übertrieben. Von der jetzigen Bevölkerung sind die Hälfte Indianer, Nachkommen jener Kinder der Sonne, die einst unter den Inkas goldne Zeiten gelebt zu haben meinen, und noch nie einen Augenblick vergessen haben, daß sie die Herren des Landes sind. Die Indianer widmen sich gewöhnlich dem Bergbaue; die Neger, unter denen jedoch kein Sklave mehr ist, und die Farbigen treiben Ackerbau; die Weißen haben sich des Handels und der Verwaltung bemächtigt und suchen zu genießen. Es thut uns leid sagen zu müssen, daß die Peruaner äußerst sinnlich, ausschweifend und besonders der Wollust ergeben sein sollen. Was an der Sache Wahres sei, ist schwer zu ermitteln. Doch ist es immer ein trauriges Zeichen, wenn in einem Staate die Lust unverehelicht zu leben, zunimmt, was sich in Peru in der That erweist.

Der enge Raum gestattet uns nicht, den für die Erdkunde so wichtigen historischen Überblick hier mit einer Ausführlichkeit einzufügen. Die Eroberung des Reichs der Inkas durch Pizarro und seine Gefährten ist bekannt. Nach dem Umsturze der einheimischen Herrschaft wurde Peru von einer Reihe Vizekönigen regiert und die Könige von Spanien fühlten sich geschmeichelt, ihrem Titel den eines Kaisers von Peru beifügen zu können. Sie betrachteten auch dieses Land immer als eine Goldgrube, und wirklich hatten sie auch aus Peru jährlich nicht weniger als 6 Millionen Piaster reine Einnahme. Indessen beruhigte sich das Land nicht. So sanftmüthig und lenksam die eingebornen Peruaner auch sind, so widerstrebte ihnen doch die fremde Herrschaft und dies geschah um so mehr, als die Creolen sich nicht als Spanier, sondern als Peruaner betrachtet wissen wollten. Die Blutgerüste von Lima rauchten daher beständig vom Blute der Rebellen, bis endlich in neuester Zeit, was früher oft nur das Werk der Vizekönige war, die Trennung des Staates von Spanien zur Folge hatte. Besonders waren es die Nachkommen der Inkas, welche immer wieder Ansprüche auf die Herrschaft von Peru machten. Zwar entsagte der Inka Sayri-Tupac 1557 zu Lima feierlich dem Throne; doch gehorchten seine Brüder nicht, und 1572 mußte aufs Neue ein Vernichtungskrieg gegen die freien Peruaner geführt werden, bis der Inka Tupac-Amaru in die Hände der Spanier fiel und auf Befehl des Francesco

Toledo enthauptet wurde. Diese ewigen Kämpfe mit dem Mutterlande erbitterten gegen die Statthalter, welche jeden Versuch gegen ihre Autorität blutig vergalten. Die Peruaner rafften sich immer wieder auf, und 1780 brachen die indianischen Völker in einer verzweifelten Empörung los, und viele tausend Spanier wurden das Opfer. An der Spitze standen die Glieder der Cazikenfamilie Condorcanqui; der letzte Rest war der Inka Tupac-Amaru der II. Er wurde gefangen, nach Spanien abgeführt, und entkam erst bei der letzten spanischen Revolution dem Gefängnisse.

Unter solchen Krämpfen kam die Schicksalsstunde des XIX. Jahrhunderts heran, und 1820 kostete es dem General San Martin nicht viele Mühe von Cochrane unterstützt, die Spanier zu schlagen und am 12. Juli 1821 seinen Einzug in Lima zu halten. Doch dauerte es noch bis zum 19. Januar 1826, bis Bolivar und der General Sucre die Spanier aus Peru vertrieben und Callao zur Übergabe zwangen. Seitdem ist Peru eine unabhängige Republik, nachdem es gerade 300 Jahre nach der Landung Pizarro's, während welcher Zeit 43 Vizekönige einander gefolgt waren, unter spanischem Joche geseufzt hatte.

Nach der Gründung der Republik stellte Peru seinen Befreier Bolivar als Diktator an die Spitze der Regierung, was für die ersten Jahre zur Beruhigung des Aufbrausens allerdings sehr wohlthätig war. Doch konnte dieser Zustand nur bis 1827 bestehen. Bolivar's Truppen wurden aus dem Reiche verjagt und ein Krieg zwischen Columbien und Peru war unvermeidlich. In diesem entscheidenden Augenblicke war es, wo Peru seine Verfassung ordnete und eine aus 180 Artikeln bestehende Konstitution annahm. Damit alle Regierungsformen in Amerika versucht wurden, so ist Peru ein Mittel zwischen Föderatio- und Centralrepublik und man muß gestehen, daß hier manches Ungemach der beiden Regierungsformen glücklich vermieden wird. Die Provinzialkongresse haben für ihre Provinzen gesetzgebende Gewalt, aber ihre Gesetze bedürfen der Sanktion des aus 2 Kammern bestehenden Generalkongresses. Dagegen kommt dem Provinzialkongresse die Oberleitung der Gemeinden in allen Zweigen der politischen und religiösen Verwaltung zu. Er ordnet das Unterrichtswesen, und sehr weise kann der Präsident der Republik, gegenwärtig General Gamara, nach Ablauf seiner Verwaltungszeit nicht mehr gewählt werden. Ihm steht ein Ministerium zur Seite, das er ernennt, und ein Staatsrath, welchen die beiden Häuser des Kongresses ernennen, was zu sehr gekün-

stellt ist. Die richterliche Gewalt ist unabhängig von allen andern Gewalten. Alle richterlichen Urtheile müssen öffentlich bekannt gemacht werden. Die Provinzialkongresse schlagen zu jeder Stelle eines Präfekten, Unterpräfekten und Richter 1. und 2. Instanz drei Kandidaten vor, aus welchen der Generalkongreß wählt, was ebenfalls zu künstlich ist. Religion der Republik ist die römisch-katholische, wobei zugleich die öffentliche Ausübung jeder andern untersagt ist, doch sind davon bereits Ausnahmen gemacht worden. Diese Verfassung wurde aber nur auf 5 Jahre gegeben, wonach gerade jetzt ein Generalkonvent zusammenberufen werden sollte, um Peru's Verfassung definitiv festzustellen. Am 31. August 1829 wurde nach stürmischen Auftritten Augustin Gamarra zum Präsidenten und Antonio la Fuente zum Vizepräsidenten gewählt.

Peru hat eine Staatsschuld von 14,000000 Piastern; zwei Münzen zu Lima und Cuzco, worin sie 7,000000 Piaster ausprägt. Die Finanzen sind in ziemlicher Unordnung. Das Einkommen der Republik beträgt 5,000000, die Ausgaben etwas mehr. Der Militärstand beträgt 4000 Mann reguläre Truppen und 40000 Mann Milizen. Die Seemacht besteht aus 4 Kriegsschiffen.

Peru's Wohlstand hat unendlich gelitten; denn eine Revolution plündert gewöhnlich alle Parteien. Der Bergbau ist verfallen und wird jetzt durch englische Kompagnien wieder neu belebt. Es werden bereits wieder 5,000000 Piaster geprägt. Die Viehzucht wird gut betrieben, der Ackerbau weniger, Industrie beinahe gar nicht. Der Handel ist lebhaft, denn das Land ist reich und bedarf der europäischen Fabrikate. Die Zölle sind sehr hoch, daher ist der Schleichhandel blühend; der Volksunterricht keineswegs dem von Quito gleich, indem der Kongreß für diesen edlen Zweig der Republik nur 50000 Dollars bewilligt hat. Desto größer ist der Reichthum der Kirche. Ihre Besitzungen werfen jährlich zwölfthalb Millionen reinen Ertrag ab, wozu alsdann die Stolgebühren, welche sehr hoch sind, die außerordentlich zahlreichen Meßgelder und die Vermächtnisse kommen.

Peru ist in 7 Provinzen oder Departemente eingetheilt: Lima, Truxillo, Junin, Ajacucho, Arequipa, Cuzco, Puno.

1) Das Departement Lima,

zwischen 8° 59′ und 14° 59′ südl. Breite, ein Längenstrich, der sich am westlichen Abhang der Cordillere und dem stillen Meere hinzieht und zwischen den Departementen Truxillo, Junin, Ajacucho und Arequipa liegt, mit einem Flächenraume

von 2000 Quadratm. und 250000 Seelen, in 3 Städten, 5 Flecken und 173 Dörfern. Es begreift in sich die Provinzen Santa, Chanzay, Cercado de Lima, Canete, Ica, Canta, Huarochiri und Yauyos..

Die Provinz Santa ist ein 30 Meilen langer und 5 bis 6 Meilen breiter Küstenstreif, dessen Boden größtentheils ein dürres Sandland ist, wiewol zwischen dem Rio Baranca und Santa mehre kleine Küstenflüsse sind. Sie ist eine der ärmsten Provinzen Peru's, und ihre Bewohner, die ungefähr 5000 betragen mögen, leben vom Landbaue, der Viehzucht und Fischerei. Einige Thäler, wie das Thal von Santa, sind wol sehr fruchtbar und für den Reisbau besonders geeignet, es wird auch viel Luzerner Klee gebaut und damit das Rindvieh für den Markt von Lima gemästet. Santa Maria dela Parilla ist zwar eine Stadt, besteht aber nur aus kaum einem halben Hundert elender Hütten, auf einem feuchten sumpfigen und ungesunden Boden, wo die Musquitos bei weitem mehr als die Menschen lärmen. Die jetzigen Bewohner sind meist Indianer, die aber recht tapfer ihre Stadt zu vertheidigen verstehen. Sie liegt sehr günstig an einem geräumigen und sichern Hafen unter 8° 59′ 5″ südl. Br. und 298° 57′ östl. L. Nepeña ist ein recht hübscher Flecken, mit Plantagen umgeben, und auf dem Landgute Motachi soll sehr köstlicher Wein erzielt werden. Eine der besten Häfen an der Westküste Amerika's ist der von Huambacho, aber bis jetzt liegt nur ein unbedeutendes Indianerdorf daran. Pativilca ist ein Flecken von etwa 60 Häusern, in dessen Nähe die Ruinen von Paramonga einer alten peruanischen Festung liegen. Sie erinnert sehr an die Festungen des Alterthums, an den Ufern des Euphrats, indem das Hauptgebäude auf einem Hügel liegt, der bis zum Fuße herab mit mehrfachen Ringmauern umgeben ist.

Die Provinz Chancay liegt südlich von der vorigen und besteht aus dem Küstenstriche von 17 Meilen Länge unterhalb Santa. Gegen Osten zu greift sie bis zum Hochgebirge hinauf, von welchem der Pasamayo und der Rio de Haura nebst mehren Küstenflüssen herabströmt. Das Thal des Rio Haura ist sowol seiner Fruchtbarkeit, als seiner Schönheit wegen berühmt. Die Provinz hat bei 160 Quadratm. und ungefähr 18000 Seelen, welche Landbau und Viehzucht treiben. Besonders berühmt ist die Schweinezucht, von welchem Artikel jährlich bei 25000 Stück gemästet und ausgeführt werden. Hauptort der Provinz ist Chancay, 11° 33′ 47″ südl. Br. und 300° 15′

45″ öſtl. L. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend, die vom Pasamayo bewäſſert wird, hat etwa 300 Häuſ., eine ſehr ſchöne Pfarrkirche und ein Paar Klöſter; Schulen werden in Peru nur wenig erwähnt. Ein kleiner ſchlechter Hafen iſt in der Nähe. Huaura iſt ein kleiner Ort in einer ungeſunden Gegend, hat aber einen guten Hafen und köſtliche Steinſalzgruben, in welchen ſchönes weißes Salz gewonnen und jährlich im Werthe von einer halben Million Gulden ausgebeutet wird. Auch ſind dieſe Salinen merkwürdig, der weitläufigen Trümmer wegen, welche als Reſte großer Bauwerke Zeugen aus der peruaniſchen Vorwelt ſind. Huacho iſt der volkreichſte Flecken der Provinz unter 11° 14′ ſüdl. Br., denn er hat bei 4000 Einw., lauter Indianer, ein fleißiges Volk, das ſich von ſeinen Salinen, dem Feldbaue, der Fiſcherei und Strohhutflechten ernährt. Das Dorf Supe hat nur 800 Einw., verdient aber erwähnt zu werden, denn es zeigt auffallend den Unterſchied zwiſchen einheimiſcher und fremder Verwaltung. Ganz in der Nähe der Seite eines Felſens liegen die Trümmer einer großen Stadt aus der Zeit der Inkas. Nicht weit davon in einer ſchönen Ebene liegt eine zweite Stadt in Trümmern und für zwei peruaniſche Städte gründete Spanien ein Dörfchen. Man findet noch viele Grabſtätten in der Nähe dieſer Ruinen und überzeugt ſich, daß die Indianer ihre Todten in den Wohnungen begruben, in welchen ſie gelebt hatten. Man gab ihnen alles dasjenige bei, was ſie gerade beſaßen, und findet daher beim Aufgraben ihrer Wohnungen allerlei Geräthſchaften, mitunter auch ſilberne und goldne Zierrathen, Idole und eine Menge von Gegenſtänden, welche auf die Lebensart der alten Peruaner Licht werfen. Das Dorf Supe litt 1806 am 1. Dezember eine heftige Erderſchütterung, die ſo plötzlich eintrat, daß, wie die Einwohner ſehr charakteriſtiſch ſagen: ſie die Hunde nicht hörten und die Schweine nicht kochen. Man will nemlich in allen Theilen Amerika's die Bemerkung gemacht haben, daß Hunde und Schweine die Annäherung des Erdbeben durch eine Unruhe verriethen, welche ſie plötzlich ergreife, was ſehr leicht erklärbar iſt. Man ſah bei dieſer Gelegenheit Flammen aus dem Meere emporſchlagen und mehre Gegenden an der Küſte in Feuer ſtehen. Die unterirdiſchen Dämpfe wirkten ſo nachtheilig auf das Gras, daß das weidende Vieh kurz darauf ſtarb. Ein großer Theil von Supe ſtürzte zuſammen, ja ſogar das Meer war unruhig, indem es die Fiſcherkähne an das Land warf. Zwiſchen Supe und Huaura, in der weiten Ebene, *Pampa de medio mundo* genannt, findet ſich allenthal-

den die Spur einer kraftvollern Vergangenheit als die schlaffe Gegenwart. Die alten Peruaner haben wenigstens gezeigt, daß sie ihres schönen Landes würdig waren. Es ist erstaunlich, wie weit sie es in der Kanalisation gebracht hatten. Ein Hauptkanal, der sein Wasser aus dem Flusse Haura erhielt, ging 10 Stunden weit um den Fuß der Berge herum und bewässerte ohne Hülfe von Maschinen die unermeßlichen Ebenen, welche jetzt Sandwüsten sind. Die Indianer der Vorzeit baueten ihre Städte auf dürre Hügel und zeigten dadurch, wie sehr sie sich auf die Natur ihres Landes verstanden. Denn die fruchtbaren Thäler wurden dem Feldbaue gelassen, ihre Wohnungen aber genossen einer heitern freundlichen Luft und eines gesunden Klima; ganz unähnlich baut der Europäer auch in den Tropenländern sich in den miasmenreichen Thälern an. In der Nähe von Huaura liegt auch die schöne Plantage Ingenio, welche früherhin den Jesuiten gehörte, und wo die Jesuiten eine sehr schöne Brücke 26 Ellen breit aus Backsteinen über den Fluß geworfen hatten. Die Mitte des Bogens war 47 Ellen über den Fluß erhaben, aber als sollte nichts übrig bleiben von dem, was die Jesuiten berührten, stürzte auch diese wohlthätige Brücke 1806 bei dem Erdbeben zusammen. In diesem Thale sah man noch eine Merkwürdigkeit, von der ich nicht weiß, ob sie noch vorhanden ist. Die Polizei der Provinz wurde nemlich zur Zeit, da Stevenson in Amerika war, auf eine sehr wohlfeile Art verwaltet. Es war das junge Fräulein von Huaca, nach ihrem Geburtsorte so genannt, welche dieses Geschäft übernahm. Diese zarte Schöne ist eine Indianerin, 6′ hoch, ausnehmend stark, und eine ganze Amazone. Sie pflegte ein feuriges Roß zu besteigen, sich mit ein Paar Pistolen und einer Lanze zu bewaffnen und mit einem Kommando von 3 Männern die Umgegend des Thales, so wie die Straße nach Lima, von allem Gesindel zu säubern, dessen Schrecken sie war. Mehr als eine ganze Kompagnie von Polizeibeamten wurde sie gefürchtet. Stevenson besuchte sie auf ihrem Landsitze, den sie nebst weitläufigen Zuckerplantagen vortrefflich verwaltete. Er fand dieses Wunderweib offen, höflich, gefällig und, was gewiß merkwürdig ist, außerordentlich gebildet und in der Literatur wol bewandert. Ob sie jedoch bei allen diesen Eigenschaften unter die Haube gekommen ist, daran zweifeln wir, denn das wäre für einen Mann doch eine zu starke Aufgabe. Die Bewohner dieser Gegend haben überhaupt viel Muth und Entschlossenheit und die Bewohner von Supe waren die ersten, welche sich auch bei den neuern

Ereigniſſen für die Unabhängigkeit erklärten. In der Provinz von Chancay wird außerordentlich viel Mais gebaut. Man hat deſſen fünf verſchiedene Arten, unter denen diejenige Art, Concha oder ſüßer Mais genannt, der nur in den kühlern Bergthälern gebaut wird, beſonders geſucht iſt. Die noch zarten Kolben des ſüßen Mais gelten geröſtet in Lima für einen Leckerbiſſen, und es iſt in der That eine ſehr gute Speiſe. Reif wird er gemalen, mit Salz, Speck und Pfeffer gemengt, der Teig in ein Piſangblatt gewickelt, zwiſchen Fleiſch gelegt und mehre Stunden lang gekocht, was ein ſehr kräftiges köſtliches Gericht gibt; auch wird unter dem Namen Maſamora ein köſtlicher Pudding aus Maismehl bereitet, wovon die Einwohner von Lima ſpottweiſe Maſamoreros heißen. Auch ein ſehr geiſtiges Getränk, Chica genannt, wird in der Provinz Chancay von beſonderer Güte bereitet. Übrigens war die Fabrikation geiſtiger Getränke aus Mais, unter den Inkas ſehr ſtreng verboten.

Die Provinz Lima, auch Cercado de Lima oder der Stadtbezirk, iſt weltberühmt genug geworden. Er begreift einen Flächenraum von 42 geogr. Quadratm. Die Hauptſtadt Lima liegt unter 11° 2′ 45″ ſüdl. Br. und 300° 32′ 30″ öſtl. L., ungefähr 510′ über die Meeresfläche erhaben. Ihr ganzer Bezirk iſt von Norden nach Süden ungefähr 13 Stunden lang und 8 breit. Die Temperatur iſt angenehm, aber das Klima nicht ſehr geſund. Jene ſtarken tropiſchen Gewitter und Schlagregen finden ſich hier wie an der ganzen peruaniſchen Küſte nicht ein, nur im Winter fällt ſehr feiner Regen. Der Boden des Stadtgebietes iſt gut, von mehren Küſtenflüſſen, darunter dem Rio Lima, bewäſſert. Aber ſchwerlich gibt es einen unruhigern Boden auf Erden als dieſer, und ein Theil dieſer Unruhe ſcheint auch auf die Gemüther der Limaner übergegangen zu ſein; denn ſchwerlich gibt es in ganz Amerika eine Stadt, die ſeit ihrer Gründung mehr politiſche Erſchütterungen erlitten hätte als Lima. Wir gehen zur Stadt ſelbſt über.

Sie wurde 1535 von Franz Pizarro gegründet, ſeitdem mehr als einmal zerſtört und wieder aufgebaut, und iſt eine der prächtigſten auf Erden. Sie bildet einen Halbzirkel, deſſen Diameter der Fluß Rimac, aus welchem durch Korruption Lima entſtanden iſt, bildet. Sie iſt von Oſten nach Weſten zwei engliſche Meilen lang und quer durch anderthalb Meilen breit. Die Anlage iſt außerordentlich regelmäßig, ſo daß ſie aus lauter Quadraten beſteht, von denen jede Seite 130 Ellen lang iſt;

solcher Steinmassen enthält sie 57, von denen am Ende der Stadt mehre diagonale Durchschnitte haben. Die geraden Straßen sind in der Regel 25′ breit. Von drei Seiten ist Lima mit Mauern umgeben, die wie in Egypten aus rohen Backsteinen mit gehacktem Stroh erbaut sind, und erst 1808 restaurirt wurden. Die Mauer ist 12′ hoch, unten 16, oben 8′ dick, mit einer Brustwehre versehen und mit 37 Bastionen flankirt. Die Thorwege sind sehr elegant aus Stein gebaut und mitunter prachtvoll verziert. Es sind 7 große und 3 kleine Thore vorhanden, die Abends geschlossen werden. Die gedörrten Backsteine eignen sich vortrefflich für solche Umwallungen, da sie nicht nur dem Erdbeben, sondern auch einer Kanonade trefflichen Widerstand leisten. Am südöstlichen Ende der Stadt steht die Citadelle, welche in ziemlich gutem Vertheidigungsstande ist. Eine prächtige steinerne Brücke von 5 Bogen und mit Brückenpfeilern versehen, verbindet die Stadt mit der Vorstadt San Lazaro, und dient der eleganten Welt von Lima zum sehr stark besuchten Abendspazirgange. Die Häuser sind aus sehr gutem Grunde, nemlich der Erdbeben wegen, niedrig, haben aber geräumige Verandas oder offene Vorhallen, große schöne Thore und nur selten mit Glas versehene Gitterfenster. Schöne Balkons und Korridors mit Aussicht in die prachtvollen Gärten nehmen sich sehr gut aus. Die Dächer sind flach und bestehen aus Sparrwerk, Rohrgeflechten und einer darüber gespannten Lehmschichte. Die Reichen decken sie mit dünnen Backsteinen. Sie dienen als Spazirgänge und sind sehr anmuthig mit Blumen und Zierpflanzen besetzt. Diese niedrigen Häuser enthalten, wie im sächsischen Erzgebirge und dem Thüringerwalde, sehr viel Holz und Sparrwerk, weil diese Bauart den Erdbeben besser widersteht. Nur die Kirchen machen durch ihre erhabene Bauart eine Ausnahme. Sie sind hoch und prachtvoll, mit Kuppeln und Thürmen verziert; auch mit mehr Kühnheit gebaut, als der unruhige Boden rathsam macht. Die Stadt hat 4 Kirchspiele und 25 Manns- und 21 Nonnenklöster, wovon jedes eine Kirche hat, so daß man die religiösen Gebäude auf die ungeheure Zahl von 142 bringt; auch befinden sich 1 geistliches Seminar, 1 Kollegium niederer Art für die Söhne indianischer Kaziken, und 3 Klosterschulen in Lima.

Der Hauptplatz nimmt den Mittelpunkt der Stadt, der Regierungspalast der Republik Peru, 458′ lang, die nördliche Fronte ein; die Ostseite wird durch die Kathedrale, neben dieser von der Kirche Sagrario und dem prächtigsten Ge-

bäude von Lima, dem erzbischöflichen Palaste, eingenommen. Was jedoch den Eindruck stört, ist die Brantweinschenke, welche zwischen der Kirche Sagrario und dem erzbischöflichen Palaste sich befindet. Diese Brantweinschenke ist übrigens sehr merkwürdig durch ein seltsames Spiel des Schicksals. Sie gehörte einem Irländer, Don Ambrosio Higgins, der sich hier als Krämer niedergelassen hatte, bankerott wurde, nach Chili ging und Soldat wurde. Er stieg hier von Grad zu Grad bis zum Marquis von Osorno und kehrte 1786 als Vizekönig nach Lima zurück. Sein alter Freund la Reguera, der früher sein Krämerkompagnon war, hatte bald nach ihm Lima verlassen, war in Spanien Geistlicher geworden, und wurde vom Vizekönig Osorno als Erzbischof von Lima vorgefunden. Die Nordseite des Platzes nimmt das Rathhaus der Stadt ein. In der Mitte befindet sich ein prachtvoller Springbrunnen aus Erz, vom Vizekönige Salvatiera 1653 errichtet, der außerordentlich gutes Wasser hat, und daher die Häuser der Reichen mit diesem kostbaren Elemente versorgt. Auf diesem Platze wird der Hauptmarkt gehalten, wo man Morgens von 5 bis 6 Uhr in der That ein prachtvolles Schauspiel genießen kann, indem der Reichthum aus verschiedenen Naturprodukten des Landes nicht nur außerordentlich mannigfaltig, sondern auch in der That prachtvoll ist. Das Pflaster des Marktplatzes bildet eine Art Mosaik, auf welchen mehre Reihen großer Kiesel den Verkäufern der verschiedenen Artikel ihre Bezirke anweisen, und dadurch Unordnungen verhüten, wie auch den Verkäufern die Befriedigung ihrer Bedürfnisse erleichtern, eine Einrichtung, deren Nachahmung in den Städten Europa's sehr zu wünschen wäre. Der Fleischmarkt ist außerordentlich wohl mit köstlichem und wohlfeilen Fleische versehen, da es in Lima weder Fleischhauer noch Fleischtaxen gibt. Eben so ist in der geeigneten Jahrszeit der Fischmarkt trefflich versorgt; theurer ist das Geflügel. Man verspürt jedoch auf diesen Märkten trotz der Hitze von Lima den unangenehmen Geruch nicht, welcher ähnliche Bezirke in Europa verunstaltet, denn in der Stadt wird nicht geschlachtet. Nur in derselben Nacht geschlachtetes Fleisch, nur frisch gefangene Fische dürfen zu Markt gebracht werden, und der Platz wird durch keinerlei Abwurf verunreinigt. Paradiesisch schön ist der Blumenbezirk mit dem charakteristischen Namen Calle del Peligro: die Straße der Gefahr. Hier kann man die Schönsten der Schönen von Lima, und die Peruanerinnen sollen in der That schön sein, beisammen finden, um ihre Reize mit de-

nen der Kinder Flora's zu vergleichen. Daß die zärtlichen Herzen der Limaner, eine so schöne Gelegenheit sich galant zu betragen nicht unbenützt lassen, darf man wol voraussetzen. Neben diesem Platze steht die Fresquera, wo Limonade, Mandelmilch und Erfrischungen zu haben sind: wie gesagt, unter diesen Blumen aller Art, in dieser von Wohlgerüchen erfüllten Atmosphäre, in diesem Zusammenflusse so vieles Schönen, würde sich sogar Muhamed in das Paradies versetzt glauben; und es ist wirklich keine Übertreibung, wenn der Limaer mit Begeisterung von seinem Markte spricht, auf dem Kunst und Natur wetteifern, alles zu vereinigen, was der Mensch nur Feenhaftes zu träumen im Stande ist. Der Obstmarkt steht dem Blumenmarkte beinahe nicht nach, doch ist er schon etwas materieller. Gerühmt wird auch das Innere der Kirche Sagrario, das schöngeformte Dach trägt eine Kuppel in der Mitte, von den vier Pfeilern des Kreuzgewölbes der Kirche getragen. Sie ist sehr hoch, die Altäre sind prachtvoll mit Mosaik und Gold verziert. Der Hochaltar ist größtentheils mit Silber überzogen, das Sakrarium ausnehmend kunstvoll, das Kustodium von Gold mit Diamanten geschmückt, der Meßdienst außerordentlich kostbar, das ungeheure Taufbecken mit einem kunstvollen silbernen Deckel versehen. Die Kathedrale, so wie die übrigen Kirchen, sind dadurch entstellt, daß der Chor die Mitte der Kirche einnimmt, dadurch die Aussicht auf den Hochaltar hindert, und das Imposante des Ganzen stört. Der Hochaltar der Kathedrale ist von korinthischer Ordnung, die Säulen, Karniese, Piedestale u. s. w. mit Silberblech beschlagen, eine ungeheure Krone darüber besteht aus vergoldetem Silber. An großen Festen ist der Anblick betäubend, der Hochaltar ist dann mit mehren tausend Wachskerzen erleuchtet, die großen silbernen Kandelabers jeder über einen Centner an Gewicht, die ungeheure Fülle silberner Lampen und Armleuchter, die kostbaren Silbergeschirre, der Erzbischof umgeben von einer Menge Priester im kostbaren Festornate, die Beamten der Republik in ihrer Staatsuniform, alles zusammen bildet ein eigenes Schauspiel. Es ist unmöglich, daß irgend etwas auf Erden im Stande wäre, diese Pracht zu übertreffen. Die Pfarreien von Lima sind sehr gut dotirt, so daß die Pfarre von St. Lazarus 30000 Dollars jährlich einträgt. Das Kloster Santo Domingo, hundert Schritte von dem großen Platze ist ungemein prachtvoll, der Thurm hat 60′ Höhe, der Hochaltar von jonischer Ordnung ist ganz mit Silberblech überzogen,

150 Klostergeistliche genossen hier jährlich 60000 Dollars. Die Provinzialprälaten wurden jährlich neu gewählt und wechselten zwischen Spaniern und Creolen ab. Man erzählt, daß die Wahlen mitunter sehr heftig waren, und sogar die Hülfe der bewaffneten Macht bedurften. Man zeigt hier als Reliquien ein Paar Würfel vor, die ihren Ursprung aus dem Leben des Erlösers und der heiligen Rosa ableiten, und jährlich an einem hohen Festtage der Verehrung der Gläubigen ausgestellt werden. Die prächtigsten Gebäude in Lima sind aber die Kirche, die Kapellen nebst den drei dazugehörigen Klöstern der Franziskaner, zusammen Casa grande genannt. Sie sind majestätisch und imposant. Prachtvolle Gemälde schmücken das Innere. Das Bild der Nossa Sennora del Milagro, von Morillo gemalt, genießt große Verehrung. Man erzählt, daß am 27. November 1630 das Bild der Madonna nach dem ersten Stoße des Erdbebens sich gegen den Hochaltar gewendet, die Hände in einer flehenden Stellung emporgehoben und so die Stadt vom Untergang gerettet habe. In einer andern Kapelle befinden sich 5 prachtvolle Gemälde aus der Leidensgeschichte von Tizian. 300 Mönche beten in der Casa grande für das Wohl der Stadt, und da sie kein Eigenthum besitzen dürfen, so nähren sie sich vom Almosen und dem Privilegium, ganz allein Todtenkleider verkaufen zu dürfen.

1549 wurde zwar von Pius V. eine Universität bewilligt und ihr Gebäude auf dem Inquisitionsplatze errichtet, sie konnte es jedoch nie weiter als bis zu einem mittelmäßigen Kollegium bringen. Das Tribunal der Inquisition ist seit der Aufhebung durch die Cortes nicht mehr hergestellt worden. Lima hat auch ein Findelhaus, eine Lotterie, eine Münze, welche ein prachtvolles Gebäude ist, nebst vielen andern ausgezeichneten Gebäuden.

Die Bevölkerung der Stadt Lima bietet eine unendlich mannigfaltige Schattirung physischer und moralischer Art dar. Übrigens wiederholen sich dieselben Züge, welche wir schon öfter in andern Städten Südamerika's wahrgenommen haben. Wir glauben hier dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir aus Stevenson die Tabelle anführen, welche die Nüancen der Gemaner vom Europäer bis zum Neger so wie ihre Vermischung und Abkunft darstellt, und die um so interessanter ist, als sie so ziemlich von ganz Südamerika gelten kann.

Vater	Mutter	Abkömmling	Farbe
Europäer	Europäerin	Creole	Weiß
Creole	Creolin	Creole	Weiß
Weißer	Indianerin	Mestize	$^6/_8$ Weiß $^2/_8$ Indianer — schön
Indianer	Weiße	Mestize	$^5/_8$ Weiß $^3/_8$ Indianer
Weißer	Mestize	Creole	Weiß — oft sehr schön
Mestize	Weiße	Creole	Weiß — mehr blaß (*sallow*)
Mestize	Mestize	Creole	Blaß — oft helles Haar
Weißer	Negerin	Mukatte	$^7/_8$ Weiß $^1/_8$ Neger — oft schön
Neger	Weiße	Zambo	$^4/_8$ Weiß $^4/_8$ Neger — dunkel kupferfarbig
Weißer	Mulattin	Quarteron	$^6/_8$ Weiß $^2/_8$ Neger — schön
Mulatte	Weiße	Mulatte	$^5/_8$ Weiß $^3/_8$ Neger — braungelb (*tawny*)
Weißer	Quarteronе	Quinteron	$^7/_8$ Weiß $^1/_8$ Neger — sehr schön
Quarteron	Weiße	Quarteron	$^6/_8$ Weiß $^2/_8$ Neger — braungelb
Weißer	Quinteronе	Creole	$^7/_8$ Weiß, blonde Augen, schönes Haar
Neger	Indianerin	Chino	$^4/_8$ Neger $^4/_8$ Indianer
Indianer	Negerin	Chino	$^5/_8$ Neger $^3/_8$ Indianer
Neger	Mulattin	Zambo	$^5/_8$ Neger $^3/_8$ Weiß
Mulatte	Negerin	Zambo	$^6/_8$ Neger $^2/_8$ Weiß
Neger	Zambo	Zambo	$^{15}/_{16}$ Neger $^1/_{16}$ Weiß
Zambo	Negerin	Zambo	$^7/_8$ Neger $^1/_8$ Weiß
Neger	Chino	Zambo-Chino	$^{15}/_{16}$ Neger $^1/_{16}$ Indianer
Chino	Negerin	Zambo-Chino	$^7/_8$ Neger $^1/_8$ Indianer
Neger	Negerin	Neger	—

Eine für den Menschenforscher vielleicht nicht unwichtige Bemerkung ist die Versicherung Stevenson's, daß ein Kind immer mehr von der Farbe des Vaters als der Mutter erhält. Was die geistige Physiognomie anlangt, so glaube ich nach vieljähriger Erfahrung, daß hier das Umgekehrte stattfindet, und die Kinder immer mehr von der Gemüthsart der Mutter als der des Vaters an sich haben. Was geistige Fähigkeiten anlangt, so macht die Farbe durchaus keinen Unterschied, und der Menschengeist beurkundet sich in allen Nüancen der Menschenfamilie als Hauch desselben Schöpfers. Nur in wiefern physische Organisation den Organismus als Werkzeug des Geistes mehr oder weniger biegsam macht, läßt sich behaupten, daß die gemischten Familien lebhaftere geistigthätigere Kinder erzeugen, was wir übrigens auch schon in Europa wahrnehmen. Trotz der Hemmschuhe der Kolonialgesetzgebung, welche nach falschen Voraussetzungen von der geistigen Unmündigkeit der Indianer ihre Anhänglichkeit erwartete, haben sich herrliche Talente ausgebildet. So verdunkelte der Deputirte Mexia in der letzten Versammlung der Cortes die spanischen Redner. Der Präsident Morales hat durch seine Thätigkeit im Felde wie im Kabinete, die Ehre des amerikanischen Stammes gerettet; und so eben zeichnen sich eine Menge von allen Farben als Männer aus, denen die Köpfe Europa's wahrlich nichts vorzuwerfen haben. Zugleich ist Lima der Geburtsort der Schutzheiligen von Peru, der Santa Rosa de Santa Maria. Übrigens ist zu Lima schon mancher brave Mann geboren; unter andern der berühmte Pater Franzisco de Castillo; dann der Schriftsteller seines Vaterlandes Pedro Maldonado, der Historiker Zentenera, der Mathematiker Peralta und viele andere. Der Stolz der eingebornen Spanier verbirgt sich gegenwärtig unter einem Scheine von Herablassung. Das Sprichwort sagt von dem Spanier: daß er zur Zeit der Noth die Hand küsse, die er lieber abhauete. Der Creole ist auch hier lebhaft, beweglich, freimüthig, sehr gemüthlich, jedoch außerordentlich genußsüchtig. Was aber eheliche und elterliche Zärtlichkeit, kindliche Liebe, Wohlthätigkeit, Edelmuth und Gastfreiheit anlangt; so sind dies Tugenden, die im Hause eines jeden Creolen gefunden werden. Der Radikalfehler der Hispano-Amerikaner ist die Spielsucht, welche so sehr eingewurzelt ist, daß sie jeden Unterschied der Farbe, des Ranges und Standes vergessen macht. Man sieht Spielgesellschaften, wo Grafen und Marquis, Geistliche und Sklaven, Creolen und Zambos

durch einander spielen. Den Frauen wird eheliche Treue nachgerühmt, aber den Mädchen sagt man nach, daß sie der Regel des Cato geneigt seien, welcher den Rath gab: sich an die Mädchen zu machen, nicht aber die Eheweiber zu verführen. Konkubinat ist daher weder selten, noch geheim. Was das Übel einigermaßen mildert, ist die zärtliche Sorgfalt, womit die Väter in der Regel für ihre außerehelichen Kinder zu sorgen pflegen. Die Creolen sorgen außerordentlich für die gute Erziehung ihrer Kinder.

Die Indianer von Lima sind die getreuen Nachahmer der Creolen in allen ihren Sitten. Sie sind in Lima sehr thätige, fleißige Handwerker, zeigen viel Fähigkeit, aber keine Neigung zum Dienen, was in Quito umgekehrt ist. Dagegen sind sie hier wohlhabender und theilen mit den Creolen so ziemlich den Güterbesitz. Die Neger sind jetzt alle frei, sie wurden aber von jeher in Peru mit Milde behandelt, da es zu einem Ehrenpunkte gehörte, daß der Sklave so gut wie sein Herr im Christenthume unterrichtet und getauft sei. Sie leben hier unter einander in inniger Gemeinschaft, haben ihre Zusammenkünfte und zeigen sich als tüchtige Leute. Der amerikanische Neger wie der weiße Amerikaner, der Mistize wie der Zambo, zeigen hier eine außerordentliche Entwicklung. Sonderbar scheinen dagegen die Mulatten, ihre Eltern an Stärke nicht zu erreichen.

Die Tracht in Lima ist sehr schön und malerisch, und man findet sie sonst nirgends in Südamerika. Unter den Vornehmen ist zwar das Pariser Modejournal Muster, und der von den Elstern und Bachstelzen entlehnte Frack wird sehr häufig hier gesehen. Männer tragen den spanischen Mantel; Frauen aus allen Ständen die Saya unter dem Mantel. Die Saya ist ein Gewand von Sammt, Atlas oder Zeug, meist schwarz oft auch zimmtfarb, in sehr schmale Falten gelegt, und dicht an den Körper anliegend, unten aber mit Fransen, Stickereien und Perlen besetzt; dabei unten so enge, daß die Inhaberin nur kleine Schritte machen kann, was die Grazie eben nicht mindert. Nur bei den Damen der höhern Stände sieht man auch rothe und hellblaue Sayas. Der Mantel der Frauen ist ein Überwurf von dünner schwarzer Seide, der über den Oberleib und von da über den Kopf gezogen wird. Man kann sich damit das halbe oder ganze Gesicht verdecken. Ein schöner Shawl, ein reicher Rosenkranz, seidene Strümpfe und Schuhe von Atlas vollenden den Anzug. Die Tracht ist sehr bequem, erspart vielfältiges

Umkleiden, und der Mantel läßt der Erfindungsgabe einer Hamilton so weiten Spielraum als sie will, was denn auch von den Limanerinnen benutzt wird. Abscheulich ist die Sitte, daß die Limanerin Cigarren raucht; ob sie dazu auch noch die abscheuliche Dose handhaben, wird uns nicht gesagt, wollen es auch zu ihrer Ehre nicht voraussetzen. Bei öffentlichen Gelegenheiten erscheinen die Damen außerordentlich geschmückt, und sind auf Edelsteine so versessen, daß mit diesen von ihnen Alles zu erhalten ist. Eben so begierig sind sie nach Parfümen und wohlriechenden Wassern, und die Toiletten vornehmer Damen sind damit wie die einer afrikanischen Sultanin ausgerüstet. Bei der obenerwähnten Sitte, Cigarren zu rauchen, ist indeß eine solche Neutralisation eben nicht überflüssig. Stiergefechte sind zum großen Skandal der Engländer, die sich lieber boxen, noch immer üblich. Hahnenkämpfe werden schon eher verziehen. Das Kegelschieben würde einen Türken in so heißem Klima höchlich in Verwunderung setzen, eben so wie die Sucht nach Spaziergängen in den schönen Alameden. Bäder, Musik, Landpartien, kirchliche Feste, unter denen besonders das Frohnleichnamsfest und das der heiligen Rosa, mitunter eine kleine Revolution, gehören zu den Unterhaltungen der Limaner.

Wahrhaft anmuthig und schön ist die große Menge der Gärten in und um Lima, worin nicht nur die herrlichsten Pflanzengestalten, sondern auch die köstlichsten Früchte gedeihen. Sehr lobenswerth ist der Geschmack der Limaer an den Blumen, und sie gehören zu den Gegenständen, ohne welche eine Dame in Lima nicht leben mag. Eigen ist, daß die einheimischen Blumen an der Küste durchaus gelb, auf den Bergen weiß sind, weswegen man sagt: Gold an der Küste, Silber auf den Bergen. Die Kochkunst versteht man in Lima vortrefflich, Zuckerwerk und Konfekt ist wie überall in Südamerika köstlich. Man frühstückt früh um 8 Uhr, gewöhnlich Chokolade mit geröstetem Brote, oft auch etwas Solideres. Die Mittagstafel ist sehr reichlich besetzt, wird um 1 Uhr eingenommen, fängt mit Olla Potrida an und endigt mit Fisch. Hierauf wird Konfekt gegessen und zuletzt kaltes Wasser getrunken. Man pflegt verschiedene Früchte zwischen den einzelnen Speisen aufzutragen, da das Obst, auf diese Weise genossen, gesünder sein soll als zum Nachtisch. Nach dem Mittagsmahle wird Kaffee und verschiedene Liqueure getrunken. Abends genießt man Eis und kühlende Getränke. Lima war während der Zeit der spanischen Herrschaft

das Paris Südamerika's, welches in Ton, Kleidung, Luxus u. s. w. eine Art Herrschaft ausübte. Die Fülle der edeln Metalle, der außerordentliche Reichthum der Peruaner, wo Millionäre bei weitem häufiger als irgendwo in der Welt sind, und der überaus glänzende Hof der Vizekönige brachten eine gewisse Ueppigkeit hervor, welche Lima den Vorwurf schlechter Sitten zuzog. Doch ist den Berichten der Reisenden nicht allezeit zu trauen, und vielleicht war es sogar die Gastfreundschaft der Limaner, wie die natürliche Offenheit, Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, heitere Laune, und besonders der stachliche Witz der Limanerinnen, welcher ihnen jene üble Nachrede zuzog.

Die Stadt Lima, so wie der Boden des westlichen Peru, hat mehrmalen durch die schrecklichsten Erdbeben gelitten. Von 1552 bis 1746 wurde es zwölfmal von furchtbaren Erdbeben heimgesucht, 1687 wurde die ganze Bevölkerung von Callao von den Wellen verschlungen. Das gleiche Schicksal traf die Gegend 1746, wo Lima in einen Schutthaufen verwandelt und Callao vom Meere verschlungen wurde. Sieben Monate hindurch dauerten die Stöße. Ein furchtbares Erdbeben verwüstete die Stadt am 30. Mai 1828. Die Bevölkerung befand sich zufällig im Freien, wodurch nur 30 Personen das Leben verloren, der an Gebäuden verursachte Schaden aber auf 12,000000 Gulden angeschlagen wurde.

Unter 12° 3′ 19″ südl. Br. und 300° 25′ 45″ östl. Länge, 2 Meilen westlich von Lima liegt der wichtigste Hafen der peruanischen Küste, das berühmte Callao. Die alte Stadt 1572 gegründet, wurde 1746 mit seinen 3000 Einw. vom Meere so gänzlich verschlungen, daß nur 4 Personen ihr Leben retteten. Es schien, als wäre die Erde aus ihren Angeln gewichen, Land und Meer mischten sich in furchtbarer Wellenbewegung durch einander und letzteres stürzte, nachdem es sich mehre hundert Fuß hoch thurmartig erhoben hatte, über das unglückliche Callao her, von welchem auf der Landzunge, die vom äußersten Ende der jetzigen Stadt ins Meer hinausläuft, nur noch einige Trümmer sichtbar ist. Die kleine Insel San Lorenzo, welche die südliche Begrenzung der Bai bildet, wurde durch jenes Ereigniß vom Lande abgerissen, die jetzige Stadt enthält etwa 400 Häus. mit 2000 Bew. Die Rhede von Callao ist ein offener Ankerplatz, der durch 3 Forts und mehre Batterien vertheidigt wird. Trotz dieser Vertheidigung mußte sich Callao am 23. September 1821 an den argentinischen General San Martin ergeben, und der kühne Cochrane holte in der

Nacht vom 5. November 1820, unter dem Feuer der Batterie, die Fregatte Esmeralda aus dem Hafen. Dritthalb Stunden von Lima liegt Chorillos, das im Sommer sehr lebhaft ist und einem Lustlager gleicht, weil hier die Limaner Seebäder gebrauchen, und während dieser Zeit in eleganten Zelten wohnen. Auf dieselbe Weise wird Laurin besucht, und es herrscht in diesen Gesellschaften, wo aber außerordentlich viel gespielt wird, der feinste Ton.

Die Provinz Cañete liegt südlich von Lima. Fruchtbare Thäler und flache wüste Küsten bilden diesen Distrikt. Der Hauptort ist Cañete an der Mündung des gleichnamigen Flusses mit einem hübschen Hafen. San Pedro de Mala, Chilca und Huorcas sind kleine Dörfer, durch ihre Salzwerke und Salpetersiedereien der Republik sehr nützlich.

Südlich dieser Provinz liegt die Provinz Ica von gleicher Beschaffenheit, nur daß es sehr viele Esel darin gibt. Die Stadt Pisco, ungefähr 50 Wegstunden südlich von Lima, ist jetzt ein elendes Dorf, da die ehemalige Stadt 1687 von der Erde verschlungen wurde. Die Bai hat einen sehr guten Ankerplatz. In der Nähe sind gute Salzwerke. Einige Inseln außerhalb des Hafens sind berühmt wegen der Menge des Vogeldüngers, welche eine Menge Schiffe in Thätigkeit setzt, die dieselbe nach dem Lande führen. Auch die Seemöven, von denen dieser Dünger herrührt, werden benutzt, indem man ihre Eier verzehrt, die Jungen aber eingesalzen in Lima als Leckerbissen verkauft. In Pisco wächst vortrefflicher Wein, der aber zu zuckerstoffhaltig ist, und daher zu gebrannten Wassern benutzt wird. Das Thal von Chincha ist seiner Fruchtbarkeit wegen berühmt.

Die Provinz Canta liegt größtentheils in der Sierra, und der Hauptzug der Cordilleren geht mitten hindurch. Der Metallreichthum ist hier groß, man hat auch treffliche Steinkohlen entdeckt. Die Provinz ist fruchtbar und größtentheils von Indianern bewohnt. Der Hauptort ist die Indianerstadt Canta, unter 11° 10′ Br., sehr hoch in einer gemäßigten Gegend gelegen. Die ganze Provinz zählt 13000 Seelen.

Die Provinz Huarochiri ist auch eine Bergprovinz, hoch in der Cordillere, deren Kamm mitten durch sie hingeht. Sie ist kalt, hat aber warme Schluchten und reiche Bergwerke nebst 24000 Einw. Huarochiri, Hauptort der Provinz, führt Schnee und Eis nach Lima, wo es sehr gut bezahlt wird.

In der Nähe von Yauli liegen warme Quellen und reiche Bergwerke.

Die Provinz Yauyos gehört dem wildesten Theile von Peru an, indem der mit ewigem Schnee bedeckte Kamm mitten hindurchstreicht. Tiefe Abdachungen, hohe Bergflächen, kleine Alpenseen und stürmische Waldbäche charakterisiren diese Provinz, welche nur 25 unbedeutende Ortschaften enthält. Das Städtchen Yauyos wird von Indianern bewohnt, ist nett und hat 2000 Einw. nebst einer hübschen Pfarrkirche. Der Canetefluß stürmt bei dem Dorfe Tupe durch steile Ufer, weswegen die Bewohner eine Seilbrücke unterhalten, um die Verbindung zwischen Lima und Huancavelica zu sichern. Eine Felsentreppe von 5000 Stufen führt von Tupe nach dem Dorfe Pampas.

2) Das Departement Truxillo.

Zwischen Assuay, Lima, Junin und dem Ozeane liegt dieses ausgebreitete Departement, das vom Ozeane über den Amazonenstrom bis an den Fluß Hualaga reicht: mithin im Süden vom Knoten von Porco bis zum Amazonenstrome, den westlichen und mittlern Cordillerenast umfaßt. 3000 geogr. Quadratm. können wenigstens für dieses Departement angenommen werden, da wir Jaen de Bracanoros und Maynas zur Republik Ecuador rechnen zu müssen glauben. Eine Viertel Million Seelen, darunter 800 geistliche Personen, machen die Bevölkerung dieses Departements aus, das in 8 Provinzen zerfällt.

Der Stadtbezirk von Truxillo bildet die erste Provinz, deren bewohnter Theil aus vier anmuthigen Thälern besteht, die den Namen Chicama, Chimu, Biru und Morin führen. Wüstes Sandland trennt diese Thäler. Dieses Sandland war aber nicht immer eine Wüste, denn die Inkas verstanden es, durch Wasserleitungen auch den dürren Sand fruchtbar zu machen. Man findet in dieser Provinz noch zahlreiche Spuren peruanischer Kultur. Hauptstadt ist Truxillo, zugleich Hauptort des Departements, unter 8° 5′ 40″ südl. Br. und 298° 20′ 52″ östl. Länge. Franz Pizarro, Marquis von Charcas und Atavallos, der Eroberer von Peru, war ihr Gründer. Sie liegt im Thale des Flusses Chima, ist ebenfalls sehr regelmäßig erbaut, und mit rohen Backsteinen eingefaßt. Die Straßen sind breit und gerade, die Häuser, wie es das Land fordert, niedrig und phantastisch bemalt. Die

meisten haben offne Vorhallen, welche die Spanier Miradores oder Patios nennen. Sie sind im Innern nach italienischer Art möblirt. Lange Sofas nehmen die Wände ein, welche mit rothem Damast überzogen sind, welcher Stoff auch zu Tischdecken, Vorhängen, Betthimmeln und Bettzeug verwendet wird. Schöne Gemälde mit versilberten Rahmen, eine Menge Silbergeschirre, Kostbarkeiten bilden den Stolz der 10000 Einw. Die Dächer sind platt wie in Lima, die Kirchen prächtig, die Plätze anmuthig und die Klöster zahlreich. Der Palast des Bischofs von Truxillo ist ein altes Gebäude, aber auf eine höchst sonderbare Weise ausmöblirt, da es unmerklich zum System geworden ist, daß der Bischof das Möblement seines Vorgängers an sich kaufe. Dadurch sieht denn auch die Residenz unsern Museen auf ein Haar ähnlich. Man rühmt in Truxillo das Grab des weltberühmten Don Quixote de la Mancha, welches in großer Verehrung gehalten wird. Das Bild des besten, vernünftigsten und närrischsten der Ritter findet man in allen vornehmen Häusern, indem die Truxillaner in der That von ihm abzustammen glauben. Übrigens gestehe ich offenherzig, daß, wenn ich einen Helden zum Ahnherrn haben müßte, ich unter allen Weltverwüstern unbedenklich den ehrlichen, edlen und ehrenfesten Mann von der traurigen Gestalt, nebst seinem wackern Sancho Pansa wählen würde. Wenn die Truxillaner das Leben ihres Ahnherrn mit eben der Vorliebe sich zum Muster nehmen, als sie sein Andenken ehren, so ist ihnen Glück zu wünschen. Truxillo verdankt seinen Wohlstand der Fruchtbarkeit des Bodens, den nahen Bergwerken und dem Handel. Es litt sehr viel durch die Erdbeben. Vor der Ankunft der Spanier residirte hier ein peruanisches Oberhaupt, Chimu genannt. Er war einer der letzten der sich unterwarf, und hatte auch den Inkas von Peru sich nie unterworfen. Die Ruinen seiner Residenz finden sich noch in der Ebene von Truxillo, und geben Zeugniß von der Größe und Macht des alten Peru. In den Huacas oder Gräben finden wir die Beweise, daß die alten Peruaner häufig in ihren eigenen Häusern ihr Grab fanden. Mit ihnen wurde auch ihr Vermögen begraben. So kam im Jahre 1576 ein Spanier Namens Juan Gutierez de Toledo nach Peru, und wußte sich durch seine Gutmüthigkeit die Freundschaft eines reichen Indianers zu erwerben, so daß der Indianer, welcher Tello hieß, den Gutierez zum Pathen seines Kindes bat; die größte Gunst, die ein Weißer einem Indianer erweisen kann. Aus Dankbarkeit zeigte Tello dem

Spanier eine Huaca, in welcher dieser einen Schatz an goldnen Barren und Gefäßen von 1½ Millionen Gulden an Werth fand. Aus Erkenntlichkeit kaufte Gutierez die Indianer von Huanchaco von ihrem Tribute los, welches Privilegium die Bewohner dieses Thales bis heute genießen. Unter so vielen Szenen der Grausamkeit ist es angenehm, auch solche Züge der Liebe und Versöhnung zu finden. Huanchaco liegt unter 8° 6′ südl. Br. und bildet den Hafen von Truxillo. Die Thäler von Chimu, Chicana und Viru sind außerordentlich reich an prachtvollen Pflanzungen, mit Dörfern besetzt, wohl bewässert und äußerst anmuthig.

Die Provinz Santa liegt südlich von Truxillo; die bestbewässerte unter allen Küstenprovinzen, ist sie durch herrlichen Anbau ausgezeichnet. Sie hat 160 Quadratmeilen mit 40000 Einw. welche vom Berg- und Landbau leben. Lambayeque ist der Hauptort dieser goldreichen Provinz und hat 8000 Einw., schöne Kirchen, gesunde Luft, und so wie in Truxillo werden auch hier die farbigen Frauen ihrer Schönheit und netten Füße wegen gerühmt; und was das Schönste ist, so rühmt man ihnen eine außerordentliche Reinlichkeit nach. Santa war früher Hauptort, ist aber jetzt größtentheils von seinen Einwohnern verlassen. Die Ursache davon ist die Plünderung, welche der berüchtigte Seeräuber Edward David 1686, und die Zerstörung, welche eine Überschwemmung 1728 hier ausführte. Die Einwohner sahen dies als eine Strafe an, weil sie dem Körper des h. Erzbischofs von Toribio der hier gestorben war, an die Kathedrale zu Lima verkauft hatten. Eten ist ein Indianerflecken, vom eigentlichen alten Chimustamme bewohnt; gewerbfleißig, wohlhabend und bieder, erlauben sie keinem Weißen, sich hier niederzulassen, und gestatten keinem einen längern als dreitägigen Aufenthalt. Sie haben ihre alten Sitten und Tracht mit ihrer alten Redlichkeit bewahrt, und von dem was ihnen Europa brachte, das Beste, nemlich nur das Christenthum angenommen.

In Piura, der nördlichsten Provinz von Peru, ist nur ⅓ des Landes bewohnbar, da es an der Industrie der alten Peruaner fehlt, welche auch die ⅔ der Wüste fruchtbar zu machen verstanden. 50000 Menschen bewohnen diese 700 Quadratmeilen große Provinz, in welcher San Miguel de Piura die Hauptstadt ist. Sie wird für die älteste Stadt der Spanier in Südamerika angesehen, und wurde 1531 von Pizarro gegründet. Der Fluß Sechura zeigt hier afrikanische Natur, indem

er in der heißen Jahrszeit austrocknet, wo alsdann die Bewohner Wassermangel leiden und nur solches haben, das sie im Flußbette selbst aus dem Sande hervorgraben. Es regnet hier nur äußerst selten; die Luft ist trocken und gesund, weswegen denn auch solche, die an syphilitischen Übeln leiden, hier schnell genesen. Die Stadt Piura hat 10000 Einw., 3 Kirchen und 3 Klöster. Tumbez, ein Flecken, in dessen Gegend Pizarro 1526 landete, liegt in einer ungesunden, von Wurzelbäumen umwachsenen und mit Musquitoschwärmen bedeckten Bucht; die nahen Wälder sind der Menge und Wildheit ihrer Tiger wegen berüchtigt. Paita ist ein Flecken mit einem kleinen sichern Hafen, aber in einer äußerst dürren Gegend, deren beständig heller Himmel zum Sprichworte geworden ist. Das Fort auf dem benachbarten Berge, dem Silla de Paita, wurde 1829 von Lord Cochrane mit Sturm genommen und in die Luft gesprengt. Guanca-Bamba liegt im Gebirge unter 5° 14′ südl. Br. und 298° 15′ 52″ östl. Länge.

Die Provinz Caxamarca liegt am Marañon und macht mit der südlich daran grenzenden Provinz Chota einen Distrikt von 800 Quadratmeilen aus, die zusammen 100000 Einw. haben. Besonders berühmt sind die Bergwerke von Chota, die Hauptstadt ist aber Caxamarca unter 7° 8′ 38″ südl. Br. und 299° 3′ 30″ Länge, 8500′ über dem Meere. Ein sehr steiler Weg nur mit Maulthieren gangbar, führt in das Hochthal von Caxamarca, das etwa 5 Stunden lang und in seiner größten Ausdehnung 3 Stunden breit ist. Die Stadt macht auf den Ankommenden einen sehr angenehmen Eindruck, da sie äußerst regelmäßig gebaut, von weißen Landhäusern umgeben, in einer wohlangebauten und pittoresken Gegend liegt. Der große Marktplatz in der Mitte der Stadt, die vielen prächtigen Kirchen mit ihren schönen Kuppeln und Thürmen erhöhen den angenehmen Eindruck. Das Klima ist milde, aber dennoch gibt es mitunter starke Nachtfröste. Die Bevölkerung besteht aus 7000 Menschen, unter ihnen lebt noch die Familie des Caziken Astolpico, welche in gerader Linie von dem Inka Atahualpa abzustammen behauptet, auch den ehemaligen Inkapalast bewohnt, in welchem der unglückliche Monarch durch den schändlichsten Verrath des abscheulichen Pizarro ermordet wurde. Die Bürger von Caxamarca zeichnen sich durch ihre Industrie, besonders durch Verfertigung schöner Silber- und Eisenwaaren und namentlich guter Gewehre aus. Als Republikaner bestreben sie sich, Bildung zu erlangen und ihre Kinder gut zu er-

ziehen, so wie denn die republikanischen Tugenden: reine Sitten, Humanität, Gastlichkeit und ein friedsames Gemüth die Caxamarcaner auszeichnen. Die Märkte sind immer sehr gut versehen. Eine Stunde von Caxamarca liegen die Bäder der Inkas und die alte Residenz des Atahualpa zur Zeit der Ankunft Pizarro's. Die Quelle heißen Wassers, welche die Bäder versorgte, liegt etwa 800′ hinter dem Badehause und ist in ein rundes Becken oder vielmehr einen Brunnen gefaßt, der zu sieden scheint. Auch brühen die Eingebornen hier ihre geschlachteten Schweine ab. Stevenson konnte die Tiefe des Beckens mit einer 50 Ellen langen Leine nicht ergründen. Die Quelle ist außerordentlich ergibig und enthält kleine Fische, die sogleich sterben, wenn sie in kaltes Wasser versetzt werden. In der Nähe dieser Thäler liegt eine Fülle von Trümmern aus alter Zeit. In der Umgegend finden sich viele Höhlen mit Zahlenzeichen, auf Steinen gehauen. Zwei Stunden von Caxamarca, auf der Heerstraße von Cuzco nach Quito, liegt in einer äußerst lieblichen Gegend der Ingarispo, Ruhesitz des Inka. Es ist eine Steinmasse aus dem Fels, der seine Basis bildet, selbst gearbeitet. Dieses Denkmal gleicht von weitem einem Kanapee, dessen Rückenlehne mit Arabesken verziert ist. Tritt man in die ovale Einfassung, so findet man einen Sitz für eine einzige Person, von welchem aus man eine Aussicht in die Tiefe des prachtvollen Thales von Gulan genießt. Herr v. Humboldt gesteht, daß der Inka, welcher hier sich einen Sitz bereiten ließ, Sinn für die Schönheiten der Natur gehabt habe. Ichokan, Jesus sind schöne Gebirgsdörfer, reichlich mit Ruinen peruanischer Vorzeit umgeben. Die Bewohner sollen viel mimisches Talent und Lust an theatralischen Darstellungen haben. Micuibamba, 6° 44′ 25″ südl. Br. und 299° 15′ östl. Länge, liegt 8500′ über dem Meere auf dem Rücken der Andes, wo sich die berühmten Minen von Chota in der Nähe befinden. Auf dem Landgute la Gunilla findet man eine Festung nebst einer in Felsen gehauenen Stadt, die an Cyrene erinnert.

Die Provinz Huamachuco liegt ebenfalls am Marañon, mit dem Hauptorte gleiches Namens, in hohen, rauhen Bergen. Lucma und Malin sind durch ihre Silberminen berühmt.

Die Provinz Patas bildet einen langen Streif im Thale des Marañon zwischen diesem und der mittlern Andescordillere; eine prachtvolle, schöne Provinz, reich bewässert und höchst fruchtbar, dabei außerordentlich ergibig an edlen Metallen. Pataz,

Caxamarquilla, Soledad sind die vorzüglichsten Flecken der noch wenig angebauten Provinz.

Die Provinz Chachapoyas ist von derselben Beschaffenheit, hat aber in der Revolution die Hälfte ihrer Bewohner verloren. Der Hauptort Chachapoyas am Rio Utcubamba hat 3000 Einw., eine schöne Pfarrkirche, noch 2 andere Kirchen und 5 Klöster. San Christoval, San Thoma und Corobamba haben viel Bergbau.

Die Provinz Maynas ist eine schöne reiche Wildniß. Der Huallaga mit seinen vielen Nebenflüssen bewässert sie. Die Bevölkerung besteht, die Missionäre und Corregidors ausgenommen, aus lauter Indianern. Moyobamba, in einem schönen angebauten Thale, von waldigen Hügeln umgeben, ist eine Stadt von 6000 Einw. am Rio Moy, unter 5° 30′ südl. Br. Die Bewohner sind Indianer, die sich nie unter das Joch der Spanier bequemt haben. Llamas wird von den Llamaindianern bewohnt und liegt am Rio Mayo. Eine Reihe von Missionen liegt am Huallaga; sie werden Pueblos genannt. Unter ihnen ist Balsa Puerto die vorzüglichste. Ungefähr 25 bis 30 solche Pueblos, liegen in dem unermeßlichen Paradiese von Maynas zerstreut.

3) Das Departement Junin, oder die ehemalige Intendanz Tarma.

In der Ebene von Junin schlug Bolivar am 6. August 1824 den spanischen General Cantarac. Zum Andenken wurde der Name Tarma in Junin verändert. Nördlich grenzt daran das Departement Truxillo, westlich Lima, südlich Ajacucho und östlich die indianischen Wildnisse. Es umfaßt 2166 geogr. Quadratmeilen mit 200000 Einw., wovon die Hälfte Indianer, ein Drittel Farbige, und der Rest Weiße sind. Es gehört dieses Departement der rauhesten und wildesten Gegend von Peru an, liegt ganz im Gebirge und wird durch den Bergknoten gebildet, welcher die Quellen des Apurim und Maranon enthält. Ein Theil des Knotens von Porco gehört diesem Departement an, welches in 7 Provinzen getheilt wird.

Die Provinzen Tarma und Pasco bilden den nördlichen Theil des Departements, ein kahles nur in seinen niedern Theilen von Cinchona bedecktes Land, aber bedeutend durch den reichen Bergbau von Pasco. Tarma ist die Hauptstadt, so wie auch der Hauptort des ganzen Departements, es hat nur 6000 Einw. und liegt unter 12° 33′ südl. Br. in einem engen

und tiefen Thale, ist daher sehr ungesund. 11000′ über dem Meere liegt das berühmte Pasco in einer hohen Gegend, wohin nur Golddurst die Menschen vertreiben konnte, kaum wird die Gerste reif. Die Regenzeit dauert mit schrecklichen Donnerwettern ihre volle 6 Monate; dennoch ist die Stadt reich, denn täglich kommen 2000 Maulesel zusammen, um die Erze fortzuschaffen, durch deren Entziehung sich der Mensch an der Rauheit des Bodens rächt. Südlich von Pasco liegt los Reyes, ein Flecken mit 4000 Seelen, im Freiheitskriege von den Spaniern furchtbar verwüstet. Aus Rache bildeten die Bürger die berühmte Montonerosschaar, welche ihr Vaterland an den Spaniern auf eine schreckliche Weise rächte, und keinem Spanier Quartier gab.

Die Provinz Xauxa westlich sich aus der Provinz Tarma abwärts, genießt daher ein mildes Klima und ist äußerst fruchtbar. Die Chinarinde dieser Provinz wird besonders geschätzt, und der ergibige Feldbau führt ihr die Schätze der Provinz Tarma zu; besonders ist die Schafzucht äußerst blühend. Xauxa ist der Hauptort. Er hat Wollenmanufakturen und Silbergruben. Santa Maria de Ocopa ist der Hauptmissionsort für die 28 Franziskanermissionen dieser Provinz. In der Provinz Huanuco, vom obern Huallaga bewässert, ist die stolze Stadt St. Leon de Huanuco, Hauptort unter 9° 45′ südl. Br. Es ist eine sehr schön gebaute Stadt, deren Bewohner sich viel auf ihre Abkunft von den Conquistadoren einbilden. San Miguel de Huacar und Santa Maria del Valle sind Centralmissionen, um welche sich die Missionsdörfer reihen.

Die Provinz Huamalies liegt an beiden Ufern des Marañon, gleich unterhalb seines Ursprungs in den Anden von Lauricocha. Sie ist im Süden rauh, steigt mildernd gegen Norden im Marañonthale herab und ist reichlich mit allen Gaben der Natur versehen. Die Wälder von Lauricocha liefern köstliche Chinarinde und die Bewohner der Thäler bereiten viele grobe Tücher, womit sie starken Handel unterhalten. Die alte Inkasstraße bildet eine Ruine unter Ruinen mitten durch die Provinz. Hualanca ist eine kleine Bergstadt und Hauptort der Provinz am Fuße der westlichen Cordillere.

Die Provinzen Conchucos und Huari, am linken Ufer des Marañon, ebenfalls Berg- und Feldbau nebst Viehzucht. Die 30000 Einw. dieser 400 Quadratm. großen Provinzen wohnen 5- bis 8000′ über dem Meere, ein äußerst unruhiges Volk, das seit dem Verfalle des Bergbaues in Unsittlichkeit ver-

sunken ist und die Gegend unsicher macht. Huari, an der östlichen Abdachung der Cordillere, ist Hauptort der Provinz, wird von Bergleuten bewohnt, hat aber kein Wasser, welches durch einen Kanal aus dem Rio Chaynal in die Stadt geleitet werden muß.

Die Provinz Huaylas liegt am Westabhange der Westcordillere, eine der schönsten und reichsten Provinzen in Peru; Feld- und Bergbau und besonders die Schafzucht nebst den Webereien aus Baum- und Schafwolle, bereichern die 50000 Seelen starke Bevölkerung. Huaras ist Hauptort der Provinz vom Rio Santo bespült, am Fuße einer hohen Cordillere. Die 7000 Einw. sind ein wohlhabendes, mithin fröhliches Völkchen. Eine Meile davon entfernt liegen heiße Mineralquellen.

Die Provinz Caxatambo senkt sich am Rio Baranca zur Küste hinab, ist eine rauhe an der Cordillere sich schnell hinanwindende Provinz, die fruchtbarste in Peru, nur von 10000 Menschen bewohnt. Die Bergwerke, welche sie früher bereicherten, sind durch die Revolution beinahe vernichtet. Der Hauptort Caxatambo liegt sehr hoch in einem Querthale. Chiquian ist ein Flecken, um den sich die Franziskanermissionen reihen. Silberminen und heiße Quellen gibt es genug.

4) Das Departement Ajacucho.

Junin, Lima, Arequipa, Cuzco, und der wilde Osten, umgrenzen dieses 1500 Quadratmeilen große Departement, welches seinen Namen der entscheidenden Schlacht am 8. Dezember 1824 bei Ajacucho, zwischen General Sucre und den Spaniern verdankt. 150000 Einw. bevölkern es. Es ist in 10 Provinzen getheilt, und dehnt sich zwischen 12 und 15° 30′ südl. Br. aus.

Die erste Provinz bildet das Gebiet der Stadt Huamanga. Diese Stadtgebiete werden in diesen Theilen Amerika's Cercado genannt. Der Stadtbezirk, von dem hier die Rede ist, zählt 26000 Bewohner. Huamanga selbst, die Hauptstadt des Departements, liegt in einer Höhe, die ihr ein höchst gesundes Klima gewährt und ist eine der schönsten Städte in Peru. Steinerne Häuser, mit herrlichen Gärten umgeben, breite Straßen und schöne Alameden zieren diesen Bischoffitz. Die prachtvolle Domkirche nebst den übrigen Kirchen und eine reiche Anzahl von Klöstern, bilden die Prachtgebäude der Stadt, in

welcher sich auch ein Kollegium mit den Privilegien einer Universität befindet.

Die Provinz Anco begreift die Stadt gleiches Namens nebst ein paar Dörfern, ist 40 Quadratmeilen groß, wird von Jaguaren, Schlangen, Skorpionen und anderm Geschmeiße nebst einigen Menschen bewohnt, welche Zucker und Kaffee, nebst allem, was sie bedürfen, erzeugen.

Die Provinz Huanta ist 260 Quadratmeilen groß und mit der vorigen von gleicher Beschaffenheit, da in San Pedro de Huanta und ungefähr 30 Missionsdörfern nur 25000 Menschen leben, deren Zahl von der der wilden Thiere bei weitem übertroffen wird. Noch schlechter bewohnt ist

die Provinz Tayacaya, mit dem Hauptorte Pampas und 27 Missionsdörfern, die vorzüglich viel Cacao bauen.

Eine der metallreichsten Provinzen von ganz Peru, aber auch rauh, ist Huanca Velica, die ein rauhes Thal einnimmt, das über 11000′ über dem Meere und unmittelbar an der westlichen Abdachung des Bergknotens liegt. Diese Provinz enthält reiche Erzgänge von Gold, Silber, Kupfer, Blei und die großen Queckſilberwerke von Sta. Barbara, denen die nahe Hauptstadt Huanca Velica ihre Entstehung verdankt. Sie ist sehr gut gebaut, aber der Boden ihrer Umgebung ist für den Feldbau unempfänglich, da er 11000′ über dem Meere liegt. Interessante Alterthümer, Pyramiden aus weißem Stein errichtet, und viele Spuren der alten Peruaner, machen die Umgebung der Stadt, welche 6000 Einw. hat, merkwürdig. Auch Acobamba ist von Pyramiden und Alterthümern umgeben. Yulca-Marca, Huaillas, und Pata sind Bergflecken. Die Bewohner des letztern sind geschickte Holzarbeiter, das Dorf Cuenca besitzt heiße Mineralquellen.

Die Provinz Cangalo ist 200 Quadratmeilen groß, liegt tief, hat daher außer dem Bergbaue auch Plantagenbau, dann Viehzucht und Wollenwebereien. Cangalo ist der Hauptort, und Canaria seiner Silberminen wegen berühmt. In Paras wurde das erste Queckſilber in Peru entdeckt.

Die Provinz Castrovireyna ist rauh und wild, 200 Quadratmeilen groß, hat Bergbau und nur in den wärmern Thälern Feldbau. Der Hauptort ist mit der Provinz gleichnamig.

Andahuaylas, eine waldige Provinz am Abhange der Cordilleren; hat daher kühlen und heißen Boden. Der gleichnamige Hauptort liegt auf der Straße zwischen Lima und Cuzco. Die rauhen Hochgebirge von Lucanas werden von der

gleichnamigen Provinz in einer Ausdehnung von 52 Quadratmeilen umschlossen. Die reichen Silbergruben machen jedoch die 16000 Einw. wohlhabend.

Die Provinz Parinacochas senkt sich an der westlichen Cordillere der Küste zu. Ein hängender Garten von 200 Quadratmeilen mit 15000 Bewohnern, welche Salz und Gold haben; wenig Feldbau, aber desto mehr Baumwollenweberei treiben.

5) Das Departement Arequipa.

Dieses Land bildet die Südspitze von Peru zwischen 15° 10′ und 22° südl. Br. und nimmt die Westabdachung der Andes ein, von deren Gipfel es in das Hochthal des Titicacasees hinabschaut. Ihm gegenüber liegen die höchsten Andesgipfel von Südamerika; und die Abdachung von Arequipa ist es, welche verhindert, daß die Bergriesen des Ilimani und Sorate im stillen Meere nicht gesehen werden. Nach Pentland enthält auch diese westliche Cordillere Gipfel, welche den Chimboraſſo an Höhe bedeutend übertreffen. Unter andern erhebt sich im Norden von Arequipa und im Thale von Chuquihamba ein Trachytdom, an Gestalt dem Cayambe ähnlich, 22000′ hoch, an welchen sich gegen Süden hin eine colossale Vulkanenreihe anschließt, von denen die Nevados von Salatieri und Sehama, die aber schon nach Bolivia gehören, nicht unter dem Cerro de Chuquibamba stehen. Das Departement von Arequipa zerfällt ebenfalls in 8 Provinzen, die zusammen 140000 Seelen enthalten, von denen die Weißen kaum ein Drittheil ausmachen.

Der Stadtbezirk von Arequipa bildet auch hier wieder eine eigene Provinz. Hauptstadt desselben und Sitz eines Bischofs ist Arequipa, ausgezeichnet durch Lage, Klima und Bauart. Der berühmte Vulkan von Arequipa, dessen wir so eben erwähnten, eine Reihe von Nevados, der berufene Vulkan Omate, im Norden der Stadt der Vulkan Pichupichu gruppiren sich zu einem majestätischen Amphitheater, welches an Quito erinnert. Verdeckten nicht einige Trachythügel die Aussicht gegen Westen, so würde das Auge die gewaltigen Bergreihen und den unendlichen Ozean mit einem Blicke umfassen. Arequipa liegt von der Küste 16 Meilen in gerader Richtung entfernt, unter 16° 23′ 58″ südl. Br. und 229° 58′ östl. Länge, 8000′ über dem Meere. Die Häuser sind fest aber niedrig gebaut, schön gereiht und mit prachtvollen Gärten

umgeben, 25000 Menschen bewohnen sie. Schöne Plätze, prächtige Kirchen, solide öffentliche Gebäude bezeugen den Reichthum der blühenden Hauptstadt, welche leider die Schönheit ihrer Lage durch heftige Erdbeben büßen muß, was denn auch wol von einer so gestalteten Umgebung nicht anders zu erwarten ist. Das letzte Erdbeben hatte 1819 statt und war sehr verderblich. Mollendo hat einen schlechten Ankerplatz und bildet den Hafen von Arequipa, von welchem es 15 Meilen entfernt ist.

Östlich von Cercado de Arequipa umfaßt die Provinz Moquehua den Vulkanbezirk der hohen Nevados. Silbergruben sind hier im ergibigen Betriebe und in den schönen Thälern gedeiht vulkanischer Wein. Die Trauben liefern auch viel Brantwein; Hauptort ist der Flecken Moquehua mit 7000 Einw., vom Inka Maitacapac gegründet, aber dem Erdbeben sehr ausgesetzt. Torata ist ein Wallfahrtsort mit einem Gnadenbild, und Ubinas seiner schönen Kirche über der Erde und seines Silberbaues unter der Erde wegen berühmt.

Die Provinz Arica hat außerordentlich schöne Thäler und liegt südöstlich von der vorigen. Nicht umsonst machten die Griechen den hinkenden Vulkan zum Mundschenken der Götter; sie wußten es, daß nur vulkanischer Boden geistvollen Wein gewährt, denn auch der vulkanische Boden von Arica braut köstlichen Wein. Seiner Fruchtbarkeit wegen berühmt ist das Thal von Tacna. Wir finden hier auch viele Oliven und Mais. San Marcos de Arica, unter 18° 27′ 55″ südl. Br. und 307° 44′ 41″ östl. Länge, liegt an einem kleinen Flusse, der ungesundeste Ort in Peru, was man dem Handel mit Vogeldünger zuschreibt, der hier Guamo heißt, wol aber von den Sümpfen herrührt, welche die Stadt umgeben. Dagegen ist San Pedro de Tacna in dem fruchtbaren Thale einer der schönsten, gesundesten und angenehmsten Aufenthaltsorte in Südamerika. Der Wohlstand der Bewohner fließt hier nicht aus dem Ertrage des Bergbaues, sondern aus den Früchten des Feldbaues und der Viehzucht. Mehre tausend Maulthiere sind unaufhörlich mit den Früchten dieses schönen Thales beladen.

Tarapaca ist der Hauptort einer gleichnamigen Provinz an den Grenzen von Bolivia. Die Bergwerke von Huantaya sind sehr wichtig, und Wein nebst Getreide gedeiht vortrefflich.

Die Provinz Caylloma hat ihren Namen von den berühmten Silberbergen, deren bedeutende Ausbeute die 15000

Bewohner um so wohlhabender macht, da das warme Land auch dem Feldbau und der Viehzucht höchst günstig ist. Der Hauptort Caillóma liegt hoch in einer schönen Gegend, hat außer den reichen Silbergruben auch noch ein ertragreiches Kruzifix aus Krystall, welches sich in den Silberminen 40 Lachter unter dem Boden bei Eröffnung derselben vorgefunden haben soll. —

In der alten Provinz Condesuyos ist der Boden höchst gebirgig, auf den Höhen kalt, in den tiefen Thälern warm. Die Zucht der Llamas und Vicugnas, der Getreide- und Bergbau sind in der Blüte. Chuquibamba am Fuße des gleichnamigen Vulkans ist die Hauptstadt.

Die Provinz Canama ist eine Küstenprovinz, welche außer dem Plantagenbau eine bedeutende Eselzucht hat. Die Hauptstadt Canama liegt in einem schönen Küstenthale, hat aber nur 2000 Einw.

6) Das Departement Cuzco.

Dieses berühmte Departement liegt im Gebirge zwischen dem Quellengebiete des Apurimac und Pilcomayo und nimmt die Quellen des ersten, bis zum Einflusse des Rio Pachachaca ein. Die Departemente Ajacucho, Arequipa, Puno und der wilde Osten bilden seine Grenze, über 2090 Quadratmeilen seine Oberfläche, und bei 220000 Menschen seine Bevölkerung. Es ist ein Bergland, der Centralsitz der alten peruanischen Kultur mit der Hauptstadt des Inkareiches. Folgende Provinzen unterscheiden wir:

Den Cercado oder das Stadtgebiet von Cuzco, in einer milden von ewigem Frühlinge umfächelten Gebirgsebene. Nach der Tradition wurde sie von Manco Capac gegründet, 1534 von Pizarro erobert, und liegt auf einem wellenförmigen Boden an dem kleinen Flusse Guantaney, unter 30° 32′ südl. Br. Pittoreske Berge umgeben diese interessante Stadt. Nördlich sieht man auf diesen Bergen noch die Trümmer der Residenz der Inkas und einer gewaltigen Festung, an der man den Aufwand von Menschenkräften bewundern muß. Die Umgebung von Cuzco ist außerordentlich fruchtbar. Die Stadt mit ihren 40000 Einw. ist nur wenig kleiner als Lima und im gothischen Style erbaut. Die Häuser sind von Stein und haben spitze Ziegeldächer. Sie ist der Sitz eines Bischofs und hat daher außer dem Palaste eine sehr prächtige Kathedrale nebst 6 Pfarrkirchen und 12 Klöstern; Kloster und Kirche der Predigermönche bestehen zum Theil aus dem alten Sonnentempel und die Monstranze

nimmt dieſelbe Stelle ein, an welcher die alten Peruaner das goldne Bild der Sonne zu verehren gewohnt waren. Drei Kollegien und eine Univerſität in einem prachtvollen Gebäude ſind in dieſer Stadt, wo die Regierung es ſich angelegen ſein läßt, den Unterricht der Republikaner zu fördern. Die äußerſte Ringmauer der Stadt Cuzco beſteht aus ungeheuren Quadern mit der genaueſten Fügung, ein Werk der alten Peruaner. Ruinen, Grabmäler, unterirdiſche Gänge, Paläſte, Bäder u. ſ. w. ſind ſelbſt in ihrem jetzigen Verfalle noch Zeugen, daß die alten Peruaner ein Kraftleben zu leben gewohnt waren. Die Bewohner von Cuzco ſind äußerſt fleißig und induſtriös. Die Zuckerpflanzungen werden durch freie Hände trefflich bearbeitet. Die Malereien und Stickereien von Cuzco ſind in ganz Amerika berühmt, und ihre Kirchen liefern einen Beweis, was der Cuzcoer in dieſen Fächern zu leiſten im Stande iſt. Das für die ſüdamerikaniſchen Städte ſo verderbliche Erdbeben von 1797 hat auch Cuzco Schaden gebracht; übrigens ſind die Erdbeben ſelten.

Die höchſt fruchtbare Provinz von Urubamba war der letzte Zufluchtsort des Inka Sayri Tupac, letzten Kaiſers von Peru, welcher 1757 dem Throne von Peru zu Lima entſagen mußte. Dieſer kleine Winkel wurde ihm vom großen Reiche ſeiner Väter gelaſſen, und die Marquiſe von Oropeſa beſaßen ihn als ein Erblehen. Urubamba am Pilcomayo iſt der Hauptort. Intereſſante Ruinen finden ſich überall.

An dem köſtlichen Klima und der überſchwenglichen Fruchtbarkeit der Provinz Urubamba nimmt auch die Provinz Chalca theil, in welcher jährlich 20000 Centner Zucker erzeugt werden. Chalca, Lares und Ocabamba ſind Orte in dieſer Provinz.

Die Provinz Paucartambo, dann die von Abancay, Aymaraes, Cotabamba und Paruro ſind lauter Bergprovinzen mit ſehr fruchtbaren ſchönen Thälern, heißer Luft, heitern Bergen, vielen Erdbeben und gleichnamigen Städten.

Die Provinz Quispicanchi, am Ufer des Apurimac, hat ſehr viel Metall und Salz. Urios, Oropeſa mit den Trümmern des Palaſtes des Inka Huascar und 3 Kirchen, nebſt Quiquixana mit einem prachtvollen Waſſerfalle des Rio Urubamba, ſind Hauptorte dieſer Provinz.

Unbedeutend iſt die Provinz Chumbivilcas mit dem Hauptort Belille; bedeutender die Provinz Tinta mit ihrem wilden Berglande voll reicher Herden, prachtvollen Jagden, und äußerſt ergibigem Bergbaue. Die Hauptſtadt der Provinz Sicuani am Pilcomayo hat 5- bis 6000 Einw., lauter

Indianer. San Pablo mit seinen 2000 Einw. ist seiner Töpfereien wegen berühmt. Zwischen 3 Hügeln liegt hier ein Vulkan, aus dem eine Menge Quellen süßen, klaren Wassers hervorströmen, in der Nachbarschaft die Ruinen eines Inkatempels.

7) Das Departement Puno.

Dieses liegt ganz auf dem Plateau des Titicacasees und grenzt gegen Süden und Osten an Bolivia, zu dem es auch seiner Naturbeschaffenheit nach gehört. 1000 Quadratm. und 150000 Einw., deren hauptsächliche Nahrungsquelle die Viehzucht ist, bilden dieses Land, das überall zwischen 12- und 13000' über dem Meere liegt. Die Provinzen Lampa, Asangaro, Puno, Chucuito und Carabaya mit gleichnamigen Hauptstädten und den dazu gehörigen Flecken und Missionsorten beleben dieses kühle Departement, und bilden seine Eintheilung. Spuren alter peruanischer Kultur sind überall vorhanden, so wie auch Reste des Bergbaues vor Ankunft der Spanier. Die reichen Minen werden auch jetzt noch bearbeitet und bilden einen Theil des Reichthums der Republik Peru, deren Bestimmung der Bergbau, der Feldbau, die Viehzucht und Manufakturindustrie, nie aber Handel zu sein scheint.

V. Die Republik Oberperu oder Bolivia (Alto-Peru).

Ober-Peru war in alten Zeiten ein Theil des großen Inkareiches, von dem behauptet werden kann, daß es ungleich der sinkenden Macht des Montezuma, zur Zeit seines Falles in üppigstre Entwicklung begriffen war. War es Politik oder Ungeschicklichkeit, genug, Spanien trennte Südperu von Nordperu, und stellte das erstere unter eine besondere Verwaltung, zu welcher auch das Vizekönigreich la Plata oder Buenos-Ayres gehörte. Oberperu wurde unter dem Namen der Provinz Charcas begriffen. Seltsam hat sich aber gerade in der Provinz Charcas, welche die Spanier ihres außerordentlichen Metallreichthums wegen bis zum letzten Augenblicke stark besetzt hielten, ein Geist der Unabhängigkeit entwickelt, der zu einem der denkwürdigsten Kämpfe in der Geschichte der Menschheit führte. Zwischen dem ersten Ausbruche des Befreiungskampfes im Julius 1809 und dem blutigen Treffen bei Tamascaam 1. April 1825 wurde hier ein Kampf gekämpft, wie seines Gleichen die Weltgeschichte nur selten sah. Mit der Wuth der Verzweiflung verfuhren die Spanier gegen die Überwundenen

auf eine Art, wie man kaum in den Zeiten der rohesten Barbarei oder fanatischen Glaubenskriege erwarten sollte. Dagegen wehrten sich die Einwohner für ihre Unabhängigkeit mit einer Entschlossenheit und Aufopferung, mit einer lebensverachtenden Ausdauer und dabei mit einem Edelmuthe, welche ihnen die Theilnahme aller gebildeten Nationen sicherte. Nach dem Treffen bei Tamasca war der letzte Rest der Truppen unter Olaneta, der sein Leben dabei verlor, vernichtet. Bolivar rief einen Kongreß nach Chuquinsaca zusammen, der aus 48 Mitgliedern bestand, und am 6. August 1825 unter dem Präsidenten Jose Mariano Serena erklärte, daß man sich weder mit la Plata noch Niederperu vereinigen, sondern frei, unabhängig und selbstständig sein wolle. Auf diese Weise wurde die Republik Bolivia gegründet, welcher Name dem Helden und Befreier von Oberperu Bolivar, zu Ehren bestimmt ist. Die Konstitution, welche Bolivar für diesen Freistaat entworfen hatte, wurde nicht angenommen, und es scheint, daß eine den Vereinigt. Staaten von Nordamerika ähnliche Föderativverfassung eingeführt ist. Von politischen Zuckungen ist leider auch dieser freie Staat nicht frei, indessen hoffen wir, daß auch hier sich die Bewohner in den Bürgersinn zu finden wissen werden, ohne welchen eine Republik durchaus nicht denkbar ist.

Bolivia grenzt im Norden und Osten an Brasilien, im Süden an Argentina, im Westen an Peru, den Titicacasee und mit einem kleinen Distrikte an das stille Meer. Die Republik dehnt sich zwischen dem 12. und 25° nördl. und 307° bis 320° östl. L. aus. Die Größe des Landes schwankt zwischen 22- und 28000 geogr. Quadratm., denn kein Mensch hat hier noch das Land genau vermessen. 1,700000 Menschen wurden unter der Herrschaft der Spanier auf diesen Landstrich gerechnet. Allein in dem mörderischen Befreiungskriege, in welchem die Spanier zeigten, daß sie dieselben seien, welche einst das unglückliche Land erobert hatten, wurde ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters gemordet; so daß über eine halbe Million Menschen umkamen, und die Republik mit ihren größtentheils zerstörten Städten ohne die Indianer, die niemand kennt, kaum 1,200000 Einw. haben dürfte.

Das Gebiet der Republik führt nicht vergebens den Namen Alto-Peru, es ist das höchste Land Amerika's und wahrscheinlich auch das höchste bewohnte Land der Erde. Der Bergrücken der Andesgebirge, welche hier ihre höchste Höhe und größte Breite erlangen, ist nirgends unter 9000' hoch, steigt oft bis

16000′ und trägt Gipfel, welche die ungeheure Höhe von 21300 bis 24000′ erreichen. Die große Kette der peruanischen Andes, sagt Pentland, theilt sich zwischen den Parallelkreisen 4 bis 20° südlich in zwei Parallelkreise. Beide sind durch ein großes Hochthal getrennt, dessen Oberfläche 12200′ über dem Meere erhaben ist, und dessen nördliches Ende der berühmte See von Titicaca einnimmt. Die Ufer und Inseln dieses Sees sind als ein alter Sitz peruanischer Kultur und Centralpunkt des Inkareiches zu betrachten. Das Thal des Titicaca und Desaguadero wird von den Küsten der Südsee durch die westliche Kette getrennt, und bietet eine große Menge noch thätiger Vulkane dar, wie denn die westliche Konstruktion vulkanisch ist, während die östliche Kette ganz aus Übergangs- und Flötzgebirgen besteht. Die östliche Kette trennt das Thal Desaguadero von den Chiquitos und Moxos und bildet die Wasserscheide zwischen den goldführenden Zuflüssen des Rio Beni, Madeira und Paraguay und den Strömen, welche dem Titicaca und Desaguadero zufallen. Eben diese östliche Kette der peruanischen Andes reicht von 14 bis 17° südl. Br. über die untere Grenze des ewigen Schnees ununterbrochen hinaus. Viele ihrer Gipfel übersteigen die ungeheure Höhe von 18000 Pariser Fuß. Hier stehen die höchsten Piks, welche man bisher in den Cordilleren zu messen versucht hat, die Nevados von Ilimani und Sorate, welche alle Riesengipfel der Andes von Quito weit übersteigen. Der Ilimani liegt in der bolivischen Provinz la Paz, 10 Meilen ostsüdöstlich von der Stadt. Er bildet das südliche Ende der schneebedeckten Kette der östlichen Andes, zwischen 16° 35′ und 16° 39′ südl. Br. Sein Gipfel bildet einen dreifachen Sattel zwischen vier Piks, von denen der nordöstlichste 21300′ abs. Höhe ergab, der südlichere aber höher zu sein schien. In der nördlichen Erstreckung, fast im Mittelpunkte der schneebedeckten Reihe, erhebt sich mitten in einer Gruppe kolossaler Nevados unter 15° 30′ der Sorate, ebenfalls zur Provinz la Paz gehörig, dessen Höhe 23650′ über dem Meere erhaben ist. Noch höher als der Titicacasee liegt der Ilimanisee, nemlich 15000 Par. Fuß. Eben so finden wir die Bergpässe, durch welche das Thal des Titicaca und die übrigen Thäler mit einander zusammenhängen, höher als die von Quito und Neu-Granada. So liegt der Paß zwischen Arequipa und Puno, los Altos de Toledo genannt, 2428 Toisen; der Paß von Pachete zwischen la Paz und der Provinz las Yungas 2351 Toisen; der Andespaß von Challa zwischen Cochabamba und Oruro

2811 Toisen; der Paß von Chulunquani zwischen la Paz und Tacna in der westlichen Cordillere 2433 Toisen, und der Andespaß von Guatiklas, am Fuße des Vulkans von Tacora, 2319 Toisen abs. Höhe. Bis zu 17000′ steigt der Bergbau hinan und menschliche Wohnungen finden sich hier bis 2250 Toisen abs. Höhe; ja die Hütten bei den Quellen des Rio Ancomarca liegen 2458 Toisen absolut über dem Meere, so ziemlich die höchsten Wohnungen der Erde. Die Schneelinie steigt hier bedeutend weniger tief als unterm Äquator selbst herab; wie dieses schon in der allgemeinen Einleitung bemerkt wurde, und macht daher sowol den höhern Bergbau, als die höhern Wohnungen möglich. Diese Erscheinung ist noch keineswegs erklärt, und dürfte auch ein ziemlich schwer zu lösendes Problem bleiben.

Nach dem Gesagten fügen wir nur wenige Worte über die Beschaffenheit des Landes bei. Es ist fast durchgehends Bergland, und zwar eines der kolossalgeformtesten der Erde. Hochthäler, kolossale Berggipfel, tiefe Spalten und Zerklüftungen, furchtbare Vulkane, prachtvolle Bergthäler, liebliche romantische Gegenden, kahle schneereiche Höhen und waldige Bergabdachungen, rauhe Bergpässe mit schönangebauten Ebenen und herrlichen Seespiegeln wechseln durch einander ab. Im Westen fällt das Hochland, wie überall in Westamerika, steil zur See herab, im Osten fällt es stufenweise in sanfte Hügel und Sierras, die sich in die Steppen des Madeira verwellen und gegen Süden zum Gebiete des Paraguay verlieren, sanft hinab. Bolivia ist ein schönes, ein erhabenes Land, und es ist kein Wunder, wenn es auch auf die erhabene Gesinnung seiner Bewohner den entschiedensten Einfluß übt. Bewässert wird das Land von vier Quellengebieten. Das Quellengebiet des Amazonenstromes, des Ucayale und Beni, dann des Mamoré und Guaporé. Das Quellengebiet des La Platastromes, enthaltend die Quellgewässer des Paraguay, des Pilcomayo und Vermejo. Das dritte Quellengebiet ist das des Titicacasees und des Desaguadero, welcher ein Abfluß des Titicaca in die salzige Laguna de Paria, auch Laguna del Desaguadero, ist. Das Quellengebiet der Küstenflüsse nach dem stillen Meere liegt auf der Westabdachung und ist unbedeutend. Im Ganzen ist das Land außerordentlich wohlbewässert, was bei der Fülle der Übergangs- und Flötzgebirge, so wie der Schneeberge nicht anders zu erwarten ist. Trotz seiner Höhe genießt Oberperu einer außerordentlich milden Frühlingstemperatur; wozu jene unbegreifliche Erhöhung der Schneeregion, welche der geographischen Breite nach

nicht weniger als 4000′ beträgt, natürlich das Ihre beiträgt. Zwischen den Tropen gelegen, theilt sich das Jahr in Trokkenheit und Regen, jedoch der verschiedenen Erhöhung gemäß unter mannigfaltiger Modifikation. In Charcas dauert der Winter, wenn es wahr ist, seltsam genug vom Dezember bis März; in den südöstlichen Provinzen dagegen dauert der Winter, d. i. die Regenzeit nochmal so lang. Bei alle dem ist es doch nicht möglich, daß die Temperatur sich stets gleich sei. Berggegenden sind auf der ganzen Erde einem starken und plötzlichen Temperaturwechsel unterworfen. Demungeachtet ist der Himmel auf dem Hochlande beständig heiter und von tiefem Indigoblau. Nur in den nordöstlichen Ebenen, welche von Urwaldung bedeckt sind, zeigt sich jene beständige Feuchtigkeit des Bodens und der Luft, welche wir schon in der allgemeinen Einleitung angemerkt haben. Dieser feuchtwarme Nebeldruck und düstere Himmel soll nachtheilig auf das Gemüth der Menschen und sogar der Thiere einwirken, so daß eine gewisse Melancholie und Lebensüberdruß sie bis zu einer Art Raserei treibt; ein Umstand, der selbst in nördlichern Ländern wahrgenommen wird. Der Naturreichthum ist derselbe, wie in Peru. Pflanzen und Thiere bieten dieselben Erscheinungen dar, so wie dieselbe geographische Vertheilung. Edle und nützliche Metalle sind in großer Fülle vorhanden. Die Bewohner bestehen aus verschiedenen Klassen: Urbewohner oder Nachkommen der civilisirten Einwohner des Inkareiches; europäische Einwanderer, Creolen und wenige Neger. Die Nachkommen der alten Peruaner wohnen ausschließlich nur in der eigentlichen Region der hohen Anden. Aber in den östlichen Ebenen der Moxos und Chiquitos wohnen viele und mannigfaltige Stämme, theils in Missionen vereint, theils wild in den Wäldern und Ebenen herumschwärmend. Im Durchschnitte kann man annehmen, daß die ganze Bevölkerung aus Indianern besteht, so in dem Departement Santa Cruz de la Sierra dürften außer den Geistlichen und einigen Beamten schwerlich andere Weiße gefunden werden. Die Lebensart der Bewohner anlangend, so ist sie noch sehr einfach, und der Luxus von Niederperu hier erst im Werden. Selbst bei den wohlhabendsten Einwohnern, deren nicht wenige sind, vermißt man viele Gegenstände, die uns unentbehrlich zum täglichen Leben erscheinen. Die Sitten sind einfach, der Charakter fest, bieder und entschiedener als der des Niederperuaners. Was die Tracht betrifft, so nimmt die europäische Kleidung jetzt überhand. Der Indianer trägt eine hahnähnliche Mütze, kurze Beinkleider, Sudanhemde, Ponchos und

an den nackten Füßen Sandalen. Die Weiber tragen Röcke, die bei den Mädchen kürzer als bei den Frauen sind; ein buntes Tuch über der Schulter wird auf der einen Seite der Brust mit einer großen silbernen Nadel zusammengehalten. Man sagt, in verschiedenen Gegenden den Frauen nach, daß sie den Putz sehr liebten, was sie denn doch am Ende nur darum thun, um ihren Verleumdern zu gefallen. Die geistige Kultur ist so ziemlich die von Niederperu, die religiöse Aufklärung kommt der von Buenos-Ayres nicht gleich, doch kennt man Intoleranz durchaus nicht. Die östlichen Indianer der Missionen sind gebildeter als irgendwo in Südamerika, und hier ist es, wo die Bemühungen der Jesuiten zu fest begründet waren, um ganz zerstört zu werden. Die Missionen sind zu schönen Dörfern herangereift, und Santa Cruz de la Sierra, welches früher einen Theil des Jesuitenstaates in Paraguay ausmachte, ist im schnellen Aufblühen und Vorwärtsschreiten noch immer begriffen. Landbau und Viehzucht blühen im ganzen Lande. Der Bergbau hat zwar durch die Revolution sehr gelitten, lebt aber wieder auf. Die Bergwerke von Chanas lieferten von 1556 bis 1800 über 1000,000000 Piaster an Silber, welches den 5. Theil an die Regierung bezahlte; eben so viel kann man annehmen dessen, was abgabenfrei in die Kirche verarbeitet und durch Schleichhandel ausgeführt wurde. Auch Manufakturen und Fabriken haben hier Gedeihen gefunden, besonders hat sich das Departement Cochabamba durch Glas- und Wollenerzeugnisse berühmt gemacht. Der Handel war einst blühend; allein er hat sehr gelitten und leidet noch, besonders durch den politischen Zustand von Paraguay, welches Bolivien in seiner Verbindung mit Buenos-Ayres Hindernisse in den Weg legt. Blühender über alles Erwarten ist der Handel im Hafen la Mar am stillen Meere in der Provinz Atamarca, und es zeigt vom gesunden Verstande der Bolivianer, daß sie von Potosi aus nicht nur eine gute Fahrstraße, die erste über die Anden, nach dem Hafen führten, sondern mit bewundernswürdiger Umsicht die Hafengelder aufhoben, und nur auf die wirklich verkauften Waaren so mäßige Zölle legten, daß sie im höchsten Falle, d. h. auf Manufakturwaaren 10 Prozente des Werthes, nie übersteigen. Der Transitohandel ist gänzlich frei, der Verkehr des Innern durch nichts gestört, und die so ziemlich gut geordneten Finanzen rechtfertigen dieses System.

Da die Konstitution Bolivar's verworfen wurde, indem sie zu künstlich war und unvereinbare Dinge vereinigen wollte, wissen wir nur so viel von Bolivien, daß General Santa Cru

Präſident der Republik iſt. Das Einkommen des Staats beträgt ungefähr 2 Millionen Piaſter; die Ausgaben ungefähr 1,800000. Genaueres iſt nicht bekannt. Ein Erzbiſchof und drei Biſchöfe beſorgten früher die religiöſen Angelegenheiten. Nach der Befreiung wurde das Erzbisthum aufgehoben, die vollkommene Gleichheit der Religionen verworfen; die katholiſche zur Staatsreligion erklärt. Übrigens wird niemand ſeiner Religion wegen angefochten.

Der Staat wird in folgende Departemente abgetheilt: das Departement Charcas, Potoſi, la Paz, Cochabamba und Santa Cruz de la Sierra.

1) Das Departement Charcas.

Dieſes Departement wird auch das von la Plata oder Chuquiſaca genannt, und liegt zum Theil auf dem Hochplateau in den höchſten Andes ſelbſt, am See von Titicaca, theils am öſtlichen Abhange zwiſchen Niederperu, dem Departement la Paz und Santa Cruz im Norden, Potoſi im Süden, und Argentina im Oſten. Da es durchaus aus Berg- und Gebirgland beſteht, ſo iſt auch ſeine phyſiſche Beſchaffenheit mild, kühl und in dem obern Theile rauh. Ein Theil des Departements Potoſi drängt ſich durch daſſelbe hindurch, und theilt es in zwei Theile, ſo daß es wol auch unter dem Namen des Departements Chuquiſaca und Oruro als getrenntes Departement aufgeführt wird. Es zerfällt in 6 Provinzen: das Cercado von Chuquiſaca, Tomina, Zinti, Paria, Oruro und Carangas.

Das Gebiet der Hauptſtadt von Chuquiſaca wird mit ſeiner Umgegend die Provinz Yamparaes genannt, und bildet die Waſſerſcheide zwiſchen den Zuflüſſen des Marañon und la Plata. Hauptſtadt iſt Chuquiſaca, auch la Plata oder Charcas. Das Erzbisthum iſt aufgehoben, wie denn überhaupt die Republik es für gut gefunden hat, den geiſtlichen Einfluß in ihrem Gebiete auf die bloße Seelſorge oder Verkündigung des Evangeliums zu beſchränken. Auch wurden hier wie in Centralamerika alle Mönchsklöſter aufgehoben, und ihre Einwohner in den Stand der Weltprieſter verſetzt, einigen Nonnenklöſtern aber nur inſofern Novizinnen aufzunehmen geſtattet, als dieſe nach Belieben in die Welt zurücktreten können. Zugleich wurde Chuquiſaca zur Hauptſtadt der ganzen Republik erklärt. Sie liegt in der Nachbarſchaft des großes Bergſtockes von Porco, welcher zugleich den Knoten der Andes bildet, und außerordentlich reich an Gold und Silber iſt. Die Stadt Chuquiſaca liegt 1459 Toiſen über dem Spiegel des Meeres, unte

19° 2′ 5″ südl. Br. und wurde 1539 gegründet. Sie ist bei weitem nicht so groß als Lima, und liegt in einer äußerst angenehmen Berggegend, in einiger Entfernung vom Flusse Cachimayu. Sie ist schön und regelmäßig gebaut, von geschmackvollen Landhäusern umgeben und genießt eines vortrefflichen Klima. Eine prachtvolle Kathedrale zeugt von dem Reichthume der Einwohner an edlen Metallen, wie man denn allenthalben den Wohlstand einer Bergstadt wahrnimmt. Der frühere erzbischöfliche Palast ist jetzt Palast der Republik und Wohnung des Präsidenten. Von den Klostergebäuden, die zum Theile sehr weitläufig und prachtvoll sind, wurden einige der schon vor Alters gestifteten Universität, andere neu errichteten Schulen und Bildungsanstalten samt den dazugehörigen Einkünften überwiesen. 1826 wurde ebenfalls ein Kloster in eine technologische und für ein Bergland so nothwendige Bergschule verwandelt. Die Stadt enthält 25000 Einw., unter denen viele reiche und gebildete Indianer. Der Luxus ist hier noch nicht hoch getrieben, die Sitten sind mild, sehr gesellig, auch rühmt man den Einwohnern große Empfänglichkeit für eine gewisse Begeisterung und Exaltation nach. Die schöne Berggruppirung, die prachtvollen Gärten der Umgebung, das prächtige Klima und der jetzt sich wieder hebende Wohlstand machen Chuquisaca zu einem angenehmen Aufenhalte. Yamparaes liegt nordwestlich der Hauptstadt und hat auch 6000 Einw.

Die Provinz Tomina liegt nordwestlich von Chuquisaca, vom Rio Grande de la Plata durchflossen, und ein bei weitem heißeres Klima genießend als die vorigen. Es wird hier schon Plantagenbau getrieben und etwa 40000 Einw., unter denen über $\frac{2}{3}$ Indianer, suchen ihre Städte wieder aufzubauen, welche der Befreiungskrieg in Schutt gelegt hat. Tomina ist der Hauptort.

Den südlichen Theil des Departements nimmt die Provinz Zinti ein. Es ist ein unebenes Land, in dessen Thälern der Pilcomayo mit seinen Nebenflüssen strömt. Ein gemäßigtes Klima, aber eine wilde Natur zeichnet diese nicht sehr bevölkerte Provinz aus, dennoch sind die Einwohner sehr wohlhabend. Zinti mit 12000 Einw., an einem Nebenflusse des Pilcomayo in einem sehr schönen fruchtbaren Thale, ist der Hauptort, der seinen Wohlstand zum Theil dem Weine verdankt, den er selbst erzeugt. Potoca hat sehr reiche Bleiminen; Kupferminen zeigen sich in diesem Departement überall, beide werden aber nicht bearbeitet, da man bisher nur Gold suchte.

Die Provinz Oruro begreift das Stadtgebiet nebst seinem Distrikte, von reichen Bergwerken umgeben. Der Hauptort Oruro, unter 17° 15′ 40″ südl. Br., liegt 1940 Toisen über dem Meere. Die berühmten Zinngruben, die außerordentlich ergibigen Silberminen wurden in der Revolution ersäuft, die prächtige Stadt mit ihren 15000 Einw. durch die Spanier öfter verloren und wieder genommen, auf das grausamste verwüstet; sie ist daher jetzt sehr herabgekommen, scheint aber sich wieder zu heben.

Die Provinz Paria liegt auf dem Rande des Titicacabeckens am Desaguadero, hoch gelegen, kalt, aber für Viehzucht, Getreide- und Kartoffelbau geeignet. Die Bergwerke auf Gold und Silber haben sehr gelitten. Der Hauptort Paria, 1993 Toisen über dem Meere, scheint sich wieder zu heben, so wie die Bergwerke Condocondo, Garcimendoza und Popo wieder betrieben werden.

Carangas ist Hauptort der gleichnamigen Provinz und liegt sehr hoch an der westlichen Cordillere. Turco ist merkwürdig wegen seiner Lage am Fuße des imposanten Vulkans von Gualatieri, der unaufhörlich in Thätigkeit ist. So sehr er die Bewohner von Turco zu verscheuchen sucht, so sehr zieht sie ein benachbartes reiches Silberwerk wieder an.

2) Das Departement Potosi.

Der südlichste und schönste Theil der Republik Bolivia wird von dem Departement Potosi eingenommen. Der Name Potosi hat eine große Berühmtheit erlangt, und meint man damit das mexicanische oder bolivianische, so paßt zu beiden die Idee einer großen Fülle edler Metalle. Die Schätze von Potosi sind auch in der That unermeßlich und scheinen unerschöpflich. Das Departement liegt im Hochgebirge und steigt südwestlich zu den Küsten herab. Es wird in 6 Provinzen getheilt: Potosi, Chayanta, Chichas, Tarija, Lipes und Atacama.

Das Stadtgebiet von Potosi mit der Provinz Porco liegt an den Quellen des Pilcomayo und dem östlichen Rande des Titicacaplateau's, und ist rauh, hoch, aber reich an Metallen. Potosi, die Departementshauptstadt, ist eine der berühmtesten in Südamerika. Sie wurde 1545 2142 Toisen über dem Meere gegründet. Der Hauptplatz der Stadt liegt 2087 Toisen über dem Meere, am Fuße des hohen Berges von Potosi, in welchem die reichen Bergwerke, 2514 Toisen über dem Meere, bearbeitet werden. Daher ist das Klima von Potosi rauh und kalt,

aber sehr gesund und angenehm. Natürlicherweise ist hier ein starker Temperaturwechsel. Die Stadt ist übrigens sehr schön gebaut, reinlich und die Häuser sämtlich von außen getüncht. Man gibt der Stadt bei 24000 Einw., 14 Pfarrkirchen und eine Menge von Klöstern, die jetzt theils leer stehen, theils zu andern Zwecken verwendet werden. Die Kathedrale aus grauem Granit und von ungeheurer Größe und imposanter Arbeit, bildet, nach Art mehrer amerikanischer Städte, eine Seite des Hauptplatzes. Ihr gegenüber nimmt das Regierungsgebäude die zweite Fronte ein, während die dritte das Münzgebäude, dessen Unförmlichkeit 2 Millionen Piaster gekostet hat, einnimmt. In der Mitte des Hauptplatzes hat man dem Befreier Bolivar eine geschmacklose Trophee errichtet. Als eine Stadt, die selbst in einer rauhen, unwirthlichen Gegend liegt, und ihre vielen Bedürfnisse aus den umliegenden tiefern und fruchtbarern Thälern zieht, ist es in Potosi sehr theuer. Auch der gesellige Ton wird nicht gerühmt. Für den Handel ist jedoch hier ein wichtiger Platz, aber die Einwohner sollen weniger gebildet, als in andern Theilen von Südamerika sein, was viel sagen will. Erst 1825 wurde in dieser volkreichen Stadt ein höheres Kollegium angelegt. In der Umgegend sind viele heiße Mineralquellen. Die Stadt Porco liegt südöstlich von Potosi, am Fuße des Cerro de Porco.

Die Provinz Chayanta liegt nördlich von Porco und hat den gleichnamigen Ort zur Provinzialstadt erwählt.

Südlich von Porco und Paria, in einer ziemlich hohen Gegend, liegt die Provinz Chichas, schön, mit reichem Bergbaue, auf Gold und Silber, mit ergibigem Boden an allen Erzeugnissen. Unter 21° 28′ südl. Br. liegt der Hauptort Tupisa, ein Grenzstädtchen gegen die argentinische Republik, das sich vom Berg- und Landbaue und Waarentransporte nährt. Es liegt 1564 Toisen über dem Meere und hat 6000 Einw., darunter $\frac{1}{3}$ Weiße. S. Jago de Cotagaita, ein schöngelegenes beträchtliches Dorf, von Cactuswäldern umgeben, aus deren Holze die 1500 Bewohner ihre Häuser erbaut haben. Sie sowol, als die Bewohner von Chalcha sind Kohlenbrenner; berühmt sind die Bergwerke von Portugaletta, deren Reichthum von großer Bedeutung ist.

Die Provinz Tarija liegt in einem der schönsten und fruchtbarsten Thäler der Erde, umgeben von entsetzlich starren und rauhen Gebirgen, und nur durch steile Pässe zugänglich. Alles blüht in diesem Thale, alles ist rauh und erstarrt außer demselben. Man hat darinnen ungeheure Knochen und ganze Gerippe

vorweltlicher Elephanten ausgegraben, welche natürlich für Knochen der Söhne Enaks gelten. Feldbau und Viehzucht machen den Reichthum dieser schönen Provinz, in welcher San Bernardo de Tarjia mit 10000 Einw. den Hauport bildet. Die eine Seite des Marktplatzes wird von dem Hause der Familie Campero gebildet, deren Besitzungen Irland an Größe gleichkommen, und der größte Grundbesitz in ganz Amerika sind, wie es denn überhaupt im westlichen Theile von Südamerika sehr reiche Leute gibt.

Die Provinz Lipes liegt in einer hohen, kalten Gegend, deren Boden reich an Metallen aller Art ist, und nur eine kleine Stadt San Antonio de Lipes besitzt. Seltsam genug zeigt sich auch hier die Erscheinung, daß Kupferminen immer mit den Kröpfen der Einwohner im Verhältnisse stehen.

Sehr wichtig ist die Küstenprovinz Atacama, zwar eine Wüste im eigentlichsten Sinne des Wortes, so daß in ihrer Ausdehnung von 5° gegen Süden hin nur sehr wenige Punkte an den 2 Küstenflüßchen Atacama und Cobija bewohnt sind, man sich aber übrigens an die Küsten Westafrika's versetzt glaubt. Heiße Dürre ist der Charakter der Küstenlandschaft, während der östliche Theil der Provinz in die Grenze des ewigen Schnees reicht, Gold, Silber, Kupfer und Kröpfe aufweist, aber hier auch eine besondere Naturmerkwürdigkeit, nemlich gediegenes Eisen, als anstehend und wirkliche Gebirgsart aufstellt. Einige Salzseen, Alaun, Vitriol und Mineralquellen finden sich vor, und amerikanische Strauße nebst dem Vicugna sind häufig. San Francisco de Atacama ist der Hauptort. La Mar, der schnell aufblühende Freihafen Bolivia's, unter 22° 29′ 10″ südl. Br. und 307° 34′ 45″ westl. L., ist schon in der Einleitung erwähnt worden. Am Fuße des Cordillerenpasses, an der neuen Straße der Republik, reift das silberreiche Dorf Calama schnell einer Stadt entgegen.

3) Das Departement la Paz.

Auf dem Plateau des Titicacasees und Rio Desaguadero dehnt sich die Provinz des Friedens, der wir wünschen, daß sie den Namen immer der That nach führe, aus. Sie wird in die 6 Provinzen la Paz, Omasuyos, Chulumani, Sicasica, Laricajas und Apolobamba eingetheilt.

Die Provinz la Paz liegt ganz auf dem 13000′ hohen Titicacaplateau, das trotz seiner Höhe nicht nur eines angenehmen Klima genießt, sondern auch trefflichen Feldbau und

Viehzucht besitzt. Das Innere des Bodens ist reich an rothem Golde und weißem Silber, wie auch an lebendig grünem Smaragde. Der durchsichtige Tafelkalk wird zu Fensterscheiben verbraucht. Am südöstlichen Ende der Provinz, zwischen dem Gebiete des Beni und Titicaca liegt die Stadt la Paz mit ihren 40000 Einw., in einer vollkommenen Ebene 1906 Toisen über dem Meere nordwestwärts von dem Ilimani mit seinem vierfachen Gipfel und einem Amphitheater vulkanischer Schneeberge umkränzt. Sie war vor der Revolution der Sitz eines Bischofs, scheint sich aber seit jener Zeit ohne einen solchen zu behelfen. Sie wurde von den Conquistadoren 1548 gegründet. Ein kleiner Fluß windet sich durch die Stadt, der Boden ist sehr fruchtbar, aber auf dem sie umgebenden Bergamphitheater weht ewig Schneeluft, in welcher nur der Condor seine Behausung hat. Nichts ist überraschender als die Ankunft in la Paz. Man erklimmt ungeheure Felsen, glaubt sie endlich erstiegen zu haben und tritt betreten an den Rand einer ungeheuren Bergspalte oder Quebrada, in deren Grunde man auf einer Ebene die Stadt la Paz unmittelbar unter seinen Füßen sieht. Diese tiefe Schlucht mit ihrer flachen Grundebene ist aber so anmuthig und majestätisch, daß man sich nicht wundern darf, wenn die mittelalterlichen Conquistadoren hier recht eigentlich die Wohnung des ewigen Friedens gefunden zu haben glaubten. Die Stadt ist sehr schön gebaut, 4 herrliche Kirchen, 8 Klostergebäude, jetzt zu Stadthäusern, Kollegien und Schulen verwendet, nebst einer prachtvollen Plaza major. Ein lebhafter Verkehr findet hier statt, der besonders durch die neue Straße begünstigt wird. San Juan de Berenguela gehört zu den blühendsten peruanischen Bergwerken. Tiahuanacu am südlichen Ufer des Titicacasees an der Inkastraße, liegt umgeben von den Ruinen alter peruanischer Größe.

Eben so reich an Goldminen und Alterthümern ist die Provinz Omasuyos mit dem Flecken Achacache, unmittelbar am See im Angesichte des Dorfes Sorata oder Zarata und des höchsten Berges von Amerika, des Pik von Sorate.

Chulumani, Hauptort der gleichnamigen Provinz, gehört ebenfalls der höchsten Bergregion an, enthält aber auch tiefe Thäler, welche sogar Kaffeebau gestatten.

Reich an edlen Metallen ist auch die Provinz Sicasica mit dem gleichnamigen Städtchen zwischen Oruro und la Paz, am Titicaca. Letzteres wurde von den Spaniern im Jahre 1826 als vollendete Ruine verlassen.

Laricaxa ist diejenige Provinz, welche den goldreichen Pik von Sorate in sich faßt. Das gleichnamige Dorf wird von manchen auch hieher gerechnet, von Pentland als solches angeführt, von andern aber zu einer Stadt mit 12000 Einw. erhoben; eine etwas doch gar zu starke Fiktion, aus der man sieht, wie sehr man sich bei den Nachrichten aus jenen Ländern der Behutsamkeit zu befleißen hat.

Die Provinz Apolobamba ist ein sehr schönes, mannigfaltig gestaltetes Land, dessen Boden so angenehm, wie sein wohlklingender Name ist. Das Klima ist mild, ja sogar heiß und feucht, daher auch Baumwolle, Cacao und Wachs Stapelwaaren sind. Conception de Apolobamba ist Hauptstadt und liegt am Rio de Santa Rosa. Sie ist von 8 blühenden Missionen umgeben, wohlangebaut sind die Bezirke derselben, aber die dichten Ur- und Chinawälder wimmeln von Katzen, Affen, Schlangen und Geschmeiß.

4) Das Departement Cochabamba.

Ein äußerst mannigfaltig gestalteter Boden mit ewigem Schnee und sumpfigen Tropenwäldern bedeckt, Alpenweiden und Zuckerboden darbietend, liegt diese schöne Provinz mitten in Oberperu. Das Quellengebiet des Mamoré, eines Zuflusses des Rio Madeira bewässert dieses Departement, welches 400000 Einw. besitzen soll, von dem aber bis jetzt noch sehr wenig Kunde zu uns gekommen ist. Nichts ist auf Erden, was dieses Departement nicht hervorbrächte, von dem wir nicht einmal seine Provinzialabtheilung kennen. Überhaupt hat sich diese Gegend erst in der neuern Zeit und zwar im Befreiungskriege einigen Ruf erworben; denn gerade hier war es, wo jener Kampf am furchtbarsten gefochten wurde. Hauptstadt ist Oropesa mit 30000 Einw. unter 17° 21′ 25″ südl. Br., 1319 Toisen über dem Meere. Sie ist von schönen Berggruppen und reichen Hochpflanzungen umgeben, gut gebaut und liegt auf den Ruinen einer alten Perustadt, zum Theile selbst in Ruinen. Berühmt durch ihre Frauen ist die Stadt Cochabamba. Diese Stadt früher blühend, jetzt über seinen Ruinen aufs Neue sich erhebend, wurde von den Spaniern mehr als einmal erobert und verlassen. Sechsmal hatte sie sich mit unbezähmbarer Hartnäckigkeit im Angesichte der Kanonen der siegreichen Spanier aufgelehnt, und sich allezeit die doppelte Strenge der Sieger zugezogen. Im Jahre 1815 bewaffneten sich in einer Nacht die Frauen von Cochabamba, deren Männer anderwärts gegen die Spanier fochten.

Sie griffen das befestigte Quartier der Spanier an, drangen dreimal im Sturme vor und nöthigten sie zur Übergabe. So großmüthig als tapfer verpflegten sie die gefangenen Spanier und sandten sie unbeschädigt nach dem Lager des General Rondeau. Viele dieser Heldinnen starben an den Folgen ihrer Wunden; noch mehre, als Cochabamba nach der Schlacht von Viluma den Spaniern wieder in die Hände fiel, auf dem Blutgerüste. Sie starben mit dem Rufe eines Lebehoch! fürs Vaterland. Man stellte ihre zerrissenen Glieder in eisernen Käfichen auf den öffentlichen Plätzen und an den Thoren der Stadt aus. Das dankbare Vaterland ehrt ihr Andenken und wenn bei feierlichen Gelegenheiten die Truppen unter das Gewehr treten, fragt ein Offizier mit lauter Stimme: „wo sind die Frauen von Cochabamba?“ und die Soldaten antworten: „sie sind gestorben für's Vaterland!“ Es mag dieses ein Beweis sein, mit welcher Erbitterung der Kampf gefochten wurde, aber auch wie unwiederbringlich Amerika für Spanien verloren ist. Denn dieselbe Gesinnung zeigten die Frauen Amerika's von Caracas bis Buenos-Ayres. Man sah Damen in der vollen Üppigkeit eines tropischen Klima erzogen, in den Reihen ihrer Männer fechten und die Beschwerden des furchtbarsten Krieges mit der heldenmäßigsten Entschlossenheit ertragen, ihres Schmuckes sich entledigen, um dem Vaterlande Vertheidiger und Waffen zu verschaffen; und die Sache des Feindes, der von Weibern bekämpft wird, ist überall und zu aller Zeit verloren!

5) Das Departement Santa Cruz de la Sierra.

Dieses Departement ist das östlichste und größte der Republik Bolivia. Niedere Berge in schönen Wellungen verlieren sich in die Ebene von Moxos und Chiquitos, welche der Guaporé, der Rio Branco und der Mamoré nebst dem Paraguay bewässern. In ihm war es, wo die Jesuiten mit dem schönsten Erfolge ihre ganze Thätigkeit entwickelten, wo sie gelehrige Völker fanden, und diese mit väterlicher Zärtlichkeit und Aufopferung civilisirten. Selbst nach ihrer Vertreibung blühten und blühen die Gegenden noch fort, und bei 150000 Indianer mögen auch jetzt noch in den Missionen der Provinzen Valle Grande, Chiquitos, Moxos, Pampas und Bauré vereinigt sein. Übrigens wissen wir nur, daß die Hauptstadt Santa Cruz de la Sierra unter 17° 25′ nördl. Br. und 313° 13′ östl. Länge nach Humboldt gele-

gen ist. Jesus de Monte Claro nebst einigen 60 Missionsdörfern zum Theil sehr volkreich und blühend, machen die unermeßlichen Wildnisse einigermaßen belebt. Man rühmt die Indianer dieser Gegenden als sehr gelehrig, sanftmüthig, gastfrei und von patriarchalischen Sitten. Sie haben auch in unsern Tagen gezeigt, daß sie einen sehr respektabeln Theil der Bevölkerung von Bolivia ausmachen, und diese Gegenden verdienten allerdings die Aufmerksamkeit des Geographen in einem bei weitem höhern Grade als bisher, auf sich zu ziehen.

VI. Die Republik Chile.

Der Staat von Chile, eines der fruchtbarsten und schönsten, so wie an Naturwundern reichsten Länder der Erde, dehnt sich als ein schmaler Küstenstrich von Norden nach Süden hinab von 24° 20′ bis 43° 50′ südl. Br. und 303° 14′ bis 348° 41′ östl. Länge. Die Wüste von Atacama im Norden, die hohen mit ewigem Schnee bedeckten Cordilleren mit nie ruhenden Vulkanen gekrönt im Osten; der Ozean im Süden und Westen bilden die Grenzen dieses Staates.

Einstimmig ist das Zeugniß aller derer, die Chile gesehen haben: es gibt keine erhabenere Landschaft auf Erden, keinen Erdstrich, auf welchem die Natur ihre Gaben mit solcher Fülle ausgestreut hätte, keines, wo sie ihre erhabene Pracht so majestätisch entfaltet. Das Land ist ein Küstenstrich, durchweg nur schmal, aber beinahe volle 20 geographische Grade lang. In dem schönsten Theile der gemäßigten Zone gelegen, genießt es wie natürlich bei seiner geographischen Ausdehnung ein verschiedenartiges aber mildes Klima. Die Bergkette der Cordilleren entfaltet nirgends eine so erhabene Szenerie. Sie bildet mit ihrem Hauptstocke durchweg den Hintergrund des schönen fruchtbaren Landes. Terrassirend läßt sie sich stufenweise, wiewol ziemlich schroff nach den Vorbergen herab und sendet vielfache Äste, die sich mannigfaltig verzweigen, auf die Küstenterrasse herab, deren Vordergrund des Ozeans unermeßliche Fluten sind. Die vielfachen Einbiegungen des Cordillerenabhanges bilden eben so viele reizende Thäler, in welche wieder Nebenthäler münden, so daß der ganze Cordillerenabhang einem wallenden See der üppigsten Vegetation gleicht, deren Hinterrand aus Krystallgewölben, die an den Himmel reichen, gebildet, von vorne sich in den Fluten spiegeln. Aus jedem Thale des Gebirgslandes strömt eine Quelle, ein Bach, ein Flüßchen, ein Strom her-

vor, der bald seine Wellen majestätisch dem nahen Ozeane zuwälzt, bald als brausender Gußbach über die Felswälle stürzt, bald lieblich murmelnd durch den feierlichen Hain rieselt. Der Küstenrand ist theils flach und eben mit segenreichen Fluren bedeckt, bald hügelig mit erquickenden Reben gekrönt, aber überall fruchtbar, belebt und schön. Die Dürre der peruanischen Wüste hat aufgehört, dagegen hat das Land aber auch an furchtbarer Erhabenheit zugenommen. Kein Boden ist unsicherer als der Boden von Chile, welchen die furchtbarsten Erdbeben durchrütteln. Die Küsten sind unzugänglich durch den jähen Absturz, welchen die Felsterrasse, eigentlich der Fuß der Andes in das Meer macht. Das Land ist dadurch vor feindlichen Überfällen geschützt, aber auch dem Handel schwer zugänglich. Auch von Osten her ist Chile nur schwer zu erreichen, da die Andes sich furchtbar gen Himmel thürmen. Es sind zwar ein halb Dutzend Bergpässe vorhanden, welche von Tucuman und Mendoza nach Chile hinabführen; aber sie sind enge, felsig und kaum mit Maulthieren zu übersteigen, dazu vom April bis November mit hohem Schnee bedeckt, mithin nicht zu passiren. Als San Martin 1817 aus Argentina den Chilesen mit 4000 Mann zu Hülfe eilte, überwand er zwar in 10 Tagen die furchtbaren Pässe, büßte aber $\frac{2}{3}$ der 18000 Maulthiere ein, welche sein Gepäck trugen. Diese hohen Bergpässe sind tiefe Thäler, neben welchen die Zacken der Bergkronen sich in mehr als einem Dutzend Chimborasso gegen Himmel erheben. Der Manflas Tupungato, Descabezado, Longavi, Chilan und Guanauca sind von 28 bis 41° südl. Br. diejenigen Gipfel, deren jeder 20000′ absol. Höhe erreichen. Zwischen ihnen zacken sich eine erstaunliche Menge Hochkuppen in die Luft empor. Unter ihnen hat man 27 Vulkane gezählt, von denen die meisten furchtbare Ausbrüche erleiden, alle aber durch ihre rauchenden Höhen zu erkennen geben, daß das unterirdische Feuer keineswegs in ihnen erloschen. Nirgends auf Erden, die Insel Java ausgenommen, sind die Vulkane in solcher Zahl zusammengruppirt und an einander gereiht, als im Ostrande von Chile. Den furchtbarsten Ausbruch gedenkt man am 3. Dezember 1760, als sich der Vulkan von Peteroa einen neuen Krater bildete. Ein schrecklicher Donner der Ober- und Unterwelt erschütterte das Land. Die ungeheure Aschen- und Lavamasse füllte die benachbarten Thäler aus. Der Fluß Tingeraca trat aus seinem Ufer; der mächtige Strom Lantua wurde verdämmt, brach den Damm gewaltsam durch und überschwemmte das flache Land,

während sein See fortdauernd geblieben ist. Ein benachbarter Berg borst bis in seine Tiefe auseinander, und die Erde schien aus ihren Angeln gerissen. Dennoch war das Erdbeben nicht zerstörend, wie man denn überhaupt in Chile die häufigen Erdbeben keineswegs fürchtet, da sie mehr aus Tremulationen, als aus Wellen- und Strichbewegungen bestehen. Das Vorhandensein so vieler offenen Vulkanschlünde ist doch wol die wolthätige Ursache dieser Erscheinung; denn Erdbeben sind immer gefährlicher, je größer die Entfernung eines offnen Erdschlundes ist. Schon Plinius macht darauf aufmerksam, daß Höhlen und tiefe Brunnen der Wuth der Erderschütterungen Grenzen setzen. Auch das verdient Erwähnung, daß die Zertrümmerungen der Berge hier außerordentlich häufig stattfinden; auch die großen Reihen Vulkane, wenige die in der Vorterrasse liegen, ausgenommen, alle aus der granitischen Urkette, unmittelbar auf dem Kamme der Anden hervorbrechen. Man hat sich gewöhnt in diesem Lande Bergstürze, Erdbeben und vulkanische Eruptionen als tägliche Erscheinungen zu betrachten. Eines der größten war dasjenige, welches 1751 die Stadt Conception im Meere begrub und zwischen dem 34 und 40° Br. durch 12 Minuten alle Ortschaften zerstörte. Der Boden blieb einen ganzen Monat lang in Bewegung. Auch 1822 wurde Valparaiso von einem Erdbeben heimgesucht, bei dem 200 Menschen ums Leben kamen. Man hat daher die Wohnungen niedrig gebaut und für die Jahreszeiten, in denen man Erdbeben befürchtet, bedient man sich niedlicher Hütten oder vielmehr einer Art Käfiche in den Gärten errichtet, um darinnen zu schlafen. Da Chile unter allen Republiken Amerika's im Verhältniß zu seiner Ausdehnung die längste Küste hat oder vielmehr nur ein Küstenstrich ist, so sollte man glauben, daß es reich sei an Einbuchten und Häfen; dies ist aber nicht der Fall. Die Küste ist zwar zackig genug, gleicht aber überall einem steilen Walle, der senkrecht in die tiefe klippige See abstürzt. An scharfen Vorgebirgen und hervorspringenden Spitzen ist indeß kein Mangel. Nur tief im Süden zeigt sich der Busen von Ancud, der zwischen der Insel Chiloe und dem Festlande ein schönes, inselreiches 250 Quadratm. großes Becken bildet. In ihm liegen der berühmte Busen von Castro, dann der Golf von Guaytaca. Nördlich liegen die Busen von Valdivia und von Coquimbo. Man zählt bei 30 Flüsse, welche von den Andencordilleren nach dem stillen Meere hinabströmen und das Land befeuchten. Der nördlichste ist der Salado, den wir als Grenzfluß hier nennen. Der Coquimbo

ist seines Ursprungs aus dem gleichnamigen Vulkane und des Busens wegen merkwürdig, der an seiner Mündung sich bildet. Der Quillota, auch Aconcagua, seines prachtvollen Gebietes wegen und der Maypo seiner ausnehmenden Wildheit wegen merkwürdig. Dieser letztere kommt aus dem See von Pudaquil in den Anden und stürzt mit solcher Gewalt über diese herab, daß keine Brücke aushält und nur eine Seilbrücke darüber gezogen werden kann. Nachdem er eine Menge Nebenflüsse aufgenommen hat, stürzt er unter 33° 43′ 2″ südl. Br. mit solcher Gewalt in das Meer, daß er weit hinaus die Gewässer des Meeres zurückdrängt und seinen Lauf behauptet. Sein Wasser ist trübe, kalt, und löscht den Durst nicht, weil es mit Salztheilen geschwängert ist. Die Schafe, welche an seinen Ufern weiden, sind ihres schmackhaften Fleisches wegen berühmt, wer ihn aber passiren muß, fürchtet ihn, weil aus seinen reißenden Fluten keine Rettung ist. Der Maule ist seines tiefen Bettes und seiner Wassermasse wegen, die auch schwere Schiffe zu tragen im Stande ist, der Erwähnung werth. Er fällt unter 34° 15′ in die See, vor seiner Mündung bildet er ein sehr weites Wasserbecken, in dem sich eine berühmte Schiffsdocke befindet. Nicht weit von seinem Ausflusse erhebt sich aus dem Strome ein gewaltiger Marmorfels, 13 Toisen hoch, 60 lang und 9 breit, die Kirche genannt. Er ist von der Natur mit drei bogenförmigen gewölbartigen Eingängen versehen, deren westlichster gegen das Meer geöffnet ist. Die andern zwei stehen gegen Norden und Süden einander gegenüber. Das Ganze dient den Robben zur Wohnung, welche durch ihr trauriges Geheule unten, ein *de profundis* anstimmen, dem ein Chor der taubenartigen Seevögel, der schneeweißen Lili, oben antwortet. In der Nähe findet sich treffliche Porzellanerde. Der Biobio bildet die Grenze zwischen dem Staate Chile und dem Gebiete der tapfern Araucanier. Trotz aller blutigen Kämpfe waren die Spanier nie im Stande, südlich desselben ihre Herrschaft dauerhaft zu begründen. Der Strom ist auch für größere Fahrzeuge schiffbar, indem er mit einer Breite von 300 Toisen ins Meer mündet und tief genug ist, um sogar Linienschiffe zu tragen. Der Valdivia ist einer der schönsten und berühmtesten Flüsse des Landes und mündet in die gleichnamige Bai.

Ein Land, dessen größeres Drittel aus einer erhabenen Gebirgslandschaft besteht, leidet keinen Mangel an Alpenseen. Trotz dem, daß man von einem Dutzend derselben Kunde hat, sind noch die wenigsten erforscht. Auch sogenannte Lagunen, durch

Haffe gebildet, gibt es an den Küsten. Reich ist das Land an Heilquellen. Merkwürdig sind darunter die zu Pedelhue, wo die eine 60° Réaumur Wärme zeigt, während die andere nur 80′ entfernte eiskalt ist. Man leitet beide zusammen und erhält dadurch ein lauwarmes Bad. Die heiße Quelle schäumt, ihres alkalinischen Gehaltes wegen, wie Seifenwasser, die andere führt Eisen und Bittersalz. Die Bäder zu Pismanta in Araucanien sind auch berühmt. In einem Lande, wo die Natur ihre chemische Werkstatt eingerichtet hat, fehlt es nicht an derlei Gewässer.

Das Klima von Chile ist ein doppeltes: mild auf der Küstenterrasse; ewiger Winter, starres Polareis auf den rauchenden Höhen des felsigen Osten; der Zwischenraum ist von jenem Stufenklima ausgefüllt, dessen wir in der Einleitung weitläufiger gedacht haben. Im Norden des Landes gedeiht das Zuckerrohr vortrefflich, natürlich nimmt man im Süden mit Mais und Kartoffeln vorlieb, aber tiefer geht es nicht. Die vier Jahrszeiten der gemäßigten Zone wechseln hier, natürlich im umgekehrten Verhältnisse, wie in Europa regelmäßig ab. Der Frühling und Sommer vom September bis März ist sehr schön und heiter, Gewitter sind selten, und nur an entfernten Gebirgen. Juni und Juli sind die kältesten Wintermonate; doch nicht unangenehmer als bei uns schon seit ein paar Jahren. Selbst in den südlichen Theilen von Chile fällt der Schnee nur selten und kaum 4 bis 5 Jahre einmal, dagegen regnet es während des Winters oft ziemlich andauernd. Hagelwetter, Gewitterstürme und unverschämte Winde, wie bei uns, gibt es in Chile nicht; da donnert es nur unter der Erde. Die Küsten kühlt die Seeluft, den Fuß der Andes erquicken die Bergströme und das Bergeis, das ihnen gebracht wird; Nord- und Nordwestwinde bringen Regen; Südwinde Trockenheit; Ostwinde gibt es gar nicht und die Brise ist eine Wohlthat. Orkane sind so selten, daß ein einziger seit der Eroberung durch die Europäer, der im Jahre 1633 einstürmte, als eine außerordentliche Erscheinung in der Tradition des Landes bewahrt wird. Außerordentlich zahlreich sind Sternschuppen und Feuerkugeln, die von den Anden kommen und nach der See gehen. In den südlichen Theilen und auf der Insel Chiloe wird auch das Südlicht öfter beobachtet. Chile ist ein äußerst gesundes Land, weder Pest, noch gelbes Fieber, weder Cholera noch Schnupfen, weder Schlagflüsse noch Gicht drohen hier dem menschlichen Leben, und sind die Schilderungen, die man uns von der Gesundheit des Landes macht,

wahr, so begreife ich wahrlich nicht, wie der Tod seine Rechnung finde, und woran denn eigentlich die Leute sterben. Auch werden in Chile die Hunde nie toll, aber, wie es scheint, wol die Menschen; denn sie führen in dem schönen Lande eine ziemlich tolle Wirthschaft. Außerdem hat auch Chile nie von Miasmen zu fürchten und die Luft ist stets lieblich. Man schreibt sogar dem Boden eine höhere Wärme, als in andern Ländern der Welt zu; da das unterirdische Feuer unter dem Boden von Chile durchweg hoch an die Oberfläche hinaufreicht, so bin ich sehr geneigt, diesem Vorgeben Glauben zu schenken.

Die Naturprodukte des Landes sind sehr mannigfaltig, die Metalle aller Art brechen in den Andes in unendlicher Fülle. Gold, Silber und das schwerschmelzende Platina, Kupfer, Eisen, Zinn, Queckſilber, nebst einer Fülle von Halbmetallen enthält das Land in unermeßlicher Fülle; besonders Gold wird überall gefunden und es ist von großer Güte. In den Bergen von Chopiapo findet man eine große Menge Türkisse, welche die Mineralogen für versteinerte Thierzähne halten, wovon ich mich aber nie überzeugen konnte. Prächtige Granite, Porphyre, Marmor, Gyps, Thonschiefer, Salze verschiedener Art, Erdharz, Schwefel, Steinkohlen, dann Edelsteine z. B. Rubine, Smaragde, herrlicher Lazurstein und der prächtigste Amethyst der Erde nebst edlem Beryll, sind in Fülle vorhanden und im ganzen Lande zerstreut.

Das Pflanzenreich ist reichhaltiger als irgend eines der Erde, besonders wird Chile als blumenreich geschildert. Eine der herrlichsten Prachtpflanzen ist der Pataguabaum, dessen Blumen wie Lilienglocken in der reichsten Fülle süß duftend an ihm herabhangen. Ein blühender Patagua erfüllt einen großen Umkreis mit seinem Dufte. Der Temo hat 5″ lange Blumenbüschel vom lieblichsten Geruche; eine Cactusart, Cisco genannt, wird 20′ hoch und ist mit wohlriechenden rothen Blumen geschmückt, welche 8 Zoll Durchmesser haben. Sogar die Epheuarten, von den unsrigen ganz verschieden, tragen duftende Blumen. Ganz Chile ist ein ewig blühender Blumenteppich. Der Giftpflanzen sind nur wenige; dagegen sind desto mannigfaltiger diejenigen Baumrohr- und Flachsarten, deren der Mensch in seiner Industrie verarbeitet. Köstliche Arzneipflanzen, wohlriechende Gummiarten, Öl-, Seifen-, Färbe- und Gewürzpflanzen sind in unzähliger Fülle und Mannigfaltigkeit vorhanden. Der Wein gedeiht überall, wo er gepflanzt wird, und da schädliche Insekten ihn nicht verwüsten, der vulkanische Boden aber

feurig macht, so wird der Wein von Chile nicht nur sehr geschätzt, sondern auch in solcher Fülle hervorgebracht, daß er längst das eigene Bedürfniß übersteigt. Die Kartoffel ist in Chile einheimisch. Einheimische und fremde Gemüsearten gedeihen gleich gut, alle Früchte, welche wir in den übrigen Theilen Amerika's finden, von der Banane bis zum gemeinen Apfel gedeihen nicht nur gut, sondern auch häufig und zur größten Vollkommenheit. Der Anbau europäischer Cerealien lohnt fünfzig- bis hundertfach.

Das Thierreich ist nicht weniger reich ausgestattet. Nicht nur haben die eingeführten europäischen Thierarten herrliches Gedeihen gefunden, sondern Chile selbst hat eine Fülle animalischer Produkte. Die See ist reich an Fischen, Krabben, Mollusken und Muschelwerk mancherlei Art. Köstliche Ambra wird ausgeworfen, herrliche Bienen füllen die hohlen Bäume mit köstlichem Honig. Jene giftigen Insektenwolken, welche das Leben der Tropenvölker verbittern, findet man hier nicht, nur der Sandfloh und die Bettwanze sind vorhanden, aber erst durch die Europäer hieher gebracht. Keine verwüstenden Heuschreckenschwärme, noch blutsaugende Musquitos trüben das Leben des Menschen, aber prachtvolle Tag- und Nachtfalter erquicken das Auge, goldglänzende Käfer, prachtvolle Noctilucen verschönern die Schönheit der Pflanzendecke. Der Elater Noctilucus gleicht hier einer glühenden Kohle und macht das ganze Land zu einem Wiederscheine des prachtvollen Sternenhimmels. Die Fische bilden eine leckere Beigabe zu dem Naturreichthume des Landes und zwar in unermeßlicher Menge und Mannigfaltigkeit; man zählt über 100 eßbare Fischarten, unter denen mir die Forelle, 2 Fuß lang und von köstlichem Geschmacke, die liebste wäre, obwol auch eine herrliche Silberkarpfe gerühmt wird und der Bagre, eine Welsart, außerordentlich lecker sein soll. Recht angenehm ist es, daß es außer einer unschädlichen Schleiche durchaus keine Schlangenart gibt, auch keine Krokodile und nur sehr wenig Frösche und Eidechsen. Dagegen gibt es eine unzählige Menge Strandläufer und Wasservögel: der herrliche chilesische Schwan, schneeweiß mit schwarzem Kopf und Hals, ein wunderbar schönes Thier; prachtvolle Enten, wie man sie nirgend sonst findet, in mehr als 15 Gattungen, eine Menge Reiherarten. Ibisse, Trappen, Strauße und andere Laufvögel sind zahlreich, dabei gibt es auch sehr viele Singvögel; Papageien sind in Menge vorhanden, darunter eine Art,

Catita genannt, von der Größe einer Turteltaube, deren Fleisch sehr geschätzt wird, und die oft in millionenstarken Zügen von den Andes herabkommt und in Getreidefeldern großen Schaden anrichtet; den sie dann mit der Haut bezahlen muß. Eben so ist das Geschlecht der Säugethiere zahlreich. Walle, Manatis, Robben, Fischottern, Viverren sind in großer Menge allenthalben anzutreffen, jede Art in ihrem Elemente. Jaguare sind nicht vorhanden, aber der Puma oder Cuguar findet sich wol, dann die Guiguakatze von der Größe unserer Hauskatzen, auch ein paar Schakalarten und dann der gewöhnliche Fuchs, ohne welchen kein Engländer das Land loben würde. Fledermäuse, Gürtelthiere, Waschbären und dergleichen finden sich auch; dann eine Menge Hirsche, das Llama, das Vicugna, das Guanaco, schöne kleine Hasen, Mäusearten u. s. w. jedoch ohne daß sie den Bewohnern lästig würden, und so ist das ganze Land ein Prachtland der Natur, schön und erhaben gebaut, sein Gerippe von reichen Mineralschätzen durchwirkt, gehüllt in eine Blumen- und fruchtreiche Vegetation und überall belebt mit Wesen, die dem Menschen nützen oder ihn erfreuen. Ein herrliches Klima, das Ganze ein Paradies, aus welchem die Natur Alles entfernt, was anderswo den Lebensgenuß verbittert, und dem nichts fehlt, als vernünftige Menschen.

Leider ist nach der Schilderung, welche ein Präsident dieses Staates macht, an vernünftigen Menschen noch ein ziemlicher Mangel. Die Geschichte Chile's zeigt uns in dieser Hinsicht manche Schattenseite. Schon die Inkas von Peru suchten Chile zu erobern, die wackern Ureinwohner schlugen sie hinaus. Ein gleiches Schicksal erfuhr der Spanier Almagro, welcher in der Gebirgswüste zwischen Peru und Chile 150 Spanier und 10000 Peruaner durch Kälte und Elend verlor. Die tapfern Chilesen schlugen ihn zum Lande hinaus, worauf ihn Pizarro enthaupten ließ. 1541 wurde Pedro de Valdivia nach Chile gesandt, er eroberte Chile, aber es entspann sich nun ein Kampf, der 3 Jahrhunderte fortdauerte; denn als Valdivia nach Unterwerfung der Chilesen die Araucanier angriff, entspann sich jener furchtbare araucanische Kampf, der mit abwechselndem Glücke bis zur neuesten Vertreibung der Spanier geführt wurde. Oft wurde Frieden geschlossen, immer zum Nachtheil der Spanier. Valdivia kam in Gefangenschaft der Araucanier, wo er mit Keulen erschlagen wurde. Bis zu diesem Augenblicke hat sich dieses tapfere Volk unabhängig erhalten, und keiner der 46 Statt-

halter und Nachfolger Valdivia's konnte sich rühmen, Arauca Gesetze vorgeschrieben zu haben. Als ganz Amerika umgewälzt wurde, entzündete sich der Funke der Revolution auch unter den sanften Chilesen. Der Creole Jose Michel Carera, ein Mann von natürlicher Kraft und hellem Verstande, erhob die Fahne der Unabhängigkeit. Er hatte den Guerillakrieg gegen die Franzosen in Spanien mitgemacht, und kehrte 1812 nach Chile zurück. Von ihm bewogen, erklärten sich die Chilesen, trotz der anwesenden spanischen Militärmacht, für unabhängig. Die ganze Familie Carera ging in dem darauf folgenden Unabhängigkeitskrieg zu Grunde. O'Higgins war an die Spitze des Staates getreten, als eine Erschlaffung in Chile eintrat, welche die Unreife für Unabhängigkeit bezeugte, und es dem spanischen General Osorio leicht machte, sich ohne Widerstand zum Herrn des Landes zu erheben. Es ist kein Zweifel, daß, wäre das Land mit Milde behandelt worden, es Spanien leicht zu erhalten gewesen wäre. Doch Spanien kennt keine Milde, und Blut bezeichnet jeden seiner Schritte in Amerika. Das sinnlose Schreckenssystem erweckte endlich den Geist der Unabhängigkeit. General San Martin, der Hannibal Amerika's, kam plötzlich über die Berge von Mendoza mit 4000 Republikanern den Chilesen zu Hülfe. Nie hatte diese Schluchten noch ein menschlicher Fuß betreten, und mit Entsetzen, wie eine überirdische Erscheinung, sahen die Spanier das Heer von den Bergen herabsteigen. Am 12. Februar 1817 wurden letztere bei Chacobaio gänzlich geschlagen. Ein Kongreß, O'Higgins an der Spitze, dessen Vater Minister des Königs von Spanien gewesen war, erklärte am 18. Jänner 1818 die Unabhängigkeit Chile's, darauf wurde Osorio am 5. April in der Ebene von Maipo vollends geschlagen und aus Chile geworfen, späterhin von Encalada, dem Admiral der Republik, gefangen. Es trat nun an die Spitze des Staats einer jener Männer, welche der Himmel zu Wohlthätern der Völker erkoren hat, der General Freyre. Er verwaltete das Land weise und kraftvoll, eroberte die Chileinseln und schaffte dem Staate Sicherheit. Allein ein Unglück der jungen amerikanischen Republiken ist der plötzliche Übergang aus dem erniedrigendsten Drucke zum zügellosesten Republikanismus. Auf dem Kongresse, welchen Freyre am 16. Juni 1826 zusammenberief, erklärte dieser wackere und zugleich redliche Mann, daß er den Staat länger zu verwalten nicht im Stande sei, indem er Folgendes aussprach: „Die Ursache, welche mich zur Entsagung veranlaßt, ist die Geringschätzigkeit aller Parteien gegen die Ere-

kutivgewalt, die ohne Hülfe und ohne Hoffnung der Willkür der Parteimeinungen preisgegeben, durch Klippen steuern soll, die zuletzt ihr Untergang werden müssen. Ein anderes glückliches Individuum, erfahrner in der Kunst, aus nichts etwas zu machen, als das, welches euch anredet; mag dem folgen, dessen unglückliches Schicksal es war, mit unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen, bald gefährlichen Neuerungen entgegenzutreten, bald den absurdesten Theorien den Weg zu sperren; bald die Intriguen der Faktionen zu bestreiten, bald die Hitze der Leidenschaften zu dämpfen, die weder erhaben, noch edel waren." Ein garstiges Bild und eine traurige Schilderung von einer so wichtigen Autorität. Was seit der Zeit aus Chile geworden, wissen wir nicht, denn Alles was wir hören, zeigt eine entsetzliche Verwirrung an. Wohlthäter des Staates, wie der Admiral Encalada, wurden erschossen, mit Gewalt bemächtigt man sich der Staatsämter. An die Stelle der Abgaben ist ein Erpressungssystem getreten. Der Staat wurde verschuldet, Monopole wurden an die Engländer verkauft, und so die Zukunft der Republik äußerst unsicher gemacht.

Die Republik enthält 9000 geogr. Quadratm., von denen etwa 6000 kolonisirt sind; auf ihnen wohnen beiläufig 1,200000 Einw. Es sind Chilesen, ein sanftes, fleißiges und sehr ehrenwerthes, gutmüthiges Volk, Spanier in geringer Anzahl, Creolen, feurig und geistvoll wie überall. Die eigentlichen Chilesen machen den größten Theil der Landesbewohner aus, und ihre, die Quichoasprache, ist die Sprache des Landes, die spanische ist nur die Sprache der Verwaltung. Die Indianer haben hier einen höhern Kulturgrad und Wohlstand als irgendwo in Amerika erlangt, die Spanier ihren Stolz verloren, die Creolen an reichen Grundbesitz und Ämter sich gehalten. Vor der Revolution waren die Chilesen äußerst sanftmüthig und mild wie ihr Land, dabei verständig, gelehrig, munter und musikliebend, im ganzen Lande herrschte die größte Sicherheit, Diebstahl war unerhört. Die Sitten waren rein und einfach, die Kleidung malerisch, besonders durch den von beiden Geschlechtern getragenen Poncho, die Nahrung kräftig und wohlgewürzt, der Gebrauch der Pferde so allgemein, daß sogar der Bettler zu Pferde saß, aber leider, und man sieht die Folgen davon, die intellektuelle Bildung auf der tiefsten Stufe. Der Bergbau wurde lebhaft betrieben; außer vielem Gold und Silber wurden jährlich 60000 Zentner des besten goldhaltigen Kupfers gewonnen, man verlegte sich auf Feld- und Weinbau, die Schafzucht war ausgebrei-

tet, aber nicht raffinirt. Die Industrie war auf die nöthigsten Handwerke beschränkt, der Handel matt und gering, so daß nur mit Buenos-Ayres eine Art Tauschhandel getrieben wurde. Die Republik hat sich mit dem Prohibitivsysteme und Duanenwesen gegen den Handel verschanzt; was sich jetzt vorfindet, ist freilich nicht sehr erfreulich.

Die Staatsverwaltung befindet sich auf der untersten Stufe: ein Präsident, 5 Minister und ein Kongreß aus zwei Kammern steht an der Spitze des Staats. Justiz und Polizei können in einem Staate nur schlecht verwaltet werden, wo Anarchie herrscht. Die Staatswirthschaft ist elend, der öffentliche Unterricht ist nach dem eigenen Berichte des Präsidenten erbärmlich. Der Militärmacht bedarf der Staat jetzt nicht. Das Staatseinkommen beträgt 1½ Millionen Piaster, die Ausgabe, ohne dem was gestohlen wird, 2 Millionen. An politischem Verstande fehlt es gänzlich, und ohne diese köstliche Gabe zweifeln wir gar sehr an dem Aufblühen eines Staates.

Der Staat wird in 8 Provinzen getheilt: Coquimbo, Aconcagua, Santiago, Colchagua, Maule, Conception, Valdivia und Chiloe.

1) Die Provinz Coquimbo.

Diese beginnt an der Grenze der Wüste Atacamo, zieht südwärts ungefähr 120 geogr. Meilen lang, und umfaßt 1500 geogr. Quadratm. mit etwa 30000 Einw. Unter 27° 19′ 30″ südl. Br. am Copiapo flüßchen liegt das kleine Städtchen gleiches Namens an einem kleinen Hafen; auch Huasco ist ein ziemlich besuchter Hafen; und Agua de Fritis liegt etwas tiefer im Lande, im Gebirge, wo die reichen Minen von Jesus Maria sich befinden und die Türkisse vorkommen. Diese Gegenden sollen außerordentlich reich an rothen Rebhühnern sein, so daß ihre Zahl ins Unglaubliche geht. Bekanntlich waren die Athener große Liebhaber davon, und wenn die heutigen Griechen denselben Geschmack geerbt haben, so ließe sich etwas damit machen. Die Stadt la Serena Coquimbo ist Hauptstadt der Provinz, und liegt unter 29° 54′ südl. Br. und 307° 37′ östl. L. Sie wurde 1544 von Pedro Valdivia gebaut, und wird als eine der schönst gelegenen Städte der Erde gerühmt. Sie liegt ziemlich hoch in einem äußerst angenehmen Klima und auf einer Ebene, welche der Schmelz einer ewig im Wachsthume und in der Blüte begriffenen Pflanzendecke verschönert. Auch ist die Stadt selbst sehr schön und regelmäßig gebaut; himmlisch schöne, durch

Wasserleitungen bewässerte Gärten umgeben jedes Gebäude, und scheiden die Nachbarhäuser von einander, was der Stadt von 5000 Einw. ein äußerst liebliches, ländliches und doch großartiges Ansehen gibt. Die schöne Pfarrkirche, mehre Klöster und Kirchen und öffentliche Gebäude verschönern die Stadt, in dessen bequemen Hafen bedeutender Handel getrieben und besonders Kupfer und edle Metalle ausgeführt werden. Um die Stadt stehen prächtige Myrthenwälder, schöne Prachtalleen und geschmackvolle Anpflanzungen, welche überall angenehme Spazirgänge gewähren, die durch die liebliche Luft, den schönen Himmel und durch die erhabene Umgebung noch genußreicher werden, indem man bald nach den ungeheuren Höhen der Berge, bald nach dem unermeßlichen Ozeane seine Blicke wenden kann. Mincha ist seiner Goldbergwerke, Matagorda feines Hafens wegen der Erwähnung werth.

2) Die Provinz Aconcagua.

Südlich von der vorigen, ungefähr 20 geogr. Meilen lang, 400 Quadratm. groß, mit beiläufig 100000 Einw. Sie umfaßt die beiden Distrikte von Aconcagua und Quillota. Der Charakter des Landes ist derselbe, aber die Tropenvegetation geht, wiewol in sehr schwachen Schattirungen, in die der gemäßigten Zone über. Bemerkenswerth sind hier San Felipo el Real oder Villa Vieja de Aconcagua unter 32° 11′ südl. Br. und 307° 41′ östl. L., 5000 Einw. bewohnen diese sehr schöne, nette Stadt, welche sogar den Vortheil hat, daß sie des Nachts erleuchtet wird. Auch hier gilt das, was wir bei Coquimbo von der Schönheit der Lage, der Lieblichkeit der Gärten, und dem köstlichen Klima gesagt haben. Gold- und Kupferwerke befinden sich in der Umgebung; mehre Kirchen und Klöster in der Stadt, welche von einer Menge sehr schöner Landgüter umgeben ist. Unter ihnen Curimon; früher war hier ein stark bevölkertes Franziskanerkloster, welches jedoch nebst vielen andern der Republik aufgehoben wurde. Die schönen Klöster wurden theils zu Regierungsgebäuden, theils zu Lehranstalten verwendet, theils ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Santa Rosa, etwas südlicher, verdient schon des schönen Namens wegen angeführt zu werden, noch mehr aber ihrer schönen Bauart im Hochgebirge wegen. Der Ort liegt am Hauptpasse über die Andes, an der Südseite des Flusses Aconcagua, über welchen eine berühmte hängende Brücke von 75 Ellen Länge führt. Sie ist aus Bambusrohr und Ochsenriemen geflochten, sehr leicht und fest,

aber schwankend. Quillota wurde 1726 gegründet und liegt in einem herrlichen Thale von ausgezeichneter Fruchtbarkeit am gleichnamigen Flusse. Sie ist eine sehr schöne Stadt mit 7 Kirchen, unter denen eine prachtvolle Pfarrkirche ist und hat 9000 Einw. Sie hat schon öfter durch Erdbeben gelitten und besonders seit 1773 bis 1829, während welcher Zeit sie fünfmal sehr beschädigt wurde.

3) Die Provinz Santiago mit dem Cercado von Valparaiso.

Diese Provinz umfaßt etwa 400 Quadratm., ist aber außerordentlich schön und abwechselnd und es gilt von ihr alles, was wir von Chile im Allgemeinen gesagt haben. Im westlichen Theile liegt die berühmte Seestadt Valparaiso, abgekürzt aus Valle del paradiso. Man muß den Spaniern zugestehen: sie haben mehr Gefühl in Worten als im Leben. Sie wurde am Ende des 16. Jahrhunderts am Abhange des Küstengebirgs erbaut und verdankt ihre Entstehung dem prächtigen und sehr guten Hafen, an dem es liegt. Ein Theil der Stadt liegt auf der Höhe und von dieser zieht sie sich nach dem Strande hinab. An ihrem Fuße dehnt sich das Hafenbecken aus, welches in der Tiefe einer schönen durch Berge und Hügel geführten gesicherten Bai liegt. Die Stadt nimmt einen Raum ein, der größer ist, als man nach einer Einwohnerzahl von 5- bis 6000 schließen sollte, und liegt unter 33° 2′ 36″ südl. Br. und 305° 56′ 30″ östl. Länge. Es haben sich seit der Revolution viele Engländer hier angesiedelt, und in ihren Händen liegt nicht nur der Handel der Stadt, sondern auch so ziemlich das Schicksal der Republik. Die Häuser sind alle nett gebaut, sehr bequem im Innern, aber nur einstöckig. Die Kirchen sind dagegen groß, hoch und prachtvoll, das Kastell de Santo Antonio liegt auf einem platten Felsen am nördlichen Ende der Stadt, 30 eiserne Kanonen schauen zu Schutz und Trutz in den Hafen hinab. Eine lange Reihe von Magazinen und Vorrathhäusern für die Schiffe dehnt sich von hier bis zum alten Kastelle aus, welches früher stark war, aber durch ein Erdbeben im Jahr 1812 in eine Ruine verwandelt wurde. Ein drittes Kastell liegt sehr zweckmäßig dem von San Antonio gegenüber und heißt das Fort Baron. Es liegt in der Nähe des Dorfes Almandral und kann im Verein mit San Antonio ein furchtbares Kreuzfeuer zum Schutze des Hafens unterhalten. Übrigens ist hier alles mit Handel beschäftigt und die Engländer sorgen dafür, daß es an Le-

ben nicht fehle. Sie führen die Produkte des Landes aus, versorgen Lima mit Weizen, Wein, Tauwerk und gesalzenen Fischen, führen dagegen englische Waaren ein, und suchen auf alle mögliche Art und Weise, durch ihr eigenes Beispiel die einfachen Sitten der Chilesen zu vervielfachen; ob zu verbessern? steht dahin. Übrigens haben sie prachtvolle Häuser erbaut, Luxus eingeführt, ihre Gastmäler hieher verpflanzt und aus Valparaiso so ziemlich ein kleines London gemacht; welches vor dem alten wenigstens den Vorzug behauptet, daß es nicht so gewaltig stinkt und man hier dem Spleen nicht ausgesetzt ist. Das Beste sind wol 2 Poststraßen, welche sie angelegt haben. Auch zur Belebung der schönen Almendral haben sie viel beigetragen und dasselbe zu einem wahrhaften Paradiesthale gemacht, indem sie schöne Gärten anlegten, wozu das dürre Valparaiso sich nicht eignet. Petorca ist ein hübscher Flecken mit etwa 2000 Einw. und schönen Goldbergwerken in einer prachtvollen Andesgegend. Hier werden noch Palmen gepflanzt.

Östlich von Valparaiso liegt die Hauptstadt der Republik Santiago de Chile, 1541 von Valdivia gegründet, unter 33° 28′ südl. Br. und 306° 57′ östl. Länge. Eine schöne Ebene von 5 Quadratm. hat hier die Natur in einer der prächtigsten Umgegenden für die Hauptstadt von Chile zubereitet. Die majestätischen Anden im Osten mit ihren schneebedeckten Häuptern, die Berge von Prado und Puanque im Westen lassen nicht zweifeln, daß man sich auf dem Grunde eines abgelaufenen Binnensees befinde. Der Mapocho durchschneidet und befeuchtet sie und der von der Hand der Natur geschmückte Garten wird durch den sorgfältigen Anbau verschönert. So vorbereitet fand Santiago ein Paradies zu seinem Gedeihen; es liegt am linken Ufer des Mapocho, gegenüber sind die 3 Vorstädte Chimba, Chanadilla und Chuchungo erbaut. Ein schöner Damm, außerordentlich massiv erbaut, schützt die Stadt gegen eine Wiederholung jener furchtbaren Überschwemmung von 1783 und dient zu einem herrlichen Spaziergange für die Bewohner. Eine prachtvolle Steinbrücke, wie man ihrer wenige im Amerika sieht, verbindet Stadt und Vorstädte, in denen zusammen 15000 Menschen wohnen. Die Methode, die Stadt in regelmäßige Vierecke einzutheilen, wurde auch hier befolgt und man sieht mit Vergnügen, daß hier nicht nach Zufall, sondern mit gebildeter Vorsicht gebaut wurde. Die Häuser sind sehr groß, die Straßen gepflastert, Wasserleitungen versorgen die Haushaltungen und führen dies

unentbehrliche Element unmittelbar in die Wohnungen. Die Häuser sind nur einstöckig, haben aber hohe luftige Zimmer und weitläufige Gebäude. Die Wohnungen sind mit schönen Geräthschaften und häufig mit Gemälden geschmückt. Einen wohlbewässerten schönen Garten hat jedes Haus. Der große Marktplatz ist ein regelmäßiges Viereck, dessen jede Seite 450' lang ist. Seine Mitte nimmt ein prachtvoller Springbrunnen aus Erz ein. Die öffentlichen Gebäude des Staats, die Gerichtshöfe, das Zeughaus, der Gouvernementspalast und die Gefängnisse nehmen die eine Seite ein, das einzige massive Gebäude der Stadt, die prachtvolle Kathedrale, im mauriſchen Style 1748 erbaut, steht den oben genannten Gebäuden gegenüber. Neben ihr der Staatspalast, welchen früher der Bischof bewohnte. Außer diesem prachtvollen Platze gibt es noch 3 andere, unter denen der Bassoral, auf welchem Fleisch und alle unzähligen Arten von Vegetabilien ausgeboten werden, einen sehr schönen Anblick gewährt. Die vielen Klöster zieren ebenfalls die Stadt. Es waren ihrer früher 17, von denen wir nicht wissen, ob und wie viele beibehalten worden sind. Im schreienden Kontraste mit der Armuth der Republik steht das ungeheure Münzgebäude, welches das größte der Stadt ist, und eine ganze Quadra einnimmt. Es ist nach einem prächtigen Plane erbaut, der Erdbeben wegen aus Backsteinen und Holzgesparre. Die Thore und Thüren sind aus Cypressen gearbeitet, das Eisenwerk in Spanien geschmiedet und enthält den ganzen Apparat für die unermeßlichen Reichthümer der künftigen Republik. Gegenwärtig sind nur die Wohnungen der Offizianten wohl besetzt, dagegen die Schmelzöfen ziemlich kalt, die Schatzkammer leer und die Thätigkeit der Gold- und Silberwage ziemlich flau. Es gibt in dieser Stadt viele Unterrichtsanstalten, welche die Republik bereits eingeführt hat, dann Hospitäler, ein Theater, ein Waisenhaus, ein Postamt, und wer erkennt den englischen Einfluß nicht? eine Buchhandlung und eine Druckerei mit völlig freien Pressen, die zwar auch in den übrigen Freistaaten eben über keinen Zwang zu klagen haben. Der Handel ist sehr lebhaft, und dieses um so mehr, als eine gute Straße nach Valparaiso führt. Nach den neuesten Nachrichten ist der gegenwärtige Präsident, der bekannte General Prieto in Santiago wohnhaft. Die Umgegend der Stadt ist reich an Naturschönheiten, besonders ist der Berg San Christoval seiner romantischen Schönheit wegen berühmt. Sta. Lucia ist das

schützende oder bezwingende Kastell der Stadt. Lustwege umgeben die Stadt überall. Übrigens hat diese schöne Stadt mannigfaltige Schicksale erduldet; öfter durch Erdbeben zerwühlt wurde sie 1601 von den Araucaniern gänzlich zerstört. Eine Menge Dorfschaften und schöne Landgüter liegen in der Umgegend auf der prächtigen Ebene zerstreut.

San Josef de Logrono liegt am Flusse Mappo, eine kleine schlechtbevölkerte Stadt. Rancagua ist der hübsche Hauptort des gleichnamigen Distriktes mit 7000 Einw.

4) Die Provinz Colchagua.

Diese Provinz reicht ebenfalls vom Meere bis zu den Andes hinauf und zieht sich von der Provinz Santiago etwa 14 Meilen gegen Süden hinab, einen Landstrich von 380 Quadratm. mit 130000 Einw. umfassend. Wir bemerken darinnen nur San Fernando am Cagutaguafl usse, 1742 unter 54° 36′ südl. Br. gegründet. Ein wohlhabendes Städtchen mit 3000 Einw., das aber außer einer schönen Pfarrkirche nichts Merkwürdiges hat. Die Stadt San Augustin oder Talca unter 35° 15′ südl. Br. und 306° 40′ L. hat 6000 Einw. und ist eine ziemlich lebhafte Stadt im Innern des Landes. Wir erwähnen noch Curico und Maule als zwei ziemlich wohlhabende und lebhafte Bergstädte.

5) Die Provinz Maule

liegt südlich der vorigen in einer Erstreckung von 17 geograph. Meilen mit 50000 Einw. und erzeugt den besten Wein in Chile. Itata oder Jesus Coulemu ist die unbedeutende Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks. Chillan hat 400 Häus. unter 35° 56′ südl. Br. und ist ziemlich bevölkert, würde es wahrscheinlich noch mehr sein, wäre es nicht sowol durch die Araucanier als durch Erdbeben öfter verwüstet worden.

6) Die Provinz Conception.

Diese Provinz reicht von der vorigen südwärts ungefähr 40 Meilen hinab. Der Übergang in die gemäßigte Zone wird hier schon sehr fühlbar, die Abwechslung der Jahreszeiten schroffer und der Anbau der Tropengewächse hört auf. In den Bergen wird der Winter schon sehr strenge, dagegen ist Viehzucht, der Anbau der Cerealien und der Weinbau außerordentlich ergibig. Die Früchte von Südeuropa gedeihen in ausnehmender Menge, der Wein ist von gutem Geschmacke und wird

für Lima ausgeführt. Der Muscatel übertrifft den spanischen bei weitem. Wie im Alterthume bedient man sich zur Gährung und Aufbewahrung der Weine irdener Gefäße, was seiner Güte sehr viel benimmt. Der Weizen soll 50- bis 100fache Ernten geben. Übrigens treibt man in Chile noch keine Milchwirthschaft, sondern zieht das Vieh im Freien auf, woselbst es dann mit dem Laso eingefangen wird. Erstaunlich ist die Fertigkeit, mit welcher die Chilesen den Laso zu werfen wissen, so daß ein Fehlwurf zur Schande gereicht. Der Laso ist auch im Kriege eine gefährliche Waffe und wurde den Spaniern gar vielfach verderblich. Männer kleiden sich europäisch mit dem Überwurf des Poncho; Weiber tragen buntscheckige Leibchen und über einem ungeheuren Reifrocke ein Kleid von farbigem Flanell, schwarzem Sammt oder Brokat. Im Hause tragen sie keine Kopfbedeckung; gehen sie in die Kirche, so winden sie ein 2 Ellen langes und 1 Elle breites Stück braunes Wollenzeug um den Kopf. Machen sie einen Besuch, so setzen sie noch einen Männerhut darauf, über welchen noch ein Shawl von Mousselin über das Gesicht gezogen wird. Junge Mädchen tragen indessen auch öfter die Kleidung von Lima, alle Weiber putzen sich gerne und ein derber Rosenkranz ist ein unentbehrliches Kleidungsstück bei jeder Gelegenheit. Bemerkenswerthe Orte sind: Gualqui unter 36° 44′ südl. Br. am nördlichen Ufer des Biobio, durch Erdbeben oftmals verwüstet. Eine vornehme Stadt ist la Conception, die zweite Stadt in Chile, 1550 von Valdivia unter 36° 48′ 15″ südl. Br. gegründet. 1554 eroberten sie die Araucanier und brannten sie gänzlich nieder. Wieder aufgebaut widerfuhr ihr das folgende Jahr dasselbe Schicksal. 1558 erbaute man sie nun von Neuem und ihre nunmehrige Befestigung würde gegen jedes andere Indianervolk, als die Araucanier, vollkommenen Schutz gewährt haben. Doch dieses tapfere Volk hatte auch Mauern ersteigen gelernt und überlieferte die Stadt im Jahre 1603 aufs Neue dem Verderben. Abermal aufgebaut gelangte die Stadt zu großer Blüte, als 1730 ein furchtbares Erdbeben, in dessen Folge das Meer über seine Ufer trat, die Stadt Conception beinahe gänzlich zerstörte. Dasselbe Schicksal widerfuhr ihr 1751 zwischen dem 24. und 25. Mai, nach welchem Unfalle sie druch 13 Jahre eine Ruine blieb. Sie hat sich indessen am nördlichen Ufer des Biobio in der schönen Ebene von Mocha aufs Neue erhoben, besonders nachdem auch die Bevölkerung des zerstörten Imperial hieher versetzt worden, und besitzt 20000 Einw. Sie hatte sich früh für die Unabhängigkeit erklärt, und

General Freyre residirte durch mehre Jahre in ihr. Die Stadt ist klein und nicht sehr schön gebaut, reich an Klöstern und Hospitien. Als General Sanchez 1819 Conception räumen mußte, ließ er die Stadt in Brand stecken, schleppte die Nonnen mit sich und verließ sie in Tucapel, wo sie auch unter den Indianern verblieben sind, da er ihnen sagte: daß eine Rückkehr nach Conception eine Verrätherei an dem Könige sei, welche Exkommunikation nach sich ziehe.

Wie billig auf einem ungetreuen Boden, sind auch die Häuser in Conception niedrig und aus rohen Backsteinen erbaut, alle aber mit Ziegeln gedeckt. Sie haben vorne einen Hofraum einer großen Thorfahrt und sind auf jeder Seite mit einem Pförtchen versehen. Die Fenster haben eisernes, größtentheils vergoldetes Gitterwerk und von Innen Spaletten. Nur die Reichen haben Glasfenster. Zu jeder Seite des Hofraums befinden sich die Zimmer für Bedienten, und die jüngern Glieder der Familie. Dem Eingange gegenüber sind die Hauptzimmer, eine Art großer Hallen; mit altmodischer Lederbeschlägerei, Sesseln, großen Tischen von Eichenholz und oft mit alten Familiengemälden in Lebensgröße, die in vergoldeten Rahmen hängen, verziert. Von hier führen zwei Flügelthüren in das Gesellschaftszimmer, welches tapezirt und auf der einen etwa um 12″ erhöhten Seite, Estrado genannt, mit einer Reihe niedriger mit rothem Sammt beschlagener Stühle und einem etwa 18 Zoll hohen Tische zur Bereitung des Mate oder Paraguaythees versehen ist. Dieser Theil des Zimmers ist den Damen angewiesen, welche nach maurischer Art mit gekreuzten Beinen auf dem Estrado sitzen. Ist der Gast ein Vertrauter des Hauses, so nimmt er seinen Platz auf einem der Stühle des Estrado oder setzt sich mit gekreuzten Beinen unter die Damen, besonders wenn er singen oder die Guitarre spielen kann, welches hier die beliebtesten geselligen Talente sind. Andere männliche Besucher nehmen nach Begrüßung der Frauenzimmers auf der entgegengesetzten Seite, wo eine gleiche Anzahl Stühle gestellt ist, Platz. Der Thüre des Gesellschaftszimmes gegenüber ist das Hauptschlafgemach mit einem Alkoven, in welchem ein kostbar verziertes Prachtbett steht, unter dem gewöhnlich ein paar silberne Nachtgeschirre hervorgucken. Dieses Möbel, auf welches die Frauen außerordentliche Sorgfalt verwenden, wird jedoch nur gebraucht, wenn die Frau vom Hause nach ihrer Niederkunft die ersten Besuche empfängt. Hinter diesem Gebäude ist ein anderer Hof, welche Räume Patio genannt werden, woselbst die Küche und Wirth-

schaftsgebäude sich befinden. Hinter allen diesen trifft man den Garten. Die Häuser der Armen sind nach demselben Plane nur wie natürlich enger gebaut. Der viereckige Hauptplatz der Stadt ist denen der übrigen Städte ähnlich. Der Handel zu Conception ist lebhaft und wird durch einen herrlichen und großen Hafen begünstigt. Wir bemerken noch Estantia del Rey, das Fort Tucapel, Colpura, Pure und Arauco, ferner Sta. Fé, San Pedro, Santa Juanna u. s. w., lauter befestigte Forte am Biobio gegen die Überfälle der Araucanier.

7) Die Provinz Valdivia.

Diese Provinz war immer ein ziemlich zweifelhafter Besitz der Spanier, welche sich hier nur sehr mühsam behaupten konnten, und 36000 Pesos Duros jährlichen Zuschusses bedurften, um die nöthige Militärmacht zu erhalten. Sie wurde auch erst 1820 der Republik einverleibt. Hauptort ist Valdivia unter 39° 44′ südl. Br. Die Stadt ist klein, hat demungeachtet mehre Klöster, einen guten Hafen und ohne die Besatzung etwa 1000 Einw. Valdivia war unter spanischer Herrschaft ein Verbannungsort, nach welchem die Verbrecher aus Peru und Chile transportirt und zu öffentlichen Arbeiten gebraucht wurden. San Josef ist ein Fort nördlich der Stadt.

8) Die Provinz Chiloe.

Diese besteht aus einem Archipel, der zwischen 41° 36′ bis 44° 20′ südl. Br. liegt. Er enthält die Hauptinsel Chiloe, welche vollkommen den Küstenstrich von Chilo hält und eine unzählige Menge kleinerer Inseln und Klippen. Chiloe ist 200 Quadratm. groß, vulkanischer Natur und hat schon ein ziemlich rauhes Klima. Viehzucht und Holzungen sind die Hauptbeschäftigungen der Insulaner, die ungefähr 12- bis 15000 an der Zahl sein mögen. Man sieht es ihnen überall an, daß sie an der Grenze der Civilisation liegen. Der Boden ist übrigens reich und nicht unergibig, die Wälder sind holz-, die See außerordentlich fischreich. Hier tobte sich der letzte Sturm des Befreiungskampfes von Südamerika aus. Chiloe wurde erst 1825 von den Spaniern mit Kapitulation verlassen. Hauptstadt ist die Stadt San Carlos unter 41° 53′ südl. Br., ein unordentlicher aus ein paar hundert hölzernen Häusern bestehender Ort. Astillero hat eine sehr prachtvolle Pfarrkirche, schöne Klöster und ein Missionskollegium, aber nur 200 hölzerne Häuser. Cha-

cao liegt an einem guten Hafen, der aber der schwierigen Einfahrt wegen wenig besucht wird. Calbuco, Castro und Santa Maria de Achao sind kleine Hafenörter. Calbuco liegt auf dem Festlande, an der Westseite des Meerbusens und hat 4000 Einw. nebst einem kleinen Fort. Westlich von Chile ziemlich tief im Ozeane liegen die Inseln Juan Fernandez unter 33° 45′ südl. Br. und 296° 56′ L. Sie wurden von Seeräubern bevölkert, denen zuvorzukommen Spanien vergebens große Hunde hingesandt hat. Es sind zwei schöne Inseln mit steilen Gestaden, aber sehr fruchtbarem Boden. Die größere heißt Mas de Tierra, die kleine Massafuera. 1750 wurde endlich eine kleine Kolonie von Spaniern hieher gesetzt, welche sich ziemlich wohl befinden soll, und, fern von dem Treiben der Welt, von ihren Stürmen nicht berührt wird. Unter 26° südl. Br. und 297° L. liegen noch drei kleine Inselchen, von denen zwei St. Felix, die dritte San Ambrosio heißen.

VII. Araucanien.

Wir begreifen unter dem Namen Araucanien eine Landschaft, welche südwärts von Chile, vom Flusse Biobio an gegen 60 geographische Meilen sich hinab erstreckt. Der Biobio trennt es von Chile; der Rücken der Andes von Patagonien. Das Land ist schön, reich an Viehweiden, und in jeder Hinsicht eine würdige Fortsetzung von Chile. Nur selten besucht und auch da nur hin und wieder an den Küsten betreten, ist es uns Europäern nur wenig bekannt. Bekannter als das Land hat sich das Volk gemacht, welches unter allen amerikanischen Völkern das einzige ist, das seine Unabhängigkeit behauptet hat, und mit Waffengewalt jedem fremden Eindringlinge zu widerstehen vermochte. Das eigentliche Araucanien, welches gegenwärtig unter einer Art geregelten Verfassung sich befindet, liegt zwischen 36° 44′ und 39° 38′ südl. Br. Es ist ein Intrarchat, welches unter vier Fürsten getheilt ist, nemlich: Lauguenmapu, oder die Seegegend; Lelpunmapu oder die Thalgegend; Mapirmapu oder der Fuß der Cordilleren; und Piremapu oder die Andes. Jedes dieser Fürstenthümer ist in 9 Allaregues oder Provinzen und jede derselben wieder in 9 Regues oder Distrikte getheilt. Diese Eintheilung existirte schon vor Ankunft der Spanier und stammt mithin aus hohem Alterthume ab. Die 4 Fürstenthümer oder Toquis sind mit-

einander konföderirt. Apo-Ulmenes ſtatthalteru die Provinzen und Ulmenen ſind Präfekten der Diſtrikte. Dieſe Würden ſind erblich nach dem Rechte der Erſtgeburt. Stirbt die gerade männliche Linie aus, ſo wählt das Volk aus ſeiner Mitte einen Nachfolger, den der Toqui ſogleich beſtätigt. Die Würde des Toqui bezeichnet eine Streitaxt; den Apo-Ulmen ein Stab mit einer ſilbernen Kugel an einem Ende und einem ſilbernen Ringe um die Mitte. Der Ulmen führt einen ſolchen Stock ohne Ring. Das Volk beſitzt die Quippos oder Knotenſchrift in farbigem Zwirn, eine ſehr verwickelte Art, ſeine Begriffe aufzubewahren. Dennoch haben ſie ein auf dieſe Art niedergeſchriebenes Geſetzbuch, und werden nach dem Gewohnheitsrechte regiert. Als Hauptverbrechen gelten bei dieſem Volke: Mord, Ehebruch, Räuberei und Zauberei. Letztere wird ſtets mit dem Tode beſtraft; bei den übrigen Verbrechen iſt ein Vergleich mit dem beleidigten Theile geſtattet. Beim Ehebruch tilgt der Unterhalt des Weibes, bei Räuberei die Rückgabe des Geraubten, bei Mord Abfindung mit den Verwandten die Strafe. Doch gilt bei dem Morde auch Wiedervergeltungsrecht, in welchem Falle die Verwandten des Getödteten das Gut des Mörders überfallen und daſelbſt morden und plündern. Wird ein Krieg beſchloſſen, ſo wird ein Toqui zum Oberbefehlshaber erwählt, wiewol die 4 Toquis auch einen andern Bürger zum Oberbefehlshaber ernennen können, in welchem Falle ſie ihm ihre Streitäxte übergeben und ihn dadurch für die Dauer des Krieges als Diktator inſtalliren. Jeder Araucanier iſt Krieger, ſtehendes Heer kennen ſie nicht. Iſt der Krieg beſchloſſen, ſo verſammelt ſich die Armee ſchnell an dem bezeichneten Orte. Die Fußgänger haben Musqueten und wiſſen ſich derſelben ſehr gut zu bedienen, wiewol ihre urſprünglichen Waffen: Bogen, Pfeile, Schleudern, Keulen und Picken ſind. Sie bekamen von den Spaniern Pferde und haben reiten gelernt, und daher eine Kavallerie errichtet, die ſie ſehr gut zu gebrauchen wiſſen. Säbel, Lanzen und der Laſo ſind furchtbare Waffen in ihren Händen. Eigentliche Uniformen haben ſie nicht, aber ſie tragen lederne Panzer über ihre gewöhnliche Kleidung. Da ſie vor Ankunft der Spanier kein Thier hatten, das ihnen hinlänglich große Felle dargeboten hätte, ſo bedienen ſie ſich dieſer Panzer wol erſt in neuerer Zeit. Jeder Soldat führt einen Vorrath Mehl oder Mochica mit ſich; es wird zu dieſem Endzwecke das Korn zuerſt geröſtet und dann gemalen. Ein Säckchen dieſes Mehls reicht für den araucaniſchen Krieger auf viele Tage

hin. Die im Kriege gemachte Beute wird in durchaus gleiche Theile getheilt und dem Anführer keineswegs mehr als den übrigen zugestanden, indem sie sehr richtig urtheilen, daß die Bereicherung des Anführers diesen lehren würde, mehr auf sein eigenes Wohl als das der Gesamtheit zu denken. Menschenopfer nach der Schlacht, wie man ihnen schuld gab, sind nicht gebräuchlich. Überhaupt kennen sie Menschenopfer nicht. Der Geist der Unabhängigkeit beseelet sie. Sie haben große und schwere Kriege mit den Spaniern geführt und Ercilla hat in einem Heldengedichte, Araucana, die Geschichte ihrer Heldenthaten mit Begeisterung besungen. Allein niemals sah man die Araucanier um Frieden bitten, nie sich unterwerfen, ja wenn schon alles verloren schien, brachen sie plötzlich wieder los und wußten durch ihre Tapferkeit einen ihnen günstigen Frieden zu erkämpfen. Sie haben Tage gefochten, welche den glänzendsten der römischen und griechischen Vorwelt gleichzustellen sind, und Helden erzeugt, welche kühn einem Marcellus oder Leonidas an die Seite treten können. Noch jetzt lebt der tapfre Lautaro, der Gegenstand ihrer Gesänge. Er war das Schwert Araucaniens, sein mächtiger Geist beherrschte die Ereignisse; stets vom glücklichen Erfolge begleitet war die Schönheit seiner Gestalt der Kraft seines Gemüthes gleich. Reinoso, ein Spanier, hatte einst mit seinem Detachement den Toqui Coupollican durch Verrath in der Mitte seiner Familie überfallen. Seine Gattin ermahnte ihn, lieber zu sterben, als sich zu ergeben, und als er nach einem tapfern Widerstande sich dennoch ergab, warf ihm sein Weib seinen kleinen Sohn mit dem stolzen Worte nach: „Ich will nichts haben von dem, was einem Feigen angehört.“ Derselbe Geist lebt noch immer in dem Araucanier, daher wurde der Friede immer von den Spaniern eingeleitet. Waren die Bedingungen den Toquis genehm, so wurde der Kommandostab des spanischen Generals und die Streitaxt des kommandirenden Toquis zusammengebunden, mit Blumen gekrönt und an dem Orte der Berathung aufgepflanzt.

Die Religion dieses Volks ist sehr einfach, ein reiner Naturkultus. Sie beten ein höchstes Wesen unter dem Namen Pulian an und stellen es an die Spitze des Universums. Er hat als der unsichtbare große Toqui seine Apo-Ulmenes und Ulmenes, denen er verschiedene Zweige der Weltverwaltung überträgt. Meulen ist der gute Geist und Freund der Menschheit, Voncuba ist der Teufel, Epunamun ist der Gott

des Kriegs, den man jedoch nie anruft, sondern dem man nur Tapferkeit schwört. Eine Schaar Genien steht den Menschen gegen die große Macht des Voncuba bei. Übrigens glauben die Araucanier, daß ihre Gottheiten der Anbetung der Menschen nicht bedürfen, dieselbe auch nicht verlangen und keineswegs geneigt sind, den Menschen einen andern Tribut aufzulegen oder einen Dienst zu erheischen, als den zu ihrem eigenen Wohle. Sie halten es für Sünde, Krieg anders als zum Schutze des Vaterlandes und der Freiheit zu führen und rufen den Schutz des guten Meulen häufig an, indem sie das Böse, das ihnen widerfährt, dem Einflusse des Voncuba zuschreiben. Trotz aller Mühe, das Christenthum unter den Araucaniern auszubreiten, hat es damit den Spaniern durchaus nicht gelingen wollen. Im Gegentheil sind die Missionäre unter ihnen äußerst verhaßt, da sie dieselben beschuldigen, Neuerung und Erschlaffung einführen zu wollen. Der Glaube an Hexerei, Vertrauen auf Vorbedeutungen, Träume, Vögelflug u. s. w. ist wie bei jedem rohen Volke allgemein. Sie glauben aber auch an die Unsterblichkeit der Seele, an ewige Wohnungen in schönen Gegenden. Strafen nach dem Tode glauben sie nicht, denn Pulian ist zu gut, um nach dem Tode Strafen für Verbrechen zu verhängen, welche in diesem Leben begangen wurden und ihm nicht schadeten. Das Land der Verheißung liegt im Westen und ein weiblicher Charon führt die Seelen hinüber. Diese setzen dort die Verhältnisse des Lebens zwar entkörpert aber mit vollem Bewußtsein fort. Die Lehre von den Höllenstrafen, von welchen ihnen die Missionäre sprachen, erregte bei ihnen großes Ärgerniß, und war ein Hauptumstand, welcher die Einführung des Christenthums verhinderte.

Die Kleidung der Männer besteht in einem wollenen Hemde, einer weiten, bis auf die Knöchel herabfallenden Pantalon von demselben Stoffe und meist von weißer Farbe; dann aus einem 2 Ellen breiten und $2\frac{1}{2}$ Ellen langen Stücke Tuch mit einem Loche in der Mitte, durch welches der Kopf gesteckt wird. Dies ist der Poncho, welcher vorn und hinten hinabhängt und den Menschen gut und malerisch kleidet. Mit ihm wird großer Luxus getrieben und man bedient sich seiner in ganz Südamerika. Der Hut hat die Gestalt eines Kegels ohne Krempe, um die Füße werden Sandalen aus Hundefell getragen. Die Weiber tragen eine lange, weiße, wollene Tunica ohne Schleife und ein schwarzes Obergewand, das durch einen bunten 3″ breiten Gürtel um die Hüfte befestigt wird, dann einen kleinen Man-

tel, Ichella genannt. Grünlichblau ist ihre Lieblingsfarbe, Fuß- und Kopfbedeckung haben die Weiber keine, dagegen eine Menge Silberringe an den Fingern, so wie viele Arm- und Halsbänder aus Glaskorallen. Die Männer jagen und reiten und pflegen das Vieh, die Weiber besorgen den Feldbau und den Haushalt, weben und spinnen und sind wie bei allen rohen Völkern mit der ganzen Bürde des Lebens belastet. Nur der Civilisation verdanken die Frauen ihr Ansehen, das sie unter gebildeten Völkern behaupten. Deshalb sollten sie Freundinnen der Bildung sein und dankbar der sorgfältigen Erziehung ihrer Kinder obliegen. Polygamie ist bei den Araucaniern erlaubt und jeder nimmt so viele Weiber als er erhalten kann. Jedes Weib muß ihrem Manne jährlich einen Poncho von ihrer eigenen Arbeit so wie Zeug zu einem Hemd und Beinkleide und täglich ein von ihr gekochtes Gericht liefern. An der Zahl der Webestühle in einem indianischen Hause kann man auch die Zahl der Weiber des Hausherrn erkennen, nach welcher zu fragen sehr unhöflich wäre. Reinlichkeit ist dem Volke der Araucanier angeboren. Die Erziehung der Kinder ist den Weibern überlassen. Diese gebären leicht, windeln ihre Kinder niemals ein, weswegen man keine ausgewachsenen unter ihnen sieht. Die Kinder gehen bis ins 10. oder 11. Jahr nackt, dann bekommen die Knaben einen Poncho, die Mädchen ein Stück Flanell, das sie um die Hüfte binden. Übrigens sind die Araucanier sehr stolz auf ihren Ruhm und nennen sich: die niemals besiegten Sieger.

Dies Volk hat von den Europäern Rinder, Kühe, Schafe und alle übrigen Hausthiere angenommen; dazu unsere Baumfrüchte, unsere Cerealien, und was ihnen nützlich schien; aber nicht unsere Laster. Ihre Mahlzeiten bestehen meist aus frischem Hammel- oder Rindfleisch, Fischen oder Geflügel, das in kleine Stücke zerschnitten, mit Kartoffeln, Zwiebeln, Lauch und Cayennepfeffer zubereitet, aufgetragen wird. Auch essen sie Milch. Ihr Geflügel wird mit Gerste und Kartoffeln gemästet und ihr Tisch ist sehr gut bestellt. Sie haben aus Äpfeln Cider bereiten gelernt, auch tanzen sie gerne, und die jungen Männer spielen im Freien den Palican, ein Spiel, bei welchem auf langem Zwischenraum 2 Parteien mittelst Knittel eine hölzerne Scheibe von 9″ Durchmesser einander entgegentreiben und über die Grenze der entgegengesetzten Partei hinauszujagen, und so immer vorwärts zu bringen sich bestreben: ein Spiel, das seltsam genug in Oberungarn ganz genau auf dieselbe Weise von den rüstigen Burschen der Dörfer getrieben wird. Die Araucanier be-

nutzen dieses Spiel, um Gottesurtheile damit zu entscheiden, und ihre Händel dadurch zu schlichten, gewiß die unschuldigste Art, welche es auf Erden gibt. Die Häuser sind wol 60′ lang und 20′ breit. Die Wände bestehen aus Lehm, von etwa 7′ Höhe. Auf der Vorderseite sind 2 Thüren, denen zwei ähnliche auf der entgegengesetzten Seite entsprechen. Übrigens gibt es keine Fenster. Der Vordertheil des Innern bildet eine etwa 6′ breite Flur, auf welcher einige kleine Bänke stehen. Der hintere Theil ist durch Rohrwerk in mehre Behälter abgetheilt, wo die Bettstellen sich befinden. Zuletzt kommen die Küchen, deren jede Frau eine eigene hat. Die Indianer haben auch Gold- und Silberminen und verstehen die Kunst, Metalle aus Erz zu gewinnen und zu allerlei Zierrathen zu verarbeiten.

Will ein Araucanier heirathen, so benachrichtigt er den Vater des Mädchens von seinen Absichten. Ist er mit diesem einig, so schickt der Vater seine Tochter zu einem vorgeblichen Geschäfte aus. Dem Freier wird insgeheim der Weg kund gethan, welcher sodann mit einigen seiner Freunde aufpaßt, sie ergreift und trotz ihres anständigen Geschreies nach seiner Wohnung bringt, wo sich inzwischen der Vater des Mädchens mit seinen Freunden zur Feier des Hochzeitfestes eingefunden hat. Pferde, Rinder, Mais und Ponchos sind der Preis, um welchen der Vater seine Tochter verkauft.

Stirbt ein Araucanier, so versammeln sich die Freunde und Verwandten. Der Todte liegt in seinen besten Kleidern auf einem Tische, um welchen Weiber herumgehen und ihn beklagen; indem sie die Ereignisse seines Lebens, sofern sie zu seinem Lobe gereichen, einweben. Die Männer trinken unterdessen. Am dritten Tage wird der Leichnam in einiger Entfernung begraben, der Mann mit seinen Waffen und einem getödteten Pferde, das Weib mit einem Theil ihres Hausgeräthes; immer wird etwas Speise beigegeben, um damit den Verstorbenen und die Fährfrau, Tempulagu genannt, auf der Reise zu unterhalten. Dann wird der Körper mit Erde bedeckt und eine Pyramide aus Steinen auf das Grab gehäuft. Man beendigt die Feierlichkeit, indem man eine Quantität Cider als Libation auf das Grab gießt, dann geht man zum Hause des Verstorbenen, um auf seine Rechnung zu schmausen — gerade so wie bei uns. Man nennt auch hier schwarz die Trauerfarbe.

Hin und wieder findet man kleine Dörfchen zusammengebaut, meist sind es jedoch nur einzelne Weiler und Meierhöfe, in welchen die Bevölkerung zerstreut ist. Sie stehen sporadisch an den

Ufern der Flüsse und an Quellen. Man nennt uns Tubal, welches Stevenson besuchte, nahe dabei Tucapel, die Residenz eines Toqui, Colive, Ninime, Limaco u. s. w. Der starke, kräftig gebaute Araucanier liebt nicht in Städten eingeengt zu sein. Freie Luft und freies Leben ist sein Wahlspruch. Man sagt ihm nach: er sei wohlgebildet, muskulös, kräftig, dunkel gefärbt, doch sollen im Innern des Landes sich weiße Araucanier finden, mit rothen Wangen, himmelblauen Augen und blonden Haaren, was mir zwar nicht recht glaublich ist. Sie haben ein rundes Gesicht, kleine lebhafte, feurige schwarze Augen, eine kurze Stirne, stumpfe Nase, wohlgebildeten Mund mit schönen weißen Zähnen. Ihr langes schwarzes Haar tragen sie frei herabhängend und das Abschneiden desselben gilt als eine große Beschimpfung. Dagegen wird jedes Barthaar sorgfältig ausgerissen, denn eine Narrheit muß doch jeder Mensch haben. Brust und Schultern sind breit, aber Hände und Finger kurz, die Füße klein und platt. Vor dem 70. Jahre wird keiner grau, vor dem hundertsten keiner kahl. Sie behalten bis ins höchste Alter ihre Zähne, ihr Gesicht, ihr Gedächtniß. Das letztere mag wol daher rühren, weil sie nicht so viel Sorgen plagen, wie den Europäer, und ihre Zähne werden durch kein böses Blut verdorben. Ihr Gemüth ist edelmüthig; sie sind gastfrei, treu, vorsichtig, scharfsinnig und voll Ehrgefühl. Andere Völker verachten sie und halten sich für das einzige Volk, das der Freiheit und des Namens Mensch würdig ist. Sie sind aber dabei prachtliebend, rachsüchtig und der Trunkenheit ergeben. Die Weiber sind von zarterer Form, aber von starker Gemüthsart.

Sie theilen das Jahr in 12 Monate von 30 Tagen und schalten dem letzten Monate 5 ein, wissen auch die übrige Rechnung auszugleichen. Sie haben Sternenkarten und Sternenbilder, welche sie sehr zweckmäßig mit Zahlen bezeichnen. Auch haben sie ein Längenmaß, welches nach Fuß, Schritt, Spanne u. s. w. abgetheilt ist. Eben so besitzen sie eigene Maße für Flüssigkeiten. In der Arzneikunde sind sie eben so weit als die Europäer. Sie haben Empyriker, Methodiker und Wunderdoktoren. Die Wundärzte sind aber in der That geschickt und, was gewiß überraschend ist, diese suchen durch Anatomiren der Leichname, die Theile des menschlichen Körpers zu kennen und ihre Kenntnisse zu vermehren. Aderlässe, Lavements, Brech-, Abführ- und Schweißmittel sind ihnen wohl bekannt und werden häufig angewendet. Die Redekunst ist bei ihnen sehr ausgebil-

det und die Dichtkunst kühn und feurig. Sie besingen die Thaten ihres Volkes in reimlosen, 8- und 11sylbigen Versen; mit einem Worte, man kann so ziemlich Griechenland zu Homers Zeiten hier in allen seinen Nuancen wiederfinden.

Sieben Städte haben die Spanier in Araucanien gegründet. Imperial 1552 erbaut; 12 Jahre darauf zu einem Bischofsitze erhoben, mußte dieser 1620 nach Conception verlegt werden, und 1799 wurde die Stadt selbst von den Araucaniern erobert und bis auf den Grund zerstört. Villarica am großen See Sauque gegründet, wurde ebenfalls zerstört. Von Valdivia haben wir schon gesprochen. Canete ist nicht mehr vorhanden; Osorno vegetirt noch, nachdem sie von dem Marquis von Osorno, dessen wir als Vater O'Higgins bei Chile Erwähnung gethan haben, auf der Stelle der alten Stadt neu erbaut worden. Von Conception war schon bei Chile die Rede. An den Küsten von Araucanien müssen wir auch noch mehre Inseln, unter andern vorzüglich Santa Maria und Mocha erwähnen. Beide waren früher stark bevölkert, dienen aber jetzt den Robben und Schmugglern zum Aufenthalte.

Beim Ausbruch der Revolution hielten es die Araucanier anfangs mit den Spaniern gegen die Patrioten, aber die Verjagung der letzten Truppen aus Araucanien im Jahre 1822 hat den Indiern eine große Verachtung gegen dieselben, wie sie sagen, wegen ihrer Feigherzigkeit eingeflößt. Die Chilesen haben jedoch nicht für gut gefunden, sich die Araucanier bis jetzt näher zu befreunden.

VIII. Patagonien.

Die Südspitze Südamerika's südöstlich von Chile bis hinab zum Cap Forward, von beiden Meeren bespült, wird unter dem Namen Patagonien begriffen, zwischen 36° 50′ und 54° 5′ 45″ südl. Br. und 302° 15′ bis 315° 30′ östl. L. Die Nordgrenze, welche Patagonien von den Pampas von Buenos-Ayres trennt, ist keineswegs fest und genau bestimmt, indem man sie bald nördlicher bald südlicher setzt. Einige setzen sie noch nordwärts des Rio Colorado de Mendoza, andere bis zum Rio Negro herab. Die Republik Buenos macht jedoch auf das Ganze Anspruch und betrachtet auch Patagonien als ihr Gebiet, was ihr; wenn sie 20,000000 Einw. und hinlängliche Macht zur Kolonisirung besäße, auch wol niemand je streitig machen würde. Es handelt sich übrigens hier um nichts weiter als

um ein Ländchen von ungefähr 25000 geogr. Quadratm., also so ziemlich die pyrenäische Halbinsel und Frankreich zusammengenommen.

Das ganze Land kann so ziemlich als ein Flachland betrachtet werden, durch welches die Andescordillere hinabsetzt und dasselbe der Länge nach in zwei sehr ungleiche Theile trennt. Gegen Westen so wie gegen Osten dehnen sich Ebenen aus, aber die ersten sind nur ein schmaler gewaltig zerrissener Küstenstrich, während die letztern eine unermeßliche Verflächung und Ausdehnung zeigen. Die Andescordillere geht nach und nach in Granit über, der Porphyr macht schon lange nicht mehr ihre Grundlage aus, aber Trachytdome heben sich feuerschnaubend in dem ewigen Schnee empor, was indessen hier bei weitem nicht mehr so viel sagen will, als 20° nordwärts, denn die Schneelinie fällt hier schnell herab und verliert sich in dem südlicher liegenden Feuerlande in der Meerfläche. Durchwandert hat diesen Theil der Andeskette noch niemand, allein eine Menge Vulkane sah man Feuer speien und hat sie großmüthig mit Namen belegt; freilich wurde ihnen diese Taufe nur aus der Ferne zu Theil. Nicht weniger als 17 Namen solcher Feuerspeier stehen mir zu Gebote; allein ich will sie nicht erwähnen und überlasse es dem Leser sich die Gestalt des Berglandes vorzustellen. Es zeigt in der That überall die Trümmer des Kampfes, welchen hier die zwei mächtigsten Elemente, Wasser und Feuer, auf Unkosten der armen Erde geführt haben; denn wahrhaftig, es ist alles schrecklich durch einander geworfen und das, was uns alle Reisenden von der furchtbaren Zertrümmerung des Landes sagen, läßt nichts als ein Bild der Zerstörung in uns zurück. Es muß aber auch keine kleine Gewalt gewesen sein, welche Südamerika einst so rüttelte, daß ihm der Schweif abbrach, denn das Feuerland ist nichts als ein abgerissenes Stück und die Magellansstraße ein entsetzlicher Spalt, den das Meerwasser mitleidig ausfüllt, um dem Menschen den Anblick des furchtbaren Höllenschlundes zu ersparen. Was übrigens diese Gebirge an Schätzen enthalten, ist uns nur insofern bekannt, als man bei den Indiern Kupfer vorfand. Gegen Osten ist es hügeliges und ebenes Land. Nach drei Seiten hin vom Meere umspült, hat es natürlich eine Fülle von Baien und Vorgebirgen, von Busen und Spitzen. Unter den Küsten hat auch der Teufel seinen Antheil bekommen, denn wir finden hier in der That auch ein Teufelsland, und wem es beliebt, seiner höllischen Majestät die Aufwartung zu machen, kann es durch die Assumtionsbai thun, neben welcher sich

jedoch zur festen Grenzscheide sogleich die Bai Allerheiligen befindet. Teufelsland liegt unter 40° südl. Br. und zwar auf der Ostseite, und wer da nicht zu Mittag behalten wird, ist schon Abends bei allen Heiligen und kommt alsdann in den großen schönen Meerbusen von St. Mathias, wo unterhalb der h. Joseph eine schöne Halbinsel besitzt. Auf der Südseite derselben haben die Nymphen eine Spitze mit einem schönen Busen. Tiefer hinab kommt der große weite Golf, der dem heil. Georg gehört, das Cap de Bahias und das Cap Blanco zwischen dem Camerones und Desiréfluſſe schließen diesen Meerbusen zwischen sich. Dem Eindringen des Meeres hat sich vom Teufelslande bis zum Vorgebirge des Vejos eine Reihe von Spitzbergen entgegengesetzt, unterhalb denen das Land sich bedeutend westwärts wölbt und schmäler wird. Dem heil Franziskus de Paula wurde hier ein Strich zugetheilt. Recht kalt ist die Natalesbai und das Jungfrauencap, unmittelbar an der Magellansstraße, drängt sich ziemlich weit gegen SO. vorwärts. Unterhalb des Cap Virgines fahren wir in die Straße hinein, finden hier das Cap des heil. Gregor, weiter das Cap Negro, dann mitten in der Straße den südlichsten Punkt des Landes, das Cap Forward gegen NW. hinauf, wo wir dann zwischen Kap Viktorie im Norden und Pilares im Süden die Straße verlassen. Nun kommen wir an die zerrissene Küste und fahren nach Chiloe hinauf. Das Vorgebirg Jesabel, St. Lucie, Santiago, die Mutter Gottes-Insel, die Insel Campana, der Meerbusen von Bonas, die Halbinsel tres Montes, und eine Unzahl von Vorgebirgen und Inseln starren uns schwarz, drohend und abscheulich an. So sind die sturmumwehten Küsten beschaffen. Das Land ist übrigens nicht unfruchtbar, noch so rauh und ungastlich, als es uns von außen anstarrt. Es wird vielmehr von üppigen Weiden bedeckt und prachtvolle Waldungen steigen bis auf $\frac{2}{3}$ der Berge hinan. Auch ist dieser Landstrich nicht minder wie das ganze übrige Südamerika wohlbewässert, da außer einer Menge von Küstenflüssen gegen Westen zu der Saladillo, der Colorado, Negro, Camarones und Desaguadero als bedeutende Ströme dem Osten zueilen. Unzählige Seen, Moräste, Lagunen und stehende Gewässer erfüllen das Land, von dem es durchaus nicht zweifelhaft ist, daß es eines sehr dankbaren Anbaues fähig sei. Die nördlichen Landstriche genießen eines gemäßigten Klima. Die Höhen der Andes und die südlichen Theile sind kalt. Im Allgemeinen ist das Klima sehr

gesund, nur im Süden sehr rauh und unbeständig mit einer mittlern Temperatur von 6° Reaum. Der Breite nach würde im Norden das Klima Süditaliens, im Süden dasjenige von Norddeutschland einheimisch sein. Aber die südliche Breite ist durch die Wasserfülle der südlichen Hemisphäre zu ihrem Nachtheile modifizirt und bietet ein Klima von Süddeutschland bis Nordrußland dar, welches sich noch dazu durch besondere Feuchtigkeit auszeichnet.

Die Naturerzeugnisse grenzen an die glücklichen Nordländer und verlieren sich in südliche Armuth. In der Nachbarschaft von Buenos-Ayres gedeiht noch eine Palmenart und der weiße Zimmtbaum. Der Tapir, der Jaguar und Kuguar durchstreifen noch das Land; aber im Süden erstickt das Leben, und immer mehr verlieren sich jene Erzeugnisse der Thier- und Pflanzenwelt, welche eine glückliche Zone andeuten. Doch findet sich das Pferd verwildert, bis an die Straße. Desgleichen der Hund, das Guanaco, Vicugna nebst einigen Hirsch- und Reharten. Die Zwergbirke ist auch im Feuerlande noch vorhanden. An Vögeln fehlt es keineswegs, die Unzahl der Wasservögel in den mannigfaltigsten Formen, und die drei Meere sowol als die Flüsse wimmeln von Erzeugnissen aller Art, während die Meerschleichen, die Robben und Manatis die Klippen, Felsen und Inseln bedecken.

Dieser große Landstrich, von dem wir eigentlich nicht viel mehr als sein Dasein wissen, ist ganz unabhängig und wird von eingebornen Völkern bewohnt. Die Patagonen sind zum Sprichworte geworden, indem man sie als Riesen durch die ganze Welt ausposaunt hatte, während andere Menschen sie nicht größer als gewöhnlich finden wollten. Die Patagonier sind eine Horde Nomaden, welche in verschiedenen Stämmen die Moluches, Puelches und Pecharis, die wieder in mancherlei Familien zerfallen, das ungeheure Land einnehmen. Die Küsten besuchen sie nur des Fischfanges wegen, und wenn eine Kunde europäischer Landungen zu ihnen kommt. Ihre bleibenden Wohnstätten sind im Innern des Landes, wo sie als wahre Jagdvölker leben. Ihre Größe übersteigt im Ganzen genommen die der Europäer wenig und am allerwenigsten die der deutschen Rheinländer. Werden sie einmal gebildet und zur Civilisation heranreifen, so werden sie sich an unsern Schilderungen eben so sehr ergötzen, wie wir uns daran erquicken, wenn wir unsere Ahnherren von den Römern geschildert lesen. Cordova fand sie in der Regel 6′ 4″, die Weiber aber einige Zoll we-

niger hoch. Sie sind von sehr starkem Gliederbaue, breitschulterig und weißbrüstig, fleischig und muskulös. Sie haben einen großen Kopf, breites flaches Gesicht, lebhafte Augen, sehr weiße lange Zähne nebst kleinen Händen und Füßen. Ihre Hautfarbe ist mattgelb und dumpf. Sie haben langes schwarzes Haar, um welches sie eine Stirnbinde tragen. Einige tragen Bärte, andere raufen sie aus.

Ihr Anzug macht ihre Größe noch mehr in die Augen fallend, wie denn ein langes Faltengewand die Gestalt immer verlängert. Sie tragen lange Mäntel aus Llama- und Zorillohäuten verfertigt und kunstfertig mit vielfarbigen Streifen verziert. Er ist um die Hüfte mit einem Gürtel befestigt und geht bis an die Knöchel hinab und wird nur, wenn die Strenge der Witterung sie nöthigt, über die Schultern gezogen. Einige, welche schon mit fremden Stämmen im Verkehr stehen, tragen auch Ponchos und Hosen, wie die Chilesen; eine Kleidung, welche zum Reiten besonders tauglich ist. Ihre Stiefeln sind die bequemsten auf Erden. Sie ziehen nemlich den Pferden die Schenkel aus und schliefen hinein; eine köstliche Methode! Indessen erfreuen sich nur wenige Patagonier eines so vollständigen Staates. Der größere Theil geht fast ganz nackt und begnügt sich mit dem oben erwähnten Mantel. Außerdem tragen sie an einem um den Leib gewundenen Riemen einen ledernen Beutel, ein Stück Fell um den Fuß mit einem Stück spitzigen Holzes besetzt, welches die Sporne vertritt. Ihr Gesicht bemalen sie mit weißer, schwarzer und rother Erde, was den Bewohnern des Teufelslandes eben nicht übel steht. Sie reiten alle, denn die Pferde sind nicht theuer und kosten blos das Einfangen, und ihr Futter noch weniger. Das Sattelzeug besteht in einer Bedeckung von mehren Llamahäuten, welche hinten und vorn etwas aufgerollt sind und mit einem Sattel wirklich einige Ähnlichkeit haben. Zwei Stückchen Holz mit Riemen an den rauhen Sattelgurt befestigt bilden die Steigbügel. Das Gebiß besteht aus starkem Holze. Die Weiber sind etwas kleiner als die Männer. Ihre Kleidung ist beinahe dieselbe, ihre Gesichtszüge, besonders um den Mund sind sanft, übrigens halten sie sich von den Europäern ziemlich ferne. Schon die Kinder zeigen an, daß sie starke Eltern haben, denn ihre Züge sind sehr markirt und ihre Knochen stark. Sie wohnen im Innern des Landes an Flüssen, Bächen und Quellen. Ihre Hütten sind außerordentlich einfach, bestehen aus drei Stöcken mit Zweigen durchflochten und mit Häuten ver-

J. Blaschke sc.

Patagonien.

hüllt, wie denn auch bei einem Nomaden- und Jägervolke keine feste Wohnung zu suchen ist.

Ihren Sitten und ihrem Temperamente nach, sind diese Naturkinder allen ihren Brüdern in allen Theilen der Welt gleich: ausgestattet mit allen Anlagen zu Tugenden und Lastern ihres Geschlechts. Sanftmüthig, friedlich, gastfrei, geduldig, wild, rachsüchtig, furchtbar, je nachdem die Umstände sind, welche auf sie einwirken. Sie lieben besonders die Waffen, führen unter einander Kriege und sind alsdann sehr tapfer und lebenverachtend. Die Rechte des Eigenthums ehren sie überaus. Der Tauschhandel ist unter ihnen üblich und sie sind dabei sehr ehrlich. Sie sind starke Esser, woher auch vielleicht ihre herkulische Gestalt kommt, Verächter eines jeden andern Getränkes als des Wassers. Gegen Wohlthäter zeigen sie sich außerordentlich dankbar, dabei sind sie sehr treu und verabscheuen jeden Verrath. So weit man sie kennt, scheint unter ihnen ein patriarchalisches Regiment eingeführt zu sein, indem jede Horde einen Capitano hat, der sich besonders durch seine Größe auszeichnet und dem sie eine Art von Verehrung beweisen. Ihre Religion ist Naturdienst. Sie scheinen der Sonne einige Verehrung zu bezeigen. Zauberer und Gaukler haben auch sie, denn die Neigung zum geistlichen Betruge scheint einer der vornehmsten Theile der Erbsünde des Menschengeschlechts zu sein. Als Priester, Ärzte und Wahrsager, stehen diese Schurken in großem Ansehen und verstehen es durch allerlei Alfanzereien, Zuckungen, Schäumen des Mundes, Verdrehung der Gelenke und furchtbare Geberden, die religiöse Neigung ihrer Mitmenschen auf sich zu lenken. Des Aberglaubens alte Rechte werden also auch hier anerkannt. Die Todten werden skeletirt, dann, wenn die Skelete gebleicht sind, mit ihren Kleidern angethan in den Todtenkammern aufgestellt, wo auch die Gerippe der Pferde stehen, die beim Absterben eines Mannes und Kriegers getödtet werden.

Die Patagonier besitzen eine außerordentliche Flexibilität der Sprachorgane und es gelingt ihnen mit Leichtigkeit auch sogar englische Phrasen, was doch gewiß keine Kleinigkeit ist, sehr genau nachzusprechen. Es werden daher die Europäer oft durch Phrasen überrascht, welche diese Naturkinder von frühern Besuchen her aufbehalten haben. Ihre Sprache ist reich an Vokalen und Gurgellauten. Sie sind im Allgemeinen ein glückliches, zufriedenes Volk, haben einen gesunden Körper, wenige Bedürfnisse, seit der Verbreitung europäischer Thiere keinen Man-

gel an Lebensmitteln, ihre geselligen Verhältnisse sind nicht drückend, Verleumdungen kennen sie nicht, Mode drückt sie nicht, und es fehlt ihnen nur eines, nemlich: daß sie sich ihres Glückes bewußt wären; freilich wäre es dann aber auch damit aus, denn die Frucht der Erkenntniß ist die Schließung des Paradieses!

IX. Das Feuerland.

Der Weltumsegler Magellan entdeckte die südliche Spitze der neuen Welt. Ohne zu wissen, daß es eine Insel sei, die man umsegeln könne, nannte er sie wegen der vulkanischen Ausbrüche, die er darauf wahrnahm, das Feuerland. Wirklich hat ihn der Zufall nicht getäuscht, denn es ist die unordentliche durcheinandergeworfene Werkstätte Vulkans selbst, die sich hier uns darbietet.

Geographisch betrachtet ist das Feuerland ein Archipelagus, der aus einer großen dreieckigen Insel und einer Menge anderer Trümmer der Erdrinde besteht und zwischen 82° 41′ und 55° 11′ südl. Br. und 302° bis 304° östl. L. sich ausdehnt. Man gibt ihm gewöhnlich eine Oberfläche von 2000 Quadratm., was man jedoch mit derselben Genauigkeit wie die Höhe des babylonischen Thurms bestimmt. Die Beschaffenheit des Landes kennt man noch sehr wenig. Man weiß nicht einmal, ob der abgesprengte Zipfel von Südamerika ein oder mehre Stücke darstelle. Das letztere ist sehr wahrscheinlich. Es sind so eben wieder von Europa aus Expeditionen abgeschickt, um die Kunde dieser Gegenden aufzuklären. Wir müssen jedoch genauere Resultate erwarten. So weit man es jetzt kennt, so begreift man unter Feuerland alles, was zwischen dem Cap Pilares oder dem Säulenvorgebirge und dem östlichen Cap San Juan an der Staateninsel liegt, also: die eigentliche große Insel, welche eine Revolution von Amerika abgerissen hat, dann die Gruppe der 12 weißen kahlen Eilande unweit des Cap Pilares, welche man den 12 Aposteln zugetheilt hat unter 52° 34′ L. und 302° 35′ Br. Ein anderer Haufen kleiner Inseln am Cap Desirado heißt Los Juges oder die Richter; weiter eine Reihe von Inseln im Kanal der heil. Barbara, dann die Gilbertsinseln, die Shag-, Bird- und S. Ildefonsinseln, dann das Eiland Diego-Ramirez, das südlichste von Allen, welches Humboldt als die Südspitze der Cordilleren betrachtet. Nordöstlich davon liegen die Hermiteinseln; unter 55° 58′ 30″ südl. Br. liegt an derselben einer

das berüchtigte Cap Horn, von den Seefahrern gefürchtet. Es folgen nun die San Bernardoinseln, dann die Inseln des Staatenlandes, und an der Nordseite derselben die Neujahrinseln nebst einer Menge anderer weder benannter noch bekannter Inseln. Das Feuerland ist ein abscheuliches Land, und wenn der Höllenpfuhl ein Feuer ist, darinnen man nicht verbrennt, sondern noch dazu elendiglich friert, und wo man nicht ißt und doch nicht erhungert, so dürfte das Feuerland die Hölle selbst sein. Denn in der That, hieher sich eine Ewigkeit hindurch versetzt denken, ist ein Gedanke, der wahnsinnig machen könnte. Das Ganze ist ein Schutt- und Trümmerhaufen. Im nördlichen Theile an der Magellansstraße bedeckt noch ein ziemlicher Pflanzenteppich die zertrümmerten Knochen des Landes. Demungeachtet wäre eine Expedition von Cooks Schiffe, die Doktores Banks und Solander an der Spitze, gegen Ende Dezember, d. h. mitten im Sommer, beim Botanisiren beinahe umgekommen und ein Diener nebst einem Matrosen erfroren in der That. Die Südseite aber ist eine gänzlich rauhe, zum Ackerbau durchaus untaugliche Wüste. Die Küsten sind außerordentlich zerrissen, voll Baien und mitunter sehr guten Hafen; aber sie bieten keine Erfrischungen dar. Das Meer ist zwar sehr reich an Fischen, das Land sehr reich an Vögeln und die Felsen an Robben. Die Vegetation soll besonders in den nordwestlichen anbaufähigen Gegenden noch ziemlich schöne Weideplätze nebst ziemlichen Waldungen darbieten. Das ganze Land hat, obwol in milderer Breite gelegen, die größte Ähnlichkeit mit Kamtschatka.

In diesem Lande nun wohnen die Peschehräh oder Pecharis. In der zweiten Reise Cooks finden wir eine Ekel erregende Schilderung dieser armen Menschen. Nach derselben gäbe es nichts Abscheulicheres unter der Sonne, als dieses stinkende, jämmerliche, elende und verworfene Völkchen, geistig und körperlich verwahrlost und von der Natur bestimmt, auf der tiefsten Stufe des Elends und der Jämmerlichkeit zu stehen. Doch scheint es, als habe man nur versuchen wollen, bis auf welchen Grad der Mensch sein Ebenbild karrikiren könne, denn andere Seefahrer z. B. Cordova, Weddel und Basilhall geben ein minder abstoßendes Bild davon. Weddel sagt: Die Länge des Tages im Sommer hat etwas sehr Angenehmes und bei gutem Wetter und ruhiger See hat die Gegend in ihrer Wildheit viel Romantisches. Man sieht im Innern des Landes Schneeberge, die bis 3000′ absol. Höhe ansteigen. Es gibt darauf im

ner thätige Feuerspeier. „Was meine Erfahrungen über die Feuerländer betrifft, so kann ich wol sagen, daß ich niemals so unerfahrne Menschen sah, übrigens glaube ich nicht wie so viele Reisende, daß dieses einer mangelhaften Organisation zuzuschreiben sei, im Gegentheil scheinen sie mir sehr bildsam. Beinahe alle Reisenden, die mit den Feuerländern zusammengetroffen sind, stellen sie als die erbärmlichsten Glieder der menschlichen Gesellschaft dar und sprechen ihnen alle geistigen Fähigkeiten ab, ohne die Ursachen davon anzugeben, die nach meinem Erachten blos von der Lokalität des Klima abhängt.“ So viel ist gewiß, daß diese Menschen auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung stehen. Sie sind von kleiner Gestalt, zwischen 5′ bis 5′ 5″ groß, folglich nichts weniger als Zwerge. Ihrer Gesichtsbildung nach sehen sie allen wilden Völkern gleich. Latsche Nasen, kleine Augen, starken Körperbau, schwache Arme und dürre Schenkel. Die Frauen gefielen Weddel besser als die Männer, Cordova fand sie nur etwas kleiner, ohne charakteristische Züge in ihrer Physiognomie; beide rühmen ihre Sittsamkeit und schamhafte Verhüllung, selbst bei den kleinen Mädchen. Unsauberkeit gibt man ihnen allgemein Schuld, und da Fische, Robbenthran und Fleisch ihre einzige Nahrung sind, da sie sich mit Thran salben und in Robbenhäute kleiden, so ist der Gestank, den sie verbreiten, sehr erklärlich. Liest man jedoch, wie die gebildeten Chinesen eine Wanze mit größtem Behagen zwischen Daumen und Zeigefinger zerdrücken, daran riechen und ihrem Nachbar die Kostbarkeit zu gleichem Gebrauche darreichen, so wird man gestehen, daß dasjenige, was auf die Geruchnerven Eindruck macht in Hinsicht auf Annehmlichkeit, sehr relativ ist. Bei uns verpestet man Theater und Promenaden mit Moschus, und findet das wohlriechend. Sie tragen einen Mantel, wie die Patagonier, Sandalen an den Füßen. Weiber befestigen den Mantel nicht um die Hüfte, sondern unter der Achsel, so daß auch die Brüste davon bedeckt werden. Um Hand- und Fußgelenke tragen sie Ringe aus Fischdärmen verfertigt. Das Haar binden sie hinauf, sodaß es einer Krone gleich sieht. Um den Hals tragen sie einige Schnüre, die an die Muscheln gereiht sind. Die Männer tragen wol auch Federmützen und bemalen sich mit rothen und weißen Streifen, auf welchen Putz sie große Sorgfalt verwenden. Auch Schürzen aus bunten Federn sieht man unter ihnen, und überhaupt putzen sie sich gerne. Bisweilen erjagen sie Hirsche und Rehe. Hunde haben sie viele um sich, die sie zur Jagd abrichten. Sie verzehren alles roh oder nur wenig ge-

röstet. Wurfspieße, Bogen und Schleudern handhaben sie mit großer Geschicklichkeit. Sie verstehen sich auch auf das Fischen mit Angeln und Wurfspießen; wo sie solche ergreifen können, schlagen sie Robben mit ihren Keulen, auch essen sie viele wilde Früchte und Beeren und kennen mehre einheimische Wurzeln, welche sie geröstet essen. Ihre Hütten sind aus Baumzweigen errichtet, welche sie in die Erde stecken und oben zusammenbinden. In der Mitte brennt ein Feuer, für welches oben eine Art Rauchfang gelassen ist. Ihr Hausrath besteht aus Häuten, geflochtenen Körben und aus Baumrinde gefertigten Krügen, dann aus Beuteln, in welchen sie ihre kleinen Geräthe und Farbenpulver zum Bemalen der Haut aufbewahren. Sie verfertigen sich auch Canots aus Baumrinde mit vieler Geschicklichkeit, was um so mehr Bewunderung erregt, da sie kein anderes Werkzeug als ein Stück scharfen Steines haben. Ihre Boote sind etwa 24 bis 26′ lang, 4′ weit und 2 bis 3′ tief. Sie haben dabei auch Ruderschaufeln, deren Handhabung den Weibern obliegt. In jedem Canot befindet sich ein kleiner Herd, auf dem ein Feuer brennt, einiges Tauwerk und Gefäße zum Wasserausschöpfen. Alles dieses beweist denn doch, daß die Pescherähs keineswegs so gar erbärmliche Wesen sind, als wozu man sie gewöhnlich machen will. Sie handhaben ihre Waffen mit großer Geschicklichkeit und einem muthwilligen Matrosen von Weddel's Schiff bewiesen sie, daß sie so treffliche Boxer als irgend ein Gentleman in Altengland sind. Von ihrem häuslichen Leben, ihrer Religion, ihren Meinungen wissen wir nicht viel. Manche Seefahrer wissen sich wol sogar in wenigen Stunden eine genaue Kenntniß der Sitten, Gebräuche, Religion, Denkungsart und was weiß ich was alles, von einem Volke zu erwerben; man muß aber gerade gegen diese mißtrauisch sein. Daß mehre Familien zusammen in einer Hütte wohnen, ist wahrscheinlich; daß die Männer Herren und die Weiber Sklavinnen sind, zeigt sich auch hier. Eifersucht plagt sie nicht, aber die Matrosen versichern, daß ihre Zärtlichkeiten sehr kalt aufgenommen wurden. Aus den wenigen Weibern die man sah, vermuthet man, daß Polyandrie eingeführt sei, was aber keineswegs bewiesen scheint. Unüberwindliche Gleichgültigkeit und Seelenruhe scheint ihr Erbtheil. Ihre Sprache ist hart und schwer nachzusprechen, sie selbst sprechen aber andere Sprachen leicht nach. Daß ihr Geist übrigens ziemlich gewandt sei, zeigt folgende Anekdote. Ein Matrose hatte einem Feuerländer einen Topf voll Kaffee gegeben, welchen dieser austrank, den Topf aber nicht

zurückgab. Nach einiger Zeit fiel dem Matrosen ein, daß er den Topf nicht zurückerhalten habe und verlangte ihn. Statt des Topfes gab ihm aber der Pescheräh jedes seiner Worte deutlich zurück. Endlich wurde der Matrose böse, nahm eine wüthende Stellung und Geberde an und schrie: Du kupferfarbiger Spitzbube, wo ist mein Zinntopf? Der Feuerländer nahm dieselbe Stellung an und rief ganz mit demselben Tone: Du kupferfarbiger Spitzbube, wo ist mein Zinntopf? Natürlich lachte alles den Matrosen aus. Doch dieser durchsuchte den Dieb und fand den Zinntopf in der Achselhöhle. Was folgt daraus? Die Feuerländer sind ein armes, gutmüthiges Naturvölkchen, dessen Rohheit und Unwissenheit nicht ihm, sondern uns zur Schande gereicht, die wir seit drei Jahrhunderten es noch nicht der Mühe werth gehalten haben, dieses arme Volk durch einen Paul Egede wie die Grönländer, in bessere Umstände zu versetzen. Und vielleicht wäre auch Gold in ihrem Lande zu finden.

X. Die südlichen Inseln.

Wir sind nun längs dem stillen Meere bis an die Südspitze des Kontinents herabgekommen und haben alle westlichen Staaten Südamerika's durchwandert. Außerhalb dem Cap Horn verschwindet alles Leben, und der kalte Hauch des Südpols verscheucht den Wanderer aus seinem Bereiche. Doch auch hier bestätigt sich der alte Ausspruch Horazens: nichts ist dem Sterblichen zu schwer; den Himmel selbst erstrebt er im thörichten Fluge, noch gestattet er dem erzürnten Jupiter, bei Seite zu legen den Blitz. Als sei ihm die Erde zu klein, strebt der kühne Segler immer weiter durch das staunende Element und will der Natur zum Trotz das Unerreichbare erreichen. So hat sich dem Menschen auch das Südmeer enthüllt und nicht eine Klippe, welche über das Wasser hervorragt, ist sicher vor dem kühnen Treiben des Seefahrers. Bis in den eisigen Süden führt ihn seine Gewinnsucht, und da wo sich die Natur vor ihrem eigenen Bilde entsetzt, weiß er Schätze zu sammeln und kehrt reich beladen zurück. Wir müssen ihm daher in die unwirthbarsten Gegenden der Erde folgen, um uns mit den einzelnen Inseln bekannt zu machen, welche freilich bis jetzt blos von Robben bewohnt werden.

Die Falklandsinseln sind die ersten, welche sich uns darbieten. Sie wurden von Hawkins 1539 zuerst entdeckt, und Hawkinsmaidenland genannt. Seitdem wurden sie oft gesucht und vom Engländer Covle und Strong 1689

unter dem Namen Falklandsinseln in die Geographie eingetragen. Später wurden sie noch einmal umgetauft und von Pore die Malouinen zugenannt. 1764 wollte Frankreich eine Niederlassung hier anlegen und ließ durch Bougainville eine Kolonie an den größern Inseln aussetzen, allein Spanien machte frühere Ansprüche geltend und bewog mit einem Aufwande von 600000 Franken die Franzosen zum Abzuge. Auch England versuchte später eine Kolonie, ließ sie aber wieder eingehen. Eben so ging eine spanische Kolonie ein und 1820 versuchten die la Plataſtaaten eine neue Niederlassung. Von allen diesen Kolonien ist nur die vierfüßige Bevölkerung, nemlich Pferde und Rinder in großen Herden geblieben.

Die Falklandsinseln liegen zwischen 51° 5′ und 52° 55′ südl. Br. und 320° 55′ bis 316° 3′ östl. Länge in einer Entfernung von 44 Meilen gegen Osten vom festen Lande von Südamerika; die ganze Gruppe besteht aus 2 großen und einer Menge kleiner Inseln. Die eine heißt die West-, die andere die Ostinsel. Jede ist von einer Menge anderer Inseln umgeben. Man zählt ihrer über 90 auf einem Umfange von 200 Seemeilen. Die Westinsel ist die größte. Beide Inseln sind hügelig, wasserreich und schöne Kaskaden zieren das grüne Weideland. Aber Südstürme umwehen sie und der Boden kann sich daher nicht mit Waldung bekleiden. Die verschiedenen Nationen, welche hier Kolonien versucht haben, gestehen einmüthig, daß jede Bemühung den Boden anzubauen an der Hartnäckigkeit des Klima scheitere. Die Küsten sind hin und wieder mit Binsen und Gräsern bedeckt, das Innere mit Gras bekleidet, übrigens zeigen die Inseln eine furchtbare Gestaltung und dieselbe Zerrissenheit und Ruinenhaftigkeit, welche die ganze Südspitze Amerika's auszeichnet. Die Tiefen sind völliges Moorland, die Höhen sind zackige Bergtrümmer, alles zeigt eine furchtbare Einöde und nur im Innern leben Herden von verwilderten Schweinen und Geflügel, so wie Pferde und Rinder, während die Küsten der See von Robben umbrüllt werden. Eine Menge von Vorgebirgen schließen aber sehr gute Hafen ein. Z. B. Port Egmont an der nordwestlichen Seite der Westinsel, so groß und gut, daß die ganze brittische Flotte vor Anker liegen könnte. Hier trifft man die Reste der Brittenstadt an der Südseite eines 100 Toisen hohen Berges. Port Egmont und noch einige andere Hafen befinden sich in der Falklandsstraße. Puerto de la Soledad ist ebenfalls ein vortrefflicher Hafen und enthält die Ruinen der Franzosenstadt. Ein Obelisk mit dem Bildnisse Ludwigs XV.

steht noch da. In den verschiedenen Häfen der Insel haben von Zeit zu Zeit mehre Seefahrer überwintert und mannigfaltige Spuren ihres Daseins hinterlassen. Auch der Robbenschlag versammelt hier von Zeit zu Zeit mehre Menschen. Alle Spuren, welche sie hinterlassen, tragen dazu bei das Schauerliche der Einöde zu vergrößern. Das Klima der Falklandsinseln ist ein Inselklima der kalten Zone, ein beständiges Mittelding zwischen Sommer und Winter. Die Tage sind neblich, die Nächte sternhell, der Schnee liegt nur zwei Monate lang auf den Hügeln und Stürme umbrausen sie das ganze Jahr. In großer Menge scheint auf ihnen einheimisch zu sein der südliche Hund, Berggänse und eine unendliche Fülle von Robben; besonders ist es die Elephantenrobbe, welche hier in großer Menge gefunden wird. Freilich hat die große Jagd, welche auf diese Thiere gemacht wird, die Anzahl derselben schon ungemein vermindert; denn es ist unglaublich, in welcher Anzahl dieselben jährlich auf den zerstreuten Inseln erschlagen werden. Die Robbe wirft jährlich nicht mehr als ein Junges und die Vermehrung kann also nicht so sehr geschehen, als der Geist der Spekulanten es wünscht. Mäuse gibt es hier auch eine Menge. Die Zahl der Seevögel, der Schwäne, Schnepfen, Pinguine, Meerschwalben, Sturmvögel u. s. w. ist auch sehr groß. Die Armuth der Vegetation haben wir schon erwähnt. Eine Pflanze ist merkwürdig und dem Botaniker unter dem Namen *Sedum minimum* bekannt. Sie wird 1 bis 2″ hoch; mit engverwachsenen und zusammengepreßten Blättchen sieht diese Hauswurz einer apfelgrünen Beule gleich und hält 8 bis 10‴ Durchmesser. Sie wird so fest, daß sie die Last eines Menschen trägt und schwitzt eine harzige Materie von aromatischem Geruche aus, dessen sich die Matrosen als Wundbalsam gern bedienen. Man hat zwei Arten Heidekraut gefunden und einige antiskorbutische Pflanzen. Die Blumen der Falklandsinseln sind ohne Geruch.

Südlich von den Falklandsinseln liegen noch eine Menge anderer Eilande und Archipele gegen den Südpol hin. Wir nennen darunter die Aurorainseln, 1762 von der spanischen Fregatte Aurora entdeckt unter 52° 27′ südl. Br. und 331° 56′ Länge. Es sind drei kleine Inseln, ziemlich unter demselben Meridian, dürre Felseilande.

Neu-Süd-Georgien ist ein ganzer Archipel zwischen 54 und 55° südl. Br. und 33o bis 37° östl. Länge von La Roche entdeckt. Cook, der sie 1775 wieder auffand, nahm im Namen Sr. brittischen Majestät feierlich Besitz davon, wo-

bei die Robben in ein tausendstimmiges Vivat einbrüllten. Doch wurden seitdem diese getreuen Unterthanen durch die brittischen Seekapitäne ausgerottet.

Südöstlich von Süd-Georgia liegt Sandwichland, eine Reihe furchtbar öder Felsen von ewigem Schnee bedeckt, zwischen 58 und 59° südl. Br. und 351° östl. Länge.

Südwestlich von Süd-Georgia unter 60 und 61° südl. Br. liegen die Süd-Orkneysinseln, ebenfalls öde, unter ewigem Schnee begraben, nur mit Thranschläuchen angefüllt, welche man Robben nennt. Der Seelöwe, der Seeleopard und die Pelzrobbe sind die Arten, welche sich vergebens hieher flüchteten, um der Wißbegierde der Britten zu entgehen.

Neu-Süd-Shetland, ist ebenfalls ein großer Inselarchipel, 1819 von Smith entdeckt unter 317° 41′ östl. Länge und 62 bis 63° südl. Br. Man hielt diesen Archipel anfangs für ein Festland, allein die Erfahrung zeigte, daß es nur eine Reihe vulkanischer Eilande seien. Das Ganze ist ein schaudervolles Beinhaus der Natur. Südlich davon unter 64° südl. Br. liegt das Trinity- oder Dreieinigkeitsland; östlich davon die Hopeinsel.

Noch werden uns in der neuesten Zeit manche Nachrichten gegeben, welche die Entdeckung solcher Südeilande anzeigen. So wird unter 56° 18′ südl. Br. und 331° 25′ östl. Länge Powlett-Eiland angezeigt, eine vulkanische Insel, deren Pik man auf 30 engl. Meilen Entfernung von der See aus erblickt, was auf eine bedeutende Höhe schließen läßt. Die Prinzeninsel wird unter 55° 55′ südl. Br. und 332° 15′ östl. Länge verlegt; ebenfalls ein Vulkan, aus lauter Lavaschichten bestehend. Von derselben Beschaffenheit ist die Villeisinsel, 56° 25′ südl. Br. und 332° 17′ östl. Länge. Die Weihnachtsinsel wurde am 25. Dezember 1830 entdeckt und liegt unter 57° 49′ südl. Br. und 332° 22′ östl. Länge. Östlich davon liegen die Purifikations- und Montaiguinseln. Sämtliche Inseln scheinen einem Vulkanreich anzugehören und bis 4000′ absol. Höhe anzusteigen. Keine Vegetabilien sind hier sichtbar, nicht einmal Flechten. Nur eine Menge Seekühe wurden getödtet und das Schiff Pacific brachte von ihnen 20000 Pinguinöl nach Portsmouth.

XI. Die Republik Argentina.

Wir beeilen uns aus dem tiefen eisigen Süden wieder nach dem Festlande von Südamerika zurückzukehren, und vom Anblick wüster und wilder Länder uns in freundlichern Gegenden zu erholen. Die Republik Argentina oder la Plata liegt zwischen 18° 55′ und 40° 56′ südl. Br. und 307° 36′ bis 305° 46′ östl. Länge. Ihre Grenzen, die unendlich weit ausgedehnt sind, erreichen im Norden die Ebene von Moxos und Chiquitos und die bolivische Provinz von Santa Cruz de la Sierra, dann Paraguay, von dem es der Rio Parana trennt. Im Osten scheidet es der Uruguay von der Banda Oriental; im Süden stößt es an Patagonien und im Westen an die Andes, deren Kamm die Grenze der Republik bildet. Nicht weniger als 50000 geogr. Quadratm. beiläufig gerechnet, bilden das gewaltige Gebiet dieser Republik, welche jedoch auf ihrem ungeheuren Territorium nicht mehr als 2,200000 Einw. zählt, eine gewiß kleine Anzahl für ein Land, das für 200 Millionen Menschen Raum genug hätte, nebst einem ergibigen Boden, der sie alle ernährte.

Buenos-Ayres oder das ehemalige Vizekönigreich Rio de la Plata, war unstreitig eine der wichtigsten Kolonien für Spanien. Lange Zeit wurden diese unermeßlichen Länder gar wenig beachtet, und selbst als ihre Wichtigkeit fühlbar wurde, hing es noch immer von Peru ab und wurde erst 1778 als ein eigenes Generalkapitanat und später Vizekönigthum von Peru getrennt. Die Verbindung Peru's mit Europa fand bei weitem leichter über Buenos-Ayres, als durch das stille Meer und über Asien statt. Daher flossen gar bald alle Reichthümer Oberperu's von Potosi aus, durch Salta über Tucuman und Cordova nach Buenos-Ayres, welches der Stapelplatz für die Reichthümer des transäquatorialen Südamerika wurde. Hier entwickelte sich demnach auch gar bald ein eigenthümliches Staatsleben. Buenos-Ayres wurde reich an Volk und Gütern und der Geist der Unabhängigkeit entwickelte sich hier zuerst. Man kam daher schon in den ersten Jahren des XIX. Jahrhunderts zu dem Entschlusse, mit brittischer Hülfe die Unabhängigkeit zu erringen, und der General Liniers knüpfte deshalb Unterhandlungen mit England an, welches dazumal mit den mit Frankreich verbundenen Spaniern in Krieg verwickelt war. Plötzlich erschien eine englische Flotte unter Popham mit Landungstruppen unter Beresfort und überraschte am 24. Juni 1806 Buenos-Ayres, dessen Vizekönig, als er das Einverständ-

niß seiner Truppen bemerkte, flüchtete; worauf Buenos-Ayres am 12. Juli kapitulirte. Wie es aber dem Pferde erging, als es dem Menschen seinen Rücken lieh, um sich am Hirsche zu rächen, so erging es auch den Bewohnern von Buenos-Ayres. Die Britten glaubten den Schlüssel zu den spanischen Schätzen in Händen zu haben und benahmen sich als Herren, welche gar nicht daran dächten, die Plane der Bewohner von Buenos-Ayres zu unterstützen, doch war diesmal das Pferd so klug den Reiter abzuwerfen: denn Liniers vereinte die Reste des spanischen Heeres mit den Bewohnern der Hauptstadt und warf die Britten hinaus. Sie drangen zwar 1807 wieder ein, allein Liniers zwang sie zu einer Kapitulation, kraft deren sie ganz Südamerika räumen mußten. Nun kehrte der Vizekönig wieder zurück und regierte nach wie vor das Land. Alles kam wieder ins alte Geleis. Liniers wußte der Sache eine gute Wendung zu geben und man rühmte zu Madrid die unerschütterliche Treue der Kolonisten, welche die Britten zweimal aus Buenos-Ayres geworfen hätten.

Als die Bourbonen vom spanischen Throne vertrieben wurden, schwankte der Vizekönig zwischen Bourbon und Napoleon, indem er nicht recht wußte, was er thun sollte. Da bildeten sich Parteien und am 25. Mai 1810 wurde der Vizekönig abgesetzt, und eine Junta regierte im Namen Ferdinand VII. fort. Da die Cortes diesen Gewaltschritt mißbilligten, so entfremdeten sie sich die Herzen der Amerikaner und ein Kongreß trat an die Stelle der Junta. Allein der Unabhängigkeitserklärung folgte ein Kampf nach Innen und Außen. Parteien bildeten sich und zerfleischten den Staat. In diesen bürgerlichen Unruhen wurde auch der tapfere Liniers verdächtig, gefangen und erschossen. Endlich kam 1813 eine konstituirende Versammlung zu Stande. Sie arbeitete bereits am Konstitutionswerke, sprach die Freiheit der Sklaven aus und suchte Ordnung einzuführen. Da drangen die Spanier von Peru aus ein, ein blutiger Parteikampf entspann sich. Artigas, Rondeau und Alvear bekämpften einander. Der General St. Martin jagte zwar die Spanier aus Chili und Peru, allein nun kämpften die Häupter unter einander, wer den Staat regieren sollte. Die Junta von Buenos-Ayres ernannte den General Rondeau zum Direktor und rief den tapfern Artigas zurück, aber Rondeau wurde von den Spaniern geschlagen und Artigas warf die gegen ihn abgeschickten Truppen. Mitten unter diesen Unordnungen gelang es einem tüchtigen Manne, dem braven Pueyredon im März 1816 einen Kongreß nach Tucuman zu versammeln. Prey

reden wurde zum Direktor erwählt, General St. Martin mit 4000 Mann nach Chili geschickt, Belgrano nach Peru, um auf beiden Seiten die Spanier zu bekämpfen und von der Republik abzuhalten. Zu gleicher Zeit langte die Kunde von dem unglücklichen Benehmen Ferdinand VII. bei seiner Rückkehr nach Spanien in den Kolonien an. Jetzt erfolgte am 9. Juli desselben Jahres die förmliche Lossagung vom Mutterlande und die Unabhängigkeit von Buenos-Ayres. Die unermüdete Thätigkeit des großen Bürgers Pueyredon bewirkte, daß am 3. Dez. 1817 ein neuer Kongreß zu Buenos-Ayres sich versammelte, und der Republik unter dem Namen: „vereinigte Staaten von Südamerika“ eine einstweilige Verfassung gab, die von 26 Mitgliedern entworfen und unterzeichnet war. In einem neuen Kongresse 1819 wurde dieses Grundgesetz abermal umgearbeitet, in 130 Artikel verfaßt und zum Staatsgesetz erhoben. Zwei Kammern und ein Direktor oder Präsident stehen an der Spitze des Bundesstaates, der sich nun den Namen der vereinigten Provinzen am la Platastrome beilegte. Neue Schwierigkeiten erhoben sich, als der portugiesische General Lecor im Dezember 1816 die Banda Oriental besetzt hatte und Doktor Francia jede Verbindung Paraguay's mit den la Plataprovinzen abwies. Doch beruhigte man sich bald darüber, indem man Dr. Francia gewähren ließ, den Portugiesen aber überall Abbruch that. Jetzt begannen die Stürme im Innern aufs Neue zu wüthen; eine Regierung vertrieb die andere, von 1821 wechselten nicht weniger als 15 Direktoren nach einander ab. Pueyredon hatte, müde der ewigen Unordnungen und Verkennung seiner Absichten, seine Würde niedergelegt und flüchtete nach Montevideo. Ihm folgten eine Menge Fehdherren, die sich gegenseitig bekämpften und vertrieben. 1821 trat endlich Garcia als Staatssekretär an die Spitze und beherrschte die Angelegenheiten bis 1824, wo die Eröffnung eines neuen Kongresses zu Buenos-Ayres stattfand. Dieser Kongreß bestätigte die Verfassung auf das feierlichste, schloß einen Handelsvertrag mit Britannien und suchte, so gut es ihm möglich war, die Regierung zu befestigen. Leider kann kein Kongreß Bürgerverstand dekretiren, noch dem Ehrgeize Grenzen setzen oder geläuterte Begriffe über wahre Ehre einem Volke einflößen. Verwirrungen folgten auf Verwirrungen, ein Staatsoberhaupt wurde nach dem andern erschossen. Die Regierung ist zwar fest bestimmt, auch hat die Republik einen Krieg mit Brasilien glücklich bestanden und zu seinem Vortheile beendigt; aber die Spal-

tungen im Innern dauern fort. Gegenwärtig steht General Santa Rosas an der Spitze des Staats, welcher sich endlich konsolidiren zu wollen scheint.

Die ausgedehnte Oberfläche des Landes ist, wie natürlich, auch in Hinsicht seiner Bodenbeschaffenheit keineswegs einförmig, sondern bietet jene Verschiedenheiten dar, welche man von einem großen ausgedehnten Reiche erwarten kann. Hoch und tief ist nun einmal das Schicksal der Menschen dieser Länder, und so zeigt sich denn auch Buenos-Ayres. Nur muß man, wie natürlich, hier insofern einen Unterschied finden, als der größte Theil der argentinischen Republik eine vollkommene Ebene, vielleicht die ausgedehnteste auf Erden bildet. Im Norden greifen die Andes von Potosi weit von Westen nach Osten herüber und bilden jene berühmten Paramos, oder Sierras de Santa Cruz; ihnen entgegen kommen die Ausläufer, in welche die Brasilienberge sich verflachen und wo sie sich begegnen, bleibt zwischen beiden jene berühmte Landenge von Moxos und Chiquitos. Durch diese hängt, wie schon öfter erwähnt, die südliche Pampa mit den Ebenen des Rio Madeira, Ucayale und den übrigen Zuflüssen des Amazonenstromes zusammen. Jedenfalls liegt aber an der Ebene von Chiquitos und Moxos eine Quergräte, welche die Wasserscheide zwischen dem Amazonen- und la Platagebiete bildet. Hohe Berge sind zwar weder vonnöthen, noch vorhanden, aber eine Erhöhung der ganzen Landenge zwischen Santa Cruz und Matto-grosso muß stattfinden, weil die Wasserscheide so genau und der Fall der Flüsse, bis sie die vollkommne Ebene erreichen, ziemlich bedeutend ist.

Der Westen der argentinischen Republik wird von dem Kamme der östlichen Anden selbst gebildet, mithin fällt in das Gebiet der Republik die ganze Ostabdachung der chilesischen Anden und macht den Westen in den Provinzen Mendoza, Rioja, Salta und Tucuman zu einem Berglande, welches sich gegen die Provinzen Jujuy, St. Jago del Estero und Cordova hin verflächt. Im Osten selbst bildet der Paraguay und tiefer hinab der Uruguay die Grenze des Landes. Die Abdachung der Anden verflächt sich an den Paraguay hin, welcher sich in seinem Laufe an den Fuß der Brasilienberge gedrängt sieht, so daß man das ganze Land von den Anden bis an den Paraguay, als eine immer tiefer werdende Abdachung betrachten kann. Die Provinz Entre-Rios, zwischen dem Uruguay und Paraguay hat bereits Erhöhungen aufzuweisen, aus welchen jedoch die Verfertiger unserer Karten keine Gebirge machen soll-

ten. Eben so zeigt auch Paraguay bereits Hügelland, aber ebenfalls keineswegs ein Gebirgsland. Es wäre der Geographie sehr zu wünschen, daß sie für die verschiedenen Erhöhungen der Erdoberfläche auch verschiedene, aber fest bestimmte Benennungen hätte, damit man genau wüßte, was man unter Höhe, Hügel, Berg und Gebirg, denen noch einige Zwischenausdrücke sehr noth thäten, zu verstehen habe; so wie wir zwischen Quelle, Bach, Fluß und Strom unterscheiden. Nur müßten diese Ausdrücke einen absoluten und keinen relativen Werth haben.

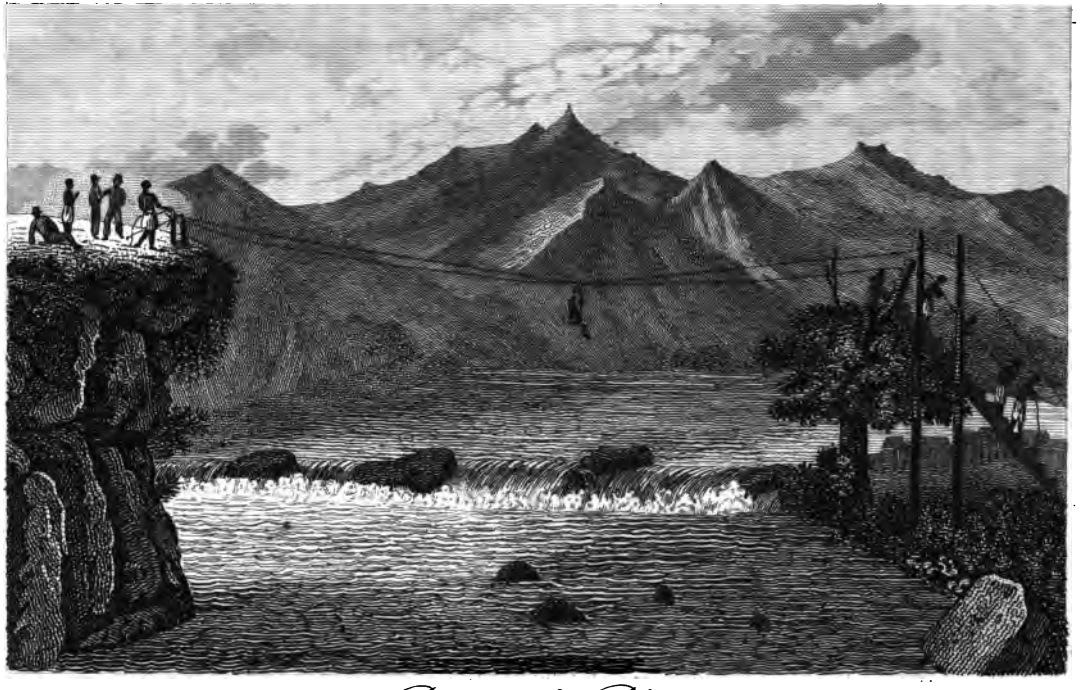
Wenden wir uns nach dem südlichen Theile der Republik, so finden wir hier das weite, vollkommen ebene Tiefthal bei dem Zusammenflusse des Uruguay und Paraguay zum la Plataſtrome sich plötzlich nach Westen erweitern, um wahrscheinlich das größte Flachland der Erde, die eigentlichen Pampas von Buenos-Ayres und Patagonien zu bilden. Dieses sind nun vollkommen horizontale Ebenen, welche so wenig Fall haben, daß der la Plataſtrom beim Andrange der Südostwinde nicht selten bis zum Rio Parana hinauf, bei Sta. Fé rückwärts fließt. Ja man will sogar bei starkem Luftandrange eine rückgängige Bewegung der Gewässer bis Corientes bemerkt haben. Sind die großen Ströme einmal in die Ebene herausgetreten und haben sie ihre Fälle und Strömungen überwunden, so hat der Boden noch gerade so viele Neigung als nothwendig ist, um die Wasser nicht ganz stehen zu lassen, sondern ihnen einen Abzugskanal zu gewähren. Ja sie haben auf eine Seemeile kaum einige Zoll Gefälle und man darf annehmen, daß es hin und wieder mehr die Schwere der ungeheuren Wassermasse, als die Neigung des Bodens sei, welches die Ströme dem Meere zu bewegt. Indessen nimmt man auch hier häufig jene Landbänke wahr, die wir schon in den Llanos des Nordens wahrgenommen haben. Es erhebt sich nemlich der Felsengrund der Ebenen dann und wann mit einer Art Bauchung über die Oberfläche. Sie bestehen meist aus einer Art Konglomerat und einem mit Kalk verkitteten Flötzsandsteine, in welchem sich häufige animalische Überreste, besonders Muschelwerk befinden. Diese Bänke sind mitunter von ungeheurer Ausdehnung, erheben sich aber kaum 4 bis 5 Toisen über die völlig horizontale Pampaebene. Östlich von Paraguay und Parana sind diese Felsenlager mitunter nur von einer dünnen Erdschichte bedeckt, welche alsdann dem Anbaue große Schwierigkeiten entgegensetzt.

Argentina ist eine außerordentliche wasserreiche Republik, was auch nicht wol anders möglich ist, da man sagen kann,

sie sei nach W., N. und O. hin mit Wällen umgeben, die größtentheils aus Urgestein bestehen und solche Vorlagen haben, welche sich auch durch die Eigenschaft, die Gewässer durch die Luft an sich zu ziehen auszeichnen. Wir nennen unter den Flüssen zuerst den Paraguay, dessen Gewässer aus den Anden von Potosi durch den Pilcomayo und Vermejo verstärkt werden. Die eigentlichen Quellen des Paraguay liegen aber in der brasilianischen Provinz Matto-Grosso und es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß außer den Zuflüssen, welche die zwei Ströme Pilcomayo und Vermejo sammeln, nur wenige Wässer der Andescordillere von Westen her das Meer erreichen, weil die meisten herabströmenden Flüsse in den unermeßlichen Pampasebenen stagniren und verdunsten. Dagegen strömt aus Brasilien eine ungeheure Wassermenge herab, sammelt sich in der Sierra de Paraguay, reich an Gold und Edelsteinen und bildet den gewaltigen Fluß gleiches Namens, welcher, immer nach Süden strömend, mit dem von NO. kommenden Parana oberhalb Corientes sich vereinigt. Als Parana strömt nun das vereinte Gewässer vorwärts, an der Westseite der Provinz Entre-Rios hin, bis oberhalb Buenos-Ayres und der gegenüberliegenden Kolonie del Sacramento sich der Uruguay ebenfalls von NO. kommend verbindet und nun die ungeheure Wassermasse, welche mehr ein Meerbusen als ein Strom genannt werden sollte, unter dem Namen la Plata der See zuwälzt. Man bemerkt in Paraguay ein periodisches Anwachsen, welches Ende Februars beginnt, bis Ende Juni den höchsten Stand erreicht, um alsdann wieder abzunehmen. Das Steigen des Flusses beträgt 5 bis 6 Toisen über seinen gewöhnlichen Stand. Der Parana entspringt in den brasilianischen Gebirgen von Goyaz, strömt anfangs südlich, wendet sich aber später gegen Westen bis zu seiner Vereinigung mit dem Paraguay. Er ist tiefer aus dem Gebirge kommend, reißender und schneller als der letztere Strom und bildet mitunter mehre Wasserfälle, welche jedoch Brasilien angehören. Nach seiner Vereinigung mit dem Paraguay ist er durchweg schiffbar. Bei der beinahe meergleichen Fläche des größten Theils der Republik und bei der großen Menge der Gewässer, welche die Andes herabsenden, kann es nicht anders sein, als daß diese Gewässer sich in der Ebene sammeln, ausdehnen und eine Menge von Seen und Morästen bilden. Diese sind denn auch in Argentina in hinreichender Anzahl vorhanden. So ist der See von Xarayes in der Provinz Chiquitos ein seichter, aber sehr ausgedehnter Wasserspiegel, welcher blos durch

die Überschwemmungen und Ansammlungen der Regenwasser unterhalten wird. Er nimmt, sobald der Paraguay aus seinen Ufern tritt, immer zu später, wieder ab und verdunstet alsdann, wo er sofort der großen Syrte in Afrika ähnlich wird, und eine ungeheure Fläche von 20 geogr. Quadratm., mit Wasserlilien bewachsen, bildet. Auch in ihm wurde das Eldorado gesucht. Eben so ist der große Moraſt von Ybera beschaffen, zwischen dem Uruguay und Parana, von diesem letztern Strome selbst gebildet. Er bedeckt eine Oberfläche von 80 Quadratm. und darüber und enthält eine Menge Inseln. Noch zahlreicher sind diese Seen und Moräste in der Provinz Rioja, Cordova, Mendoza und Tucuman. Da bei der Schwierigkeit, welche die horizontale Ebene des Landes der Kanalisation entgegensetzt, an eine Austrocknung der Sümpfe, wenigstens vor der Hand nicht zu denken ist, so wird dadurch das Land einem großen Theile nach des Anbaues unfähig.

Bei dieser Beschaffenheit des Bodens der argentinischen Republik, ist natürlich auch auf eine große Mannigfaltigkeit der Naturprodukte, welche der Boden hervorbringt und enthält, zu schließen. Der Boden der sumpfigen und wasserreichen Ebene ist mit Salz geschwängert, so daß die Viehherden dieser Eigenschaft wegen die Erde selbst verzehren, d. h. sie bedürfen zu ihrer Gesundheit eine gewisse Quantität salziger Erde. Auch sind in den Pampas zur Zeit der Trockenheit alle Quellen und Brunnen salzig, und viele Lagunen setzen bei ihrer Verdunstung eine Salzkruste ab. Metalle finden sich nur in den bergigen Provinzen des Westens, welche die Quellen des Vermejo enthalten. Eben so in dem ganzen Ostabhange der Cordilleren. Unweit Sant Jago del Estero befindet sich jene große Masse gediegenen Eisens, welche öfter in der Natur vorkommt, aber immer als isolirte Masse, frei auf der Oberfläche wie aus einem fremden Planeten hereingeschleudert daliegend. Auch diese Eisenmasse liegt ganz auf der Oberfläche eines thonigen Bodens in den Chacoebenen und hat 10′ Länge, bei 6′ Breite und 4′ Höhe. Sie enthält viel Zink, ist aber hämmerbar. Übrigens kennt man den mineralischen Reichthum noch äußerst unvollkommen. Die Pflanzenwelt anlangend, so sind die Ebenen voll Futterkräuter, es gibt aber auch hin und wieder, jedoch nicht zu häufig, oasengleiche Waldstriche. Wo Höhen sind, besonders die Cordillerenabhänge enthalten eine große Menge mannigfaltiger Gewächse, welche natürlicherweise dem Einflusse der geogr. Breite unterliegen. Man hat bereits viele europäische Pflanzen akklimatisirt, besonders viele Holzarten, die auch trefflich ge-



Rio de la Plata.

deihen. Am Fuße der Andes sieht man herrliche Weingärten. In den nördlichen Provinzen auch Zuckerrohr, Indigo und alle Gaben der Tropenländer, die nach und nach in Mais, europäische Cerealien und die Früchte unserer Baumgärten übergehen, welche aber auch durchgehends, wo nur immer der Boden geeignet ist, prachtvoll gedeihen. Die salzigen Ebenen sind auch an Salzpflanzen sehr reich. Den Hauptreichthum der Republik bildet aber die ungeheure Viehzucht, welche mit unzählbaren Herden die Pampas bevölkert. Wir verweisen in Bezug auf ihre ungemeine Größe auf die Einleitung, wo eine ungefähre Schätzung in Zahlen ausgedrückt ist. Auch die Schafzucht wird mit Erfolg betrieben. Fische und Geflügel sind in einer unglaublichen Menge und in unzählbaren Arten vorhanden. Der Reichthum der Republikaner wird demnach wie der der Patriarchen nach der Zahl ihrer Rinder, Pferde und Esel, zu denen sich leider das köstliche Kameel noch nicht gesellt hat, ausgedrückt. Daß es weder an giftigen Insekten, noch an Amphibien fehlt, brauche ich kaum zu erwähnen.

Die Einwohner bestehen größtentheils aus Indianern, welche zum Theil in Missionen gebändigt sind, zum Theil aber, besonders um den Pilcomayo herum, noch in großen Schaaren wild leben. Die Anwohner des Flußgebietes von la Plata haben sich vor allen Völkern Amerika's durch Wildheit, Unbändigkeit, waren sie aber einmal in Missionen vereinigt, durch Talente und Gelehrigkeit ausgezeichnet. Sie sind alle beritten. An steilufrigen Stellen übersetzen sie die Flüsse mittels gespannter Seile. Sie sind gastfrei, mild, gutmüthig, von reinen Sitten und tapfer, dabei wild, kriegerisch, verschlagen, grausam und blutdürstig. Im Allgemeinen, ein bischen Faulheit ausgenommen, uns so ziemlich ähnlich. Sie kleiden sich in Felle, haben Pfeile, Spieße, Schleudern, die sie alle sehr gut zu handhaben verstehen. Sie boxen gerne, sind zum Kriege geneigt, suchen aber Kampf im offnen Felde zu vermeiden, und verstehen den Feinden sowol auszuweichen, als auch sie mit größter Schlauheit zu überfallen. In den Missionen, wo wir jedoch die Kunstfertigkeit der Jesuiten in Behandlung der Völker abermal rühmen müssen, zeigen sie sich gelehrig, lenksam, fleißig und sowol für Viehzucht als Ackerbau höchst brauchbar. Sie treiben Jagd in wildem Zustande, und sind auch vortreffliche Pferdediebe. Die Pampasindianer sind wahre Nomaden, und seitdem sie Viehherden besitzen, die Mongolen Amerika's, nur weniger lasterhaft.

Eine eigene Art von Menschen hat sich aus den Spaniern gebildet, welche die mittlere Ebene der Pampas bewohnen; es

sind die berüchtigten Gauchos, wahre Beduinen und Patriarchen der Wüste. Sie sind Nachkommen spanischer Einwanderer, welche sich der Herdenpflege widmeten und die unermeßlichen Viehweiden besetzten, die ihnen Reichthum versprachen. Vereinzelt sind sie in der Wüste angesiedelt, und der Nachbar vom Nachbarn durch sehr große Zwischenräume getrennt. Jeder Gaucho, der oft von sehr edlen spanischen Familien abstammt, ist eine Art patriarchalischer Souverain in der Mitte seiner Meierei. Eine Hütte ist sein Haus, eine Einzäunung für seine Herde umgibt es, Häute bilden Lager und zum Theil auch Kleider, und Pferdeköpfe dienen zu Sitzen, so wie auch des Nachts sein Haupt auf einem mit einer Haut bedeckten Pferdekopfe ruht. Wie die Beduinen der Wüste Afrika's lieben sie die Freiheit, indem sie jede Unterwürfigkeit als eine Entehrung des Mannes betrachten. Um diese zu erhalten, ist ihnen weder das Leben zu theuer, noch eine Anstrengung zu groß. Ihre körperliche Gewandtheit ist der des Arabers gleich. Pferde zähmen, durch die Ebenen jagen, mit zügelloser Wildheit fechten, die größten Anstrengungen und Beschwerden ertragen, das sind die Künste, in welchen es der Gaucho zu einer außerordentlichen Fertigkeit bringt. Aber jene liebenswürdige Bildung des Arabers, jener feenhafte Adel des Gemüthes, jene Milde der Sitten, welche im Zelte des Beduinen herrscht, jene unverbrüchliche Gastreue die ihm eigen ist, mit einem Worte, jener romantische Feencharakter den der Araber mit seiner schönen Sprache und seinen geistvollen Märchen bewahrt hat, alle diese Eigenschaften fehlen dem Gaucho gänzlich. Der Gaucho ist düster, mißtrauisch und indolent, nur wo es Leibesübung gilt, nur wo er zu Pferde zur Thier- oder Menschenhetze reiten kann, nur da wird sein Auge belebt; seine Muskeln schwellen, seine Thätigkeit und ich möchte sagen, seine Wildheit erwacht. Seit dem Falle der Spanier sind sie für politische Freiheit begeistert, aber bei ihrem Mangel an Bildung und allen Merkmalen der Civilisation, bei ihrer Abgeschiedenheit vom geselligen Leben, bei ihrer Verwilderung sind sie trotz mancher edlen Gefühle, welche von Zeit zu Zeit hervorbrechen, nichts anders als ein Werkzeug in der Hand schlauer Faktionsmänner, die sich ihrer wilden Tapferkeit bedienen, um in den unglücklichen civilisirten Städten, die sie sich zum Schauplatze ihrer Umtriebe ausersehen haben, ihre oft sehr unedlen Absichten zu erreichen. Man sah daher in der neuesten Zeit die sogenannten Generäle häufig in die Wüste wandern, die Gauchos versammeln und an ihrer Spitze zurückkehrend die

öffentliche Ordnung umkehren, und die edelsten Häupter der Republik haben unter den Händen dieser Wilden ihr Leben ausgehaucht. Bei allen dem ist es nicht zu läugnen, daß die wilde Größe des Gemüths bei einem Gaucho einer Veredlung fähig ist, aus welcher der Republik die schönsten Früchte erblühen könnten und vielleicht auch werden. Der Gaucho ist gastfrei, voll Anlage, mit jener Lebendigkeit des Geistes begabt, die den Creolen eigen ist. Freilich ist er nur Asche oder vielmehr ein kalter Feuerstein. Der Funke liegt in ihm, mehr als einmal wurde er zum Brande der Republik. Es ist aber kein Zweifel, daß er eben so zur glänzenden Leuchte werden kann. Die heillose Verwahrlosung des öffentlichen Unterrichts ist es, welche jene Ausgeburten erzeugt, die späterhin nicht nur sie selbst, sondern auch ganze Generationen ins Verderben stürzt.

In den Städten herrscht Bildung vor und Argentina hat den großen Vortheil, eine bei weitem gebildetere Städtebevölkerung zu besitzen, als die übrigen Republiken Amerika's. Die Häupter der Republik haben es sich daher mit rühmlichem Eifer angelegen sein lassen, Bildungsanstalten zu befördern, und man sieht bereits die Söhne der Gauchos in den Unterrichtsanstalten der Städte sich der Civilisation und dem Stande der Dinge in ihrem Vaterlande entgegenbilden. Möge die junge Generation immerhin das lernen, was der alten abgeht: nemlich die erste aller bürgerlichen Tugenden, den Gehorsam gegen das Gesetz. Denn nur so wird die Republik aufblühen, welche berufen ist, einen ehrenvollen Platz in der Reihe der civilisirten Staaten des Erdkreises einzunehmen.

Jetzt steht noch der Ackerbau auf der untersten Stufe, denn nur wenig Land ist im Verhältniß zum Areal der Republik angebaut. Demungeachtet führt die Republik für 2 Millionen Pf. St. an Getreide, Baumwolle, Tabak, Brantwein und Wein aus, und tauscht dafür englische Manufakturwaaren ein. Besonders werden aus der Provinz Mendoza sehr viele getrocknete Früchte und Konfituren ausgeführt. Die Viehzucht betreibt die Natur selbst. Sie würde, käme der Fleiß der Menschen hinzu, unermeßlich sein können. Es werden daher Dörrfleisch, Häute, Talg, Hörner und Schafwolle ausgeführt. Die Fabrikatur mancher unentbehrlicher Artikel findet Gedeihen, freilich erstreckt sie sich bis jetzt nur auf einige der nothwendigsten Gewerbe. Der Handel, besonders der der Hauptstadt, wird seit dem Traktat mit England sehr lebendig. Die berühmten Buenos-Ayres-Häute mit Fischotterhaaren, werden noch immer in großer

Anzahl nach Europa geführt. Auch findet ein starker Speditionshandel nach Chili und Peru mit europäischen Waaren statt. Die Zölle sind indeß etwas hoch und machen den Schleichhandel gewinnreich. Alle diese Industriezweige, Ackerbau, Viehzucht und Handel können um so leichter in dieser Republik aufblühen und eine um desto größere Verbreitung erhalten, als sie von der Lage des Landes und dem Klima unterstützt werden. In der gemäßigten Zone gelegen, ohne die Strenge höherer Breiten zu empfinden, ist der Wechsel der Jahrszeiten keineswegs schroff. Im Westen mildert die Höhe des Landes die Strahlen der Sonne, gegen Südosten herab neigt sich das Land, aber auch die geographische Breite, wodurch eine gewisse Gleichförmigkeit der Temperatur hervorgebracht wird. Schnee fällt beinahe nie; und wenn zu Buenos-Ayres mehre Nächte hindurch das Wasser eine dünne Eisrinde bekommt, so wird der Winter für äußerst streng gehalten. Südwind bringt Kälte, Nordwind Wärme; der Westwind ist selten, der Südwest macht die Luft heiter, Ost- und Nordwinde sind die häufigsten. Die Südwestwinde sind die stärksten. Stürme sind selten, die Luft ist aber gewöhnlich feucht und wirkt auf das Hausgeräthe nachtheilig ein. Schlossen sind so selten als Schnee, Regen fällt in sehr beträchtlicher Menge, und er ist von gewaltigen, furchtbaren und lange andauernden elektrischen Explosionen begleitet. In der Stadt Buenos-Ayres schlägt das Gewitter häufiger als vielleicht in irgend einem Theile der Erde ein. Die Blitze sind wie in der ganzen südlichen Erdhälfte außerordentlich stark und bei weitem mehr strahlend als zuckend, sie strömen im eigentlichsten Sinne aus der Atmosphäre herab. Dieses milde Klima wird bei aufblühender Industrie Ackerbau und Viehzucht um so mehr fördern, als der Boden im Ganzen fruchtbar ist. Aber auch für den Handel ist das Land günstig gelegen, denn nicht nur kann der Argentiner aus dem Innersten der Provinzen die Produkte mit Leichtigkeit zur See schaffen, sondern bei gehöriger Benutzung der Lage wird Peru, Bolivia und Chile die Handelsinteressen von Buenos-Ayres fördern müssen, während für das letztere auch Europa, Afrika, Asien und Neuholland offen da liegt.

Die Verfassung des Staates wäre, redlich erfüllt und gut gehandhabt, vielleicht geeignet, Industrie und Handel zu heben und zugleich den Staat selbst mächtig und groß zu machen. Englische Kapitalien haben freilich bis jetzt mehr als die Verfassung gewirkt, doch ist diese letztere keineswegs daran Schuld. Denn

auf dem Papiere nimmt sie sich gut aus. Sie ist der von Nordamerika ähnlich und noch etwas besser. Allein ohne den guten Willen eines Volkes wird weder ein Kongreß noch ein Senat, weder eine Demokratie, noch irgend eine Kratie einen Staat glücklich machen. Höchstens könnte dieses ein tüchtiger eiserner Despot. Die Justiz hat indessen in neuerer Zeit, besonders während der Herrschaft des wackern Präsidenten Riva Davia, große Verbesserungen erhalten. Der Wehrstand wurde den bürgerlichen Gesetzen unterworfen, das Richteramt unabhängig gemacht und für die innere Verwaltung mehr als irgendwo in Südamerika gethan. Auch hat er die Polizei verbessert, die Schutzpocken eingeführt, Hospitäler, Schulen und andere Institute eingerichtet und so viel für diese Gegenstände gethan und diese so fest begründet, daß sie selbst unter der folgenden Anarchie noch fortblühten. Eben so wurden Sparkassen errichtet, Bestimmungen zur Belebung des Wohlstandes erlassen, sogar ein chemisches Laboratorium auf Kosten des Staates erbaut, und, was noch mehr ist, man hat sogar Straßen angelegt und Posten errichtet. Der Vermejo wurde schiffbar gemacht und eine Wasserverbindung mit den Andes eröffnet. Wer wird hier nicht englischen Einfluß und englisches Geld erkennen? Sehr vernünftig sind die Bestimmungen, nach welchen in jedem Distrikte von 3- bis 4000 Menschen eine höhere Schulanstalt auf Staatskosten errichtet wurde. Um sie zu fundiren, verwendet man die Gebäude und Güter der während der Revolution eingegangenen Klöster, welche auf solche Art gewiß zweckmäßiger als anderswo verwendet wurden. 40 Jünglinge werden jährlich nach Europa gesendet, um auf Staatskosten erzogen und gebildet zu werden. Zwei Nationalschulen erziehen eine Anzahl Knaben und Mädchen aus allen Ständen zu künftigen Lehrern. Der Sklavenhandel ist verboten und, was gewiß recht schön ist, nicht nur dem Namen nach, denn man sah schon zu Buenos-Ayres einige Sklavenhändler aus verschiedenen Nationen baumeln. Die Kinder der Sklaven sind frei, die Neger selbst werden nach und nach in Freiheit gesetzt, übrigens sind ihrer nicht sehr viele. Es ist bereits auch eine Universität gegründet, mehre Kollegien blühen auf, Gesellschaften für Künste gedeihen und auch die Schulen des gegenseitigen Unterrichts zeigen sich sehr wirksam. Die katholische Religion ist Staatsreligion. Ein Bischof und die ihm untergeordnete Geistlichkeit sorgen für dieselbe. Es erfreuen sich jedoch alle andern Religionen der Duldung und es ist Staatsgesetz, daß kein Mensch seiner Religion wegen angefochten und

beläſtigt werden darf. Die Republik iſt reichlich mit ſchönen Kirchen verſorgt, die Klöſter ſind größtentheils von ſelbſt eingegangen und der Geiſtlichkeit rühmt man es nach, daß ſie um die Erziehung der Jugend ſich wie in keinem andern Staate Amerika's große Verdienſte erworben: gewiß ein ſehr ſchöner Ruhm! Auch wird gerühmt, daß für den Unterhalt der Geiſtlichen nicht nur ſehr gut, ſondern auch ſehr billig geſorgt iſt.

Die Militärmacht der Republik beſteht aus 10000 Mann, von denen freilich die Offiziere mit hohen Beſoldungen ein Drittel ausmachen. Man beſchäftigt ſich damit, die Zölle ganz abzuſchaffen und dagegen dem Staate aus direkten Auflagen und Taxen ein hinreichendes Einkommen zu ſichern. Freilich hat der Krieg mit Braſilien die Finanzen verwirrt und die Anarchie der letzten Jahre die Verwaltung in eine kritiſche Situation gebracht. 14 Millionen Piaſter Staatsſchulden drücken die Republik, welche nur 3 Millionen Piaſter Einkünfte und etwas weniger Ausgaben hat. Wo aber die Verwaltung gewaltſamerweiſe öfter aus einer Hand in die andere geht, da pflegen dieſe gewöhnlich etwas tief in den Sack des Staats zu greifen. Seit dem Frieden mit Braſilien ſcheint ſich manches wieder zu ordnen und der Präſident Santa Roſas ein Mann zu ſein, der Kraft und Klugheit beſitzt, den Geſetzen Nachdruck und Anſehen zu verſchaffen: ein Umſtand der allein hinreicht, einen Staat blühend zu machen.

Die Republik wird in 14 Staaten getheilt, deren jeder ſouverain iſt und die unter einander mittelſt Föderation verbunden ſind. Buenos-Ayres iſt unter dieſen Staaten derjenige, welcher an der Spitze der Föderation ſteht, und in welchem ſich die Kraft der Republik konzentrirt. Die Hauptſtadt mit ihren 80000 Einw. führt den Namen der Provinz und kann als Hauptſtadt des ganzen Bundes betrachtet werden. In ihr verſammelt ſich der Kongreß, die Häupter des Staats, ſo wie die Miniſter der Republik. Sie iſt zugleich der Mittelpunkt des Handels, der Sitz des Biſchofs und eine ſehr ſchöne Stadt.

Dieſe Stadt hat ſowol in Rückſicht ihrer Lage als Bauart ganz beſondere Eigenheit. Am Ufer eines Stromes, der einem Meerbuſen gleicht, gelegen, iſt ſie dennoch eine Inſel, denn ſo weit das Auge von der hohen Kuppel der prachtvollen Kathedrale reicht, ſo weit ſieht man nichts als eine unermeßliche Ebene, eine Fläche, die auf einer Seite wirklich beweglich iſt, und auf der andern Seite durch Luftſpiegelung beweglich

Buenos Ayres.

erscheint. Auf dieser Fläche und an dem ungeheuren Meerbusen des Platastromes, den viele mit Unrecht Silberstrom nennen, da der weiten Ausdehnung und geringen Tiefe wegen dem Flusse sein Name gegeben wurde, liegt die Stadt, die ihrer Bauart nach eben so eigenthümlich ist wie ihre Lage. Sie wird in Amerika auch die Unverbrennliche genannt, weil in ihr in der That eine Feuersbrunst weder erhört noch möglich ist, da weder brennbare Dächer noch Sparrwerk der Flamme eine Nahrung gewähren. Die Straßen sind nach Art der neuern Städte Amerika's alle nach der Schnur sich rechtwinklich durchschneidend angelegt. Die Häuser sind nicht sehr hoch und haben nur 2 Stockwerke und flache Dächer nebst einem schmutzigen Ansehen, da sie anfangs von Außen weiß getüncht waren, in der Länge der Zeit aber dieses nicht wiederholt wurde. Angenehm nehmen sich dagegen die Weinhecken aus, welche an den Mauern der Häuser herumgepflanzt und in der geeigneten Jahrszeit mit Früchten überladen sind. Die Häuser der Stadt sind viereckig, ziemlich groß und sehr fest gebaut. Ein großer Eingang geht zwischen den Niederlagen, die gewöhnlich die Fronte einnehmen, hindurch. Man tritt sodann in einen sehr großen Hofraum, dessen Querfronte im Innern das eigentliche Wohngebäude enthält, durch welches an der Seite ein enger Durchgang in den hintern Hofraum, der die Wirthschaftsgebäude begreift, führt. In den beiden Seitenabtheilungen befindet sich gewöhnlich zur Linken ein Magazin, zur Rechten aber die Prunkgemache; die Häuser gleichen daher im Innern vollkommen den Höfen unserer alten Schlösser. Das flache Dach bombenfest gebaut, das eiserne Thor und Gitterwerk macht auch in der That jedes Haus zu einer Festung, und schwerlich kann es für einen Feind eine schlimmere Lage geben, als in den Straßen dieser Stadt: wo denn auch die Engländer trotz ihrer bedeutenden Macht von 12000 Mann zweimal geschlagen und sehr leicht vertrieben wurden. Nicht alle Straßen sind gepflastert, auch sind nicht überall Trottoirs vorhanden. Die Stadt ist daher schmutzig und nur seitdem eine bessere Polizei verhindert, daß todte Katzen u. dgl. in die Straßen geworfen werden, und für die Wegschaffung des Schmutzes sorgt, wird es etwas reinlicher. Da der Himmel meist heiter ist und die Pampawinde ziemlich heftig wehen, so ist auch der Staub eine Last für die Bewohner. Übrigens hat die ganze Stadt ein maurisches Ansehen, so daß man sich nach Egypten versetzt glaubt.

Das Volk von Buenos-Ayres bietet einen sehr bunten

Anblick dar. Der Umgang und die Geselligkeit ist höchst ungezwungen und wenigstens in dieser Stadt, hat bereits eine Art republikanischen Geistes aufzuleben angefangen. Man bemerkt durchaus keine Anmaßung bevorrechteter Klassen oder des Militärs, welche in den übrigen Städten Südamerika's trotz ihrer Institutionen noch immer hie und da schroff hervorsticht. Die obersten Staatsbeamten leben höchst prunklos und einfach. Die Frauen sind keinem Zwange unterworfen, und man rühmt ihnen demungeachtet reine Sitten nach. Auch der Luxus ist sehr gemäßigt und im Ganzen nimmt man mehr eine Art allgemeiner Behaglichkeit als großen Reichthum wahr. In Bezug auf Bildung und Farbe der Bewohner tritt schon eine größere Verschiedenheit hervor, welche jedoch auch nicht so schroff als in andern Städten Südamerika's ist. Die Farben haben sich hier schon besser ausgeglichen. Einen Kontrast bildet aber die große Anzahl von Gauchos, die man immer zu Pferde in den Straßen erblickt. Ihr rohes Pferdgeschirr, ihre engen Steigbügel, welche kaum der großen Zehe Raum geben, ihre groteske, dunkelverbrannte Figur mit dem großen Strohhute und schäckigen Poncho, der bei ihrem schnellen Ritte in der Luft flattert, machen einen sehr seltsamen Eindruck auf den Fremden. Ihre Pferde sind wohlgebildet, klein, aber sehr nett. Die Gauchos sind meist barfuß und selbst ohne Beinkleider, höchstens tragen sie patagonische Stiefeln an ihren Füßen, welche aus der dem Pferdefuß abgezogenen Hautröhre bestehen, die am Gelenke umgebogen ist. Dabei ist der Gaucho doch ein stolzer ungebundener Mensch. Man sieht sie häufig um die Grogschenken lagern, mitunter zechen sie auch zu Pferde. Außer den Gauchos schleppen sich auch die Fuhrleute mit ihren Karren durch die Straßen. Diese zweirädrigen Karren von Buenos-Ayres gehören unter die Merkwürdigkeiten dieses seltsamen Landes. Sie haben 7 bis 8′ im Durchmesser haltende Räder mit beweglicher Axe, und sind äußerst plump gebaut, dabei von ungeheurer Größe aus Planken gezimmert und zugewölbt. Ihre Räder machen ein Geräusch wie die Thorangeln der Höllenpforte, welches die Fuhrleute die Musik der Ochsen nennen, und weit entfernt durch Schmieren abzuhelfen, gilt das schöne Geknarre für einen Ehrenpunkt der Fuhrleute. Die Ochsen sind ungewöhnlich groß und vielleicht die schönsten auf Erden. Joch und Stränge bestehen aus starker gedrehter Haut. Vier Ochsen und drei Führer gehören zu einem solchen Fuhrwerke. Der eine Fuhrmann sitzt im Wagen mit einem langen Stachel in der Hand. Über seinem

Kopfe hängt ein 30′ langes biegsames Bambusrohr, dessen er sich gelegentlich bedient, um das ganze Ochsengespann wie mit langen Justizarmen zu treffen. Ein anderer Führer nimmt seinen Platz auf dem Joche zwischen den Köpfen des zweiten Ochsenpaares auf einem Schaffelle, und ein Dritter reitet zu Pferde vor oder nach, um das Ganze zu hüten. Wenn ein Halbdutzend solcher Karren sich durch die Stadt bewegt, so ist es in der That etwas Furchtbares und Groteskes, das zugleich den Fürsten der Finsterniß aus dem Schlafe wecken könnte. Dabei hört man die Gauchos zu Pferde Milch und Butter zum Verkaufe ausrufen; eben so die Obstverkäufer und andere Hausirer ihre verschiedenen Waaren anpreisen. Durch alle diese Umstände wird Buenos-Ayres außerordentlich lebendig und geräuschvoll. Klöster gibt es in Buenos-Ayres keine mehr, hat auch im Gegensatz mit andern spanischen Städten niemals viele gegeben. Die Weltgeistlichen sind Männer von Erziehung und nehmen sehr an den Gefühlen des Volkes theil. Sie sind nicht nur sehr tolerant, sondern auch voll Einsicht und Freunde der Wissenschaften und des Unterichts. Sie haben daher durch die neue Ordnung der Dinge an ihrem Ansehen nichts verloren. Die Kirchen sind sehr schön und prachtvoll, die Kathedrale ragt mit ihrer schönen Kuppel über die ganze Stadt hoch hervor. Der bischöfliche Palast, der ehemalige Palast des Vizekönigs, jetzt das Regierungsgebäude, die übrigen Kirchen und öffentlichen Bauten verschönern die Stadt. Die Festung liegt mitten in der Stadt, ohne ihr gerade viel Schutz zu gewähren oder sie beherrschen zu können, da jedes Haus als eine Citadelle angesehen werden kann. Der Markt oder Plaza major ist außerordentlich groß, aber durch einen Bazar aus Buden bestehend in zwei Theile getheilt. An beiden Seiten ziehen sich der ganzen Länge nach Corridors oder Säulengänge hinab. Die Buden oder Gewölbe sind sehr gut ausgestattet, so daß man alle Wünsche befriedigen kann. Indessen ist die eine Seite des Platzes, zwischen dem Bazar und dem Stadthause die bei weitem größere und dient zu einer Art von Waffenplatz für das Militär. Hier sind auch die Gerichtshöfe, wo der Stadtrath seine Sitzung hält und überhaupt alle öffentlichen Geschäfte abgethan werden. In der Mitte steht die Revolutionspyramide mannigfaltig mit Emblemen verziert, und mit einem Gitterwerke umgeben. Die andere Seite des großen Platzes dient als Marktplatz, welcher äußerst bunt, aber doch nicht so reinlich und nett wie zu Lima und Quito ist. Es haben sich seit der Revolution sehr viele englische Handwerker

in Buenos-Ayres niedergelassen und ihre Gewerbszweige in große Aufnahme gebracht. Der Arbeitslohn ist noch sehr groß, und ein fleißiger Arbeiter, der sein Handwerk gut versteht, kann sich jährlich bis 2000 Dollars verdienen. Die Stadt hat auch noch mehre große Plätze, auf welchen Markt gehalten wird, auch gibt es viele Höfe oder Corals, welche zu Niederlagen u. dgl. vermiethet werden. Die äußern Quartiere der Stadt hinter den Hauptstraßen haben ein weniger civilisirtes Ansehen und werden von den niedern Ständen bewohnt. Es zeigt sich hier eine starke Mischung indianischen Blutes, wie denn überhaupt zu Buenos-Ayres viele civilisirte Indianer wohnen. Man lebt übrigens zu Buenos-Ayres sehr gut aber mäßig, man ist fromm, besucht häufig die Kirchen, aber die Revolution hat eine mächtige Veränderung hervorgebracht, man hält nemlich zu Buenos-Ayres keine Sieste mehr. Übrigens ist die Stadt in schneller Zunahme begriffen und wird mit Gewißheit eine der wichtigsten in Amerika werden, da ihre Lage sie gleichsam zum Wohlstande zwingt. So wie Neu-Orleans an der Mündung des Missisippi, so beherrscht Buenos-Ayres den la Plata. Übrigens hat es keinen guten Hafen, da der Fluß nirgends über 40′ Tiefe hat, auch die Schiffe bis auf 2 Meilen vom Ufer entfernt bleiben müssen, da das Wasser kaum 2 bis 3′ hoch den Schlamm bedeckt. Man bedient sich daher der Karren und flachen Boote zur Ein- und Ausladung der Schiffe. Jedes Haus hat einen Garten. Eine Universität steht in der Blüte, und man sieht hier französische und englische Professoren Vorlesungen halten. Eine öffentliche Bibliothek, mehre gelehrte Gesellschaften, viele öffentliche Schulen und Privaterziehungsanstalten sind in Aufnahme. Auch hat in der neuesten Zeit die Regierung den Entschluß gefaßt einen Hafen zu graben, der groß genug wäre, um auch die größten Schiffe aufzunehmen, welcher Entschluß allein beweist, daß hier Gemeingeist im Keimen ist. Freilich muß den 4000 Franzosen und eben so viel Engländern, welche hier wohnhaft sind, auch ein Einfluß auf die Gesinnung des Volkes zugeschrieben werden.

Die Provinz Entre-Rios hat eine sehr vortheilhafte Lage zwischen dem Parana und Uruguay mit dem Hauptorte Baxada, aber ohne Bedeutung. Corientes ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in der Nähe der Vereinigung des Paraguay mit dem Parana. Santa Fé liegt 90 Stunden nordwestlich von Buenos-Ayres beim Zusammenflusse des Rio Salado mit dem Parana. Es ist die Niederlage des

Handels der Republik mit Paraguay. Cordova liegt noch 20 Meilen tiefer in einer sumpfigen, aber sehr fruchtbaren Gegend am Pucaraflusse, der sich in einen Salzsee verliert. Es ist eine hübsche kleine Stadt mit 4- bis 5000 Einw., wo früher ein Bischof residirte und eine sehr schöne Kathedrale zu sehen ist. Diese Stadt hatte früher 14000 Einw. Sie besitzt noch eine Universität, auf welcher der gewaltige Dr. Francia studirt hat. Die Bauart der Stadt zeigt von dem Geschmacke der Bewohner.

In der Provinz Santiago liegt auf dem rechten Ufer des fischreichen Rio Dolce, die Hauptstadt Santiago del Estero, der vormalige Sitz eines Bischofs mit 15000 Einw., meist Mulatten. San Miguel de Tucuman ist die Hauptstadt des Staates Tucuman in der äußerst schönen Berggegend und in einer lieblichen Lage am Zusammenflusse des Rio Dolce mit dem Tucuman, mit 6000 Einw., deren Häuser unter Orangen-, Feigen- und Granatbäumen versteckt liegen. San Felipe de Tucuman oder Salta ist die Hauptstadt des gleichnamigen Bundesstaates. Sie liegt am rechten Ufer des Rio Paqueros in einer ungesunden Gegend. Der größte Theil der Bewohner ist einer Art Aussatz unterworfen, und die Weiber haben Kröpfe. Übrigens geht durch Salta ein starker Handel mit Häuten, Dörrfleisch und Maulthieren, was die Stadt ziemlich lebhaft macht. Der Staat Jujuy hat eine gleichnamige Stadt zum Hauptorte, 12 Meilen nördlich von Salta am rechten Ufer eines gleichnamigen Flusses ebenfalls am östlichen Cordillerenabhange. Es ist eine recht hübsche Stadt, in deren Umgegend große Schafzucht getrieben wird. Eine bedeutende Menge Schöpse, Vicugnas und Pferde werden nach Bolivien ausgeführt. Die Provinz ist auch sehr reich an edlen Metallen. Jujuy liegt am Fuße eines Vulkans, welcher beständig Rauch und Asche ausstößt. Catamarca hat einen gleichnamigen Ort unter dem Namen San Fernando de Catamarca zur Hauptstadt; es ist ein kleines aber nettes Städtchen. Rioja ist die Hauptstadt des gleichnamigen Staates in den nördlichen Llannos oder Pampas, wo der wilde Gouverneur Ruhe und Ordnung erhält. Er heißt Facundo Quiroga, Sohn eines wohlhabenden Gaucho, eine Kraftnatur, welche mit eiserner Strenge die Gesetze handhabt, und eben dadurch die etwas unruhigen Füllen, welche plötzlich ihren Reiter abwarfen, an den Zaum des Gesetzes gewöhnt, was ihnen eher heilsam als schädlich ist.

Der Staat San Juan hat zum Hauptorte San Juan de Frontera, weit im Westen zwischen Rioja und Mendoza am Fuße der Andes, eine kleine Stadt, die aber sehr stark bevölkert ist und 10000 Einw. enthält. Mendoza ist berühmt als Hauptstadt des gleichnamigen Staates und als der Ort, von wo aus San Martin seine Expedition nach Chile über die Pässe der Andes unternahm. Die Stadt liegt am Fuße der Andes und am Ufer der Cienega de Mendoza, eines weitläufigen Sumpfes 4500′ über dem Ozean. Die Stadt ist groß, gut gebaut, mit herrlichen Gebäuden geschmückt, ein prachtvoller Marktplatz zeichnet diese regelmäßig gebaute Stadt aus, und die herrliche Alameda wird um so genußreicher, da der Spazirgänger vor seinen Augen die ganze Majestät der Andes ausgebreitet sieht. Es befindet sich hier auch die Niederlage des Handels zwischen Buenos-Ayres und Chile. Sie führt vom eigenen Gebiete Wein, Aquavite und Weizen aus, daneben auch die Produkte der übrigen Föderativstaaten. Der Paraguaythee hat hier eine Hauptniederlage. Man reitet auch hier außerordentlich gerne, und sogar die Bettler rufen vom Pferde herab um Almosen an. Die Stadt hat 25000 Einw., unter denen man, die Sieste ausgenommen, die größte Lebhaftigkeit wahrnimmt.

Der letzte Staat der Konföderation ist San Luis de Punta mit dem Hauptorte gleiches Namens. Er hat 3000 Einw. und treibt bedeutenden Viehhandel. Wir bemerken nochschließlich, daß Mendoza, Juan de la Frontera, Rioja, Catamarca, Salta und Jujuy diejenigen Staaten sind, welche sich auch eines großen metallischen Reichthums zu erfreuen haben. Die Erze werden sowol durch ordentlichen Grubenbau, als auch auf Seifenwerken gewonnen, und die königlichen Fünftel haben vor der Revolution der Schatzkammer von Madrid viele Millionen eingetragen. Was sehr zur Belebung der Föderativrepublik beiträgt, ist die Menge der Hauptstädte, da jeder Bundesstaat seine Regierung, mithin auch sein Herz für sich hat, und daher ein schneller Umlauf seiner Kräfte bewirkt wird, was bei den Centralregierungen nicht der Fall ist. Hier wachsen nur die Hauptstädte zu unförmigen Wasserköpfen an und was allenfalls die Centralregierung an Kraft gewinnt, verlieren die Provinzen an Leben. Überdies ist auch der Verkehr der Provinzialhauptstädte eine Quelle mit, aus welcher Leben und Civilisation quillt. Zugleich ist der Bestand der Regierung und die Ruhe der Republik bei weitem mehr ge-

sichern. Die vielen Unruhen der Hauptstadt Buenos-Ayres und ihrer Umgebung, die zahlreichen Revolutionen, welche die Bundesregierung erfahren hat, haben auf die entferntern Staaten nur geringen Einfluß geäußert, welche größtentheils unter ihren kraftvollen Gouverneuren, wie die Präsidenten hier heißen, ziemlich ruhig gelebt haben und auch jetzt in einer erfreulichen Blüte sich befinden.

XII. Die Banda-Oriental oder die Republik Cisplatina.

Als die drei schönsten Göttinnen des Himmels sich um der Eris goldnen Apfel balgten, war der Schäfer Paris ein so dummer Junge, ihn der wandelbarsten Göttin zuzuerkennen, und die zwei ernstesten Frauen des Himmels gegen sich zu erbittern. Die Folge davon war Troja's Untergang nach zehnjähriger Katzbalgerei und selbst Homer's schöner Heldengesang konnte es nicht mehr aufbauen, da wie bekannt Posaunentöne wol Mauern niederschmettern aber nicht aufrichten können. Seit jener Zeit ist das Schiedsrichteramt ein beschwerliches Amt geblieben, das mehr Vorsicht fordert, als man denkt. England, das zwischen drei ähnlichen Göttinnen Amerika's zu entscheiden hatte, nemlich zwischen der Juno von Brasilien, dem bepanzerten Paraguay und der silbernen Göttin Argentina, glaubte es recht gut zu machen, indem es den allerdings goldenen Zankapfel der Banda Oriental keiner zusprach, sondern meinte: er sollte noch 5 Jahre so da liegen bleiben, und alsdann selbst rollen, wohin es ihm beliebte. Beliebt es nun nicht etwa, was so ziemlich das Vernünftigste wäre, auch fernerhin für sich allein zu bleiben, so dürfte jetzt die kaiserliche Juno Amerika's schwerlich in der Verfassung sein, ihre Ansprüche geltend zu machen. Der ganze Staat, welcher noch kaum geboren, aber schon eine herrliche Verfassung nebst dem Code Napoleon hat, liegt zwischen 25° 15′ und 35° südl. Br. und 319° 25′ bis 325° 27′ östl. Länge. Im Westen von Uruguay, im Osten vom atlantischen Meere, im Süden vom Plattenstrome und im Norden von der prächtigen Springquelle des Uruguay und Brasilien begrenzt. Zwischen Brasilien bildet der Rio-Pardo und die Lagune dos Patos die Grenze. Das Ländchen, um welches Buenos-Ayres und Brasilien einen für beide verderblichen Krieg führten, und der ehrliche Don Quixote Amerika's, der wackere Dr. Francia sein *Quos ego* dareinschrie, ist keinesweges eine Kleinigkeit, denn es handelt sich

um ein Ländchen, welches Spanien an Ausdehnung gleich, an Fruchtbarkeit aber überlegen ist, und nicht weniger als 11000 Quadratm. besitzt. Von eigentlichen Bergen ist in dem ganzen Lande nicht zu reden. Im nordöstlichen Theile findet sich zwar hin und wieder noch ein Steinberg, der sich auf 150 bis 200 Toisen erhebt, und ein Rücken, mit dem Namen Sierra de San Paulo beehrt, durchzieht von Norden nach Süden die Republik; wer aber an den Anblick der Cordilleren oder auch nur der Brasilienberge gewöhnt ist, wird hier nichts als Hügel finden, und die Republik für ein ebenes Land erklären.

Von edlen Metallen haben wir noch nichts gehört, aber sehr viel von einem edlen Boden, der fruchtbar und weidenreich ist. Ein Land, von dem mit mehr Recht als vom steinigen Palästina gesagt werden könnte: „da Milch und Honig fleußt.“ Der Boden erzeugt schönen Weizen, Bohnen, Mais, Melonen und alle europäischen Früchte und schöne Frauen. Wenigstens rühmt sie der Engländer Caldcleigh, und zieht sie den Brasilianerinnen in diesem Punkte und dem der Reinlichkeit vor. Übrigens werden die Frauen der Provinz San Paulo in Brasilien doch auch wieder als außerordentlich schön gerühmt, so daß es ein wenig gefährlich ist zu sagen: wo die schönsten Frauen sind. Auch scheint es, daß das Urtheil in diesem Punkte gar oft nach der Regel der schönen Lais bei Gelegenheit eines parrhasischen Gemäldes gemodelt wird. So viel aber ist gewiß: die Viehherden in den Ebenen von Cisplatina sind außerordentlich groß, schön und fett. Da es der armen Republik erging wie dem Schafe, das von vielen Hunden beschützt wurde; es verlor nemlich seine Wolle, — so sind auch die Einwohner außerordentlich zusammengeschmolzen und das Land, welches einst 22,000000 haben kann, hat jetzt nur 220000.

Es sind erst hundert Jahre, seitdem sich Europäer in diesem früher von einheimischen Völkern durchzogenen Lande niedergelassen haben. Als nemlich Buenos-Ayres wichtig wurde, mußte es der spanischen Regierung einleuchten, daß, falls das entgegengesetzte La Plataufer von einer andern europäischen Macht kolonisirt würde, für Buenos-Ayres daraus Nachtheile erwachsen würden, was besonders der Fall sein müßte, wenn Brasilien sich diesen Besitz vindizirte. Dieses protestirte auch sogleich gegen die Besitznahme durch Spanien, trat es aber späterhin in einem Friedensschlusse förmlich ab. Als die Revolution in Buenos-Ayres ausbrach, besetzte es der portugiesische General Le Cor unter dem seltsamen Vorwande, dadurch Brasilien gegen die abscheulichen Miasmen der argentinischen Revolutio-

närs sicher zu stellen, was jedoch nach den neuesten Ereignissen nicht viel gefruchtet haben muß. Zehntausend Mann Portugiesen hielten nun Montevideo bis 1815 besetzt. Buenos-Ayres forderte die Banda zurück; Brasilien verlangte, daß es ihm als integrirender Theil des Kaiserreichs garantirt werde. Das Schlimmste für Brasiliens Ansprüche war jedoch die Empörung der Banda Oriental gegen die brasilianische Herrschaft. Die Regierung von Buenos-Ayres stellte nun Truppen an den Uruguay, es entstand eine provisorische Regierung in der Banda-Oriental und am 10. Dezember 1825 erfolgte die brasilianische Kriegserklärung. Man balgte sich zwei Jahre hindurch, Brasilien wurde überall geschlagen, und als am 8. July 1827 bei dem ominösen Pertido die kaiserlichen Truppen abermal geschlagen wurden, so machte man endlich Frieden. Aber auch die Sieger waren zu ohnmächtig um ihre Ansprüche geltend zu machen, und es war daher das Vernünftigste, daß man die Entscheidung denen anheimstellte, welche allein das Recht hatten, über sich zu verfügen: nemlich dem Lande selbst, um das man sich zankte. Das Land ist von Spaniern bewohnt, welche die Portugiesen hassen, mithin ist jede Vereinigung mit Brasilien undenkbar, was denn auch Buenos-Ayres nimmer zugeben könnte. Am 18. July 1830 wurde die neue Konstitution beschlossen. Ein Präsident steht an der Spitze, jetzt ist es General Rondeau. Eine Kammer von 9 Senatoren und eine zweite von 29 Deputirten bilden die gesetzgebende Gewalt. Religionsfreiheit hat unter allen spanisch-amerikanischen Republiken diese junge Schwester zuerst ausgesprochen. Preßfreiheit und Einführung der Geschwornengerichte bilden Grundlagen des Staats. Bis auf 400 Mann zur Beschützung Montevideo's, ist die ganze Armee aufgelöst, mithin kein stehendes Militär. Dagegen ist in den sämtlichen 9 Departementen eine Bürgergarde errichtet, welche alle Monate exerziren muß. Staatsbürger ist jeder, der sich in der Republik niederläßt. Der Code Napoleon mit einigen Lokalmodifikationen entscheidet in den Gerichtshöfen: eine sehr weise Einrichtung und ein großer Schritt vor den übrigen Republiken voraus, wo man den verwickelten spanischen Rechtsgang beibehalten hat. Seltsam ist die Aufhebung des Briefporto und die Obliegenheit der Staatsregierung die Briefe der Staatsbürger gratis zu besorgen. Der Schulunterricht geschieht auf Kosten des Staats, was sehr billig ist. Jeder Staatsbürger muß seine Kinder unterrichten lassen, was sehr heilsam ist. Die angesehensten Familien haben aber auf ihre eigene Kosten eine

Mädchenerziehungsanstalt errichtet, in welcher jedoch der Staat für 30 Mädchen das Kostgeld bezahlt. Eine deutsche Familie, im Erziehungswesen wohl bewandert, wurde unter glänzenden Bedingungen nach Montevideo übersiedelt. Fremde sind zur Einwanderung eingeladen. Jeder Bauer, der sich auf seine Kosten hieher begibt, erhält nahe bei einer Stadt 60 Morgen Landes, und die Nahrungsmittel bis zur ersten Ernte, nach 20 Jahren zahlt er die ersten Abgaben für sein Land, welche niemals 20 kr. für den Morgen übersteigen dürfen. Das klingt nun Alles in einem so schönen Lande außerordentlich schön und anlockend genug für schwäbische Bauern, die wirklich hier an ihrem Platze sind. Wer aber meinte, er würde hier goldne Äpfel brechen, würde sich außerordentlich täuschen, denn auch hier heißt es: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen; und wer nach Amerika auswandert, muß zuvor die bekannte Fabel vom Dattelkern recht gut auswendig gelernt haben und deutschen Fleiß als Kapital mitbringen. Metalle hat die Republik bis jetzt nicht, aber der Acker- und Gartenbau findet überschwenglich reichen Lohn.

Der Staat ist in 9 Departemente abgetheilt. Hauptstadt ist San Felipe de Montevideo, eine mit Wall und Graben versehene Stadt auf dem nördlichen Ufer des Rio de la Plata, in einer sehr vortheilhaften Lage. Sie hat einen zwar seichten, aber dennoch äußerst wichtigen Hafen und 10000 Einw. Großartige Gebäude und prächtige Landhäuser sind die Zeugen ihres frühern Wohlstandes, der durch die Zeitereignisse zwar zerstört wurde, aber im Frieden schnell wiederkehren wird. Sie ist amphitheatralisch auf einer kleinen Halbinsel erbaut. Viele Festungswerke vertheidigen die Stadt und machen sie für die jetzigen Armeen Amerika's uneinnehmbar. Breite, gerade Straßen, durch einstöckige Häuser gebildet und mit Trottoirs versehen, machen sie anmuthig. Besonders schön gebaut ist die Kathedrale auf dem Hauptplatze. Keine amerikanische Stadt hat indessen durch innere Kriege und Unruhen so viel gelitten als Montevideo. Sie liegt nach einer so langen Belagerung zum Theil in Schutt und ihr alter Flor samt den 36000 Bewohnern der frühern Zeit, sind auf das Viertel eingeschmolzen.

Die übrigen Städte der Republik sind San Sacramento, 18 Meilen nordwestlich von Montevideo, an einem Hafen des Plattenflusses, Buenos-Ayres gerade gegenüber. San José ist eine kleine schlechtgebaute Stadt, etwas von den Küsten entfernt. Maldonado ist eine kleine unbedeutende Stadt

mit einem Hafen, gebildet durch die Mündung des Maldonado in den la Plata. Nordöstlich von Maldonado liegt San Carlos, ebenfalls mit einem kleinen Hafen. San Domingo Suriano liegt am südlichen Ufer des großen Flusses Rio Negro unfern seiner Einmündung in den Uruguay. Es ist ein nettes Städtchen in einer vortheilhaften Lage. Tief im Innern des Landes auf einer Art von Plateau, welches die Quellen aller Flüsse der Republik, die zahlreich und mitunter bedeutend sind, enthält, liegt das Städtchen Batobi und die Flecken San Rafael, Casapapa und Rosario. Geht alles, wie der Anfang ist, so könnte aus diesem letzten aller Freistaaten Amerika's bei seiner vortheilhaften Lage und seinem wohlbewässerten, fruchtbaren Boden, einst ein blühendes, mächtiges Reich werden.

XIII. Paraguay.

Paraguay hat von jeher das Ausgezeichnete gehabt, daß es von Menschen beherrscht wurde, die das allgemeine Interesse auf verschiedene Art anregten. Die Jesuiten haben sich hier den Lorbeer geholt, welchen ihnen niemand entreißen wird. Hier wurden die ersten Ureingebornen Amerika's wirklich civilisirt und dem Christenthume zugeführt, und im gegenwärtigen Augenblick hat es wiederum das Glück einen der seltensten sonderbarsten Menschen zum Vormunde zu haben, der es der Civilisation und Freiheit entgegenführt, indem er es vor den Gefahren des Überschnappens bewahrt. Hätte jede Republik einen Dr. Francia zum Diktator, welch ein anderes Bild würden sie darstellen!

Das jetzige Paraguay ist im Osten und Süden vom Parana, im Westen vom Paraguay, im Norden von den Flüssen Yvineimna und Mbotetey begrenzt. Der Flächeninhalt des Landes beträgt nach von Humboldt 7500 Quadratm. 20 auf den Grad gerechnet. Das Land ist demnach so groß als England und Schottland zusammengenommen, jedoch ist die ganze nördliche Hälfte von Paraguay jenseit des Rio Ipanes und der Berge von Maracayu ohne Anbau. Auch sind die Grenzen nach dieser Gegend nicht ganz genau bestimmt, da die spanischen und brasilianischen Ansprüche sich etwas durchkreuzen. Nach allen Schilderungen, die wir aus jenem schönen Lande erhalten haben, ist es außerordentlich fruchtbar, reich an Vieh und köstlichem Boden für den Anbau und, was sehr wichtig ist, auch reich an Wäldern. Übrigens hat es keine edlen Metalle bis

jetzt aufzuweisen und ist überhaupt für den Bergbau weniger als für die eigentliche Feldwirthschaft und Viehzucht geeignet. Schöne Waldungen bedecken das Land und diese Waldungen gehören schon jener glücklichen Region an, welche die Nähe der Tropen athmet. Das Klima ist heiß und feucht, denn der Boden ist niedrig und zwischen zwei große Ströme eingeschlossen, in welche von der Mitte des Landes eine Fülle kleiner Flüsse strömt. Mithin findet man ziemlich große Seen und Sümpfe, deren Ausdünstung durch die geographische Lage befördert wird. Paraguay liegt unter 23° 24′ bis 27° 38′ südl. Br. und 319° 6′ bis 323° 10′ östl. Länge. Seine Bewohner betragen über 600000 theils Spanier, theils Creolen, zwei Drittel noch aber Indianer, welche die väterliche Regierung der Jesuiten noch nicht ganz vergessen haben. Indessen streifen viele wilde Stämme durch die Wälder des Landes und besonders sind es die westlichen Ebenen des Chaco zwischen dem Vermejo, Pilcomayo und Paraguay, welche vielfältig in das Diktatorat auf Besuch kommen.

Die Vegetation Paraguay's ist überaus herrlich und üppig und trägt bei der warmen Lage und hart an der heißen Zone, ganz den Charakter der Tropenvegetation an sich. Das Thierreich ist außerordentlich kräftig und lebendig, die Insektenschwärme geben denen am Cassiquiare und Orenoco nichts nach und nirgends zeigt die Riesenschlange so gewaltige Gestalten wie hier. Es ist erstaunlich, bis zu welcher Größe diese Boen heranwachsen, so daß sie von weitem bemoosten Baumstämmen gleichen und man erst in ihrer Nähe gewahr wird, welch ein furchtbares Geschöpf man vor sich habe. Man erzählt von Hirschen, die sie verschlangen und deren Geweihe im Rachen stecken blieb, bis der Körper verzehrt war. Doch sind diese furchtbaren Schlangen den Menschen nicht gefährlich, wie denn auch Dobritzhofer's Soldaten, deren Täuschung in Betreff einer solchen Boa wir oben erwähnten, mit dem bloßen Schrecken davon kamen; weit mehr ist es die klingelnde Klapperschlange, nebst der Menge der übrigen giftigen Schlangen, welche der feuchte schlammige Boden ausbrütet. Eben so allen Glauben übersteigend ist die Fülle der Kaimans, von denen jedoch Dobritzhofer ausdrücklich behauptet, daß sie dem Menschen nicht gefährlich seien, und daß man unter ihnen ohne alle Gefahr sich bewegen, baden und am trocknen Lande herumgehen könne. Zwei und zwanzig Jahre lange Erfahrung gab diesem Manne die Überzeugung, daß nicht ein einziges Unglück durch die Krokodile verursacht wurde. Er meint,

die Krokodile in den übrigen Theilen der Erde, in Egypten, Asien und Amerika seien nur darum so grausam gegen die Menschen, weil sie von diesen verfolgt, gejagt und gegessen würden. Dieses ist wol nicht die Ursache, und die Verschiedenheit des Naturells derselben Thiere an verschiedenen Orten, bleibt immer ein sehr schwer zu lösendes Räthsel. Außer diesen gibt es natürlich noch eine Menge anderer Eidechsen. Alle Vorstellung übersteigt aber die Menge der Frösche, welche indessen von der Tafel des Paraguayers verbannt sind. Ihr Gequake und zwar aus einem bei weitem gröbern Baßtone als bei uns, da auch ihre Keulen die der unsrigen ums Sechsfache übertreffen, durchtönt ganz Paraguay mit dem monotonen Uau und Brequequek; das Coax will ihnen nicht mehr gelingen. Sie sind indeß weniger abscheulich als die garstigen Kröten, deren scheußliche Gestalten hier kolossal anschwellen und vor denen kaum in den Häusern Rettung ist. Sie sind aber nicht so gefährlich wie die Tiger, besonders wenn sie einmal Menschenfleisch gekostet haben. Der Puma und die Tigerkatze sind weniger wild. Füchse, Wildschweine, Hirsche, Rehe, Hasen, Gevögel der prachtvollsten Art in unzähligen Schwärmen gibt es in Paraguay überall und unsere Gänse fänden dort ihre ganze Sippschaft in Parade. Mit einem Worte: die hohe und niedere Jagd nebst dem Fischfange ist ungemein gut bestellt, und das Geschlecht Nimrods wäre zur Einwanderung nach Paraguay besonders geeignet. Treffliche Esel in großen Herden, Maulthiere, Pferde, Schafe und Rinder, füllen die Savanen aus und das Thierreich stellt es sehr in Frage: wer hier Herr des Landes sei? Das Pflanzenreich ist nicht minder wohl bestellt. Die Fieberrinde, Sassaparilla, Jalapa, eine Art Rhabarbar, der Sassafras, der Guayac, der Johannisbrotbaum, die Vanille, köstlicher Cacao, Tamarinden, verschiedene Palmen, Harz- und Gummibäume, Bauhölzer, Fruchtbäume, schöne Lilien und andere Blumen, vorzüglich prachtvolle Passionsblumen, dann die Ananas, Banane, Zuckerrohr, der Kaffeestrauch, Baumwolle, Indigo, nebst andern Färbehölzern, mit einem Wort, alles womit das Pflanzenreich segnet, gedeiht nebst den Cerealien und Früchten Europa's in prachtvoller Üppigkeit. Auch Salz hat Paraguay genug. Das Klima ist für den Eingebornen sehr gesund, der noch nicht akklimatisirte Europäer leidet von Fiebern, Durchfall, mitunter auch Hautausschlägen. Die Eingebornen kennen verschiedene Arzneimittel, besonders haben sie spezifische Mittel gegen den Biß der Schlangen. Überhaupt besitzen die Indianer, welche noch aus der Jesuitenzeit in den Mis-

sionen übrig sind, viel Industrie und verstehen vortrefflich alle Gaben der Natur und die Vortheile ihrer Lage zu benutzen, Paraguay ist daher ein schönes und fruchtbares Land, reich ausgestattet von der Mutter Natur und durch die Hand der Vorsehung wirklich begünstigt.

Unter diese Begünstigung rechnen wir vornehmlich das große Glück auch jetzo mitten in den Stürmen der Zeiten, des Friedens, der Ordnung und einer Regierung zu genießen, die in der That trotz allem, was man dagegen sagen mag, eine der glücklichsten ist. Wir geben hier das Urtheil eines Mannes, welcher selbst lange Zeit in Paraguay gefangen gehalten wurde: „Ich bin es der Wahrheit schuldig, schreibt Grandsire aus Paraguay, zu sagen: daß nach allem, was ich hier sehe, seit 22 Jahren die Einwohner von Paraguay unter einer guten Regierung die glücklichste Ruhe genießen. Der Kontrast mit den Ländern, die ich bisher durchstrichen, ist überaus auffallend. Man reiset in Paraguay ohne alle Waffen, die Thüren der Häuser sind kaum verschlossen. Diebstahl wird mit dem Tode bestraft und der Eigenthümer des Hauses oder die Gemeine, in welcher der Raub geschehen ist, muß Ersatz leisten. Bettler sieht man gar nicht. Alle Menschen arbeiten. Der Diktator läßt die Kinder der Armen auf Kosten des Staats erziehen; alle Einwohner können lesen und schreiben. Die Alcalden, welche jährlich vom Volke gewählt werden, sorgen für den Schulunterricht und bestimmen, wie lange die Kinder die Schule besuchen müssen.“

Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Landes ist daher gewiß Dr. José Gaspar Rodriguez de Francia, von welchem man bisher zwar sehr wenig, aber lauter Gutes weiß. Dieser außerordentliche Mann wurde 1763 in Paraguay geboren. Sein Vater war ein geborner Franzose, seine Mutter eine Creolin. Er erlangte auf der Universität von Cordova den Grad eines Doktors der Theologie, studirte alsdann Rechtsgelehrsamkeit und wurde Advokat. Man sagt ausdrücklich von ihm, daß er als Advokat nie die Vertheidigung einer schlechten Sache übernommen, noch die Prozeßlust befördert habe. Übrigens war er der furchtbare Vertheidiger der Armen, ließ sich tüchtig zahlen von prozeßsüchtigen Reichen und brachte Moralität in seinen Beruf. Seine Sinnesart soll etwas schwärmerisch sein, und in der That gehört auch das, was eine erkaltete Welt heutzutage Schwärmerei nennt dazu, um in unsern Tagen ein ehrlicher Mann zu sein. Er wurde nach und nach Rathsmitglied der Cabildo und Alcalde. Als im Jahre 1811 Paraguay seine Unabhän-

gigkeit aussprach, wurde er Sekretär der provisorischen Junta. Die Mitglieder dieser Junta waren reiche, aber rohe Grundbesitzer, deren Betragen ihre Auflösung herbeiführte. Ein Kongreß trat zusammen, der aber nicht wußte, was er anfangen sollte und dem Dr. Francia zum Unterrichte, Rollins Geschichte der Alten vorlegte. Es wurden nun Don Fulgencio Vegros, der vormalige Präsident der Junta, und Dr. Francia zu Konsuln ernannt. Bei ihrer Installirung wurden ihnen zwei Stühle gesetzt, von denen der eine den Namen Cäsars, der andere den des Pompejus trug. Francia nahm ohne Bedenken den des Cäsar ein. Im Jahre 1812 versammelte sich der Kongreß. Die Unruhen im Buenos-Ayres, Peru und Brasilien bewogen Francia dem Kongresse vorzuschlagen, nach dem Beispiele der Alten einen Diktator zu wählen; ein Ding, von dem außer Dr. Francia schwerlich 20 Menschen in Paraguay wußten, was es sei; indessen wurde Dr. Francia auf drei Jahre zum Diktator erwählt, erhielt den Titel Excellenz und einen Gehalt von 9000 Dollar. Er glaubte aber, der Staat brauche mehr Geld, als er und nahm nicht mehr als 3000 an. In dem Augenblicke, wo dieser Mann an die Spitze des Staats trat, erfuhr seine ganze Lebensweise eine vollendete Umgestaltung. Weibern und Spieltischen, zu denen er wie alle Creolen Neigung gezeigt hatte, entsagte er auf immer. Der Morgen wurde den Geschäften gewidmet, darauf das Militär gemustert, den Abend brachte er mit Lesen französischer Schriftsteller zu. Geschichte, Geographie, Mathematik und schöne Wissenschaften bildeten den Inhalt seiner Lektüre. Da in Paraguay der Wunderdoktoren die Menge, aber keine Ärzte vorhanden waren, so studirte er auch Arzneikunst, um die medizinische Polizei darnach einzurichten. Vor allem aber waren es die Militärwissenschaften, denen er seinen lernbegierigen Charakter widmete. Er bildete sich Offiziere, führte eine äußerst strenge Kriegszucht ein und begann nun Staat und Kirche umzuformen. Als die drei Jahre seiner Diktatur zu Ende gingen, rief er 1817 einen neuen Kongreß zusammen. Dieser Kongreß ernannte ihn zum Diktator auf Lebenszeit. Nun ergriff er die Zügel der Herrschaft mit fester Hand und regiert seit 15 Jahren die Republik mit einem Glücke, welches diesen Landstrich zum ruhigsten und glücklichsten in ganz Südamerika macht. Alle die ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, staunen über seine genaue Kenntniß der politischen Verhältnisse auf Erden, über seinen Umfang an Kenntnissen, seine einfachen Sitten und die Schärfe seines Urtheils.

Freilich konnte es nicht ausbleiben, daß nicht auch eine Verschwörung gegen ihn ausgebrochen wäre. Dieses Ereigniß führte ihn zu einigen grausamen Hinrichtungen. Allein sie ersparten dem Staate eine Anarchie, welche in andern Theilen des südamerikanischen Festlandes Tausende ins Verderben stürzt. Um den Staat keinen Zuckungen auszusetzen, hat er ihn nach außen für jeden Fremden verschlossen und wie in einem bezauberten Garten bleibt jeder Fremde gefangen, der sich seinen Grenzen naht. Die Hauptstadt Assumption ließ er dem größten Theile nach niederreißen, um sie gesund, schön und prachtvoll als künftige Hauptstadt einer mächtigen Republik wieder aufzubauen. Seit 1821, nachdem der Staat sich beruhigt, die Gefahren der Anarchie vermindert und die Sachen eine civilisirtere Gestalt angenommen hatten, wurde er auch viel milder. Er ließ die Gefängnisse neu erbauen und menschlicher einrichten. Die innere Verwaltung geht einen sehr geregelten Gang und der Staat nimmt täglich an Wohlstand, Ordnung und Entwicklung zu. Die Polizei für die öffentliche Sicherheit wird mit der größten Strenge gehandhabt.

Das Privatleben des Diktators betreffend so wohnt er in dem ehemaligen Jesuitenkollegium. Zwei Mulattinnen, ein Mulatte und ein junger Neger besorgen sein Haus. Sein Leben ist äußerst einfach. Er steht vor der Sonne auf, bereitet sich seinen Thee, geht in den Hof spaziren und raucht eine Cigarre. Um 6 Uhr kommt sein Barbier, dessen er sich zugleich bedienen soll um das Publikum mit seinen Planen bekannt zu machen; also sind sich die Barbiere in der ganzen Welt gleich, denn auch im Oriente werden sie als Neuigkeitskrämer betrachtet. In einem einfachen Schlafrocke gibt er nun Audienz, arbeitet dann bis 12 Uhr mit den Offizieren und Staatsbeamten. Sein Mittagessen ist sehr einfach, er ordnet es jedoch täglich selbst an, schläft alsdann seine Sieste, trinkt Thee, raucht eine Cigarre, arbeitet dann, läßt sich frisiren und reitet spaziren. Nach der Rückkehr arbeitet er noch bis 10 Uhr, schließt alsdann selbst sein Haus und begibt sich zur Ruhe. So ist seine Lebensart höchst einfach, und ächt republikanisch. Er ist aufgeklärt und sucht auch dem Volke helle Begriffe beizubringen. Aberglauben, Hexenglauben und dergleichen sucht er bei jeder Gelegenheit zu vertilgen. Er ist außerordentlich geizig mit dem Staatsvermögen, aber sehr freigebig mit seinem Eigenthume. Sein Vermögen hat sich an der Spitze des Staats um nichts vermehrt. Am strengsten ist er, wenn irgend eine Person seinen Namen mißbraucht, oder ihre Vollmacht überschreitet. Seine Verwandten können sich keiner beson-

dern Zuneigung rühmen. Zwei seiner Neffen waren die ersten, welche er von dem Offizierkorps entließ, damit sie ja seine Verwandtschaft nicht mißbrauchen sollten. Auch bestrafte er die Vergehungen derselben weit strenger, als die der andern, und seine Schwester wurde von ihm fortgeschickt, da sie seine Sklaven ungerecht gezüchtigt hatte. Unbestechlich ist seine Gerechtigkeitsliebe, streng gegen sich selbst und gegen Andere hat er Paraguay für die künftige Freiheit vorbereitet und es durch eine Schule gehen lassen, deren Lehrjahre zwar hart, aber wahrscheinlich nicht verloren sind. Man mag daher noch so sehr über ihn als Despoten schreien, für sein Land ist er eine Gabe des Himmels und man kann es unmöglich sich verbergen, daß gerade solche Männer es waren, welche von jeher den Grund zur nachmaligen Größe der Staaten legten. Was Solon für Athen, Lykurg für Sparta und Cromwell für England war, das ist Dr. Francia für Paraguay, welches unstreitig, während alle Nachbarrepubliken unendlich verloren haben, an Macht und Wohlstand zugenommen hat.

Die Verwaltung des Landes ist außerordentlich einfach. Straßen, Brücken und alle Mittel des innern Verkehrs sind in gutem Zustande. 8000 Mann Linientruppen und 20- bis 30000 Mann Milizen sind des Winkes des Diktators gewärtig. Die Finanzen sind sehr geordnet, und haben nur den Übelstand, daß 2 Millionen Dollars stets für unvorhergesehene Fälle baar in dem Staatsschatze liegen, ein Unglück, worüber sich wol kein anderer Staat unserer Zeit zu beklagen hat.

Vorzüglich richtet Francia sein Augenmerk auf den öffentlichen Unterricht. Kein Staat in Südamerika hat so trefflich eingerichtete Schulen als Paraguay. In der Hauptstadt sind Lyceen errichtet, die eine ganz militärische Einrichtung haben. Auch sind Mädchenschulen eingerichtet. Die katholische Religion ist Staatsreligion, doch hört man nichts von Verfolgung anders Gesinnter. Alle Klöster sind aufgehoben; die weltliche Geistlichkeit besorgt die Religionsangelegenheiten des Staates in der besten Ordnung. In der Hauptstadt ist der Sitz eines Erzbischofs, von dem wir nicht wissen, ob er gegenwärtig besetzt sei. Der Ackerbau erfreut sich einer besondern Sorgfalt und Aufmunterung, da die Regierung an die Gutsbesitzer Kapitalien gegen mäßige Zinsen zur Betreibung der Feldwirthschaft im Großen vorstreckt. Auch die Industrie wird auf alle mögliche Art ermuntert und es sind sogar Fabriken vorhanden. In Hinsicht des Handels hat die Strenge des Diktators nachgelassen und der Verkehr mit dem

Auslande wird nach und nach angeknüpft und begünstigt. Nach der bisherigen Handlungsweise des Diktators scheint es sein Grundsatz zu sein, alles Gute langsam aber desto sicherer reifen zu lassen und sein Volk vor jedem Sprunge nach Extremen zu bewahren; und es läßt sich nicht läugnen, daß der plötzliche Übergang aus dem Drucke der spanischen Kolonialregierung zum unumschränkten Verkehr und zur unbegrenzten Souverainetät und Freiheit, die übrigen Republiken Südamerika's furchtbar zerrüttet hat.

Der Nationalreichthum Paraguay's besteht in Mate, dem berühmten Paraguaythee. Der Diktator wacht mit der größten Sorgfalt darüber, daß dieser Handelsartikel seinem Lande Früchte bringe und in der That ist auch diese Quelle des Wohlstandes gegenwärtig so wohl benutzt, daß Paraguay einen ungeheuren Gewinn davon zieht und seine Handelsbilanz immer zu seinem Vortheile steht. Der Paraguaythee unterscheidet sich wesentlich von dem chinesischen. Er wird aus Blättern eines Baumes bereitet, den man in Paraguay Caamiri *(Viburnum levigatum)* nennt. Dieser wächst nur in den Wäldern Paraguay's und hat an Gestalt und Form der Blätter, Ähnlichkeit mit dem Pomeranzenbaume, den er an Größe aber übertrifft. Die Blüten sind klein, weiß, fünfblättrig. Man schneidet die Zweige dieses Baumes ab und röstet sie eine Zeitlang über Querhölzer am Feuer, bei welcher Operation sie wie Schießpulver krachen, dann zerstößt man sie und packt sie zum Gebrauche ein. Dieses ist die grobe Art der Bereitung. Die Jesuiten führten jedoch eine bessere Art ein, wonach man die Blätter von den Stengeln abstreift und dörret, ohne sie zu sehr zu zerstoßen, was sowol dem Geruche als dem Geschmacke nachtheilig ist. Dieser Thee hat einen sehr angenehmen Geruch. Er wird aber noch mit dem Mehle des Samens einer kleinen mispelartigen Frucht vermischt, wodurch sein kostbarer Geruch erhöht und sein Werth verdoppelt wird. Der Abguß dieses Thees ist bitter. Er wird daher mit Zucker getrunken, wirkt vortheilhaft auf den Urin und ist der Gesundheit überaus zuträglich. Man hat ihm zwar schädliche Eigenschaften angedichtet, doch schreibt dieses Dobritzhofer der Gewinnsucht derjenigen zu, welche mit chinesischem Thee handeln und die Konkurrenz des Paraguaythees in Europa fürchten. Auch zeugt der allgemeine Gebrauch in ganz Südamerika für die Unschädlichkeit des Paraguaykrautes, dessen Vorzüge alle rühmen, welche diesen Thee zu genießen Gelegenheit hatten.

Die neuere Eintheilung des Staats kennen wir nicht. Er

wird jedoch wahrscheinlich in 9 Provinzen abgetheilt. Hauptstadt des Staates ist Assumption. Die Stadt ist sehr schön erbaut und hat 10000 Einw. Charcas war früher der Sitz eines Erzbischofs. Itapua ist eine Festung, welche durch den Diktator noch bedeutende Verstärkung erhalten hat. Sie liegt im Osten des Landes am Parana, während Assumption unter 25° 20′ südl. Br. und 319° östl. Länge am Paraguay gegenüber der Einmündung des Pilcomayo liegt. Pilar liegt nördlich von Assumption, in sie hatte sich 1826 der Diktator auf einige Zeit zurückgezogen. Villarica und Caazapa sind 2 Städte in der Mitte des Landes, deren jede ungefähr 4000 Einw. hat. Curuguaty liegt im Norden des Staats und hat ungefähr 3000 Einw. Näheres über die Topographie des Landes ist uns nicht bekannt, da es Fremden nicht erlaubt ist, dieses neue Mespotamien oder Meroe, mit welchen beiden Ländern es große Ähnlichkeit hat, zu durchreisen und, wie es scheint, der Diktator uns erst später mit dem Anblicke seiner Schöpfungen überraschen will. Das Einzige, was wir wünschen ist, daß wenn der alte ehrliche Löwe stirbt, kein Langohr oder Fuchs in seine Haut schlüpfen möge!

XIV. Brasilien.

Wir hätten diesem Lande, das so ziemlich der alten Jungfrau Europa an Größe gleichkommt, gerne einen Namen gegeben, um es so recht etikettmäßig in unsere Erdkunde einzuführen, indessen ist es in diesem Augenblicke nicht so ganz möglich, Titel und Charakter für das östliche Südamerika zu finden. Wir nennen es daher schlechtweg Brasilien, wie es einst König Emanuel genannt hat und überlassen es der Zukunft, was und wie viel sie daraus zu machen für gut finden wird. Der ungeheure Länderstrich, welcher diesen Namen trägt, reicht von Oyapoc im Norden bis an das Haff von Merim im Süden oder von 4° 17′ nördl. Br. bis 33° südl. Br. und 343° 5′ östl. Länge von Ferro bis 307° 41′ zum Yavarifluße im fernen Westen, und enthält beiläufig 130000 geogr. Quadratm., ein Stückchen Land das allerdings in der Erdkunde nicht wol mehr ignorirt werden kann. Noch vor einigen Jahrzehenden war es ein ganz unbekanntes Land, denn mit grimmiger Eifersucht bewachte Portugal dessen Thore und hätte kaum die Sonne eingelassen, wenn es dieselbe nur hätte hinaussperren können. Jetzt ist es freilich anders. Brasilien steht der ganzen Welt offen und der Leser und ich können heiter hingehen und gewiß sein, daß uns ein so großes Stück,

als wir nur immerhin davon wünschen, ohne weiters zugetheilt werden wird.

Es war gerade im Jahre 1500, als Emanuels, Königs von Portugal, wohlbestellter Vizeadmiral Don Pedro Alvarez Cabral von Lissabon ausſegelte, wie Saul, der Sohn Kis, um ſeines Herrn Eſelin, nemlich Oſtindien, zu ſuchen und dafür etwas fand, das er nicht ſuchte uud doch mehr werth war. Er wurde nemlich wie Habakuk beim Schopf genommen und vom Sturme an die Küſte Südamerika's geführt, wo er am 3. Mai 1500 in einer Bai der heutigen Provinz Eſpiritu Santo landete und ein Kreuz aufrichtend dieſer Küſte den Namen Santa Cruz gab. Die Einwohner von Porto Seguro rühmen ſich noch heute, von jenen erſten Europäern abzuſtammen, welche hier landeten, und bewahren als ein köſtliches Kleinod jenes Kreuz auf, welches Don Cabral als ein Zeichen der Beſitznahme durch Portugal hier aufgerichtet hatte. Übrigens waren jene erſten Koloniſten, welche hier ausgeſetzt wurden, nichts anders, als ein paar Dutzend Juden und Chriſten, die man in Portugal nach der Küſte von Afrika eingeſchifft hatte, weil man bei der Ausrüſtung der Galeeren die Stricke zu etwas beſſern brauchte, als Gaudiebe daran zu knüpfen. Sie dachten wol nicht dieſe ehrlichen Schelme, wie ſtolz eine blühende Nachkommenſchaft einſt auf ſie ſein würde. Das Land war indeß damals von einer Menge wilder Stämme bevölkert, die man ſehr gut behandelte, weil ſie glücklicherweiſe kein Gold hatten. Obwol das Land ſehr ſchön und fruchtbar war, ſo verſprach man ſich doch keinen Vortheil für den Handel von Portugal, denn man fand nur rothes Holz und kein rothes Gold. Indeß ſchickte Cabral eine Galeere, mit Landesprodukten beladen, nebſt der Kunde ſeiner Entdeckung nach Liſſabon zurück. Erſt ſpäter ſegelte Chriſtoph Jaques nach dem neuentdeckten Lande ab, fand die Küſte der Allerheiligenbai und bereiſte ſie bis zum La Plataſluſſe, verlor aber auf der Rückkehr mehre Schiffe und nahm daher von den Küſten überall im Namen Portugals Beſitz, indem er die Kolonie in Porto Seguro feſt begründete. Unter den Produkten, die man nach Europa zurückbrachte, fand ſich auch das rothfärbende Holz von Pernambuco, welches man Braſil nannte, woraus der Namen Braſilien entſtand. Durch dieſes Holz wurde man auf das neue Land aufmerkſam, aber erſt unter Johann dem III. fing man an, es der Mühe werth zu finden, daſſelbe zu erobern. Es wurden nun mehren Großen von Portugal Freibriefe ertheilt, in denen der Küſtenſtrich, wel-

chen sie sich erobern dürften, nach Stunden bestimmt wurde. Das eroberte Land wurde ihnen alsdann mit unumschränkter Vollmacht zum Lehen ertheilt und der Besitzer nur darinnen beschränkt, daß er kein Recht über Tod und Leben der Eingebornen hatte.

Martin Alfonso de Souza machte am ersten von dieser Erlaubniß Gebrauch. Er landete in der Bai von Canabra und gab ihr den Namen von Rio de Janeiro. Er kannte aber den Werth seiner Entdeckung nicht und setzte seine Reise bis zum 24° südl. Br. fort, wo er keine Kolonie gründete. Er bestand harte Kämpfe mit den Eingebornen, führte das Zuckerrohr und europäische Hausthiere ein, und that alles, was in seinen Kräften stand, für seine Kolonie. Darauf gründete Petro de Goes die Capitanie Paraiba und Vasco Fernandez Cotinho nach schweren Kämpfen mit den Tupimicos, Espiritu Santo. Francisco Pereira Cotinho eroberte San Salvador, indem er die kriegerischen Tupinambas mit der Hülfe des Corea, der 1516 durch einen Schiffbruch unter sie geworfen worden war und sich beliebt gemacht hatte, sich unterworfen. So kolonisirte sich das Land nach und nach. Die Bai von San Salvator fing an, für Portugal wichtig zu werden, zugleich war es ein Platz, wo man seiner Galgenvögel auf das leichteste los werden konnte und sandte unter Thomas de Souza 1549, 600 Freiwillige und 1500 Galgenkandidaten nach Brasilien ab. Dieser Thomas de Suza war der erste Generalstatthalter von Brasilien und gründete die Kolonie, welche unter dem Namen Bahia de todos los Santos berühmt ist. Es begann nun ein Ausrottungskrieg gegen die Eingebornen, dem diese auch nach tapferer Gegenwehr unterlagen. Unbeschreibliche Grausamkeiten wurden auch hier ausgeübt. Um dieselbe Zeit kamen sieben Jesuiten in Brasilien an, und gründeten, von vielen Auswanderern begleitet, unter dem Wendekreise und unter 352° Länge, die berühmt gewordene Kolonie San Paulo. Jetzt erregte Brasilien den Neid der übrigen Mächte Europa's. Zuerst segelte der französische Vizeadmiral Vilegagnon mit einer großen Anzahl Hugonoten zur Gründung einer Kolonie hieher ab. Die verfolgten Hugonoten würden hier bald eine blühende Kolonie gegründet haben, hätte sie nicht ihr Anführer treulos verlassen. Vier Jahre darauf wurde die Kolonie von den Portugiesen zerstört, was indessen erst 1565 gelang. Man fing nun an, von Portugal aus immer mehr Einwanderer nach Brasilien zu senden. Man legte den Grund zur Stadt Sebastian oder Rio de Janeiro. Der Landbau wurde von dem Statt-

halter De Sa sehr begünstigt und während seiner Regierung mehrten sich die Kolonien augenscheinlich. Am meisten zeichneten sich jedoch unter allen Kolonisten diejenigen in der Ebene von Piratimingo, bekannt unter dem Namen Paulisten, aus. Voll abenteuerlicher Kühnheit und eines noch bis heute fortdauernden Hanges zur Unabhängigkeit, unternahmen sie die beschwerlichsten Reisen in die Urwälder des Landes. Sie waren es, welche die innern Landschaften Brasiliens zuerst durchforschten; die Flüsse hinauffuhren, die größten Entbehrungen erduldeten und die gefahrvollsten Kämpfe bestanden.

Sebastian Fernandez Turinho, ein Einwohner von Porto Seguro, fuhr den Rio Doce bis Yicuitinonha hinauf und gelangte von da wieder zur Seeküste: die neuentdeckte Gegend war die heutige Provinz Minas Geraes. Die Proben von Gold und kostbaren Edelsteinen, welche er zurückbrachte, regten die Habgierde vieler anderer an und ermuthigten zu neuen Reisen. Die Statthalter brachten es nach und nach dahin, daß man der Unterstützungen des Mutterlandes gänzlich entbehren konnte. Mit dem Mutterlande kam auch Brasilien 1580 unter spanische Herrschaft. Brasilien wurde nun in die Kriege mit England verwickelt und von diesem oft auf eine sehr verderbliche Weise heimgesucht. 1611 gründeten französische Kaufleute eine Kolonie im Norden Brasiliens, die aber von Albuquerque wieder verjagt wurde. Der Zwiespalt zwischen Spanien und dem sich losreißenden Holland, führte für Brasilien neue Gefahren herbei, denn die Holländer landeten mit 60 Schiffen unter General Van Doort bei San Salvador und der Admiral Petrid segelte nach Espiritu Santo, um auch diese Kapitanie zu unterwerfen. Die Brasilianer wehrten sich tapfer gegen die Holländer, welche jedoch nach und nach sich zu Meistern von ganz Brasilien machten. 1640 befreite sich Portugal vom spanischen Joche und Johann IV. von Braganza nahm den Thron ein. Niemand zweifelte mehr, daß Holland in einem Theile von Brasilien Herr bleiben werde, und unter Moriz von Nassau fingen auch die holländischen Niederlassungen an, außerordentlich aufzublühen. Seine Nachfolger waren indessen Leute, die das Regieren nicht verstanden. Deshalb empörten sich die Brasilianer und es glückte ihnen unter des tapfern Fernandez Vieira Anführung, die Holländer zu schlagen und selbst die gegen sie abgeschickten Flotten zu vernichten. Jetzt erst sandte ihnen Portugal Hülfe, und so mußten die Holländer am 27. Jänner 1655 Brasilien auf immer verlassen. Während dem, daß

alles dieses sich zutrug, dauerte der Ausrottungskampf gegen die Eingebornen fort, besonders waren es die kühnen Pauliſten, welche die Eingebornen unausgesetzt verfolgten, die Gefangenen zu Sklaven machten, die sich Widersetzenden ermordeten, nach Gold ausgingen und die reichen Goldminen von Jaragua entdeckten. 1710 legten sie den Grund zur berühmten Villa Ricca in der Provinz Minas Geraes. Nun kamen von Rio Janeiro aus andere Koloniſten, welche Antheil an den Goldminen forderten, den die Pauliſten verweigerten und es zu einem Kampfe kommen ließen, der zu ihrem Nachtheile endigte. Sie riefen nun die Regierung um Hülfe an, und diese zwang die Parteien zum Frieden, erbaute Villa Ricca nach einem regelmäßigen Plane, sorgte, daß die Goldminen besser bearbeitet wurden und zwang die Koloniſten, den fünften Theil des gewonnenen Goldes in den königlichen Schatz abzuliefern.

Die kühnen halbverwilderten Pauliſten drangen indeß immer tiefer in das Innere ein und wurden daselbst von den Wilden zu Goldminen geführt, wo ihre Erwartungen, auch selbst die kühnſten, weit übertroffen wurden. Viele von ihnen ließen sich nun in der Provinz Goyaz nieder, heiratheten Indianerinnen und gründeten die Stadt Goyaz. Um dieselbe Zeit hatte sich eine Negerkolonie aus entlaufenen Sklaven bestehend in der Kapitanie Pernambuco bei Porto Calvo niedergelaſſen. Diese Kolonie, von den Negern Palmares genannt, nahm ungemein schnell an Bevölkerung und Macht zu, so daß 40 Jahre nach ihrer Gründung eine sehr blühende Republik von mehr als 20000 fleißigen Menschen sich gebildet hatte. Da beschloſſen die Brasilianer, nach Vertreibung der Holländer, diese blühende Kolonie zu zerstören. Die Palmares leiſteten tapfern Widerstand, wurden aber dennoch zuletzt überwunden und trotz ihrer edlen Thaten, ihres nützlichen Lebens und ihres Heldenmuthes als Sklaven vertheilt. 1711 brach der Krieg zwischen Portugal und Frankreich aus und französische Truppen landeten in Brasilien, zerstörten Rio Janeiro und fügten den Koloniſten großen Schaden zu. Nach dem Frieden ließ sich endlich Portugal angelegen sein, seine transatlantischen Besitzungen zu heben. Ansiedler wurden hingesandt und begünstigt; die außerordentlich reichen Minen ermunterten die Handelsleute Waaren des europäischen Luxus den Basilianern zuzuführen; ein ungeheurer Strom Gold und Diamanten strömte nun nach dem Mutterlande. 1752 verlegte der Bruder des berühmten Pombal, Statthalter von Brasilien, die Hauptstadt nach Rio Janeiro, suchte die wilden Stämme

zu civiliſiren und zu Niederlaſſungen zu bewegen. Da fielen 1767 plötzlich die wilden Botocudos, ein bisher ganz unbekanntes Urvolk Braſiliens, ein, und der Vernichtungskampf gegen ſie wird noch fortgeführt. Um dieſelbe Zeit wurde der Diamantendiſtrikt entdeckt, welcher eine neue Quelle unermeßlicher Reichthümer wurde. Nun wachte die portugieſiſche Regierung mit ängſtlicher Sorgfalt über dieſe Kolonie, ſie ſuchte Berg- und Feldbau zu heben. Aber alles Fremde wurde abgehalten, kein Schiff durfte mit Braſilien verkehren, keine Landkarte, kein Buch nach Braſilien gebracht werden; dagegen wurde eine Überfülle von Sklaven eingeführt, und dieſen engherzigen Maßregeln muß der gegenwärtige traurige Zuſtand des Landes größtentheils als Folge beigemeſſen werden. 1807 wanderte die verwitwete Königin und der Prinz von Braganza, nachmals Johann VI. nebſt 15000 ſeiner angeſehenſten Unterthanen in Folge politiſcher Ereigniſſe nach Rio Janeiro aus. Den Engländern wurde nun Braſilien geöffnet, der Glanz des portugieſiſchen Hofes wurde in Rio Janeiro mit ſtummen Staunen betrachtet. Die Geſandten der europäiſchen Mächte, Gelehrte, Kaufleute, Künſtler ließen ſich hier häuslich nieder, Künſte und Wiſſenſchaften fingen zu dämmern an, und verbreiteten ihr Licht nach dem Innern des Landes. Mit Staunen ſah Braſilien die hohe Kulturſtufe anderer Völker und wurde jetzt erſt inne, wie ſtiefmütterlich es behandelt worden war. Man muß hier die Keime des Haſſes gegen Portugal ſuchen. Indeſſen erwarteten die Braſilianer vergebens die Aufhebung der Monopole und die Gleichſtellung Braſiliens mit Portugal. Die portugaliſchen Beamten bemächtigten ſich aller Stellen und verdrängten die Braſilianer ſogar von denen, auf welche ihnen ſelbſt das Geſetz Anſprüche gab. Die Portugalen, nicht geſonnen, in Rio zu bleiben, behandelten Braſilien als eine eroberte Provinz. Endlich fing man noch den Krieg um die Banda Oriental an, um das ungeheure Braſilien zu vergrößern. Da wurden denn die Braſilianer unwillig und die Unzufriedenheit verbreitete ſich durch das ganze junge Reich. Als Buenos-Ayres ſich unabhängig erklärte, brach auch der Aufſtand in Pernambuco aus; das Feuer ward zwar gedämpft, aber nicht erſtickt.

Der Graf de Arcos, welcher früher Vizekönig von Braſilien war, drang nun auf eine gänzliche Reform der Staatsverwaltung, erreichte aber nichts, als daß er ſich die Ungnade des Hofes und den Haß derſelben Partei, als das gewöhnliche Schickſal aufrichtiger Rathgeber, zuzog. Seitdem wankte der Boden von Braſilien. Zum Unglück für die Regierung kam die

Nachricht von der Revolution zu Oporto nach Brasilien, wo sie mit ungemeinem Jubel aufgenommen ward, und ehe noch der schwache Johann VI. zu einem Entschlusse kam, proklamirten die Nationaltruppen in Bahia am 10. Februar 1821 die portugiesische Konstitution. Bald darauf erklärte sich die Garnison von Rio Janeiro in demselben Sinne und die Revolution brach im ganzen Reiche aus. Die königliche Familie bewohnte damals das Lustschloß Boavista bei San Cristovao und war im höchsten Grade bestürzt. Da ließ sich der entschloßne Don Pedro Prinz von Brasilien, Vollmachten ertheilen und that das Beste, was man bei solchen Gelegenheiten thun kann, er sprengte zu Pferde nach der Stadt unter das bewaffnete Volk, das ihn zwar gerne, aber mit dem Rufe: es lebe die Konstitution! empfing. Hierauf verlas der Prinz vom Balkon des Theaters herab die königliche Beistimmung zur portugiesischen Konstitution, beschwor sie selbst und eilte vom Jubel des Volkes begleitet zu seinen Eltern zurück. Das Volk blieb unter den Waffen, bis der König selbst erschien und die Konstitution beschwor.

Am 26. April 1821 schiffte sich der König mit seiner Familie, von den Cortes zu Lissabon aufgefordert, nach seinem europäischen Königreiche ein. Mehre tausend Portugalen begleiteten ihn zurück. 60,000000 Cruſaden an gemünztem und ungemünztem Golde, eine noch bei weitem größere Summe an Diamanten, alle öffentlichen Kassen und was die Portugaken für sich erpreßt hatten, wurde nach Europa mitgenommen und Brasilien in einem Zustande zurückgelassen, der so ziemlich mit einem Apfelbaume im Spätherbste, mit welkendem hängenden Laube zu vergleichen war. Don Pedro blieb als Prinz-Regent von Brasilien zurück. Ein Glück war es für diesen, daß die Natur mehr als die Erziehung für ihn gethan hatte, denn er bedurfte aller seiner Energie, um in das Chaos des politischen Zustandes von Brasilien einiges Licht zu bringen. Die Cortes von Lissabon begingen denselben groben Fehler, welchen die zu Madrid begangen hatten, sie wollten nur für sich Freiheit und Institutionen, wünschten aber das ungeheure Brasilien in die vorige Abhängigkeit zurückzustürzen, und zeigten dadurch wol, wie wenig sie selbst zur Freiheit reif waren. Die Nachricht, daß die Cortes von Lissabon die Konstitution Brasiliens nicht anerkennen wollten, erfüllte dieses mit glühendem Unwillen. Der Haß gegen Portugal und das Mißtrauen gegen alles, was von daher kam, wurde hier begründet. Trennung von Portugal war nun die allgemeine Losung. Vergebens suchte

Don Pedro Ruhe zu gebieten, vergebens die die Nemesis reizenden Cortes von Lisboa zu enttäuschen; diese stolz auf ihre augenblickliche Macht riefen den Prinz-Regenten von Brasilien zurück. Dieses Dekret von Lissabon war das Schwert, welches die gewaltige Kolonie von dem winzigen Mutterlande für immer trennte, und sie als abstoßende Pole einander entgegensetzte. Für gewisse Menschen ist die Weltgeschichte vergeblich geschehen! Jetzt ergriff der Brand ganz Brasilien. Pernambuco verlangte die Republik, Bahia und Marinhao, wo starke portugiesische Besatzungen lagen, erklärten sich für Portugal. Die Hauptstadt wurde vom Prinz-Regenten schwebend erhalten; S. Paulo und Minas Geraes stand auf für die Unabhängigkeit; die gemäßigte Partei der südlichen Provinzen, die besonnenste von allen, beschloß die Unabhängigkeit von Portugal und forderte den Prinz-Regenten auf: die Krone mit dem Titel eines Kaisers von Brasilien anzunehmen. Die portugiesische Besatzung wurde nun genöthigt sich nach Lissabon einzuschiffen. Vergebens suchte der Prinz-Regent beide Reiche verbunden zu erhalten, die Cortes von Lisboa arbeiteten ihm entgegen, und droheten ihm sogar mit Proskription. Am 1. Dezember 1821 wurden Don Pedro der Erste und seine Gemalin Donna Leopoldina von Österreich, zu Rio Janeiro feierlich mit der konstitutionellen Kaiserkrone von Brasilien gekrönt.

Man muß es dem jungen Monarchen zugestehen, daß er ein erstaunungswürdiges Talent mit einer Thätigkeit entwickelt, die jede Erwartung übertraf. Er wußte im ausgesaugten Brasilien eine Armee aus Nichts zu erschaffen und eine Flotte, den berühmten Cochrane an der Spitze, zu organisiren. Sowohl die republikanischen als demagogischen Parteien wurden mit Strenge verfolgt, und willkürlich bestraft. Diese despotischen Handlungen des jungen Fürsten, so nothwendig sie waren, wurden ihm sehr übel genommen, Brasilien wurde auch gegen ihn mißtrauisch, und er wurde gezwungen am 3. Mai 1823, am Jahrestage der Entdeckung Brasiliens, die konstituirende Versammlung feierlich zu eröffnen.

Diese konstituirende Versammlung war aus den Deputirten der südlichen Provinzen zusammengesetzt, da die nördlichen durchaus die Republik wollten und keine Abgeordneten schickten. Aber auch die gegenwärtigen Deputirten zeigten sich sehr unlenksam und legten offenbar genug an den Tag, daß es ihnen um etwas mehr als den bloßen Schein der Freiheit zu thun war. Die Stadt erklärte sich für die Versammlung, der Kaiser ver-

lungte die Ausstoßung der heftigsten Redner und besetzte die Zugänge der Hauptstadt mit Truppen. Man konnte hier schon den Keim der Zukunft erblicken. Da erschien am 12. November Nachmittags der Kaiser selbst an der Spitze der Truppen von Kanonen begleitet, umringte das Ständehaus und eine verhängnißvolle Stunde erschien! Der Kaiser forderte: die Versammlung solle aus einander gehen, diese beschloß aber der physischen Willkür, moralische Kraft entgegenzusetzen, und nur der Gewalt zu weichen. Da trieb der Kaiser die Versammlung durch das Militär aus einander, und ließ die Standhaftesten verhaften. Dieser Sieg war theuer erkauft, denn nie hat Brasilien ihm denselben verziehen, auch war die Stimmung der Art, daß eine neue Versammlung der Deputirten einberufen und in allen Städten des Reichs über die Annahme der Konstitution abgestimmt wurde. Diese Konstitution wurde alsdann den Deputirten vorgelegt, von ihnen angenommen, vom Senate und Staatsrathe unterzeichnet und am 25. März 1824 vom Kaiser Don Pedro feierlich beschworen. Folgendes sind die Grundbestimmungen derselben:

Das Kaiserthum Brasilien ist frei und unabhängig. Die Regierung erblich, konstitutionell und repräsentativ. — Der genannte Herrscherstamm ist der des Kaisers Don Pedro I. — Sollte die gegenwärtige Dynastie aussterben, so hat die Generalversammlung eine Neue zu wählen. — Die römisch-katholische Religion ist die herrschende des Reichs, alle andern Glaubensbekenntnisse werden geduldet, doch dürfen ihre gottesdienstlichen Gebäude keine kirchliche Auszeichnung erhalten. — Der Kaiser und die Generalversammlung repräsentiren die brasilianische Nation. — Die Generalassemblee besteht aus 2 Kammern, der Deputirten und der Senatoren. Die Senatoren werden von den Provinzen auf Lebensdauer, die Deputirten nur temporär gewählt. — Der Generalversammlung ist, unter der Sanktion des Kaisers, die gesetzgebende Gewalt übertragen. — Die Generalversammlung bestimmt die jährlichen Staatsausgaben, die direkten Steuern und den Etat der Land- und Seemacht. — Dem Senate kömmt es allein zu über die individuellen Vergehungen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, der Staatsminister, Staatsräthe, Senatoren und Deputirten zu richten. — Der Kaiser hat die Exekutivgewalt, welche er durch verantwortliche Minister ausübt. — Der Kaiser beruft die Generalversammlung, erklärt Krieg, schließt Frieden, hat aber davon jedesmal, sobald es die Sicherheit des Staates erlaubt,

die Generalversammlung in Kenntniß zu setzen. — Die Staatsminister sind verantwortlich und werden in Anklagestand versetzt: wegen Verrath, wegen Veruntreuung der öffentlichen Staatsgelder und Güter, wegen überwiesener Bestechung und Erpressungen, wegen Mißbrauch der Gewalt, wegen Verletzung der Freiheit, Sicherheit und des Eigenthums der Bürger.

Es bedarf sehr wenig Scharfsinn, um die Keime künftiger Verwirrung in dieser Verfassung zu erblicken, in welcher die Grenzen der Gewalten so sehr in einander greifen und so wenig scharf geschieden sind, daß die Vermeidung der Überretung von jeder Seite eine unmögliche Aufgabe ist. Dennoch schien 1825 ein Stand der Ordnung in dem ungeheuren Reiche eingekehrt zu seyn. Am 7. September desselben Jahres erfolgte die Anerkennung Brasiliens durch Portugal und darauf die aller übrigen Höfe. Auch würde sich die Ordnung befestigt haben, wäre der Kaiser nicht verleitet worden den unglücklichen Krieg gegen Buenos-Ayres zu erklären. Dieser Krieg rieb den Kern der jungen Nation auf, zerrüttete die Finanzen und endigte mit dem Verlust von Cisplatina. Die übelste Folge davon war die Unzufriedenheit der Brasilianer. Um diese Zeit starb der Vater des Kaisers. Die Ereignisse, welche darauf folgten, sind allgemein bekannt. Sie hatten den Sturz des Kaisers 1830 zur Folge, der in diesem Augenblicke beschäftigt ist, den Usurpator von dem Throne seines Vaters zu vertreiben. Brasilien, das reichste Land der Erde, hat durch die Vertreibung seines Kaisers unendlich verloren und ist in einen Abgrund von Anarchie geschleudert, welche zu beschwören ein unmündiges Kind unter einer faktiösen Vormundschaft, nicht im Stande ist. Unglücklicherweise hat der Sklavenhandel, durch falsche Ansichten des Kaisers bisher begünstigt, Brasilien mit einer Menschenklasse überfüllt, die früher oder später die Obergewalt erringen wird, welcher Katastrophe nur durch sehr starke Einwanderungen aus Europa vorgebeugt werden könnte. Doch wer möchte in den Krater steigen, welchen das Feuer überspannter Faktionen jeden Augenblick zu sprengen droht? Schwerlich dürfte Brasilien in der Zukunft ein Ganzes bilden, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die zum Republikanismus geneigten nördlichen Provinzen, früher oder später sich von dem südlichen Theile des Reiches gänzlich trennen dürften.

Diese geschichtliche Übersicht des Kaiserthums ist ein nothwendiger Zug in einem Gemälde dieses so höchst interessanten Landes. Nur wäre zu wünschen, daß sie erfreulicher wäre und

weniger Besorgnisse für die Zukunft eines Landes einflößte, dessen Schicksal keinem Menschenfreunde gleichgültig ist.

Brasilien nimmt, wie wir oben angezeigt haben, einen Flächenraum von 130000 geogr. Quadratm. ein. Fünf Millionen Menschen bewohnen dieses ungeheure Land und man sollte glauben, daß 38 bis 40 Menschen, die zusammen kaum einer Quadratklafter Erde bedürfen, um begraben zu werden, doch während des Lebens auf einer Quadratmeile Raum genug haben sollten, und dieses um so mehr, als die Quadratmeile überall in Brasilien zu dem schönsten und reichsten Theile der Erdoberfläche gehört und einen Boden hat, der nicht nur an Gold selbst, sondern auch an allem, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, eine überschwengliche Fülle darbietet. Von der natürlichen Beschaffenheit des Landes wollen wir nicht wiederholen, was wir in der allgemeinen Einleitung zu Südamerika schon gesagt haben, und nur die Hülfsquellen erwähnen, welche Brasilien als Staat zu Gebote stehen.

Ein ausgedehnter, schöner und reicher Boden, fruchtbar und in einem gesunden herrlichen Himmelsstriche gelegen öffnet hier einem verständigen, fleißigen Volke für 500 Millionen Menschen einen glücklichen Aufenthalt. Die Küsten sind für ozeanische Verbindungen außerordentlich gut gelegen. Alle Hauptstädte dieses weiten Landes liegen dem Welthandel offen. Vortreffliche Hafen an der Küste, durch weit hinauf schiffbare Ströme mit dem Innern des Landes verbunden, zeichnen den Boden Brasiliens aus. Die Natur selbst war bemüht, diejenigen Verbindungen in Brasilien anzulegen, welche als Grundlagen des Wohlstandes der Staaten betrachtet werden müssen. Während in andern Ländern die Menschen Jahrhunderte lang mit Hindernissen zu kämpfen haben, um einen Verkehr mit der übrigen Welt herzustellen, hat die Natur in Brasilien mächtig vorgearbeitet, so daß hier wenige Jahre hinreichen um große Ströme schiffbar zu machen, mit einander zu verbinden und natürliche Kanäle zu erweitern.

Im Süden des Landes finden wir den Rio-Grande in der Provinz San Pedro, welcher leicht mit dem Uruguay und dadurch mit dem gewaltigen La Plata in Verbindung zu bringen ist. Mithin steht den Südprovinzen nicht nur die ganze östliche Welt offen, sondern es ist ihnen auch das westliche Gebiet der großen Ströme des Paraguay und Uruguay geöffnet. Der Parana verbindet die Provinz Catharina mit dem La Plata, und wird der große San Francisco schiffbar gemacht, was leicht ge-

ſchehen kann, ſo iſt eine Straße von der Küſte nach dem Innern offen, deren Vortheile unberechenbar ſind. Eine gewaltige Bergmauer unter dem Namen Serra do Mar, der Länge nach ſich durch das Land ziehend, nöthigt zwar die Ströme zu ungeheuren Umwegen, verlängert aber auch ihr Bewäſſerungsgebiet. Die Provinz Eſpiritu Santo durchſtrömt der Rio Dolce, welcher das Innere von Minas Geraes mit der Küſte verbindet. Der Iquetihnonha in der Provinz Bahia, der unter dem Namen Bel Monte zwiſchen Porto Seguro und Ilheos in den Ozean ſtrömt, verſpricht Minas Novas mit Rio de Janeiro in leichte Verbindung zu bringen. Pernambuco beſitzt den ungeheuren Francisco; die Nordprovinzen beſitzen den Rio Grande, den Parahiba und die Toccantins, welche ſie mit dem Ozeane vereinigen. Das unerforſchte Plateau von Pernambuco kennt man noch gar nicht, aber die nordweſtlichen Provinzen haben die gewaltigen Zuflüſſe des Marakon, darunter den ungeheuren Madeira, welcher die Wolga weit übertrifft, den Tapayos, Xingu, dann den Rio Negro und den Recipienten von allen ſelbſt, den Rieſenſtrom der Erde, den gewaltigen Marakon. Kein Land auf Erden hat ſolche Binnenverbindungen zu Waſſer als die beiden Amerika, und Braſilien könnte man darunter am meiſten begünſtigt nennen. Hilft nun dieſer Staat einigermaßen durch Schiffbarmachung der Flüſſe, durch Kanalanlagen und Eiſenbahnen nach, ſo iſt leicht einzuſehen, welche Quellen des Wohlſtandes dieſer Staat in ſeinem Schooße beſitzt. Freilich muß der Gemeingeiſt erwachen, Kenntniſſe müſſen ſich verbreiten, und Ruhe muß im Innern herrſchen, wenn dieſe Früchte nicht in ihrer Blüte zerſtört werden ſollen. Durch dieſen Gemeingeiſt bringt Nordamerika Rieſenwerke zu Stande. Es iſt ſehr Unrecht von Regierungen zu fordern, was allein der Patriotismus der Bürger hervorbringen kann. Jetzt iſt freilich noch nichts gethan, man hat noch kaum angefangen eine Straße anzulegen oder einen Kanal zu graben und die Indolenz geht ſo weit, daß man während der Regenzeit im Angeſichte der Hauptſtadt und auf der pomphaft ſo genannten königlichen Landſtraße, ganze Karavanen in Koth verſinken ſieht. Und man ſollte kaum glauben, welche Entſchuldigungen die ächt portugaliſche Trägheit der Braſilianer zum Vorſchein bringt. Straßen, ſagen ſie, würden dem Feinde das Eindringen in das Land erleichtern und die außerordentliche Vegetation des Bodens, bei der geringen Bevölkerung, die Straßen mit Gebüſche bedecken u. ſ. w. Das Letztere iſt nun freilich wahr, aber man hat auch bisher für die von patriotiſchen

Brasilianern, mit unbeschreiblicher Schwierigkeit durch die Wildnisse gebahnten Wege nichts gethan, als daß man sich begnügte, Zollhäuser anzulegen und die Reisenden zu besteuern, welche dann sehen mögen, wie sie auf den pompösen Straßen fortkommen.

Wenn die Natur gesorgt hat, daß die Bewohner des Landes mit leichter Mühe in Verkehr treten können, so hat sie nicht weniger für die Gegenstände dieses Verkehrs gethan. Beinahe die ganze heiße Zone umfassend erstreckt sich Brasilien durch den glücklichen Theil der gemäßigten Zone bis zum 32° südl. Br. hinab, reicht nirgends in die Schneegrenze, gewährt aber auf seinen Plateau's sehr häufig ewigen Frühling. Durch diese Lage ist die Kultur aller Gewächse der Erde gestattet, und dem auf jede Gattung derselben verwendeten Fleiße überreicher Lohn durch vorzügliches Gedeihen, auf dem außerordentlich fruchtbaren Boden gesichert. Die Ausfuhr von Zucker, Kaffee, Reis, Baumwolle, nebst einer überschwenglichen Fülle aller übrigen Naturprodukte zeigt jetzt schon, was von der Zukunft zu erwarten ist. S. Paulo und Bahia führen bereits eine Menge Tabak aus, die köstliche Theestaude kommt so gut wie bei den Chinesen fort, nur ist dieses Völkchen an keine Revolution gewöhnt, und wir zweifeln, ob sie auch die Theestaude ertragen kann. Indigo könnte in unermeßlicher Menge und von besonderer Güte erzeugt werden, und es ist kein Zweifel, daß die Gewürze Indiens und der wildwachsende Cacao einst Quelle eines überschwenglichen Reichthums werden müssen. Die südlichen Provinzen sind für die Cerealien, den Weinstock, den Olivenbaum und die Flachskultur außerordentlich günstig; daß Hornvieh, Pferde und Schafe gedeihen, daran zweifelt wol niemand mehr, der von den Herden Brasiliens gehört hat. Salzfleisch und vortreffliches Leder wird in Menge ausgeführt, aber auch Schafwolle könnte in Menge und von einer Güte erzeugt werden, wie in keinem Theile der Erde; dabei sind die Küsten außerordentlich fischreich und besonders die nördlichen Küsten sehr ergibig. Portugal versah früher Brasilien mit Salz. Man hat bis jetzt den Salzschätzen des Landes nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Dennoch ist es gewiß, daß in der Provinz San Paulo, Matto grosso und Goyaz große Lager von Steinsalz unentdeckt unter der Oberfläche ruhen.

Die unermeßlichen Waldungen Brasiliens sind ein Nationalschatz von unberechenbarem Werthe und der Aufmerksamkeit der Regierung, um der Verschleuderung vorzubeugen, ganz besonders würdig. Die Färbehölzer sind seit drei Jahrhunderten

bekannt und berühmt genug, aber außer aller Berechnung liegen die unermeßlichen Urwaldungen des Amazonenstromes, unerschöpflich an den prachtvollsten, schönsten, edelsten und nützlichsten Holzarten. Nie kann Brasilien um Flotten verlegen sein, sobald es sich einigermaßen anstrengt dieselben zu erbauen. Und was Schreiner und Ebenisten zur Bequemlichkeit der Menschen beitragen, kann hier von nie gesehener Schönheit und Eleganz geliefert werden; abgesehen davon, daß die Fülle der Färbehölzer ein Schatz sind, welche leichten und sichern Gewinn versprechen.

Was soll man aber erst zu dem Reichthume der Metalle sagen, der den Osten von Amerika zu einem siegreichen Nebenbuhler des Westen macht? Die Provinzen Minas Geraes, San Paulo, Matto grosso, Goyaz und Espiritu Santo bestehen im eigentlichsten Sinne aus goldenem Boden; so daß man überall den Boden nur auswaschen darf und sich noch keineswegs bewogen gefunden hat, das Gold der reichen Minen bergmännisch auszubeuten. Alle Flüsse Brasiliens führen Gold, sogar der große Amazonenfluß. Die Ausbeute müßte außerordentlich sein, würde der Bergbau von einigen tausend rüstigen Deutschen betrieben, welche Fleiß mit Einsicht verbinden. Brasilien hat auch ohne Widerrede die reichsten Eisenminen der Erde. Die Provinz San Paulo liegt in der Mitte des eisenhaltigen Gebirges von Araſojaba. Es befindet sich hier das Thal von Furedas, welches durchaus aus Magneteisenstein besteht und wo das Erz als groteske Felsenmassen die Thalwände bildet. Man dürfte sich nicht einmal bemühen es auszubeuten, denn die größte Eisenhütte der Erde hätte mehr als ein Jahrhundert lang an den bloßen Geschieben zu schmelzen, ohne benöthigt zu sein, das Erz bergmännisch zu gewinnen. Platina, Zinn, Kupfer, Blei, Kobalt, Zink, Wismuth, Queckſilber und Zinnober sind in Fülle in Brasilien entdeckt, nur Silber nicht. Aber der feurige Diamant, der vielfarbige Topas, der sanftblaue Aquamarin, der schöne Amethyst nebst einer Menge anderer edler Kiese sind vorhanden, um nicht nur das Bedürfniß, sondern sogar die Thorheit in ihren Erwartungen zu übertreffen. Was bedarf also der Brasilianer noch anders als Fleiß, Verstand, wissenschaftliche Bildung und energischen Willen, sich selbst zu bändigen, um der glücklichste Bewohner der Erde zu sein! Mit Stolz kann Brasilien sagen, es genüge sich selbst und bedürfe keines Fremden, denn der Verkehr mit sich selbst würde schon eine Art Welthandel sein und die zweckmäßige Benützung der Naturgaben es jedem

andern Volke der Erde unmöglich machen, ihm neue Schätze zu bieten.

Dieses glückliche Land wird, wie schon erwähnt, nur vom hundertsten Theile derer bewohnt, die es bewohnen könnten. Zwei Millionen Neger, eben so viele Farbige und Indianer, und kaum eine Million Weiße machen die unruhige Bevölkerung dieses Reiches aus. Uns in eine Ethnographie der Völker dieses unermeßlichen Länderstriches einzulassen, erlaubt der beschränkte Raum nicht, und mit einem Namenverzeichnisse der mannigfaltigen Indianerstämme dürfte unsern Lesern schwerlich gedient sein. Wir begnügen uns daher zu sagen, daß wol über 200 verschiedene Stämme noch wild im Innern Brasiliens hausen, alle auf gleicher Stufe der Bildung, aber verschieden in ihren Sitten, Lebensweisen, Ansichten und Aberglauben; feindselig einander verfolgend und mitunter wilder, als die Wildniß selbst, die sie als das wildeste Geschöpf bewohnen. Der Mensch in seiner Verwilderung steht tief unter dem Thiere, denn dieses bleibt der Natur getreu, aber auch der roheste Mensch verkünstelt sich unter dieselbe hinab. Die Atlasse eines Spix und Martius, Prinzen von Neuwied, Rugendas und mehrer anderer liefern uns die anschaulichsten Belege von der Entartung des Menschen, der sich seit seiner Vertreibung aus dem Paradiese nie und nirgends im Naturzustande befunden hat. Er steht entweder unter ihm oder über demselben erhaben, durch die Kraft des göttlichen Funkens, der vergraben, aber nie verlöscht werden kann. Und je nachdem das Göttliche und Irdische zu einander im Verhältnisse stehen, ist auch sein Standpunkt erhöht oder erniedrigt. Man könnte eine Kulturskale, wie eine Thermometerskale entwerfen und man würde unter den Bewohnern Brasiliens für jeden Grad derselben unter und über dem Eispunkte eine Geistestemperatur finden. Es ergibt sich jedoch aus dem Zahlenverhältnisse, wie sehr die Weißen in Gefahr sind, die Nemesis der Geister von Palmares zu empfinden, und wie wenig es bedarf, um hier ein furchtbares Negerreich entstehen zu sehen, dessen Einwirkungen auf die Weltgeschichte unberechenbar wären.

Die übrigen Verhältnisse dieses Staats können gegenwärtig nur geschichtlich berührt werden, was zu Anfang dieses Abschnittes auch geschehen ist. Wie sich die Zukunft gestaltet, liegt in einer höhern Hand. Wir halten uns an das Bestehende und gehen zur Gebietseintheilung über.

Das brasilianische Reich besteht aus 18 Provinzen: 1) San Pedro; 2) San Catharina; 3) S. Paulo; 4) Rio

de Janeiro; 5) Espiritu Santo; 6) Bahia; 7) Sergipe; 8) Alagoas; 9) Pernambuco; 10) Parahiba; 11) Rio Grande; 12) Ceara; 13) Piauhy; 14) Maraßon; 15) Para; 16) Minas Geraes; 17) Goyaz und 18) Matto groſſo.

1) Die Provinz San Pedro.

Dieſe Provinz wird auch Provincia do Rio Grande do Sul de San Pedro genannt und liegt unter 30° 2′ ſüdl. Br. bis 25° 15′ und zwiſchen 324 und 328° öſtl. L. Sie grenzt im Süden an das atlantiſche Meer und Cisplatina, im Oſten an Cisplatina und Argentina, im Norden an die Provinz San Paulo und im Oſten an das Meer und die Provinz San Catharina. Dieſe ſchöne Provinz iſt die ſüdlichſte Braſiliens und wurde ſehr lange verwahrloſt, indem ſie wol erſt im Anfang des XVII. Jahrhunderts einige Koloniſten erhielt, und erſt 1807 ihr der Charakter einer Provinz ertheilt wurde. Sie mag 4600 Quadratm. groß ſein. Ihr Boden iſt aufgeſchwemmtes Land und beſteht aus einem Hochplateau, welches ſich ſanft gewellt von Norden nach Süden herabzieht. Die Küſten ſind flach, heben ſich aber ſchnell nach Innen, zu bedeutenden Höhen. Wir müſſen jedoch hier ausdrücklich anmerken, daß, wenn wir von Hochebenen reden, wir uns in Braſilien des gewaltigen Maßſtabes entſchlagen müſſen, deſſen wir in den Andes gewöhnt wurden. Denn hier gibt es durchaus keine Hochebenen, wie in Neu-Grenada oder Alto-Peru. Kahle Hochebenen, wie überhaupt baumloſes Land, nennt man in Braſilien Campos, waldige dagegen Bosques montuoſos. Das flache Küſtenland in San Pedro iſt ſandig, die Tiefen und Flußufer ſind größtentheils mit Wäldern ausgefüllt, die Flächen bilden Campos, die Höhen Bosques. Das Land iſt daher ſehr mannigfaltig und im nördlichen Theile der Provinz erhebt ſich wol auch der Gneis und Granit zu bedeutender Höhe dort, wo er gegen die Quellen des Uruguay abzufallen beginnt. Das Land bietet daher einen angenehmen Anblick und iſt dabei ſehr wohl bewäſſert. Der Ozean beſpült die Küſten, welche nur einen Hafen, aber große mit Barren verſchloſſene Lagunen darbieten. Die größte darunter iſt der Patoſſee, welche Lagune den Grenzfluß gegen Cisplatina, den Rio Pardo aufnimmt, deſſen Einfahrt jedoch durch Barren verſchloſſen iſt. Ein ähnlicher iſt der Merimſee, dann der Mangueira, Lagoa dos Barros u. ſ. w. Der Jacuy, der Ycamacua und der Uruguay

bewässern diese ausgezeichnet milde Provinz, welche noch immer an der Regenzeit der Tropen theilnimmt, und ihren Winter von Mai bis Oktober in unterbrochenen Regengüssen hat. In den Thälern wird die Hitze bisweilen tropisch. Im Allgemeinen ist sie jedoch immer gemäßigt und der milde Himmel für italische Kultur ganz außerordentlich geeignet. Alle Versuche, welche die schwache Bevölkerung bis jetzt in der Landeskultur gemacht hat, sind trefflich gelungen. Die Weinproben von San Pedro fanden in Rio großen Beifall, das europäische Obst und alle Gemüsearten erreichen eine große Vollkommenheit und in dem nordöstlichen Theile oder dem Missionslande wird auch sehr geschätzter Paraguaythee bereitet. Die Viehzucht ist blühend, die Pferde sind leicht und sehr munter, der Provinz fehlt überhaupt nichts als Menschen; und man thut sehr unrecht, den noch geringen Kulturstand des Landes der Faulheit der Bewohner zuzuschreiben. Denn in einem solchen Lande wie dieses, wird es dem fleißigsten Menschen schwer, sich als Herrn desselben geltend zu machen. Der Boden ist auch metallreich, ohne daß Bergbau getrieben würde. Der Kunstfleiß beschränkt sich auf die unentbehrlichen Gewerbe. Der Handel wird blühend werden, sobald das Land sich beruhigt und der Verkehr im Innern durch größere Bevölkerung lebhafter wird. Indessen werden doch jährlich an 200 Brigantinen mit Ochsenhäuten, Talg, Hörnern, Salzfleisch, Weizen, Mehl u. s. w. beladen, wogegen man Manufakturwaaren und andere Gegenstände, deren man bedarf, einführt. Es mögen ungefähr 70000 Menschen, darunter 20000 Sklaven die Provinz bewohnen. Sie bestehen aus Weißen, freien Farbigen, Sklaven und Indianern und das bunte Gemisch, welches wir im westlichen Südamerika gesehen haben, ist in Brasilien, wo möglich noch bunter. Hauptstadt der Provinz ist:

Porto Alegre, ein ziemlich großer Flecken, unter 30° 2′ südl. Br. und 326° 25′ 30″ östl. Länge, der Mündung des Jacuyflusses gegenüber. Sie ist Hauptstadt der Provinz, Sitz des Gouverneurs, eines Generalvikars und anderer Provinzialbehörden. Das Städtchen ist recht hübsch gebaut, die Häuser sind nett und ihre Anzahl steigt über 1000, in denen ungefähr 7000 Menschen wohnen. Sie wurde von den betriebsamen Kolonisten aus den azorischen Inseln begründet. Eine Parrochialkirche der Mater Dolorosa nebst einem Lyceum sind die öffentlichen Anstalten für das Geistige des Volks. Das ganze Städtchen am Abhange eines Berges in einer sehr schönen Gegend, steigt amphitheatralisch zu dem einzigen Hafen der Pro-

vinz herab. In dieſem ſüdlichſten Hafen Braſiliens geht es ziemlich lebhaft her, da er die Aus- und Einfuhr für einen beträchtlichen Länderſtrich beſorgt. Auch befinden ſich hier bedeutende Schiffswerfte, auf welche das Holz durch die vielen Flüſſe herbeigeſchwemmt wird, die in der Tiefe des Hafens ihre Mündung haben. Man bemerkt unter dem Volke dieſer Stadt eine erfreuliche Betriebſamkeit, viel Verſtand und jenen Geiſt der Ordnung, der die Bewohner der Azoren auszeichnet. Viamao, ein kleiner Flecken, liegt nordöſtlich der Hauptſtadt und hat 2000 Bew. nebſt einer hübſchen Pfarrkirche. Villa do Rio Pardo, etwas ſüdweſtlich am gleichnamigen Fluſſe, liegt an der Mündung deſſelben in den Jacuy. Sie iſt die volkreichſte Stadt der Provinz, indem ſie 11000 Bew. zählt, unter denen die Weißen bei weitem die Mehrzahl ausmachen. Urſprünglich wurde dieſer Platz von einer Militärbeſatzung gegründet und war lange Zeit die Station eines Dragonerregiments, die ſich natürlich nach und nach zu einem Dorfe umgeſtaltete und ſo allmälig hob, bis ſie 1812 ihre Privilegien erhielt. Jetzt iſt es eine befeſtigte Stadt, welche mehre Kirchen aber nur eine Schule hat, was für die Einwohnerzahl gewiß zu wenig iſt. Rio Grande, auch San Pedro genannt, iſt eine Villa unter 32° 2′ 40″ ſüdl. Br. und 326° 1′ 2″ Länge. Die Stadt liegt auf einer vorſpringenden Landzunge im ſüdlichen Ausfluſſe des Patosſees, am Eingangsthore in die Provinz, iſt aber nur für kleine Brigantinen und Fahrzeuge, die nicht über 12′ tief gehen, zu paſſiren. An den Ufern findet ſich gar nur 3′ Fahrwaſſer. Dagegen wirft das Meer eine ſolche Menge Sandes aus, daß ſich die Stadt kaum dagegen zu bewahren im Stande iſt. Die Umgegend iſt daher der von Travemünde ſo ziemlich ähnlich, nur wo möglich noch wüſter und ſandiger, da die Sanddünen 120 bis 150′ hoch ſich aufhäufen. Nur die gegenüberliegende Inſel Marinheiros, die etwas höher liegt, Thonboden und gute Waldung hat, gewährt einen lieblichen Anblick und verſorgt die Stadt mit Trinkwaſſer. Rio Grande zählt etwa 500 Wohnungen, unter denen nur die Hauptſtraße erträglich ſchöne Häuſer aufweiſt; das übrige ſind mit Stroh gedeckte Lehmhütten, die in Gefahr ſind, vom Sande verſchüttet zu werden. Ein unbedeutendes Fort beſchützt die Stadt; eine viereckige und vierthürmige Pfarrkirche verſammelt die Gläubigen zum Gebete, deren ohne die Garniſon etwa 3500 ſein mögen. Außer dieſen bedeutenden Plätzen, erwähnen wir nur noch die ſieben Miſſionen am Uruguay. Dieſe Miſſionen wurden von den Je-

staaten seit dem Jahre 1610 gegründet und waren lange Zeit als zu Paraguay gehörig betrachtet. Im Jahre 1750 wurden die 7 blühenden Dörfer an Portugal abgetreten; erst im Jahre 1801 aber kam dieses in wirklichen Besitz. Diese 7 Dörfer, welche jetzt noch in der Blüte stehen, sind wichtig, weil unter ihnen eine Grenzmiliz organisirt ist, welche dem Staate an dieser verwundbaren Seite sehr gute Dienste leistet. Ihre Organisation und Civileinrichtung ist jedoch noch immer dieselbe, wie sie zur Zeit der Jesuiten war. San Francesco de Borja, mit 2000, S. Miguel, nordöstlich davon, mit ebenfalls 2000, San Joao Baptista, mit 1600, St. Angelo, mit 2000, San Nicolao, mit 4000, S. Lorenzo, mit 900, und San Luis Gonzaga mit 2500 Einw., sind diese 7 Dörfer. Sie haben jedes ihren eigenen Ortssenat und ihren Namen von dem Patron ihrer Dorfkirche. Die Häuser sind von Lehm, einfach, aber bequem und reinlich und haben die in den Südländern üblichen Verandas oder luftigen Vorplätze, um sich gegen Sonne und Regen zu schützen. Die Straßen sind nach der Schnur angelegt und durchkreuzen sich rechtwinklich. In der Mitte dehnt sich ein viereckiger großer Platz aus, in dessen Mittelpunkte immer die schöngebaute Kirche von 3, mitunter von 5 Schiffen und oft für mehre tausend Menschen groß genug steht. Diese Kirchen sind innerlich schön und geschmackvoll eingerichtet und reich an silbernen Gefäßen. Sie wurden unter Anleitung der Jesuiten von den Indianern selbst erbaut. An der Seite der Kirche befindet sich der Kirchhof, auf der andern Seite das Kollegium mit den Magazinen, den Obstgärten u. s. w. Jede Reduktion, wie diese Missionen von den Jesuiten genannt wurden, hatte ihre Schule, in welcher die Kinder durchgängig lesen, schreiben und spanisch lernten. Viele Indianer sprechen spanisch und portugalisch. Die Guaranasprache ist aber eigentliches Idiom. Sie treiben Landbau, weben Zeuge, bereiten Paraguaythee und waren zur Zeit ihrer Blüte unter den Jesuiten, die bei ihnen mit Recht in gutem Andenken sind, sehr wohlhabend und blühend.

2) Die Provinz San Catharina.

Dieses kleine Gebiet liegt zwischen 25° 15′ und 29° 20′ südl. Br. und 327 bis 329° östl. Länge. Es ist eine Küstenprovinz und bildet einen Theil der Vorterrasse zu dem innern Berglande. Die Küsten sind ziemlich steil und zerrissen, ziehen sich eine Weile flach gegen das Innere zu und erheben sich im In-

nern des Landes zur bedeutenden Berghöhe, welche wallförmig die Westgrenze der Provinz der ganzen Länge nach bildet. Indessen treten mehre Ausläufer bis an die Küste heran und dienen den Schiffern zu Wahrzeichen, besonders der Mahul und der Morro de Sta. Martha. Eine Menge Küstenflüsse bewässert das Land, und eine Menge Baien und Sunde gewähren vollkommene Zuflucht den Schiffern, welche das ungetreue Element durchschneiden. Auch an dieser Küste zeigen sich jene durch Barren von der See geschiedenen Lagunen oder Haffe. Auch liegen der Küste mehre Inseln vor, welche durch Sunde von dem Festlande getrennt sind. Ein solcher ist der Sund oder Kanal zwischen der großen Insel San Catharina und dem Festlande. Ein ähnlicher Sund ist der von San Francisco. Gegen Osten liegt ein großer ungenannter See, der den Urusanga-fluß aufnimmt und mit dem Meere in Verbindung steht. Seine Fische werden gerühmt. Die Laguna ist 5 Stunden lang, die Sta. Martha eben so lang, sie hängt mit dem Joguaruna zusammen und noch mehre ähnliche Lagunen reihen sich gegen Norden an. Der Name See wird auf diese Haffe sehr mit Unrecht angewendet, da sie nichts weniger als eigentliche Wasserbecken vom Lande umgeben sind, sondern wirkliche Meertheile, von diesen nur durch Anschwemmungen getrennt und gewöhnlich durch einen Kanal mit demselben verbunden. Die unzähligen Küstenflüsse verdienen keine Erwähnung. Das Klima dieser Provinz ist sehr mild, da die Hitze der geographischen Lage, sowol durch die Meernähe, als die Berghöhe gemildert wird. Auch ist die Luft mit Ausnahme der Sümpfe sehr gesund. Treffliche Viehweiden, schöne Wälder am Abhange der Serra und eine große Mannigfaltigkeit der tropischen Producte, mit denen der gemäßigten Zone untermischt, machen die Provinz zu einem sehr lieblichen Aufenthalte. Vom Mai bis Oktober führen die Südwinde Kühlung herbei; während des Sommers bringt der Nordost häufige Gewitter. Für die Kraft des Bodens sind noch viel zu wenig Menschen vorhanden, was aber diese unternehmen, gedeiht vortrefflich; Zucker, Kaffee, Baumwolle, Tabak, Reis, Mais u. s. f. Die Viehzucht ist hier geringer als in andern Gegenden; die Fülle der wilden Thiere und Vögel aber außerordentlich. Wo wäre auch in Brasilien ein Fleck, auf welchem sich die ganze Fülle des Lebens nicht in ihrer Überschwenglichkeit entfaltete? Wir versuchen nur dann die Aufzählung der Geschöpfe vom Tapir bis zur Maus, und vom Skolopender bis zum Krokodile und zur Boa nicht versäumen

den unermeßlichen Pflanzenreichthum und die bunte Schaar der Segler der Lüfte, weil wir nicht wiederholen wollen, was wir an so vielen Orten schon zu berichten Gelegenheit hatten. Es muß jedoch alles Gesagte auf Brasilien ganz eigentlich angewandt werden. Die Jagd ist daher ein sehr lohnendes Vergnügen der Bewohner der Provinz S. Catharina, aber die schönen Waldungen des romantischen Landes gewähren ihnen bei der Küstennähe mannigfaltige und einträgliche Ausfuhrartikel. Bauholz und Breter werden in großer Fülle ausgeführt. Eben so Stricke und Tauwerk aus den Fasern und Baumrinden mannigfaltiger Gewächse. Die ganze Provinz wird von ungefähr 30000 Menschen bewohnt, von denen nur ein Viertel schwarze Sklaven sind, ein Vortheil, der die Nachtheile der übrigen Provinzen nur desto größer macht.

Nossa Senhora do Destero, auch schlechtweg Estero genannt, ist unter 27° 25′ 30″ südl. Br. und 329° 35′ östl. Länge, die Hauptstadt der Provinz im Westen der Insel Catharina, so ziemlich in der Mitte des Sundes auf einer hügligen Ebene, die zwischen zwei Felsbergen liegt und von 3 kleinen Flüssen durchschnitten wird. Steinerne Brücken verbinden die Theile der Stadt. Der treffliche Hafen wird durch 2 Citadellen geschützt. Er ist durch eine Straße gebildet, vor welcher das Fort Santa Cruz liegt. Betrachtet man von diesem Fort aus die Stadt, so gewährt sie einen der schönsten Anblicke auf Erden. Wie der Schwan des Paradieses, leuchtet sie aus dem üppigen Grün der vielen Fruchtbäume mancherlei Art hervor, und spiegelt sich in der blauen Flut des Hafens. Die Häuser sind schön und hoch gebaut, gewöhnlich drei- bis vierstöckig, und größtentheils von Stein. Sie gewähren auch von innen den Anblick der Reinlichkeit und des Wohlstandes, haben gedielte Fußböden und gewöhnlich recht schöne Blumengärten, was dem Geschmacke der Bewohner viel Ehre macht. Die Kirche ist das Prachtgebäude der Stadt. Handel ist das Element der 8000 Einw., welche jährlich 300 Fahrzeuge und darüber in ihrem Hafen ein- und auslaufen sehen. Die Ausfuhr besteht aus Brantwein, Baumwolle, Reis, Zucker, Kaffee, Tauwerk, Häuten, Mehl, Flachs, Bretern, Tabak, Weizen, Zwiebeln, Fischen u. s. w., die Einfuhr dagegen aus europäischen Fabrikwaaren. Indessen weiß auch der hiesige Handwerker bereits allerlei Manufakturwaaren hervorzubringen, und man findet treffliche Handwerker, die aus Europa hier eingewandert, Arbeit und Wohlstand fanden. Letzterer ist dem Einwanderer stets gewiß, wenn

er zur erstern nicht zu faul ist, sondern eifrig sich aneignet, was die Natur in reicher Fülle bietet. Die Frauen von Desterro haben sich durch ihre Spitzen, welche sie mit zarten Händen klöppeln, sehr berühmt gemacht; auch die Töpfer liefern nicht nur gute Waare für den Hausbedarf, sondern auch für die Ausfuhr; die Gerber arbeiten in mehr als 40 Werkstätten mit großem Vortheile, da sie sowol Häute als Lohe aus erster Hand beziehen. Die Baumwollenmanufakturen blühen auch und der Wohlstand dieser Handelsstadt nimmt mit jedem Tage zu. San Francesco ist ein kleiner Flecken auf der gleichnamigen Insel, im Süden des Francescosees; merkwürdig darum, weil seine 2000 Einw. lauter Weiße sind. Sie bebauen den Boden mit Vortheil und verführen ihre Waaren in eigenen Schiffen, die sie selbst bauen und samt dem Inhalte verkaufen. Laguna ist eine mittelmäßige Stadt am östlichen Ufer der Lagune, von welcher der Ort den Namen trägt. Sie ist im Viereck gebaut, von drei gleichlaufenden Straßen der Länge und Quere nach durchschnitten. Das Rathhaus, die Kirche und die meisten Häuser sind von Stein, recht niedlich gebaut; die 4000 Einw. werden wohlhabend durch Feldbau und Fischerei. San Miguel ist durch Wallfischfang berühmt; Sta. Anna durch seine Zwiebelzucht; Senhora do Rosario wegen seiner heißen Quellen in der Nähe, und San Jose wegen seiner Töpferei.

3) Die Provinz San Paulo.

Die Provinz San Paulo, berühmt ihrer geistvollen Bewohner und ihrer schönen Frauen wegen, liegt zwischen 20° 30′ und 28° südl. Br. und 323′ bis 332° östl. Länge. Sie enthält ungefähr 9000 Quadratm. und 200000 Einw. Diese Kapitanie ist so ziemlich eine der schönsten des brasilianischen Reiches; sie ist durchaus Hügelland. Die Serra do Mar durchzieht sie längs der Küste von Nordosten nach Südwesten. Ihr parallel beinahe gegen das Innenland zu, ist die niedrige Serra Mantiqueira bis in die Stadt San Paulo hingestreckt. Von dieser laufen sodann nach Nordwesten lange Hügelreihen aus. Die Serra do Mar und Mantiqueira schließen ein prachtvolles Hochthal ein und gegen Südosten verflächt sich die Serra do Mar zur Küste hinab. Die Küsten sind hier sehr ausgezackt, und eine Menge schöner Meerbusen nebst bedeutenden Inseln, beweisen die nagende Gewalt der Gewässer. Von der Küste aus hebt sich das Land, und den Kern der Provinz bildet eine Art Bergknoten, der durchgehends 2000 bis 2600′ über dem Mee-

re erhaben ist und nach allen Richtungen wohlbewässerte Thäler aussendet. Es ist hier ein eigentliches Quellenland, von welchem außer zahllosen Küstenflüssen der Itapetininga, der Tiete, der Mugy, die Quellenflüsse des Rio Grande und der Parahyba sternförmig hinabströmen. Die Berge erheben sich besonders im nordöstlichen Theile der Provinz bis über 3000' absol. Höhe und machen diese ganze Gegend zu einem wirklichen Berglande.

Die ganze Provinz ist ein für die Viehzucht vorzugsweise geeignetes Land, $\frac{1}{3}$ desselben ist mit Wald bedeckt, $\frac{2}{3}$ mit schönen weidenreichen Fluren. Die Vegetation ist ungemein reich und üppig. Sie vereinigt mit den Formen des Waldgebirges, auch die zarteren der Campos und der Sümpfe. Große Plumerien, Echites und andere blumenreiche Apocineen, glänzende Camelien und hochstämmige mit prachtvollen violetten Blumen bedeckte Rhexien, schmücken die Thäler zu Feengärten aus. Die Insekten sind hier nicht zahlreich, worüber sich die Pauliſten keineswegs beklagen. Das Gebirge besteht größtentheils aus Gneis und schörlreichem Granite. Für den Anbau ist außerordentlich viel Boden vorhanden, der Küstenstrich für Zuckerrohr und Kolonialwaaren geeignet, das Bergland und die Hochthäler für die Gaben der milden Zone. Die Provinz hat nur einen guten Hafen, 6 Meilen von der Hauptstadt entfernt: nemlich den Hafen Santos, von der Hauptstadt durch die hohe Serra do Mar, die schwer zu übersteigen ist, getrennt; zwei andere Hafen sind von geringerer Bedeutung. Das Klima von S. Paulo ist das angenehmste der Erde. Obwol der Wendekreis durch die Provinz geht, so verschafft ihr doch die Erhöhung des Landes diejenige Milderung, welche die Reize des tropischen Himmels ohne seine Unannehmlichkeiten gewährt. Indessen ist der Unterschied der Temperatur zwischen Sommer, d. h. vom Oktober bis April, und Winter beträchtlicher als in den nördlichen Gegenden, und in manchen Distrikten muß man wol zu Kaminen und Kohlenpfannen seine Zuflucht nehmen. Der meiste Regen fällt im Januar, doch stellt sich die Regenzeit an den Küsten immer früher als im Innern des Landes ein. Gastrische Krankheiten und miasmatische Fieber sind seltner, als rheumatische und entzündliche.

Die Bewohner der Provinz San Paulo sind in ganz Brasilien berühmt. Es ist ein ganz eigener, kräftiger, unternehmender Menschenschlag, der einfach in seiner Lebensweise, kraftvoll in seinen Unternehmungen, ausdau-

rend in Beschwerden ist. Die Lebendigkeit des Geistes, welche den Pauliſten eigen ist, hat die Goldminen und die Diamanten Brasiliens entdeckt, und das Land geöffnet. Man findet hier eine etwas rauhe, aber kräftige Tugend, und eine Biederkeit, fern von geschminkter Überbildung. Jene Neigung zum Spiel und Trunk, dieser Fluch Südamerika's, ist hier nicht vorhanden, dagegen Liebe zum Tanz und zur Musik, Unternehmungsgeist und Neigung zu den Wissenschaften.

Ackerbau, Viehzucht und Bergbau, Handwerke und Manufakturen beschäftigen den Pauliſten. Man findet den Luxus der nördlichen Provinzen nicht, dagegen aber Bequemlichkeit und Solidität. Der Handel ist ziemlich blühend, die Ausfuhr bedeutend, aber die Einfuhr übersteigt noch immer die Ausfuhr, was denn freilich der Mangel an hinreichender Bevölkerung vorzüglich verursacht. Die jungen südamerikaniſchen Staaten haben einen großen Fehler begangen; ihre ganze Tendenz ging auf Industrie und besonders auf auswärtigen Handel und was damit in Verbindung steht. Statt dieses haben die vereinigten Staaten von Nordamerika auf jede mögliche Art getrachtet, ihr Menschenkapital zu vergrößern; dasselbe wäre auch Südamerika zu rathen; denn hat ein Staat nur erst Menschen genug, so darf er diese nur gewähren lassen, für Handel, Industrie und erhöhte Kultur werden sie schon selbst sorgen.

So wie alle Provinzen Brasiliens, genießt auch diese Provinz ihre eigene Provinzialregierung. Ein Gouverneur steht an der Spitze. Jede Comarca, in welche die Provinzen getheilt sind, hat einen Ouvidor und ein Provinzialouvidor ist in der Hauptstadt. Er steht an der Spitze der gerichtlichen und administrativen Behörden, hat auch im Finanzkollegium die erste Stimme. Ihm ist ein kaiserlicher Hofrichter als Kronfiskal beigegeben. Die Glieder des Tribunals für die Justiz werden von den Bürgern gewählt und zwar aus ihrer Mitte, ein Richter, mehre Beisitzer, ein Sekretär und ein Kämmerer, denen in wichtigen Angelegenheiten auch der Juiz de Fora oder Hofrichter beisitzt. Letzterer ist auch Vorstand des Pupillenkollegiums. Die Verwaltung der milden Stiftungen ist in den Händen der Municipalität, Milizen sind überall organisirt und diese Einrichtung ist in ganz Brasilien. Die Militärregierung ist von der bürgerlichen getrennt, die Municipalregierung derjenigen der Provinz nachgebildet, und im Ganzen die Organisation sehr glücklich.

Hauptstadt der Provinz ist das berühmte San Paulo,

welches sich im Hochthale auf einem Hügel einer parkähnlichen Ebene erhebt. Sie liegt unter 23° 33′ 30″ südl. Br. und 331° 34′ 30″ östl. Länge, 2318′ über dem Meere. Diese Stadt ist die berühmteste unter allen in Brasilien. Hier haben die Jesuiten Nobrega und Anchieta die ersten Indianer, die friedliche Horde der Goyanazes nebst ihrem Caziken Tebireza zum Christenthume bekehrt und 1552 die erste Jesuitenniederlassung in Amerika gegründet. Es vermischten sich hier Europäer mit den Indianern und die Kolonie wuchs empor mit einer Raschheit und Kraft, wie man in diesen Gegenden zu sehen nicht gewohnt war. Aber auch der Charakter der Pauliſten, unter welchem Namen sie bekannt wurden, nahm eine eigenthümliche Richtung. Denn schon als Portugal an Spanien verfiel, unterwarfen sie sich nicht, sondern führten mit überraschender Kühnheit den Unabhängigkeitskrieg bis in die entferntesten spanischen Besitzungen. Von Kühnheit und Golddurst getrieben, enthüllten sie den Reichthum Brasiliens und wurden berüchtigt durch ihre Härte und Roheit, welche sie entwickelten. Gegenwärtig sind die Pauliſten auch geistig vorgeschritten. Die rohe Natur hat sich gemildert, aber Freimüthigkeit, unerschütterlicher Muth und der Enthusiasmus für alles Große und Kühne ist ihnen geblieben. Überall zeigen sie sich gutmüthig, offen und gastfrei; in ganz Brasilien ist ihre Redlichkeit berühmt und anerkannt. Man findet sie auch durch das ganze Reich zerstreut und die Neigung zum Romanesken und Abenteuerlichen, ist den Bewohnern von S. Paulo eigen. Die Frauen sind in ganz Brasilien ihrer Schönheit, Naivität und Gutmüthigkeit wegen berühmt. Sie verschmähen jene Fesseln, welche den Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel aus der Maurenzeit übriggeblieben sind, und man findet hier die Frauen im freien Umgange und ächt europäischer Unabhängigkeit. Daher ist in S. Paulo der Ton der Gesellschaft heiter, natürlich, lebhaft, witz- und scherzreich.

Die Pauliſtinnen sind schlank und dennoch von ungemein starker Körperbildung, voll Grazie und Gewandtheit in ihren Bewegungen. Ihr Gesicht ist in ein anmuthiges Oval gerundet, und aus dem schönen, großen Auge spricht uns Heiterkeit und Offenheit an. Ja, was man so selten in Amerika findet, wie überhaupt in der südlichen Halbkugel, sie haben gefärbte Wangen. Man kennt in Brasilien jenes Sprichwort, welches zu Bahia die Männer aber nicht die Weiber; zu Pernambuco die Weiber aber nicht die Männer, und zu S. Paulo

die Weiber und die Männer schön findet. Man rühmt aber diesen Schönen auch nach, daß sie bei ihrer Schönheit unbefangen und freundlich, häuslich und treu seien und um so lieber gönnen wir diesen Gutschönen ihren Ruhm. Übrigens bilden sich die Männer von Rio Janeiro nicht wenig darauf ein, wenn sie eine Pauliſtin zur Gattin haben. In S. Paulo hat sich aber auch eine solide geistige Bildung entwickelt. Man ist in der alten Geschichte und den Klassikern, diesem Kerne jeder soliden Bildung, außerordentlich gut bewandert. Auch soll sich eine besondere Neigung für die subtile deutsche Philosophie hier einheimisch gemacht haben, weshalb sie aber nicht zu beneiden sind. Denn spalte Haare, wer mag; ein tüchtiger praktischer Sinn thut wenigstens für jetzt den Amerikanern bei weitem mehr noth. Eine schöne Bibliothek nebst mehren Bildungsanstalten ist auch vorhanden. Die Zahl der Bewohner beträgt 24000, unter denen die Hälfte Weiße, etwa 6000 Mulatten und Farbige und der übrige Theil Schwarze sind. Doch sollen die Weiber die Männer im Allgemeinen an Zahl übertreffen. Europäischer Luxus findet sich übrigens in S. Paulo bei weitem weniger als in andern großen Städten des Reichs, dafür aber mehr Bequemlichkeit und Reinlichkeit. Schwere Stühle von Nürnberger Art, kleine Spiegel, messingene Lampen, starke Möbel von plumper aber bequemer Bauart findet man hier, und man sieht sich mit Verwunderung, in eine deutsche Stadt des vorigen Jahrhunderts versetzt. Die Stadt selbst ist von alter Bauart. Man sieht noch überall die vergitterten Balkons des vergangenen Jahrhunderts. Die Häuser sind selten von Stein, sondern meist aus Sparr- und Flechtwerk mit eingestampftem Thon errichtet. Das Gebäude des Gouverneurs ist das vormalige Jesuitenkollegium und in einem guten Style erbaut, der bischöfliche Palast und das Karmeliterkloster, die Kathedrale und einige andere Kirchen sind groß und stark gebaut. Die Stadt hat 5 Klöster, steinerne Brücken, breite, helle und reinliche Straßen; die Häuser, 2 Stock hoch, zeigen nur bürgerlichen Wohlstand aber keine Pracht. Es sind schöne Plätze vorhanden, Fabriken, darunter eine Gewehrfabrik mit europäischen Meistern und schwarzen Lehrlingen. Der kurz verstorbene Bischof, ein sehr gelehrter und würdiger Mann hat die Seidenzucht hier eingeführt, die sehr wohl gedeiht. Am Hafen von Santos liegt die Handelsstadt gleiches Namens mit der ältesten Kirche Brasiliens, Casa de Misericordia genannt. Die Stadt ist gut gebaut und liegt an der Nordseite der Insel S. Vincent. Sie hat 6000 Einw., die sich vom Handel näh-

ren, der hier, als am Stapelorte der Provinz, sehr lebhaft ist. Der prachtvolle Hafen, für die größten Schiffe geeignet, in einem schönen Meerbusen ist gut vertheidigt. Die zarten Finger der Schönen von Santos klöppeln berühmte Spitzen. Paranhyba, Jacerehy, Mugymirim und Soroçabo, Curytiba und Paranagua sind Hauptorte der verschiedenen Comarcas, in welche die Provinz San Paulo zerfällt und haben alle zwischen 2- und 6000 Einw.

4) Die Provinz Rio de Janeiro.

Diese Provinz ist die kleinste in dem ungeheuren brasilianischen Reiche und erstreckt sich nur zwischen 21° 30′ bis 22° 45′ südl. Br. und 333° bis 336° 45′ östl. Länge. Sie ist eine Küstenprovinz, welche im Süden das atlantische Meer, im Norden den Rio Parahyba, im Osten San Salvador und im Westen die Provinz San Paulo zu Grenzen hat. Das Land gehört unter die Bergländer. Die Serra dos Oraaos und Goltacozes theilt sie von Nordosten nach Südwesten in zwei beinahe gleiche Theile. Der Theil, welcher von ihr gegen die Küste herabfällt, ist außerordentlich romantisch, da die Granitausläufer das Land thalreich machen, die prachtvolle Vegetation aber die Szene dekorirt. Auf der andern Seite, gegen das innere Land zu, senkt sich der Bergkamm sanfter in das Parahybathal hinab. Mehr als die vorigen gehört diese Provinz der heißen Zone an. Sie ist reich bewässert, hat ein mildes Klima, und einen ergibigen Boden. Der Anbau der Provinz hat sich außerordentlich gehoben und es gibt schwerlich irgend ein kostbares Produkt der Erde, dessen Anpflanzung hier nicht schon mit dem größten Erfolge versucht worden wäre. Der Kunstfleiß ist noch im Werden, der Handel lebhaft, groß und weltberühmt. Alle südlichen Provinzen Brasiliens haben hier den Mittelpunkt ihres Handels und ihrer Größe. Sie enthält die Hauptstadt des Reichs, mithin den Mittelpunkt der Staatsregierung. Sie ist ungefähr 6000 Quadratm. groß und enthält bei 600000 Einw., civilisirte und freie Indianer, Farbige, 300000 Neger und Weiße.

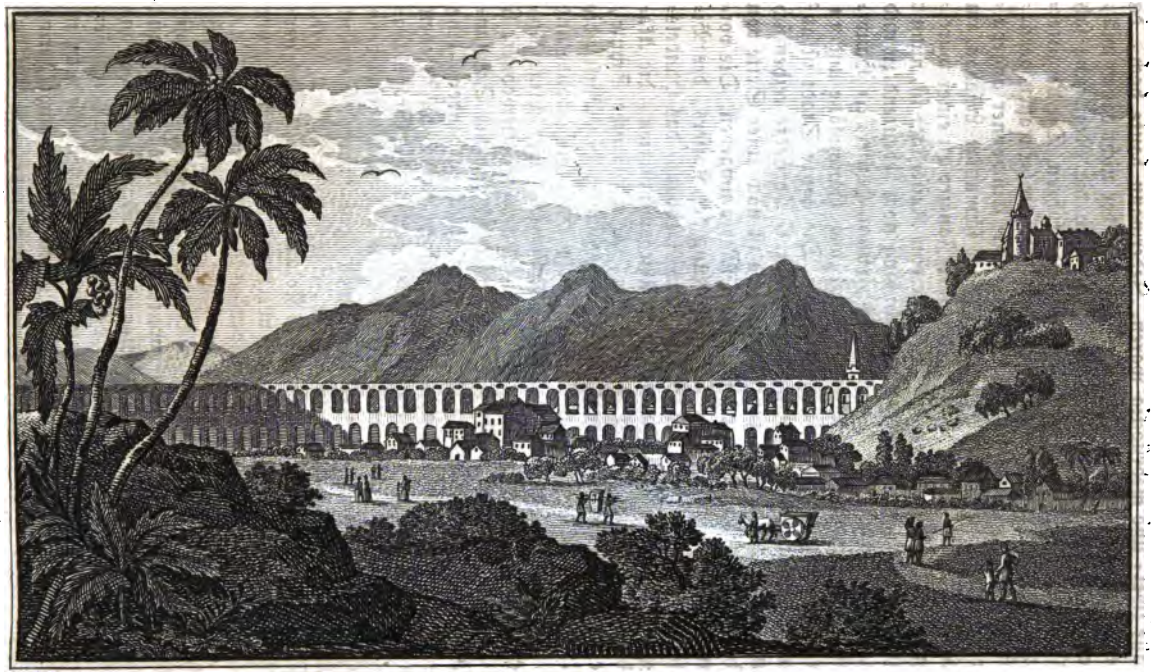
Hauptstadt ist Sebastiao de Rio de Janeiro unter 22° 45′ 15″ südl. Br. und 334° 45′ 10″ östl. Länge. Wir sind angelangt in der Stadt der Wunder, von der man wol sagen kann: daß schwerlich eine auf Erden, selbst das weltberühmte Bagdad nicht ausgenommen, die Phantasie der Europäer in einem höhern Grade erwärmt habe, als die Wunderstadt Brasiliens. Die prachtvolle Bai von Rio de Janeiro gehört

unter die herrlichsten Ansichten unsers Planeten und schwerlich dürfte ihr selbst der berühmte Golf von Neapel, den Preis der Schönheit und imposanten Majestät streitig machen. Kein Reisender hat noch in ihr gelandet, ohne von ihrem Anblicke tief ergriffen zu sein. Schon die Einfahrt in den Meerbusen erfüllt das Gemüth mit staunendem Entzücken, steile Felsenberge sind von der Natur als Pforten des Hafens zu beiden Seiten hingepflanzt. An ihrem Fuße brechen sich die Wellen. Der südliche Fels ragt in Form eines Zuckerhutes empor und kündigt dem noch fernen Schiffer die Nähe, des besten Hafens der Erde an. Diese Spitze heißt Pao d'Açucar. Ist man durch dieses Felsenthor hindurch, welches ungefähr ein paar Stunden dauert, und verläßt man die Forts San Joao und San Jose an der Südseite, Santa Cruz an der Nordseite oder eigentlicher an der Ostseite, so befindet man sich in einem großen Amphitheater, dessen Arena der landseeähnliche Meerbusen, dessen Szenerie der prachtvollste Bergpark der Erde ist. Labyrinthisch zerstreute duftende Inseln, im Hintergrunde durch einen waldigen Gebirgszug begrenzt, machen das Ganze jenem Bilde ähnlich, welches die Idee des Paradieses, die wir von Kindheit an in uns tragen, verwirklicht. Die dunkelblaue See, der helle Sonnenglanz aus tiefem Himmelblau, das lebendige Grün, in welchem die Seitenabhänge der Felspartien prangen, die mit Palmen bedeckten Inseln, der ambrosische Duft, womit die Luft erfüllt ist, die schönen Wohnstätten der Menschen und die prachtvolle Hauptstadt; alles vereinigt sich, um selbst das kälteste Gemüth aufzuregen und die unbeweglichste Phantasie zu entzünden, und in süße Täuschungen einzuwiegen. Der Ankerplatz von Rio Janeiro ist für die Handelsschiffe westlich der Schlangeninsel oder Ilha dos Cobras. Die Fülle der Masten gibt der prachtvollen Szene noch eine eigene Lebendigkeit. Und doch war vor 300 Jahren hier noch alles öde, und was jetzt eine so lebendige Szene der aufblühenden Civilisation darbietet, war damals eine zwar schöne, aber noch von keinem menschlichen Auge d. h. dem Auge civilisirter Menschen bewunderte Wildniß. Alfonso de Souza entdeckte die Einfahrt, hielt sie aber für eine Flußmündung und begnügte sich, ihr den Namen der Bai von Rio Janeiro oder des Jännerflusses zu geben und weiter zu segeln. Als im Jahre 1555 die französischen Protestanten sich einen Altar suchten, auf dem sie unverfolgt die Gebete ihres Herzens dem Schöpfer, der Überzeugung ihres Gemüths gemäß, opfern könnten, da entdeckten sie diese schöne Bai und landeten auf

einem Felsen des Hafens, wo sie ein Fort erbauten, das bis heute noch den Namen ihres Anführers Villagagnon führt. Schnell und ungehindert blühte die neue Kolonie auf, und durch fünf Jahre langten aus ihrem Vaterlande immer neue Schiffe mit Religions- und Schicksalsbrüdern an. Da entdeckten die Jesuiten diese ihnen unduldbare Ansiedlung und reizten die Portugiesen zu ihrer Vertilgung. Im Bunde mit den Tupinambas, denen sie sich befreundet hatte, wehrte sie sich zwar, unterlag aber der portugiesischen Übermacht und wurde 1564 gänzlich aus Brasilien vertrieben, was zwei Jahrhunderte darauf an den Jesuiten gleicherweise vollzogen wurde. Nun wurden Kolonisten aus Portugal hieher gebracht, und die heutige Stadt unfern hinter dem Felsenthore des Hafens, auf einer von Westen nach Osten sich hinstreckenden Halbinsel gegründet. Während der Norden Brasiliens mit den Holländern kämpfte, blühte San Sebastiao de Rio Janeiro kräftig auf. Der Hafen wurde befestigt und für unüberwindlich gehalten, indessen von dem Kapitän Duguay Trouin erobert und die Stadt mit 25,000000 Franken gebüßt. Von diesem Unglücke erholte sich aber dieselbe, wurde besser befestigt und 1752 zur Hauptstadt Brasiliens erhoben. Sie brachte es dennoch nicht über 20000 Einw. Da erschien 1807 der Prinzregent von Portugal, seine europäischen Staaten fliehend, mit einer Flotte und einem Schwarme von Europäern zu Rio Janeiro. Jetzt gewann alles ein anderes Ansehen. Industrie und Luxus verbreitete sich schnell in Rio Janeiro, der Hafen der Stadt füllte sich mit Schiffen und neue Magazine mußten gebaut werden, um die Gegenstände des Luxus zu fassen, welche dem Babylon Amerika's aus allen Theilen der Erde zugeführt wurden. Eben so groß war die Zahl der Fremden, besonders der Engländer, welche viel Geld brachten und, von der Regierung begünstigt, Handelshäuser anlegten. Die Konsumtion der Stadt an Landesprodukten stieg plötzlich auf das Zwanzigfache, daher wurden dem Landmanne seine Produkte theuer bezahlt. Die Miethe für die Wohnungen war bei der plötzlichen Übervölkerung außerordentlich hoch, die Handwerker wurden übermäßig bezahlt. Die Folge davon war, daß der Landbau der Provinz aufblühte, der Werth des Bodens sich verdreifachte und unter einem Himmel, welcher die Thätigkeit nie stört, wie durch Merlin's Zauberstab, sich eine neue festgebaute und prachtvolle Stadt emporhob. Früher waren die Häuser schlecht und blos zu ebener Erde gebaut. Jetzt erhoben sich schöne, nach der Schnur angelegte Hauptstraßen, deren Häuser

alle zwei- und mehrstöckig waren. Jedermann baute hoch, da ein Gesetz dem Nachbar erlaubt, jedem, der nicht bauen will, einen Stock auf den Kopf zu setzen. Auch die Regierung sah sich genöthigt, viele große Gebäude aufzuführen. Die vergitterten Balkons wurden nicht mehr geduldet, die Straßen gepflastert und mit Trottoirs versehen und die Einwohner angehalten, ihre Stadt rein, und nicht wie das schmutzige Lissabon, im Koth versenkt zu erhalten. So blühte Janeiro zu einer würdigen Königsstadt empor. Seit sie aber eine Kaiserstadt ist, nimmt sie an Glanz, Bevölkerung und Umfang noch bedeutend zu und zählt bereits nahe an 200000 Einw., 16000 Häuser, 91 Hauptstraßen, eine Menge Querstraßen, zwei Hauptplätze und 11 kleine Plätze nebst 13 Landungsstellen. Die ganze Stadt ist auf 12 Erhöhungen und 4 Hügeln vertheilt. 6 Vorstädte reihen sich um die Stadt und das ganze Panorama ist nach einer Seite von hohen Bergen, nach der andern vom Meere umgeben. Die vornehmsten Gebäude sind: Die Wohnung des Kaisers, des Bischofs, das Gebäude der Stände, das Rathhaus, das Handelsgericht, die Justiz-, Finanz- und Kriegsministerien, die Akademie der schönen Künste, die Militär- und chirurgische Schule, das Zollhaus, das Arsenal, die Nationalbank, die Börse, die kaiserliche Bibliothek, das Museum, das Hauptpostgebäude und das Theater von San Pedro de Alcantara. 11 prächtige Kirchen und 21 Kapellen sorgen für die Seelen der Bewohner, 6 Spitäler für die Kranken, 2 Akademien und mehre Schulanstalten für die Erziehung. 4 Klöster sind auch vorhanden, eine prachtvolle Wasserleitung, auf einer langen Reihe von Arkaden ruhend, versorgt 9 öffentliche Brunnen der Stadt. Große Magazine nehmen die Waaren der Erdtheile auf, und verschiedene Gewerbe blühen in einzelnen, ihnen gewidmeten Straßen Es gibt daher eine Goldschmiedgasse, eine Schmiedgasse u. s. w. Der Charakter einer amerikanischen Kolonialstadt ist gänzlich verwischt und man findet sich überall überzeugt, daß man sich in der Hauptstadt eines mächtig aufblühenden Reiches befinde.

Die Straßen sind meist eine Viertelstunde lang und durchkreuzen sich von Norden nach Süden. Sie sind durchgehends mit Gewölben und Kaufläden geschmückt. Man versteht hier so gut wie in Paris und London, die Waaren auf die zierlichste und anziehendste Weise auszulegen. Beunruhigt wird man indessen dadurch, daß die Straßen der geräuschvollen Gewerbe nicht in die entferntesten Vorstädte verlegt wurden und mit nicht geringem Staunen kommt der Fremde in eine Straße, wo auf den



Rio-Janeiro.

Vollend Frauenzimmer [illegible]

Balkons Frauenzimmer sich tagelang ergötzen, während unten Kupferschmiede, Feuerwerker und Schmiede aller Art oft mit 20 Gesellen in einer Werkstatt ihr cyklopisches Handwerk mit betäubender Anstrengung treiben. Außerordentlich zahlreich sind jene Läden, Vendas genannt, wo Lebensmittel verkauft werden, ein Geschäft, das schnell bereichert. In der Nähe der Stadt liegt das kaiserliche Lustschloß Boa Vista, in der Nähe eine Kavallerie- und Infanteriekaserne. Am südlichen Ende der Stadt befindet sich ein öffentlicher Garten, welcher sehr schön ist, wie man von einem Garten in einem solchen Lande nicht anders vermuthen kann, wo sich die seltensten Gewächse des Erdbodens nachbarlich versammeln. Er wird von der schönen Welt Janeiro's sehr stark besucht, und liegt auf einem hervorspringenden Erdwinkel des Festlandes, den ein 20′ breiter Granitdamm vor den heranstürmenden Wellen der See schützt. Auf diesem Damme sind Sitze errichtet, von wo aus der Freund der Natur sich am schönsten Anblicke der Erde ergötzen kann. Man übersieht einen großen und zwar den schönsten Theil der Bai, hat zur Rechten den mächtigen Corcovado, auf dessen Gipfel ein Telegraph erbaut ist und an dessen Fuße die Vorstadt Catete sich hinter eine sanfte Anhöhe zieht, auf welcher die schöne Kapelle da Nossa Senhora da Gloria steht. Die ganze Anhöhe ist mit freundlichen Landhäusern in portugiesischem und maurischem Geschmacke bedeckt. Sie sind größtentheils das Eigenthum eines Engländers, der sie an die Konsuls und Gesandten fremder Mächte vermiethet. Eine Reihe von Bergen zieht sich von hier aus ringsum bis zur Einfahrt der Bai und scheint ohne Unterbrechung zu sein, was jedoch nicht der Fall ist, da sich mehre Buchten zauberisch einschmiegen. Der Zuckerhut begrenzt auf dieser Seite die Küste. Am Fuße dieser merkwürdigen Pyramide liegt eine kleine Felseninsel, deren Batterien mit jener von Sta. Cruz sich kreuzen. Indessen glauben Engländer, und diesen Schiffsratten ist gar nicht zu trauen, daß eine englische Flotte diese Dardanellen der neuen Welt sehr leicht forciren würde. An der linken Seite sieht man eine Gebirgsreihe noch ganz mit Urwald bedeckt, nur hie und da zeigen sich durch Erdfälle entstandene Blößen. Höchst pittoresk liegt auf der Spitze eines sich nach allen Seiten fast senkrecht erhebenden Felsens von mehren hundert Fuß Höhe das Kloster Boa Viagen (gute Reise). Der Fels ist 15 Schritt vom Ufer entfernt und mit diesem durch eine hölzerne Brücke verbunden. Weiter im Innern des Hafens steht das kleine Fort S. Juan auf dem Plateau

eines Vorgebirges, neben dem sich eine große Bai tief ins Land hineinbiegt, an deren flachen Ufer, der Hauptstadt gegenüber und mit dieser im beständigen Verkehr, das reizende Städtchen Praya grande liegt. Dieses Alles zeigt sich mit einem Blicke umfaßt von dem genannten Orte aus.

Das meist wolkenlose Himmelsgewölbe verbreitet einen freundlichen, milden Schein über die ganze Gegend. Man sieht die Schiffe aller Völker der Erde fröhlich durch einander schwimmen und das Ruder nach der Melodie ihres Vaterlandes bewegen. Man kann sich unmöglich einen Begriff von dem Leben machen, welches die Hunderte von kommenden und gehenden Schiffen hier täglich über die Bai verbreiten. Besonders prachtvoll ist die Ankunft der Kriegsschiffe. Reizender noch ist die Bai in der heitern Nacht, wenn der Mond zwischen den glänzenden Sternen darüber schwebt.

Wir heben hier einige Szenen aus dem Volksleben von Rio Janeiro aus, von welchen so ziemlich auf die Lebensweise in ganz Brasilien geschlossen werden kann; wir verdanken sie der geistvollen Beschreibung Weechs, dessen Auffassungsgabe sich unter allen Reisenden in Brasilien außerordentlich vortheilhaft auszeichnet. Es war schon öfter von dem Glanze die Rede, in welchen sich die katholische Religion in Südamerika gekleidet hat; hier einige Szenen der Art, die von dem Ganzen einen Begriff geben können. Wie im klassischen Alterthume sind auch hier Kirchenfeste und Volksfeste eins. In ganz Brasilien finden diese Feste in ungeheurer Anzahl statt. Die Kirchen von Janeiro sind sehr geschmackvoll, meist jedoch in einem Style erbaut. Eine reich verzierte Fronte hat zu jeder Seite einen spitzen Thurm von mittlerer Höhe, eine breite steinerne Treppe führt nach der einzigen Thür, die gegenüber dem Hochaltar sich befindet. Das Innere der Kirche gleicht einem großen Saale, die Decke besteht aus weißgetünchten Bretern und an den Seitenwänden stehen einige kleinere Altäre. Bänke und Betstühle sind nicht üblich. Nur sind in einigen Kirchen niedere Gerüste von Bretern mit einer Gallerie aufgerichtet, für die Männer; der übrige Raum gehört den Frauen, deren schwarze Dienerinnen Teppiche auf dem gepflasterten Boden ausbreiten, auf welchen die Gebieterinnen knien oder mit unterschlagenen Beinen sitzen. Da sehr selten gepredigt wird, so ist meist keine Kanzel vorhanden, und für die seltnen Predigten wird sodann eine Eilkanzel aufgeschlagen. Die Altäre haben selten und nur mittelmäßige Gemälde. Desto schöner sind die häufig angebrachten und reich vergoldeten

Schnitzarbeiten in Holz. An hohen Festtagen sind die Kirchen von oben bis unten mit kostbaren seidenen Tapeten, gold- und silberbordirt ausgeschmückt. Die Altäre sind mit Pracht und unzähligen Lichtern bedeckt, Weihrauch erfüllt die Luft und wohlduftende Blumen sind dicht gestreut und überall wo möglich angebracht, während vom Chore herab feierliche Musik ertönt. Die vorzüglichsten Kirchen sind die von Candelaria und Francesco de Paula. Merkwürdig ist die plumpe, unansehnliche Kathedrale als die erste Kirche, welche die Portugiesen in Amerika erbauten, auf einem Hügel mit unbeschreiblich schöner Aussicht. Kirchenfeste gibt es in Rio Janeiro fast so viele als Tage im Jahre und die freudige, herzliche Theilnahme des Volks an denselben ist, wenn auch nicht erbaulich, doch ergötzlich und ergreifend selbst für den, dem Religion ein etwas ernsterer Gegenstand ist. Die Geistlichkeit bietet aber auch Alles auf, um das Volk herbeizuziehen. Zuerst ruft ein betäubender Lärm der Glocken zur Kirche. Sie werden nicht durch Stricke gezogen, sondern Neger steigen nach dem Glockenhause und bearbeiten die Glocken mit eisernen Hämmern im afrikanischen Style. Am Eingange der Kirche lärmt eine Bande Neger die türkische Musik. Im Augenblicke der Wandlung bei einem Hochamte steigen auf einmal ein paar hundert Raketen in die Luft, die auf ihrem höchsten Punkte angekommen mit ihrem Geknalle die Luft erschüttern. Gehört der gefeierte Heilige zum höhern Range, so werden ihm zu Ehren auch die Kanonen der Citadelle gelöst. Die Feiertage sind entweder große oder kleine. Die erstern werden immer mit Handkuß bei Hofe gefeiert.

Besonders zeichnet sich die kaiserliche Kapelle aus. Sie ist mit der geschmackvollsten Pracht verziert. Der Kaiser sitzt auf einem prächtigen Throne zur Seite des Hochaltars; neben ihm, doch etwas tiefer, der Bischof, ihm gegenüber die Kanoniker. In der Mitte der Kirche befinden sich die Hofleute. Musik und Gesang sind ausgezeichnet. Während des Amtes salutiren die Forts und die vor der Thüre aufgestellten Truppen geben Salven, dann betritt ein Kanonikus die Kanzel und hält eine kurze Predigt. „Ich habe," sagt Weech, „nie schöner und würdevoller sprechen hören, als in dieser Kapelle. Überdies bediente sich häufig der Redner seines Kanzelrechtes und selbst der Kaiser entgeht oft dem Tadel und der Rüge nicht."

Sobald die Dunkelheit eintritt, tritt auch der höchste Jubel des Volkes ein. Holzhaufen und brennende Theertonnen werden vor der Kirche aufgerichtet und mit dem Beginne des

Gottesdienstes angezündet. Die Kirchenthüren sind weit geöffnet, das Innere des Tempels reich geschmückt, der Hochaltar steht im Feuer der unzähligen Lichter auf riesigen Leuchtern. Die Weihrauchwolken mildern den Glanz. Der Platz vor der Kirche ist mit allerlei Volk angefüllt, welches sich der ungezwungensten und geräuschvollsten Fröhlichkeit überläßt. Das schöne Geschlecht, durch maurische Sitte den Tag über auf das Innere der Wohnungen beschränkt, erscheint festlich geschmückt, mit Blumen im Haare und vielfarbiger Dienerschaft im Gefolge in den Straßen, und dieser Augenblick wird von den Männern benützt, um ihre Huldigungen anzubringen, die denn auch natürlich verschiedenartige Aufnahme finden. Endlich verkündet ein langer Zug vorantretender Knaben und Kirchendiener die Ankunft der Priester. Ihre Kleidung ist prächtig. Vom Chore herab ertönt rauschende Musik und eine lebhafte Arie zahlreicher Sänger, die meist Kastraten sind. Das Volk stimmt rauschend ein. Nach einer halben Stunde nähert sich die Hand des Oberpriesters dem Schranke. Eine Rauchwolke verhüllt den Altar und wenn diese zur Decke emporgestiegen ist, wird die Monstranz erhoben und die in Staub gebeugte Gemeinde gesegnet. Jubelgesang vom Chore, eine Glockenvariation der Neger und knallende Raketen, begleiten die lärmende Menge nach Hause.

Prachtvoll ist das Frohnleichnamsfest, noch prachtvoller das Herzjesufest, charakteristisch das Fest der heiligen Anna. Dieses letztere möge hier noch eine Stelle finden. „An dem durch die Zeitungen verkündigten Abende versammelte sich allmälig ein bedeutender Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro auf dem Acclamationsplatze, dessen Umfang so groß ist, daß sich wol hunderttausend Menschen ungehindert auf demselben bewegen könnten. Dort steht die der h. Anna gewidmete Kirche, unfern eines schönen öffentlichen Brunnens. Das Gebäude ist klein, aber von angenehmen Verhältnissen und in tiefen, lockeren Sand gebaut; vor der Kirchenthür war ein festlich geschmückter und schön beleuchteter Triumphbogen aufgerichtet; zu beiden Seiten erhoben sich Gerüste mit Sitzen für die angesehensten Mitglieder der Bruderschaft des Kirchspiels. Auf einem abgesonderten Platze, zu dem einige Treppen führten, war ein Thron errichtet, auf dem ein Knabe, mit Krone und Szepter geschmückt, saß; Kinder von demselben Alter umgaben ihn, auf verschiedene Weise gekleidet. Vor dieser Gruppe standen eine Menge großer Körbe, welche Brot, Früchte, Hühner, Schweinchen u. s. w.,

durchaus Geschenke von frommen Gläubigen an die Kirche, enthielten; diese sollten nun an die Meistbietenden versteigert werden. Ein Kirchendiener, dem dieses Geschäft oblag, übernahm die Rolle des Hanswurstes, indem er den Werth seiner Waare auf eine nicht sehr zarte Weise, aber öfters mit glücklichem Witze, verkündete. Die Versteigerung hatte den besten Fortgang; unter Lachen und Frohsinn wurden die Körbe geleert, und manche der Anwesenden machten es gleichsam zur Ehrensache, sich gegenseitig zu überbieten; ich erinnere mich, daß ein alter Hahn einem der Mitsteigernden, unter dem Jubel der Zuseher, für vier Mil Reis (eilf Gulden sechsundvreißig Kreuzer) zugeschlagen wurde."

„Gegen fünf Uhr Nachmittags hatten sich wol gegen 50000 Menschen auf dem Acclamationsplatze versammelt, welcher in wenig Augenblicken in ein großes Lager verwandelt wurde. Menschen, die sich vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht mehr gesehen hatten, begegneten sich hier; befreundete Familien vereinigten sich und ließen sich auf die mitgebrachten Strohmatten nieder; andere lagerten sich auf dem Rasen, oder suchten ihre Bekannten auf; viele sahen den Vorbereitungen zu dem Feuerwerke zu; andere wurden durch den Ton einer Viola herbeigelockt, die sie mit ihrem Gesange begleiteten, oder vereinigten sich zu einem Nationaltanze, welchen sie zu großer Zufriedenheit der zahlreichen Zuseher ausführten. Schmucke, gut gekleidete Negerinnen drängten sich, mit der ihnen eigenen Gewandtheit durch die Menge, Erfrischungen anbietend; andere hatten sich in unabsehbaren Reihen gelagert und riefen den Vorübergehenden zu, von den herrlichen Früchten und Süßigkeiten zu kaufen, welche sie mit vorzüglicher Auswahl auf reinlichen Strohmatten ausgebreitet und mit einer Menge Wachslichtern umgeben hatten."

„Festlich gekleidete Negersklaven trugen von allen Seiten Erfrischungen für ihre Gebieter herbei, von welchen Manche, wahrscheinlich um mit ihren Reichthümern zu prahlen, ihre in einem großen Kreise gelagerten Freunde mit einem überreichlichen Abendessen, das in großen, silbernen Schüsseln aufgetragen wurde, bewirtheten. Auch Gruppen von Ausländern sah man, auf dem Rasen gelagert, mit ganzer Seele an dem Feste theilnehmen."

„In der That konnte es für den Europäer keinen merkwürdigeren Anblick, als dieses Schauspiel geben; Menschen von allen Farben und so verschiedenartiger Abstammung waren hier

versammelt, und überließen sich zwanglos der natürlichen Lebhaftigkeit ihres Gemüthes."

„Das schöne Geschlecht benützte ohne Zurückhaltung die ihm so selten gestattete Freiheit, sich ungezwungen in männlicher Gesellschaft zu bewegen und selbst der ernste und phlegmatische Portugiese entäußerte sich für den Augenblick seiner Grandezza."

„Indessen hatte die Nacht sich in tropischer Sternenpracht über die Gegend gelagert. Alles steht mit Ungeduld dem Beginnen des Feuerwerks entgegen, dessen Anfang endlich Kanonenschüsse verkünden; gleich darauf steigt eine Fronte Raketen in die Luft, woselbst sie knallend platzen; sie geben gleichsam das Zeichen zu dem allgemeinen Rufe: „*viva a santa Anna!*" Dann beginnt das eigentliche Feuerwerk, welches, mit Ausnahme der schönsteigenden Raketen, gewöhnlich nicht viel bedeutet. Zwei Feuer und Flamme speiende, und mit einander kämpfende Tiger beendigten das Feuerwerk und erwarben ihren Verfertigern den lärmendsten Beifall; dann begab sich das Volk höchst vergnügt nach Hause."

„Bewundernswürdig war die Ordnung und das höfliche und anständige Betragen der ungeheuern Volksmenge, so daß die zahlreichen Polizeiwachen auch nicht eine Veranlassung fanden, ihr Ansehen zu gebrauchen."

Reich an ähnlichen Prozessionen ist die Charwoche, wo die Leidensgeschichte so viel als möglich nach dem Leben vorgestellt wird. Seitdem, daß viele Deutsche nach Brasilien gingen, werden unter diesen die stämmigsten und größten ausgesucht, um römische Soldaten vorzustellen. Man denkt sich gewöhnlich unter Römern kolossale Leute, die jedoch klein und keineswegs größer als die Brasilianer waren. Welche Macht aber Gewohnheit über die Seele des Menschen ausübe, kann schwerlich irgend etwas augenscheinlicher beweisen, als die seltsamen Engel, deren man sich hier bedient. Es gehört gewiß die ganze Gewalt und Kraft einer lebhaften Phantasie dazu, um die kleinen Engel mit großen Flügeln an den Schultern und gewaltigen Reifröcken aus Silber- und Goldglanz mit schneeweißer Halskrause und der mannigfaltigsten Verzierung, aber nackten Füßen, Händen und Gesicht trotz dem Palmenzweige in ihren Händen, für Engel zu halten, wenn man sich in diesem Kostüm kleine, kohlrabenschwarze Negerkinder denkt. Denn schwarze Engel sind doch ein wenig gar starke Zumuthungen. Eben so seltsam sind die Mißhandlungen des verrätherischen Judas,

welcher am Osterſamſtage zahlreich in den Pfuhl der Hölle abgeführt wird. Bei Taufen und Leichenfeierlichkeiten iſt der Aufwand nicht weniger groß; auch hier ſieht man bei Vornehmen eine außerordentliche Pracht entfalten. Indeſſen gibt es bei den Leichen zwei Übelſtände. Die Todten werden ſehr ſchnell begraben, da keine Leiche über 12 Stunden liegen bleiben darf, und die Kirchen dienen der großen Hauptſtadt zur Grabſtätte. Klöſter gibt es in Rio Janeiro nur 6, da der Kaiſer die meiſten aufhob und in Kaſernen verwandelte. Das Kloſter San Bento iſt das prächtigſte Gebäude in Braſilien und dient jetzt auch als Kaſerne. Die Frauenklöſter ſind hier wohlthätig. Sie öffnen verirrten Mädchen eine Verbeſſerungsanſtalt, Waiſen ein anſtändiges Unterkommen und Koſtgängerinnen eine gute Erziehung. Das Recolhimento iſt eine Art Kloſter, wohin ſich ehrbare Frauen während der Abweſenheit ihrer Männer zurückziehen. Auch ein Findelhaus iſt da. Die Polizei iſt ſehr zahlreich, aber ſehr ſchlecht beſtellt, indem von ihr nichts zu erhalten iſt und ſie ſo nachläßig ihre Pflicht thut, daß von ihr weder der Schurke etwas zu fürchten, noch der Ehrliche etwas zu erwarten hat. Die Stadt beſitzt drei öffentliche Gefängniſſe, die weder gut beſtellt noch menſchlich eingerichtet ſind. Das Los der Gefangenen iſt überall traurig, aber in einem Klima wie das braſilianiſche und in unterirdiſchen, feuchten Behältniſſen, doppelt beklagenswerth.

Die Hauptſtadt von Braſilien zählt nahe an 200000 Einw. und beſteht aus weißen, farbigen und ſchwarzen Menſchen. Die ſchönſten Menſchen ſind die Mamalucos, von europäiſchen Vätern und indianiſchen Müttern. Die Pardos ſind Abkömmlinge von Weißen und Negerinnen, die Cabros von Mulatten und Negern, die Caribocos ſind Abkömmlinge von Negern und Indianerinnen. Die Neger, deren es über 90000 in der Hauptſtadt gibt, werden in Creolen und Afrikaner getheilt. Creolen heißen hier nur amerikaniſche Neger. Ein ſolches Gewirre verſchiedener Menſchen muß auf jeden Fall auf den Fremden einen ſonderbaren Eindruck machen und das Maleriſche des Landes erhöhen. Es iſt auch jetzt nur das Eigenthümliche der Lage und das bunte Gemiſche der Bewohner, das Rio Janeiro von einer europäiſchen Stadt unterſcheidet. Der Braſilianer iſt mäßig, gaſtfrei, wohlthätig, er ſinkt nie zur Roheit und Gemeinheit herab. Aber er iſt rachſüchtig und beſonders eiferſüchtig. Dabei iſt er mißtrauiſch, ſtolz, geringſchätzig gegen Untergebene und kriechend gegen Vorgeſetzte. Der Mangel einer guten Erziehung

leuchtet überall hervor. Der Bewohner von Rio de Janeiro ist verderbter als der des Landes, und vorzüglich sinnlich, daher auch diese Stadt eine der verderbtesten auf Erden ist, wo Unsittlichkeit auf eine verabscheuungswürdige Weise im Schwunge geht. Das warme Klima, der Genuß stark gewürzter Speisen, die Bereitwilligkeit unzähliger, oft sehr reizender Negerinnen, welche ihre Reize öffentlich feilbieten, die Macht des Herrn über seine Sklaven beiderlei Geschlechts, der Müßiggang der Freien, dies alles trägt wol vorzüglich dazu bei, daß sich alle Stände ihren Neigungen ohne Scheu überlassen. Die Jugend, früh reif, vergeudet auch früh ihre Kräfte und altert in den Jahren, wo sie ihre Kraft zu fühlen anfangen sollte. Die Landessprache ist die portugiesische, welche indessen nicht ganz rein gesprochen wird. Titel und Höflichkeitsbezeigungen werden unmäßig verschwendet, und es ist auffallend, wie der Portugiese und weiße Brasilianer immer ein Dutzend Gesichter in Bereitschaft hat, unter denen er stets das zu zeigen weiß, welches er dem Range dessen, mit dem er spricht, für angemessen hält: für den Vornehmen und Höhern ein unterthäniges mit einer Haltung des Leibes, dem nur der Schweif fehlt, um wedeln zu können; süß, freundlich gegen seines Gleichen; lauernd und kalthöflich gegen den Fremden und wegwerfend gegen den Untergebenen. Spix und Martius haben uns in ihrem brasilianischen Atlasse lebendige Vignetten geliefert. Das weibliche Geschlecht lebt etwas orientalisch, unthätig, leidend, umgeben von Negerinnen, die ihre leisesten Wünsche erfüllen. So lange sie jung sind, was in Brasilien nicht lange der Fall ist, bewacht sie der Gatte mit eifersüchtigem Auge. Eine Frau darf ihre Wohnung nur selten verlassen. Wird sie Mutter, so stillt eine schwarze Amme das Kind, worauf dann die Sklavinnen es unterrichten und erziehen. Lesen und Schreiben, das Hauswesen führen, oder einige Bildung, gehört nicht zu den Eigenschaften einer Frau. Es ist schon ein hoher Grad von Bildung, wenn sie auf der Viola klimpern, oder gar auf dem Klavier trillern kann. Ihr ganzes Glück besteht darin, recht oft in die Kirche ziehen zu können und sich in schönen reichen Kleidern zu zeigen.

Zu Hause lebt sie ganz nach Art der Orientalinnen. Kaum nothdürftig gekleidet, die eine Schulter unbedeckt, sitzt sie mit unterschlagenen Beinen auf einem Sofa oder einer ausgebreiteten Strohmatte. Schwarze Dienerinnen umgeben sie in ähnlichen Stellungen. Sie spielt mit ihrem Fächer, bewegt die

Augen mit größter Lebhaftigkeit, und ihren Lippen entströmen, wenn ein Besuch sie interessirt, die naivesten Fragen. Die Sklavinnen leben im vertrautesten Umgange mit ihren Gebieterinnen, versorgen sie mit Stadtneuigkeiten, und bewachen die Schritte der Männer und Liebhaber. Eifersucht verwandelt die Dame in eine Furie und wehe der Sklavin, die ihre Eifersucht erregt; denn die Schönen in Rio überlassen sich häufig dem grausamen Vergnügen, ihre Sklavinnen stundenlang zu peitschen, gleichsam als wollten sie ihrem Körper eine heilsame Bewegung verschaffen. Es ist abscheulich, welcher Grausamkeiten sich die Frauen gegen ihre Sklavinnen schuldig machen.

Nach der Landessitte kann kein ehrbares Frauenzimmer allein ausgehen, aber die Negerinnen durchstreifen die Stadt nach allen Richtungen. Reinlich, in weiße Kleider angezogen, welche Farbe hier nur von den Negern getragen wird, durchziehen sie die Straßen mit niedlichen Körben, in denen sie gedörrtes Obst, Konfituren und allerlei Süßigkeiten zum Verkaufe ausbieten. Natürlich werden dazu vorzüglich die jungen reizenden gewählt, welche alsdann den Ertrag des Tages bis zu einer gewissen Summe an ihre Herren abgeben. Bei alle dem ist der Brasilianer kein Freund von rauschenden Vergnügungen. Im Gegentheil zieht er sich zurück und sucht so viel als möglich für sich zu genießen. Die Deutschen sind die Einzigen, welche einiges geselliges Vergnügen unter sich einführten. Sie gründeten eine Art Verein, Germania genannt, worin jeder Gebildete Zutritt hat. Das Theater ist theuer, deshalb sind für Fremde solche Vereine höchst wohlthätig.

Nach und nach bequemt man sich in den Häusern der europäischen Sitte. Man fängt an, auf Stühlen um einen gedeckten Tisch her zu sitzen und sich eines Bestecks zu bedienen. Vor wenig Jahren fand man selbst bei den Reichern nichts weiter, als ein paar Sofas mit Leder überspannt, über welche Strohmatten gebreitet waren, die beim Tage die Stelle der Sessel, bei der Nacht der Betten vertraten. Frauenzimmer saßen auf Strohmatten auf dem Fußboden, mit unterschlagenen Beinen. Die Speisen wurden wie jetzt noch meist in silbernen Schüsseln aufgetragen, auf eine Strohmatte in die Mitte des Zimmers gesetzt, wo sich dann die Familie herumlagerte und mit den Händen zulangte. Als nach der Vertreibung der Portugiesen, der General Lecor in Bahia die vornehmsten Familien zu einem Gastmahle lud, berührten die wenigsten

versammelt, und überließen sich zwanglos der natürlichen Lebhaftigkeit ihres Gemüthes."

„Das schöne Geschlecht benützte ohne Zurückhaltung die ihm so selten gestattete Freiheit, sich ungezwungen in männlicher Gesellschaft zu bewegen und selbst der ernste und phlegmatische Portugiese entäußerte sich für den Augenblick seiner Grandezza."

„Indessen hatte die Nacht sich in tropischer Sternenpracht über die Gegend gelagert. Alles sieht mit Ungeduld dem Beginnen des Feuerwerks entgegen, dessen Anfang endlich Kanonenschüsse verkünden; gleich darauf steigt eine Fronte Raketen in die Luft, woselbst sie knallend platzen; sie geben gleichsam das Zeichen zu dem allgemeinen Rufe: „*viva a santa Anna!*" Dann beginnt das eigentliche Feuerwerk, welches, mit Ausnahme der schönsteigenden Raketen, gewöhnlich nicht viel bedeutet. Zwei Feuer und Flamme speiende, und mit einander kämpfende Tiger beendigten das Feuerwerk und erwarben ihren Verfertigern den lärmendsten Beifall; dann begab sich das Volk höchst vergnügt nach Hause."

„Bewundernswürdig war die Ordnung und das höfliche und anständige Betragen der ungeheuern Volksmenge, so daß die zahlreichen Polizeiwachen auch nicht eine Veranlassung fanden, ihr Ansehen zu gebrauchen."

Reich an ähnlichen Prozessionen ist die Charwoche, wo die Leidensgeschichte so viel als möglich nach dem Leben vorgestellt wird. Seitdem, daß viele Deutsche nach Brasilien gingen, werden unter diesen die stämmigsten und größten ausgesucht, um römische Soldaten vorzustellen. Man denkt sich gewöhnlich unter Römern kolossale Leute, die jedoch klein und keineswegs größer als die Brasilianer waren. Welche Macht aber Gewohnheit über die Seele des Menschen ausübe, kann schwerlich irgend etwas augenscheinlicher beweisen, als die seltsamen Engel, deren man sich hier bedient. Es gehört gewiß die ganze Gewalt und Kraft einer lebhaften Phantasie dazu, um die kleinen Engel mit großen Flügeln an den Schultern und gewaltigen Reifröcken aus Silber- und Goldglanz mit schneeweißer Halskrause und der mannigfaltigsten Verzierung, aber nackten Füßen, Händen und Gesicht trotz dem Palmenzweige in ihren Händen, für Engel zu halten, wenn man sich in diesem Kostüm kleine, kohlrabenschwarze Negerkinder denkt. Denn schwarze Engel sind doch ein wenig gar starke Zumuthungen. Eben so seltsam sind die Mißhandlungen des verrätherischen Judas,

welcher am Osterſamſtage zahlreich in den Pfuhl der Hölle abgeführt wird. Bei Taufen und Leichenfeierlichkeiten iſt der Aufwand nicht weniger groß; auch hier ſieht man bei Vornehmen eine außerordentliche Pracht entfalten. Indeſſen gibt es bei den Leichen zwei Übelſtände. Die Todten werden ſehr ſchnell begraben, da keine Leiche über 12 Stunden liegen bleiben darf, und die Kirchen dienen der großen Hauptſtadt zur Grabſtätte. Klöſter gibt es in Rio Janeiro nur 6, da der Kaiſer die meiſten aufhob und in Kaſernen verwandelte. Das Kloſter San Bento iſt das prächtigſte Gebäude in Braſilien und dient jetzt auch als Kaſerne. Die Frauenklöſter ſind hier wohlthätig. Sie öffnen verirrten Mädchen eine Verbeſſerungsanſtalt, Waiſen ein anſtändiges Unterkommen und Koſtgängerinnen eine gute Erziehung. Das Recolhimento iſt eine Art Kloſter, wohin ſich ehrbare Frauen während der Abweſenheit ihrer Männer zurückziehen. Auch ein Findelhaus iſt da. Die Polizei iſt ſehr zahlreich, aber ſehr ſchlecht beſtellt, indem von ihr nichts zu erhalten iſt und ſie ſo nachläßig ihre Pflicht thut, daß von ihr weder der Schurke etwas zu fürchten, noch der Ehrliche etwas zu erwarten hat. Die Stadt beſitzt drei öffentliche Gefängniſſe, die weder gut beſtellt noch menſchlich eingerichtet ſind. Das Los der Gefangenen iſt überall traurig, aber in einem Klima wie das braſilianiſche und in unterirdiſchen, feuchten Behältniſſen, doppelt beklagenswerth.

Die Hauptſtadt von Braſilien zählt nahe an 200000 Einw. und beſteht aus weißen, farbigen und ſchwarzen Menſchen. Die ſchönſten Menſchen ſind die Mamalucos, von europäiſchen Vätern und indianiſchen Müttern. Die Pardos ſind Abkömmlinge von Weißen und Negerinnen, die Cabros von Mulatten und Negern, die Caribocos ſind Abkömmlinge von Negern und Indianerinnen. Die Neger, deren es über 90000 in der Hauptſtadt gibt, werden in Creolen und Afrikaner getheilt. Creolen heißen hier nur amerikaniſche Neger. Ein ſolches Gewirre verſchiedener Menſchen muß auf jeden Fall auf den Fremden einen ſonderbaren Eindruck machen und das Maleriſche des Landes erhöhen. Es iſt auch jetzt nur das Eigenthümliche der Lage und das bunte Gemiſche der Bewohner, das Rio Janeiro von einer europäiſchen Stadt unterſcheidet. Der Braſilianer iſt mäßig, gaſtfrei, wohlthätig, er ſinkt nie zur Roheit und Gemeinheit herab. Aber er iſt rachſüchtig und beſonders eiferſüchtig. Dabei iſt er mißtrauiſch, ſtolz, geringſchätzig gegen Untergebene und kriechend gegen Vorgeſetzte. Der Mangel einer guten Erziehung

leuchtet überall hervor. Der Bewohner von Rio de Janeiro ist verderbter als der des Landes, und vorzüglich sinnlich, daher auch diese Stadt eine der verderbtesten auf Erden ist, wo Unsittlichkeit auf eine verabscheuungswürdige Weise im Schwunge geht. Das warme Klima, der Genuß stark gewürzter Speisen, die Bereitwilligkeit unzähliger, oft sehr reizender Negerinnen, welche ihre Reize öffentlich feilbieten, die Macht des Herrn über seine Sklaven beiderlei Geschlechts, der Müßiggang der Freien, dies alles trägt wol vorzüglich dazu bei, daß sich alle Stände ihren Neigungen ohne Scheu überlassen. Die Jugend, früh reif, vergeudet auch früh ihre Kräfte und altert in den Jahren, wo sie ihre Kraft zu fühlen anfangen sollte. Die Landessprache ist die portugiesische, welche indessen nicht ganz rein gesprochen wird. Titel und Höflichkeitsbezeigungen werden unmäßig verschwendet, und es ist auffallend, wie der Portugiese und weiße Brasilianer immer ein Dutzend Gesichter in Bereitschaft hat, unter denen er stets das zu zeigen weiß, welches er dem Range dessen, mit dem er spricht, für angemessen hält: für den Vornehmen und Höhern ein unterthäniges mit einer Haltung des Leibes, dem nur der Schweif fehlt, um wedeln zu können; süß, freundlich gegen seines Gleichen; lauernd und kalthöflich gegen den Fremden und wegwerfend gegen den Untergebenen. Spix und Martius haben uns in ihrem brasilianischen Atlasse lebendige Vignetten geliefert. Das weibliche Geschlecht lebt etwas orientalisch, unthätig, leidend, umgeben von Negerinnen, die ihre leisesten Wünsche erfüllen. So lange sie jung sind, was in Brasilien nicht lange der Fall ist, bewacht sie der Gatte mit eifersüchtigem Auge. Eine Frau darf ihre Wohnung nur selten verlassen. Wird sie Mutter, so stillt eine schwarze Amme das Kind, worauf dann die Sklavinnen es unterrichten und erziehen. Lesen und Schreiben, das Hauswesen führen, oder einige Bildung, gehört nicht zu den Eigenschaften einer Frau. Es ist schon ein hoher Grad von Bildung, wenn sie auf der Viola klimpern, oder gar auf dem Klavier trillern kann. Ihr ganzes Glück besteht darin, recht oft in die Kirche ziehen zu können und sich in schönen reichen Kleidern zu zeigen.

Zu Hause lebt sie ganz nach Art der Orientalinnen. Kaum nothdürftig gekleidet, die eine Schulter unbedeckt, sitzt sie mit unterschlagenen Beinen auf einem Sofa oder einer ausgebreiteten Strohmatte. Schwarze Dienerinnen umgeben sie in ähnlichen Stellungen. Sie spielt mit ihrem Fächer, bewegt die

Augen mit größter Lebhaftigkeit und ihren Lippen entströmen, wenn ein Besuch sie interessirt, die naivesten Fragen. Die Sklavinnen leben im vertrautesten Umgange mit ihren Gebieterinnen, versorgen sie mit Stadtneuigkeiten, und bewachen die Schritte der Männer und Liebhaber. Eifersucht verwandelt die Dame in eine Furie und wehe der Sklavin, die ihre Eifersucht erregt; denn die Schönen in Rio überlassen sich häufig dem grausamen Vergnügen, ihre Sklavinnen stundenlang zu peitschen, gleichsam als wollten sie ihrem Körper eine heilsame Bewegung verschaffen. Es ist abscheulich, welcher Grausamkeiten sich die Frauen gegen ihre Sklavinnen schuldig machen.

Nach der Landessitte kann kein ehrbares Frauenzimmer allein ausgehen, aber die Negerinnen durchstreifen die Stadt nach allen Richtungen. Reinlich, in weiße Kleider angezogen, welche Farbe hier nur von den Negern getragen wird, durchziehen sie die Straßen mit niedlichen Körben, in denen sie gedörrtes Obst, Konfituren und allerlei Süßigkeiten zum Verkaufe ausbieten. Natürlich werden dazu vorzüglich die jungen reizenden gewählt, welche alsdann den Ertrag des Tages bis zu einer gewissen Summe an ihre Herren abgeben. Bei alle dem ist der Brasilianer kein Freund von rauschenden Vergnügungen. Im Gegentheil zieht er sich zurück und sucht so viel als möglich für sich zu genießen. Die Deutschen sind die Einzigen, welche einiges geselliges Vergnügen unter sich einführten. Sie gründeten eine Art Verein, Germania genannt, worin jeder Gebildete Zutritt hat. Das Theater ist theuer, deshalb sind für Fremde solche Vereine höchst wohlthätig.

Nach und nach bequemt man sich in den Häusern der europäischen Sitte. Man fängt an, auf Stühlen um einen gedeckten Tisch her zu sitzen und sich eines Bestecks zu bedienen. Vor wenig Jahren fand man selbst bei den Reichern nichts weiter, als ein paar Sofas mit Leder überspannt, über welche Strohmatten gebreitet waren, die beim Tage die Stelle der Sessel, bei der Nacht der Betten vertraten. Frauenzimmer saßen auf Strohmatten auf dem Fußboden, mit unterschlagenen Beinen. Die Speisen wurden wie jetzt noch meist in silbernen Schüsseln aufgetragen, auf eine Strohmatte in die Mitte des Zimmers gesetzt, wo sich dann die Familie herumlagerte und mit den Händen zulangte. Als nach der Vertreibung der Portugiesen, der General Lecor in Bahia die vornehmsten Familien zu einem Gastmahle lud, berührten die wenigsten

die Speisen, da sie mit den Händen nicht zulangen wollten, Messer und Gabel aber nicht zu gebrauchen wußten.

Die brasilische Küche ist von der unsrigen äußerst verschieden; sowol Fische als Landthiere, wie auch das Hornvieh haben einen eigenthümlichen Geschmack, den ihnen unsere Kochkunst nicht zu benehmen versteht. Die Brasilianer wissen sie dagegen mit höchst pikanten Saucen zuzubereiten, bei welchen verschiedene Arten grüner Pfeffer, Tamatas, Zwiebel, Knoblauch und Limonien nicht fehlen dürfen. Statt Brotes wird Manioc- oder Maismehl gegessen. Orangen, Bananen, Melonen, Ananas und andere köstliche Früchte zum Nachtische aufgesetzt, mildern die etwas hitzenden Speisen. Zum Schlusse wird ein Gläschen Portwein getrunken. Nach Tische trifft jedermann Anstalt zur Sieste, hierauf widmen die Männer einige Stunden ihren Geschäften, dann geht jedermann seinem Vergnügen nach. Frauenzimmer nehmen vor dem Schlafengehen ein warmes Bad, Männer suchen häufig das Seebad. Handel beschäftigt den größten Theil der Bewohner. Handwerke und Gewerbe werden meist von Europäern, die sich mit Negern versehen betrieben, die Fremden haben Gasthöfe errichtet, und fanden ihre Rechnung dabei. Übrigens sind Gasthäuser und Kaffeehäuser äußerst schmutzig und unangenehm. Die Hausmiethe ist theuer, der Aufwand der Reichen sehr groß, aber nicht genußreich. Die Einrichtung der Häuser ist nicht schön aber bequem. Will man jemanden besuchen, so muß man sich gefaßt machen, mit Komplimenten überschüttet zu werden und eine ähnliche Fülle verschwenden zu können. Reinlichkeit wird in allen Häusern vermißt, und von Flöhen, Wanzen, Muckitos, Coratos, Zichos, Skorpionen, Tausendfüßlern, Fliegen, schwarzen Ameisen, kleinen Eidechsen und großen Spinnen wird man bis zur Verzweiflung gemartert. Die Engländer kamen auf den glücklichen Einfall, ihre Zimmer wie Schiffsverdecke kalfatern zu lassen und erreichten damit Reinlichkeit und Befreiung von Insekten. Diese ganz abzuhalten ist jedoch nicht möglich.

Unter den Lebensmitteln ist das Fleisch schlecht, nur das Schweinefleisch wohlschmeckend und wird daher sehr häufig verzehrt. Das Federvieh ist theuer, eben so auch die Fische. Brot gehört nicht mehr zu den Seltenheiten, Küchengewächse sind nicht sehr theuer, Butter wird aus England und Deutschland eingeführt. Die Mannigfaltigkeit der Früchte ist sehr groß, sie haben aber einen eigenthümlichen Beigeschmack. Köstlich sind die Süd-

früchte, die Melonen, Ananas, Orangen und Bananen. Sie werden in solcher Menge zur Stadt gebracht und sind so wohlfeil, daß auch der Ärmste sich daran laben kann. Wein ist allgemeines Bedürfniß und wird aus Europa in großer Menge eingeführt, er ist aber meist mit Brantwein gemischt, damit er die Tropenhitze verträgt. London sendet eigenthümlich stark gebrautes Porterbier, Rum liefern die Zuckerfabriken, Wasser wird in allen Straßen ausgerufen, kann jedoch von den Brunnen überall unentgeldlich geholt werden. Kaffee wird viel verbraucht, chinesischer und Paraguaythee noch mehr. Das Klima ist im Allgemeinen gesund und die mittlere Temperatur des Jahres beträgt zwischen 22 und 26° Reaum. Während der Regenzeit sind die Gewitter häufig und gewähren hier ein furchtbar schönes Schauspiel. Erdbeben kennt man weder hier noch irgendwo in Brasilien. Augenübel und Hautausschläge müssen mehr dem häufigen Genusse des Schweinefleisches als dem Klima zugeschrieben werden. Die Ärzte stehen in sehr großem Ansehen und der Tod stellet seine Rechnung dabei, denn in der Regel sterben in Brasiliens Hauptstadt sehr viele Menschen.

Wie es jetzt in Rio Janeiro aussieht, ist uns wol nicht bekannt, aber daß es schlimm genug hergehen mag, verkündigen alle Nachrichten von dorther. Rio Janeiro birgt in den 90 bis 100000 Negersklaven, ein schreckliches Element in seinem Schooße. Zwar führt Fejo ein strenges Regiment, ob er aber sein Ansehen im Staate und seinen Einfluß bei dem Kaiserkinde auf die Länge wird behaupten können, ist eine sehr bedenkliche Frage.

In und um Rio Janeiro herum hat der Kaiser Don Pedro eine Menge Musterpflanzungen anlegen lassen. Darunter erwähnen wir vorzüglich als mit gutem Erfolge gekrönt, die Olivenpflanzung, eine Pflanzung chinesischen Thees, eine andere von Mokkakaffee, ferner einen botanischen Garten und dgl. mehr. Mehre Lustschlösser umgeben die Hauptstadt und die ganze Bai ist mit einer Fülle kleiner Städte und Dörfer umlagert. Wir erwähnen in dieser Provinz noch die kleine Stadt Cabo frio, ihrer merkwürdigen Lage wegen, auf dem Vorgebirge gleiches Namens; San Salvador, Canta Gallo mit einer Schweizerkolonie; Rezende und Joam Marcos sind kleine Districtshauptörter. Unter den Inseln, die zu dieser Provinz gehören, müssen wir auch noch die Ilha Grande und die Insel Marambaya als zwei herrliche Eilande erwähnen, welche nicht nur von der Natur schön ausgeschmückt, sondern auch von Menschen gut bevölkert sind, Angra dos Reys, auch Ilha

Grande genannt, ist Hauptort; auch Paratu und Senhora de Santa Anna sind sehr bedeutende Ortschaften.

5) Die Provinz Espiritu Santo.

Auch diese Provinz ist eine Küstenprovinz und erstreckt sich von 10° 15′ bis 21° 50′ südl. Br. und 334° 20′ bis 339° 25′ östl. L. Sie ist ein hügliges Land und wird von Westen nach Osten, durch eine Menge Ausläufer der brasilianischen Berggruppe, in eine Reihe von Querthäler zerschnitten. Jedes derselben wird von einem Flusse bewässert, unter denen jedoch der untere Lauf des Parahyba, der Rio Doce und der nördliche Grenzfluß del Monte die merkwürdigsten sind. Ganz dem Tropenlande angehörend zeigt die Provinz bereits auch tropische Natur. Köstliche Waldungen, in denen mehr als 50 Arten großer Bäume aufgeführt werden, bedecken den größten Theil der Provinz. Der Anbau des Landes ist noch sehr beschränkt, Bergbau gar keiner, Viehzucht, Jagd und Fischerei sind ergibig. Der Kunstfleiß ist noch nicht einmal im Keimen und der Handel unbedeutend. Die ganze Provinz mag auf ihre 1800 Quadratm. kaum 70000 Einw. zählen. Die Puris und Botocudos irren noch als wilde Stämme im Lande umher.

Hauptstadt der Provinz ist Victoria an der westlichen Seite der gleichnamigen Insel in der Bai Espiritu Santo. Die Lage der Stadt ist sehr gut gewählt, sie liegt amphitheatralisch auf der erhabenen Insel, ziemlich schön gebaut unter 20° 8′ 12″ südl. Br. und 337° 39′ 2″ östl. L. 12000 Einw. befinden sich in dieser vortheilhaft gelegenen Hafenstadt. Der weite Spiegel des Ozeans breitet sich aus, ein schönes Naturland umgibt sie, fünf kleine Schlösser vertheidigen den Eingang in den guten Hafen. Der Berg Moreno in der Gestalt eines Zuckerhutes, dient den Schiffern zum Kennzeichen. Schöne Kirchen und öffentliche Gebäude schmücken die gut angelegte, wohlgepflasterte und reinliche Stadt. Das Franziskanerkloster auf dem Gipfel des Moreno genießt außer einer reinen Luft, auch noch eine herrliche Aussicht, und gibt es eine Stelle auf Erden, die geeignet ist den Menschen zum Anblicke der Natur und zur Einkehr in sich selbst einzuladen, und ihm das Treiben der Welt vergessen zu machen, so ist es diese. Villa Nova de Benevente, S. Mateo mit seinem starken Plantagenbau, Carvellas und Santa Cruz sind der Erwähnung werth. Bel-Monte ist eine schlechte Stadt, aber schön gelegen und Porto Seguro geschichtlich merkwürdig.

6) Die Provinz Bahia.

Diese Provinz erstreckt sich von 15° 45′ bis 9° 30′ südl. Br. und 330° bis 342′ östl. L. Der schöne und prachtvolle Fluß San Francesco durchzieht die lebenreichen Urwälder, und nimmt die Provinz im Westen und Norden gleichsam in seine Arme, indem er ihre Grenzen nach diesen Richtungen bezeichnet. Der Ozean im Osten und der Bel-Monte im Süden, machen diese Provinz zu einer Halbinsel, welche nur mit Minas Geraes zusammenhängt. Ein Netz von Bergen besetzt dieses schöne Land. Die Serra Cincora, Giboya und Itabayana durchzieht sie von Südwesten gegen Nordosten. Sie wird von mehren Flüssen durchbrochen, welche schöne Wasserfälle bilden. Prachtvolle Thalbecken, schöne Kessel, mit herrlichen Urwäldern bedeckt, bilden den Charakter dieser bergigen Provinz. Die Serra de Mantiqueira bildet im Innern den Hauptrücken, aber wie gesagt, es läßt sich hier durchaus nicht von Bergzügen reden, sondern die Brasilienberge sind wirklich netzförmige Gruppen, welche Thalkessel in sich einschließen. Die Küsten sind reich an Baien und Buchten, unter denen der Allerheiligenbai ein glänzendes Schicksal bevorstehen dürfte. Einmal war sie der Hauptpunkt Brasiliens und die Bewohner dieser Provinz haben noch keineswegs vergessen, daß sie einst bestimmt waren, die erste Rolle in Brasilien zu spielen. Das Klima dieser Provinz ist sehr verschieden. Die Waldregion ist feucht und neblig, dabei heiß und sumpfig. Luft, Wasser und Erde wimmeln hier von Leben und die Ansicht des Vogelsees am Rio Francesco im Atlasse von Martius, gibt einen schönen Begriff dieses lebenreichen Urlandes. Dürre und arm an Regen und Feuchtigkeit sind die sogenannten Campos oder Viehweiden, dagegen genießen die Küsten immer einer regelmäßigen Tropenwitterung mit gehörigem Sommerregen von August bis März, aber nur ungefähr 15 Meil. landeinwärts. Übrigens ist tropischer Feldbau und Viehzucht die eigentliche Bestimmung der Einwohner dieser Provinz, welche auf ihrem Flächeninhalte von 6000 Quadratm. bei 600000 Einw. enthält. Auch hier sind die wilden Stämme noch ziemlich häufig in den Urwaldungen, vorzüglich die Botocuden, Camacans und Batachos.

Hauptstadt ist Bahia de todos os Santos an der östlichen Seite der prachtvollen Allerheiligenbai, unter 12° 58′ südl. Br. und 339° 7′ 34″ östl. L. Die Stadt liegt theils auf einer steilen Höhe, theils auf einer Ebene, und bietet einen äu-

ßerst freundlichen und lieblichen Anblick dar. Aber auch von der obern Stadt aus ist die Aussicht außerordentlich schön; der unermeßliche Ozean auf einer Seite, die vielen von Palmen wachsenden Inseln vor sich und links der unermeßliche Busen einer der schönsten Baien, welche sich der Ozean gegraben hat, wird dieser Anblick nur von Rio Janeiro übertroffen. Frühere Hauptstadt des Reiches, ist sie noch der Sitz eines Erzbischofs und eine der größten und bedeutendsten Handelsstädte Amerika's. Sie hat bei 150000 Einw., unter denen etwa 50000 Weiße, der Rest Farbige sind. Die Anlage der Stadt ist unregelmäßig, was auch der ungleiche Boden und der unregelmäßige Bergabhang nicht anders gestattet. Man kann daher keinen Wagen gebrauchen. Die Straßen sind eng, unrein und mit Wagen nicht zu passiren. Die kleinen Thäler mitten in der Stadt sind mit Gärten und tropischen Gewächsen ausgefüllt, zwischen denen schöne Lusthäuser hervorsehen. Im Ganzen ist aber die Bauart der Stadt geschmacklos, unordentlich, jedoch sehr massiv. 36 schöne Kirchen schmücken die Stadt. Der erzbischöfliche Palast, die Citadelle, so wie die übrigen Regierungsgebäude sind großartig angelegt, aber das schönste Gebäude der Stadt ist die Jesuitenkirche, prachtvoll aus europäischem Marmor aufgeführt, und von Innen mit kostbarem Geschmacke ausgeschmückt. Nicht weniger grandios ist das Kollegium, jetzt das Militärspital, und die chirurgische Schule. Bahia ist der Hauptsitz der brasilianischen Geistlichkeit. Viele Klöster, eine Menge Kapellen, reich dotirte Priesterschaften; das erzbischöfliche Kapitel besteht allein aus 18 reichlich bedachten Kanonikern; alles dieses zusammen macht, daß hier die Pracht der Kirche noch bei weitem mehr als in Rio Janeiro hervortritt. Die untere Stadt, unmittelbar am Hafen, ist schöner gebaut; in ihr liegen die Magazine, die Wohnungen und Komptoire der Handelsleute und herrscht durchaus das rege Leben einer reichen Handelsstadt. Es gibt hier mehre Schulen, Hospitäler und öffentliche Anstalten. Eine öffentliche Bibliothek, aus 70000 Bänden bestehend, enthält schätzbare Werke. Auch das Franziskanerkloster besitzt eine schätzbare Bibliothek mit alten Werken und Handschriften. In neuerer Zeit hat sich, wie es bei Handelsstädten gewöhnlich ist, der geistige Verkehr mehr hervorgethan. Es gibt Buchdruckereien und Buchhandlungen. Wie in Rio Janeiro ist auch hier ein Zusammenfluß von Fremden aus allen Welttheilen, und der gute und trefflich beschützte Hafen, sieht täglich eine Menge Schiffe mit Industrie- und Luxuswaaren ankommen und mit den Stapelwaaren des Landes wie-

der abgegangen. Man ist zu Bahia im Allgemeinen gefälliger als in Rio Janeiro, weniger pedantisch und besonders in neuerer Zeit ist durch die politischen Ereignisse ein freier, ungezwungener Verkehr, so wie eine lebhafte Theilnahme am öffentlichen Leben sehr bemerkbar geworden. Wir bemerken noch die Indianerstadt Olivenza, San Jorge de Ilheos, Jacobina und Villa de Santas, als volkreiche Hauptörter der verschiedenen Comarcas der Provinz.

7) Die Provinz Sergipe.

Die kleine Provinz Sergipe enthält nur 850 Quadratm. und liegt am südlichen Ufer des untern San Francisco; sie ist eine kleine Küstenprovinz, die sich vom Meere aus nach innen zu erhebt. Eigentlich mehr ein Höhen- als Bergland von der Sierra Itabayana und Trahanga durchzogen. Die Küsten sind mit Urwald bedeckt. Das Innere besteht aus Campos oder Weidegrund. Außer dem Francesco gibt es noch mehre Flüsse, es leidet jedoch der westliche Theil am Wassermangel.

Sergipe del Rey, 11° 17′ 15″ südl. Br. und 341° 25′ östl. L., Hauptort der Provinz, liegt auf einer Höhe am Rio Paramopana, nicht sehr entfernt vom Meere. Die Umgegend der Stadt ist äußerst schön und fruchtbar, und die Stadt sehr schön aus Stein gebaut. Man gibt ihr bald 10-, bald 30000 Einw. — Santa Lucia ist ein hübsches Städtchen am Rio Guaranema. Itabayana ist seiner Viehzucht, besonders seiner schönen Pferdezucht wegen, berühmt; zugleich der Geburtsort des in der neuen Geschichte berühmt gewordenen Marquis von Itabayana. Propiha ist eine noch ganz junge, erst 1800 erbaute Villa. Ein kleines Thal macht sie merkwürdig, denn dieses Thal ist einem künstlichen See ähnlich und füllt sich bei steigendem Gewässer durch den Rio Francesco. Mit dem Wasser kommt eine Fülle von Fischen hinein, denen aber der Ausgang durch ein Rohrgehäge versagt wird. Dieser sehr ergibige, von der Natur selbst angelegte Fischfang, bildet eine Quelle des Wohlstandes für die Bewohner des Städtchens.

8) Die Provinz Alagoas.

Diese Provinz, nur etwa 50 Quadratm. größer als die vorige, liegt ihr ganz gegenüber am nördlichen Ufer des untern San Francesco, und ist mit ihr ganz von gleicher

Beschaffenheit, nur etwas besser bewässert. Die Sierra Borborga und Itaperaba sind die letzten Theile der mit der Küste parallel laufenden Mantiqueira. An sie schließt sich die lange, von Nordwesten kommende Sierra dos Cagrivis an und tritt bis in das Meer vor, indem sie die Nordgrenze dieser Provinz bildet. Der Küstentheil ist daher ein von vielen Flüssen durchrissenes, gegen Südosten abhängendes Waldland, der Westen ein zum Francesco herabgeneigtes Thalbecken voll guter Weide, da der Ackerbau hier noch gar nicht versucht wurde. Wo man den Boden angebaut hat, hat er überall reichlich gelohnt. Etwa 250000 Einw. bilden die Bevölkerung und Alagoas, unter 10° 17′ 15″ südl. Br. und 342° 6′ östl. L., ist die Hauptstadt. Früher wurde von hier sehr viel Tabak ausgeführt, in neuerer Zeit ist Zuckerrohr und die Baumwollstaude an die Stelle des Stinkkrautes getreten, und die Einwohner befinden sich gar nicht übel dabei. Etwa 12000 Einw. machen die Bevölkerung der Stadt aus, die recht niedlich und fest an einem guten Hafen erbaut ist. Atalaya, Paxim, Masseyo und Amadra sind der Erwähnung werth. Die Bewohner dieser Provinz sind ein unruhiges Völkchen, welches behauptet, von Rio Janeiro schon ziemlich fern zu liegen und es daher mit den nördlichen Provinzen hält, die bekanntlich ziemlich störrisch sind.

9) Die Provinz Pernambuco.

Zwischen 7 und 14° südl. Br. und 332 bis 342° 30′ östl. Länge, eine seltsam gestaltete Provinz, welche an der Küste nur 2 Grad Breite hat, aber alsdann tief nach Westen hineinstreicht, bei Maxoto zum Rio Francesco naht, und längs des ganzen Nord- und Westufers dieses Stromes bis zu 14° südl. Br. hinabläuft, wo der Rio Carinhana, ein Zufluß des Francesco, die Grenze bildet. Sie gleicht von der Küste aus einwärts betrachtet in der That einem stoßenden Pferdefuße, und hat auch etwas Langgestrecktes und Störrisches in sich. Alagoas, Bahia, Minas Geraes begrenzen sie im Süden, Goyaz im Westen, Piauhy, Zeara und Parahyba im Norden, das Meer im Osten. Wie ganz Brasilien südwärts dem Gleicher, so ist auch diese Provinz ein Hügelland und das Küstenland ist ein niederes Vorland, welches sich aufwärts hebt nach innen, und gleichsam tiefer landeinwärts terrassirt. Bewässert ist es überall genugsam. Der Anbau ist jedoch nur in der Küstenprovinz bemerkbar. Viehzucht ist in den innern Gegenden Hauptgewerbe, und in der Umgegend von Pilao Ar-

calls wird sehr viel Salz gewonnen, und zwar aus Salzseen, die sich inkrustiren; ein sehr einträgliches Geschäft, da man bis jetzt noch keine eigentlichen Salzminen eröffnet hat. Der Handel ist übrigens sehr lebhaft und der Hafen von Reciffe ist ein Stapelplatz, auf welchem sehr bedeutende Geschäfte gemacht werden. Indessen wohnen auf den 4000 Quadratmeilen ungefähr ½ Million Menschen, die jedoch größtentheils der Küstenprovinz angehören.

Hauptstadt der Provinz ist das berühmte Pernambuco, bestehend aus 2 Städten, die eine Stunde weit von einander entfernt sind und den Namen Olinda und Reciffe führen. Olinda liegt auf dem Festlande, auf einer in die See vorspringenden Halbinsel. Von ihr zieht sich eine schmale Landzunge hin, die sich an ihrem südlichen Ende erweitert. Auf ihr liegt Reciffe. Die Küste prangt mit herrlichem Urwalde und auf ihr ist ein Theil von Reciffe, Boa Vista genannt, erbaut. Zwischen Reciffe und Boa Vista schiebt sich von Süden her die Spitze ein, welche dem Delta des Rio Capibaribe angehört. Hier ist der dritte Theil von Reciffe, San Antonio, gebaut, so daß das Ganze, was man unter Pernambuco begreift, gleichsam aus 4 Theilen besteht, deren jeder auf eine Landspitze gebaut und von dem andern durch Wasser getrennt ist. Ein Riff aus Granit, welches sich von Bahia her bis zum Cap Rochus zieht, schützt sowol Reciffe als Antonio gegen das Meer und sieht hier gerade vor der Stadt einem Damme von Menschenhänden erbaut, außerordentlich ähnlich. Gerade außerhalb Reciffe hat die Natur diesen Steindamm abgebrochen und eine Hafenpforte geöffnet, indem das Riff einen tiefen Sattel unter das Meer hinab bildet und etwas nördlicher wieder zum Vorschein kommt. Pernambuco hat daher nicht nur eine sehr schöne, sondern auch sehr künstliche Lage. Olinda ist der älteste Theil, der Sitz des Bischofs, aber sehr herabgekommen, und ein melancholischer Aufenthalt. Die Anstalten für Religion und Geistesbildung sind hier vereinigt, der botanische Garten ist sehr zweckmäßig angelegt, und mit einem großen Reichthume asiatischer Pflanzen versehen, welche auf ihr Verlangen an die Pflanzer abgegeben werden. Olinda hat 6000 Einw.; Reciffe wird als die eigentliche Hauptstadt der Provinz betrachtet, Handel macht sie reich, in Verbindung mit ihr durch eine prachtvolle 280 Schritt lange steinerne Brücke steht S. Antonio. Diese Brücke ist ein wahres Meisterstück Amerika's, an beiden Enden mit prachtvollen Bogen geschmückt, welche kleine

Kapellen und Heiligenmessen enthalten. Mit San Antonio ist Boa Vista durch eine von Holz erbaute Brücke, welche 556 Schritt lang ist, verbunden. Recife enthält Waarenmagazine, Schiffswerfte, das Arsenal und hat gepflasterte Straßen. San Antonio enthält die schönsten Häuser und die Wohnungen der Behörden. Boa Vista vergrößert sich täglich und enthält sehr schöne Anlagen. Das Ganze vierstädtige Pernambuco hat nach den letzten Zählungen 75000 Einw. Pernambuco ist ein äußerst lebhafter Handelsplatz und nach Rio Janeiro und Bahia ist sie die lebhafteste und industriöseste Stadt Brasiliens. Dabei muß man den Bewohnern einen großen Unternehmungsgeist, viel Unabhängigkeitssinn und ein wildes Streben nach Freiheit zuerkennen; doch werden die Sitten in der neuern Zeit durch Bildungsanstalten und gute Schulen in etwas gemildert, was in der Zukunft noch mehr der Fall sein dürfte. Die Stadt liegt unter 8° 4′ 28″ südl. Br. und 342° 6′ Länge. Die wundervolle Lage, das schöne Klima, die prachtvolle Szenerie der Umgebung und die Wohlhabenheit der Bewohner wirken zusammen, um es hier dem Menschen recht wohl sein zu lassen, wenn er nur selbst erst erkennt, was ihm Noth thut. Nördlich von Olinda liegt, durch einen schmalen Kanal von der Küste getrennt, die Insel Itamaraca, berühmt wegen ihres schönen Anbaues, ihrer trefflichen Trauben und tropischen Obstarten, ihrer Fischereien und Salzwerke. Iguarassu ist ein lebhafter Ort im Norden von Olinda. Goyana liegt nordwestlich von Olinda, seiner Viehmärkte wegen berühmt, mit etwa 12000 Einw. Rio Grande ist Hauptort der gleichnamigen Comarca. Ribeiras ist eine junge Stadt im Innern des Landes, welche lebhaft zu werden verspricht.

10) Die Provinz Parnahyba.

Diese Provinz erstreckt sich von 5° 52′ bis 7° 30′ südl. Br. und 337° 30′ bis 342° 43′ östl. L.; im Norden Rio Grande, im Süden Pernambuco, im Westen Ciara und im Osten das atlantische Meer bilden die Grenzen dieser Provinz, welche ein von der Küste aus aufsteigendes waldiges Hügelland ist. Der Capibaribe, Parnahyba und Mananguate nebst mehren andern Küstenflüssen bewässern diese Provinz. Das tropische Klima spricht sich schon sehr entschieden aus. Im Innern des Landes ist die Hitze außerordentlich heftig und die Hirten desselben empfinden die ganze Gewalt der senkrechten Strahlen. Das Küstenland wird durch Seewinde gekühlt. Handel, Plantagen-

Bau ist sehr ergibig ist, und Viehzucht im Innern, bilden nebst dem diesen Gegenden eigenthümlichen Pernambukholze die Wohlhabenheit der Provinz, in welcher auf ungefähr 900 Quadratm. 200000 Menschen wohnen. Parnahyba, auf der rechten Seite des gleichnamigen Flusses, etwa 3 Stunden vom Meere, ist die Hauptstadt der Provinz. Sie hat 12000 Einw. und liegt unter 6° 47′ 26″ südl. Br. und 342° 55′ L. Sie ist schön gebaut, die Hauptstraßen sind gepflastert, die meisten Häuser mit Glasfenstern versehen, die Staatsgebäude, so wie die Kirchen sind ziemlich ansehnlich, der Handel und mit ihm der Wohlstand der Stadt ist in stetem Zunehmen begriffen. Villa Real liegt im Innern des Landes und hat 15000 Einw. Villa de Reinha liegt noch tiefer in der Provinz auf einer einsamen Hochebene. Pombal ist eine von lauter Weißen bewohnte Villa im Innern des Landes; so wie Villa Nova de Souza, mit schönen Pflanzungen umgeben, mitten in den Campos liegt und bedeutende Viehzucht treibt.

11) Die Provinz Rio Grande.

Zwischen 4 und 6° südl. Br. und 339° und 341° östl. L. Im Norden und Osten vom Ozean umflutet, im Süden an die Provinz Parnahyba, im Westen an Ciara oder Ziara stoßend. Sie hat 1500 Quadratm., ist wohl bewässert, reich an Höhen und Thälern und vorzüglich dem Plantagenbau und der Viehzucht gewidmet. Das Klima ist hier wie natürlich sehr heiß, aber gesund, trocken und durch Seewinde gekühlt. Ungefähr 60000 Menschen bewohnen das dünnbevölkerte Land. Hauptstadt der Provinz ist Natal, an dem rechten Ufer des Rio Grande, oberhalb seiner Mündung unter 8° 26′ südl. Br. und 342° Länge. Der Hafen der Stadt ist ziemlich geräumig, sie hat 15000 Einw. und hebt sich in neuerer Zeit sehr durch den Handel. Die Umgegend ist schön, fruchtbar und wohlgebaut. Porto allegre ist eine schöne Stadt, auf einem hohen Berge gebaut. Villa Nova de Principe liegt im Innern des Landes.

12) Die Provinz Ciara.

Diese prachtvolle Provinz liegt zwischen 2° 7′ und 7° 54′ südl. Br. und 337° 20′ bis 341° 30′ östl. L. Im Norden das Meer, im Osten Parnahyba und Rio Grande, im Süden Pernambuco und im Westen Piauhy, hat diese Provinz eine schöne, glückliche Lage. Die Serra Grande bildet die westliche

Grenze, die Serra da Camara und Apodi die östliche. Der Süden und Westen ist bergig, aber die Serra Grande ausgenommen, ohne einen regelmäßigen Bergzug, sondern in der That mit einem sehr durch einander gewirkten Bergnetze bedeckt. Man kann überhaupt nicht genug warnen vor den Lockungen, womit die Aussicht auf ein System in neuerer Zeit so sehr verleitet, Regelmäßigkeiten da zu suchen, wo keine sind. Es ist sehr schön, sich eine Ordnung, einen harmonischen Grundriß im Baue der Planeten zu denken; aber die Wirklichkeit widerspricht gebieterisch jedem solchen Beinamen, und so sehr die neueste Geographie durch dieses Bestreben, ihr eine natürliche Unterlage zu geben, gewonnen hat, so sehr ist zu fürchten, daß die Erdkunde in ein entgegengesetztes System geschleudert werde, welches eben so wenig haltbar ist, als das frühere trocken war. Nichts überzeugt mehr von der zufälligen Gebirgsbildung, als die asiatische Bergbildung im Großen und die brasilianische im Kleinen. Nur die Andescordillere scheint eine regelmäßige Eintheilung in Ketten, Knoten und Abhänge zuzulassen; ein System in die allgemeine Struktur der Erdrinde zu bringen, wird nie gelingen. Auch die Provinz, von der wir reden, liefert im Kleinen einen Beweis hievon. Es ist keine Richtung, nach welcher sich die Bergzüge nicht durchkreuzten. Nur das Flußgebiet des Jaguaribe bildet eine große ausgedehnte Thalfläche, der übrige Theil ist allenthalben von Bergen durchzogen. Die Küste ist eine Art Terrasse, hinter welcher sich das Land erhebt. Der westliche Theil der Provinz ist höher und dacht sich allmälig gegen Osten an die Küste hinab. Bewässert ist die Provinz ziemlich gut, da der Jaguaribe aus sehr vielen Quellen und Flüssen seine Wasser sammelt. Waldungen bedecken besonders den westlichen und den Küstentheil, so wie die Ufer der Flüsse. Der von Wald bestandene Boden ist wie überall in Brasilien, zugleich der fruchtbarste. Die Höhen und Bergflächen bestehen aus Campos, für die Viehzucht besonders geeignet. Der Bergbau liefert bei Sobral und Jago del Principe etwas Gold, würde aber bei größerer Bevölkerung bei weitem ergibiger sein. Der Handel blüht an der Küste und 280000 Menschen bewohnen die 3000 Quadratmeilen große Provinz.

Die volkreichste Stadt ist Aracaty mit 26000 Einw. Der Hafen ist nicht der beste, wird aber doch sehr häufig besucht. Ciara, auch Villa do Forte, so wie Assumçao genannt, ist Hauptstadt der Provinz unter 3°. 28′ südl. Br.

und 337° 35′ Länge. Sie liegt an der Mündung des Ciara, ist jedoch von geringer Bedeutung, hat außer den Regierungsgebäuden wenig ansehnliche Häuser und nur 2000 Einw. Villa Viciosa unter 3° 30′ südl. Br. Villa Nova, Campo maior, Joao do Principe, San Bernardo und Montemoe sind bedeutende Städte. San Vincente das Cobras und Crato liegen tief im Lande auf bedeutender Höhe, wo besonders der Gartenbau außerordentlich ergibig ist.

13) Die Provinz Piauhy.

Diese Provinz erstreckt sich von 2° 45′ bis 10° 20″ südl. Br. und 331° bis 337° östl. L.; ein kurzer Küstenstrich und ein sehr weit ausgedehntes Binnenland bilden diese Provinz. Pernambuco und Ciara im Süden und Osten, Goyaz und Maranhao im Westen, das Meer im Norden sind die Grenzen. Die ganze Provinz kann als eine Abdachung betrachtet werden, als ein bedeutendes Flachthal, welches von der Serra Piauhy im Süden und der Serra Hypiappa im Osten sich gegen den Parnahyba, der die ganze Westgrenze bildet, hinabzieht. Unzählige Quellenflüsse strömen aus den zahlreichen Thälern dieser Verflächung dem Parnahyba zu. Der Farinha, Gorgueha, Piauhy, Poty und Longa sind die vornehmsten darunter. Diese westliche Abdachung besteht größtentheils aus sogenannten Campos. Doch ist die Küstengegend und ein bedeutender Theil innerer Landstriche trefflich bewaldet. 5000 Quadratm. mag die Provinz enthalten, welche alles darbietet, was ein Tropenland bieten kann. Allein wie wenig kennt man dieses schöne, wohlbewässerte Land, welches das Königreich Böhmen an Ausdehnung so bedeutend übertrifft; höchstens 50000 Menschen sind auf dem ganzen Landstriche zerstreut, wo weder Viehzucht noch Ackerbau, weder Handel noch Industrie als auch nur im Entstehen begriffen angeführt werden können. Diejenigen, welche einige Schritte durch dieses Land gethan, rühmen die Fülle und Schönheit der Naturprodukte, die Pracht der Vegetation, welche sogar über die Viehweiden wogt, die Fülle des wilden Lebens, die sich überall offenbart, so wie die Schönheit und Pracht der Lage der einzelnen Facendas oder Pflanzungen, welche sich dünngesäet über das Land verbreiten. Jeder Schritt kündigt an, daß der Mensch hier seine Herrschaft noch keineswegs geltend gemacht hat. Als Hauptort der Provinz wird betrachtet Oayras, unter 7° 5′ südl. Br. und 335° 32′ 20″ östl. L. Die Stadt liegt mitten in der Provinz und wurde 1724

zur Villa erhoben, und 1762 zur Stadt. Es ist ein unbedeutendes Örtchen, aus unregelmäßigen Straßen, niedrigen Häusern mit geweißten Lehmwänden bestehend, und zählt samt der ganzen Umgebung, worunter ein paar Dutzend kleiner Dörfer und Facendas verstanden werden müssen, nur 14000 Einw. Die Regenzeit beginnt hier im Oktober und endigt im April. Die Hitze ist sehr bedeutend und der Nähe des Äquators angemessen.

14) Die Provinz Maranhao,

zwischen 1 bis 10° südl. Br. und 332 bis 37° östl. Länge. Diese Provinz kann als der westliche Theil des großen Flachthales von Parnahyba betrachtet werden, und enthält 4000 Quadratm. mit ungefähr 200000 Einw. Diese Provinz ist etwas besser bevölkert als die vorige, ihr Boden ist indessen ziemlich gleich, außerordentlich gut bewässert; die meisten Flüsse kommen von der Serra dos Covados im Westen herab und strömen dem Parnahyba zu. Der Mearin ist ein bedeutender Fluß, welcher unmittelbar durch die Mitte der Provinz dem Meere zugeht, ein tiefer, breiter heftiger Fluß, der sogar bei seiner Mündung die Meeresflut zurücktreibt und das spätere Eintreten derselben, aber mit größerer Gewalt verursacht. Eine Menge bedeutender Inseln liegen der Flußmündung vor. Die Natur ist hier außerordentlich schön und die Provinz sehr reich an vielfältigen Naturgaben. Nichts ist, was hier nicht Gedeihen fände. Indessen übertrifft die Viehzucht den Landbau noch bei weitem, ist aber selbst noch lange nicht auf einen Grad der Blüte gebracht. Dennoch ist hier sowol Industrie als Handel schon auf eine bedeutende Höhe gelangt und man zählt in der ganzen Provinz bereits 30000 Gewerbsleute. Sowol Ausfuhr als Einfuhr beschäftigt jährlich einige hundert Schiffe. Freilich ist Alles nur ein erster Keim dessen zu nennen, was den Glanz der Zukunft ausmachen wird.

Hauptstadt ist San Luiz do Maranhao unter 20° 26′ 30″ südl. Br., und 333° 34′ 27″ östl. L. Sie ist an der Westseite der Insel Maranhao in der Mündung des gleichnamigen Flusses erbaut. Der Stadt Maranhao gebührt rücksichtlich ihrer Bevölkerung und ihres Reichthums der vierte Rang unter den Städten Brasiliens. Sie hat 30000 Einw. Das ältere und volkreiche Stadtviertel liegt unmittelbar am Ufer auf unebenem Boden und umfaßt das Kirchspiel da Victoria. Die Häuser, 2 auch 3 Stockwerke hoch, sind größtentheils aus großen Sandsteinquadern erbaut und ihre zweckmäßige innere

Einrichtung entspricht dem soliden, jedoch reinbürgerlichen Äußern. Die Straßen sind krumm, hügelig und theils schlecht, theils gar nicht gepflastert. Die Residenz des Gouverneurs ist grandios, aber ohne Eleganz und bildet mit dem Jesuitenkollegium, dem Rathhause und dem Gefängnisse den viereckigen Platz der Stadt. Das ausgezeichnetste Gebäude ist eine große Kaserne; mehre Kirchen und Hospitäler zieren die Stadt. Ein Fort in der Stadt und 2 an jeder Seite der Hafeneinfahrt schützen sie, welche die Natur selbst befestigt hat. Als Sitz der Regierungsbehörden kanzentrirt sich hier Alles, was in dieser Provinz auf Auszeichnung und Bildung Anspruch macht. Ausländer, die sich dem Handel ergeben, finden hier schnell Wohlstand und Glück. Intellektuelle Bildung wird hier weniger als in andern Städten Brasiliens gefunden; dagegen ist der Handel in einem außerordentlichen Aufschwunge begriffen, besonders werden Baumwolle, Reis und Häute ausgeführt, deren Werth auf 10 Millionen Gulden ansteigt, und die Handelsbilanz auf 2 Millionen zu Gunsten der Stadt neigt. Die Einfahrt in den Hafen, der ziemlich gut ist, hat aber einige Gefahr und bedarf der Lotsen. Eine nette Stadt ist Alcantara, etwas nordwestlich von Maranhao auf dem Festlande gelegen. Sie ist auf einer steilen Anhöhe des Ufers erbaut und bietet einen reizenden Anblick. Es erheben sich immer neue aus Quadern erbaute Häuser, und legen für den im Zunehmen begriffenen blühenden Wohlstand der 8000 Einw. ein günstiges Zeugniß ab. Die Einwohner sind größtentheils Pflanzer und bringen die meiste Zeit auf ihren schönen Pflanzungen zu, indem sie das Stadthaus nur als Magazin und Absteigquartier betrachten. In einigen Lagunen wird Salz gewonnen. Die Seidenzucht, welche hier versucht wurde, ist der großen Hitze wegen mißlungen.

15) Die Provinz Gram Para.

Da uns die Enge des Raumes zu einer Trockenheit zwingt, welche uns nur wenig Farben bei der Darstellung anzuwenden erlaubt, so möge hier als Einleitung in die Provinz Gram Para ein Stück des Reiseberichts des Herrn v. Martius stehen, der uns tiefer in die Natur dieses Landes blicken läßt, als alles, was wir auf engem Raume darüber zu sagen vermögen.

Para den 16. August 1819. Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kömmt hier so manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand. Die Heiligkeit dieses

Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, und wie zum Triumphgesang zusammentönen, zeitigt Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtschreiber der Natur sein. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur und vermag ich auch nicht, es zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlten Wonneschauern. — Es ist 3 Uhr Morgens; ich verlasse meine Hängmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden, und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda und betrachte meine trauten Freunde; Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herstehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenig Blumen stehen geöffnet: nur ihre süßduftenden Paullinienhecken begrüßen mit dem feinsten Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützt. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Moskiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um 5 Uhr sah ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines, gleichmäßiges Grau mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel, nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher; der Landwind der im Osten aufsteht, bewegt sie langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Kugeln der domartig gewölbten Caryocar-, Bertholetia- und Symphoniastämme. Die Zweige, die Blätter regen sich; die Träumer wachen auf und baden in der erfrischten Morgenluft; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend ins Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sichs; die Nachtthiere laufen in das Gemäuer zurück und die hinterlistigen Marderar-

ten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen ausruft. Immer heller wird's in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur; die Erde erwartet ihren Bräutigam; und siehe: da ist er! wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand, jetzt steigt die Sonne empor — in einem Nu! ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz festlich, jugendlich, heiter, die schönste Braut. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über die Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um 7 Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin niedlich am westlichen Horizonte kleine weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu und verlängern sich allmälig weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüten entfalten sich; andere hat schneller Liebesgenuß bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiteren dichteren Massen, und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbst verloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibris schwirren lustig näher, ein lebendiges Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durch einander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägeren Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihrem feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warmbeleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief; sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, düsterer, dichter umhüllen sie bläulich grau den Horizont, gegen den Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft.

Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt die tiefe Bläue zwischendurch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Glut der Luft auf der Landschaft. Mittag ist vorüber: trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Lust des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt: raschen Schrittes und unabweislich wird sie hereinbrechen, schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt und die Flüsse, die dunkler und vom Winde übertönt lautlos dahinzufließen, scheinen. Der Sturm ist da! — zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erbebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel, Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Äste, morsche Stämme stürzen; mit der Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Jungfräulichkeit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. Warum auch nicht? — Haben sie nicht geblüht und geliebt; kräuselt nicht die Inga ihre bereits entleerten Staubfäden zusammen; läßt nicht die Banisterie die goldnen Blättchen von dem bereits befruchteten Kelche fallen; biegt nicht der Aronschaft fruchtschwer seine verwelkte Hülltute dem Sturme preis? — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt läßt das Säugthier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Flut und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Riffe des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmälig, — aber nur noch kurze Zeit und der Sturm ist vorüber. Im verjüngten Glanze tritt die Sonne aus langgedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr aus

einander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger und keine Spur des Sturmes ist mehr vorhanden, in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte, sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt und tritt umgeben vom buntesten Farbenschmelze aus dem westlichen Thore des Firmaments; Ruhe und Liebe hat sie der Kreatur zurückgelassen; mit dem Dunkel des Abends wird Thier und Pflanze zu neuen Ahnungen fortgerissen, und trauliches Gestüster und Schwirren belebt die Schatten des Waldes, verjüngte Liebessehnsucht athmet in den wollustreichen Düften, die aus neu erschlossenen Blumen strömen. Die Natur überläßt sich dem gewaltigen Zuge des Geschlechtes. Noch schwimmen einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle ruhig, mild und geisterhaft der silberweiße Mond über den dunklen Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht, in Schlaf und Traum sinkt die Natur und der Äther sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen; die göttliche Gabe nach einem Tage des Schauens und des Genießens."

Die Provinz Gram Para erstreckt sich von 0° bis 10° südl. Br. und von 308 bis 334° östl. L. Sie umfaßt das ganze Flußgebiet des Amazonenstromes bis an die Grenzen von Peru und Quito, ein Gebiet von nicht weniger als 40- bis 50000 Quadratm. mit kaum 200000 Einw. Hier waltet der Natur heilige Majestät! Kein Sterblicher hat noch gewagt Hand anzulegen an ihren heiligen Tempel, oder zu verändern einen Zug in ihrem großen Bilde. Die drei Bergsysteme Südamerika's senden ihre Ausläufer in diese Waldebenen, welche alle in ihnen ihre Verflächung finden Es ist hier das größte Thal der Erde, in dessen flachen Grund die Gegenhänge der Berge Südamerika's die Gewässer zusammensteuern, damit das größte Flußnetz des Plane-

ten mit seinem kolossalen Silbergeäder den majestätischen Teppich der prachtvollsten Pflanzendecke schmücke. Hier verschwindet jede Gewalt der Darstellung, und was die angeführte Ergießung, eines sonst eben nicht poetischen Reisenden in dem eingeschalteten Fragmente ausdrückt, ist doch nur ein Zug, ein Laut des Erstaunens beim Anblicke einer Welt, deren prächtige Entfaltung für die Brust des Sterblichen zu gewaltig ist! — Mehr als 100 Stämme verwilderter Menschen, Trümmer untergegangener Völker oder was noch wahrscheinlicher ist, gastfreundlich aufgenommene Auswürflinge ferner Länder, duldet hier das Paradies Gottes in seinem Schooße, mehr um ihrer natürlichen Schönheit nichts fehlen zu lassen, als um sich ihrer Herrschaft zu überliefern. Nur an der Mündung des gewaltigen Flußsystems haben die Menschen eine Art Ansiedlung angelegt, und sich einige Nester gebaut, vielleicht, aber auch nur vielleicht, Vorboten künftiger Herrschaft. Denn wirft man einen Blick auf das was man hier sieht, auf eine halb Europa an Größe übertreffende Wildniß von tropischen Urwäldern bedeckt, so verzweifelt man an der Gewalt der Menschen, so groß man dieselbe auch denken mag, daß es ihr jemals gelingen könnte diesen Naturpark in das zu verwandeln, was wir gewöhnlich kultivirtes Land nennen.

Das Klima ist warmes, feuchtes mit täglichem Regen ausgestattetes Äquatorialklima. Wir verweisen auf die Einleitung, wo wir des Flußgebietes und der Ebenen vom Amazonenstrome und Rio Negro so ausführlich, als uns der Raum gestattet hat, gedacht haben. Die Mündungen des Amazonenstromes haben allein Ansiedlungen aufzuweisen, im Innern haben bis jetzt nur hin und wieder an den Ufern der Flüsse sich die Menschen einige Flecken zu Wohnplätzen oder Missionen errungen. Daß es nichts auf Erden gibt, was in diesem gesegneten Boden nicht gedeihe, vorausgesetzt, daß es der geographischen Lage angemessen sei, darf wol nicht erst erwähnt werden. Nur dem Menschen, besonders dem Europäer ist das nasse, heiße, von beständigen Schlagregen heimgesuchte Land nicht ganz zuträglich. Hauptstadt dieser Provinz ist Santa Maria de Belem do Gram Para, unter 1° 7′ 40″ südl. Br. und 334° 20′ 52″ L. Diese schöne Stadt gewährt einen äußerst lieblichen Anblick. Sie liegt am östlichen Ufer der Amazonenmündung, in welche der Rio Tocantins fällt und Rio do Para heißt, auf einem ebenen und niedern Landstriche des Festlandes. Die Breite des Stromes beträgt hier $1\frac{1}{2}$ deutsche Meile. Es ist dieses jedoch die schmälere Flußmündung des Riesenstromes,

denn die westliche Mündung beträgt wol das Sechsfache. Von der Seeseite stellt sich die Stadt dem Beschauer ohne alle Tiefe, gleichsam als aus 2 Häuserreihen bestehend dar, unmittelbar hinter ihr erheben sich die hohen Urwälder, denen der Mensch nur mit Mühe diesen Standpunkt abgewonnen hat. Man erblickt von der Seeseite aus das große Zollhaus in der Mitte der Häuserreihe, hinter ihm ragen die Doppelthürme der Kirche dos Mercis hervor; tiefer erhebt sich die Kuppel der St. Annenkirche. An der Spitze, um welche man in den Fluß hineinlenkt, erblickt man die prachtvolle Kathedrale, das schützende Kastell, das bischöfliche Seminarium und das Militärspital. Ein Prachtgebäude ist auch der Palast des Gouverneurs. Die Stadt ist im Allgemeinen sehr schön, gerade und breite Straßen durchschneiden sich rechtwinklich; die Häuser haben 2 bis 3 Stockwerke und sind von einfacher aber solider Bauart. Auf der Ostseite der Stadt hat man dem Urwalde ein Stück Land abgewonnen, durch Gräben ausgetrocknet und mit Alleen schöner Bäume zur Bequemlichkeit der Bewohner bepflanzt. Diesem Beispiele folgten mehre wohlhabende Einwohner und legten nach mühsamer Ausrottung der Wildniß mit schönen Gärten umgebene Landhäuser an. Die Wollbäume, der Artocarpus oder Brotbaum, die Mangiferen und Spondien umgeben diese anmuthigen Landhäuser; dadurch hat nicht nur die Umgegend an Schönheit, sondern auch die Luft an Gesundheit außerordentlich gewonnen. Das gelbe Fieber ist hier unbekannt. Die Bevölkerung besteht aus 25000 Seelen und wie in allen neuern brasilianischen Anlagen, größtentheils aus Weißen. Die Lebensweise der Bewohner ist einfach, das Fleisch wie überall unterm Äquator schlecht. Obst und Käse werden hier weniger genossen, desto mehr mit Wasser vermischter Zuckerbrantwein. Die Wohlhabenden genießen portugiesische Weine und Konfituren machen einen bedeutenden Einfuhrartikel aus. Man bemerkt allgemein an den Bewohnern eine Neigung zum Fettwerden. Man gibt ihnen das Lob großer Thätigkeit, Mäßigkeit, Einfachheit und Biederkeit. Der Handel ist äußerst lebhaft, gesellschaftliche Bildung ist hier weiter vorgeschritten als anderswo. Spiel, Musik und Tanz liebt besonders der Mulatte, dem man auch hier große Beweglichkeit des Gemüths, Leichtsinn und Genußsucht Schuld gibt. Das Schulwesen ist auf einer würdigen Stufe. Ein Gymnasium, ein bischöfliches Seminar nebst lateinischen Nationalschulen sind hier in Blüte. Die Verwaltungsbehörden haben hier ihren Sitz und ein wohlversorgtes Arsenal ist an der Pforte des Amazonenstromes

an seinem Platze. Die Stadt ist übrigens nur schwach befestigt, und würde einer kühnen Flotte nicht widerstehen, wenn nicht die Ufer selbst denselben eine Fülle von Gefahren darböten. Von der Landseite schützen Sümpfe und Ravinen gegen Überfall. Para rühmt sich mehr Artikel in den Handel zu liefern, als jede andere Stadt und Provinz Brasiliens, was man ihr auch nicht leicht streitig machen wird. Ausgeführt werden nemlich Zucker, Zuckerbrantwein, Melasse, Kaffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Copaibalsam, Werg, Kopal, Gelbholz, feine Ebenistenhölzer, Bauhölzer, Tabak, Ballenstricke, Sassaparilla, Reis, Maniocmehl, feines Stärkmehl, Caoutchouc, Pechouribohnen, Tamarinden, Nelkenzimmt, Indigo, Rocou, Maranhaonüsse, Tonkabohnen, Gewürznelken, Muskatnüsse, Zimmt, Guarana, Chicaroth und Ambra. Aus dem Thierreiche rohe und gegerbte Rindshäute, Ochsenhörner und Spitzen, die nach Europa, und Pferde, die nach den englischen Antillen gehen. Die Zölle von der Ausfuhr betragen jährlich 200000 Gulden. Wir haben diese Artikel namentlich aufgeführt, um zu zeigen, welch eine Fülle von Naturgaben die Antipoden der Molukken besitzen, haben uns aber enthalten alles zu nennen, was an edlen Obstarten und andern Erzeugnissen der ergibige Boden liefert. Trotz allem diesen ist hier erst alles im Werden, und nur 50,000000 Menschen wären im Stande, dieser ganzen Provinz Leben und den Wohlstand eines civilisirten Landes zu verleihen. Was dann aus einer Stapelstadt wie Para werden würde, ist schwer vorauszusagen. Das Babylon Europa's scheint kaum zu einem Vergleiche geeignet. Braganza ist eine hübsche Villa und die ältere der Provinz, aber in einer sumpfigen Gegend. Cintra ist eine schöne kleine Villa in einer fruchtbaren Gegend auch am Marañon. Moncaraz liegt Belem gegenüber, auf dem Delta des Amazonenstromes, der Insel Marajo. Auf derselben Insel liegt auch Cabes, Monfort und Porto Salvo. Oniras, Portal, Porto de Moy, Churupa, Molgaz, Mazagao, Macapa, sind kleine Städte und Flecken, welche die Ufer der Amazonenmündung nach Westen und Osten schmücken. Tiefer im Lande werden die Wohnplätze seltener. Mehre Niederlassungen, wie Pombal und Vieiros, sind am rechten Ufer des Fingu gegründet. Santarem ist ein bedeutender Hafenort an der Mündung des Tapajoz in den Amazonenstrom. Am Tapajoz liegen bis zu seinem Falle unter 6° südl. Br. mehre Niederlassungen. Barra do Rio Negro ist eine Niederlassung am Einfluß dieses Stromes in den Ama-

zonenstrom. Von hier aus findet man landeinwärts nur Missionen, in deren Detail einzugehen, uns der Raum nicht gestattet.

16) Die Provinz Minas Geraes.

Mit dieser Provinz treten wir zugleich in das Herz Brasiliens und an die Quelle seiner mineralischen Schätze. Die Provinz Minas Geraes liegt zwischen 14° 10′ und 22° 14′ südl. Br. und 328° 30′ bis 337° östl. Länge. Sie hat etwa 12000 Quadratm. Flächeninhalt mit 600000 Einw. Minas Geraes bedeutet so viel als Minendistrikt, er bildet auch in Bezug auf Naturbeschaffenheit den Kern des Landes, indem er den Knoten der Brasilienberge enthält. Hier erhebt sich nemlich das Land zu der größten Höhe. Die Serra do Espinhaço, der Hauptgebirgsgrat durchzieht die Provinz der ganzen Länge nach von Süden nach Norden. Hier ist das Quellenland des Rio Grande nach Westen; er fließt in den Parana. Der Rio Francesco wendet sich gegen Norden; der Rio Doce und Parnahyba nach Osten, mithin ist der reichsten Provinz Brasiliens die Verbindung nach allen Seiten geöffnet. Sie würde für sich bestehend den größten Königreichen Europa's an die Seite gestellt werden können. Unermeßliche Wälder, unübersehbare Ebenen, prachtvolle Gegenden, reizende Thäler, enthalten auf dem gewaltigen Raume alles, was zum Reichthum und Glanze eines Landes erforderlich ist. Die hochliegenden Gegenden, hier Campos genannt, eignen sich vollkommen für alle Früchte Europa's; die Thäler geben tropische Früchte, der Boden ist mit Gold gesättigt im eigentlichsten Sinne. Zwischen den Goldminen liegen die reichsten Eisenminen der Erde. Lager von Edelsteinen und in jenem berühmten Distrikte der köstliche Diamant: das ist der Reichthum dieser Provinz. An der Grenze der Tropenzone kennt man besonders auf den Campos kaum den Unterschied zwischen Sommer und Winter. Der Itacolumi und Itambe erheben sich zu den höchsten Punkten Brasiliens, erreichen aber keine 1000 Toisen absoluter Höhe. Das Klima des Landes ist daher gemäßigt, ohne auf irgend einem Punkte kalt zu werden, aber allenthalben gesund; und nur in den Thälern bemerkt man, daß man sich unter den Tropen befinde. Die Bewässerung in diesem schönen Lande ist reich, und nur dadurch allein wird der Mensch schon zum Berg- und Ackerbau eingeladen. Es wird daher auch Berg- und Feldbau und Viehzucht getrieben; freilich alles nur auf eine Art, wie allenfalls die Araber in Marocco wandernde

Dörfer haben. Will man nemlich irgendwo den Boden anbauen, so schlägt man im April den Wald nieder, läßt das Holz bis August liegen, zündet es sodann an, und sucht mit dem Abbrennen desselben bis Mitte September fertig zu werden. Wo hohes Gras in den Campos den Boden bedeckt, wird es gleichfalls abgebrannt und das Verfahren ist da nicht übel, wo man durch den Brand Unkraut, Schlangen und schädliches Gewürme vertilgt. Einen Pflug oder europäisches Ackerwerkzeug hat man hier nicht. Man lockert mit einer breiten Haue den Boden auf, wirft den Samen in die Öffnung und deckt diese mit dem Fuße zu. Man sucht nun die Pflanzung vom Unkraute rein zu halten und wartet die überreiche Ernte ab. Man benutzt den Boden auf solche Weise 3 Jahre lang und läßt ihn alsdann liegen, indem man ein anderes Stück dafür nimmt. Dieses heillose Verfahren rottet den köstlichsten Schatz Brasiliens, seine prächtigen Urwälder aus, und leider ist der brasilianische Bauer überzeugt, daß eine andere Art des Feldbaues gar nicht möglich sei.

Eine zweite Beschäftigung der Provinz ist der Bergbau. Die Bergbauer nennen sich Minaeros. Das Gold wird gewonnen entweder durch Auswaschen des Flußsandes, der hier überall Gold führt, aber ebenfalls sehr zerstörend und nachtheilig behandelt wird; oder man gräbt horizontal ins Gebirge und fördert goldhaltigen Schotter und Erz, so lange Grubenwetter oder die Andauer des Ganges es gestatten. Man hat ganze Gebirge durchlöchert und ebenfalls viel für die Zukunft verwüstet. Eine dritte Methode ist die des Untertauchens. Man errichtet nemlich am Ufer der Flüsse oder Bäche große Herde, auf die man den Schotter der Flüsse schüttet, und das Wasser darauf leitet, indem man die Geschiebe dem Strome entgegen umrührt. Die gröbern Geschiebe rafft man nun mit den Händen auf, damit das ablaufende Wasser den goldhaltigen Sand und die feinern Erden wegführt. Das in Körnchen oder Plättchen vorkommende Gold setzt sich durch eigene Schwere sogleich zu Boden, damit aber auch die feinern Theilchen nicht verloren gehen, so bringt man an das Ende des großen Rührherdes mehre lange Planherde an, welche mit Ochsenhäuten, deren Haare aufwärts gekehrt sind oder mit wollenen Decken belegt werden. Den so gewonnenen Goldstaub reinigt man dann in Trögen. Man kann sagen, daß das Benutzungssystem der Naturschätze mehr eine Verwüstung als eine Ausbeute ist. Dennoch weisen die Register aus, daß in einem Jahrhun-

derte über 2 Millionen Centner Goldes geschmolzen wurden. Indeß verarmte die Gegend und so große Schätze auch ein geregelter Bergbau liefern würde, so will es dennoch dieser unzweckmäßigen Art der Metallgewinnung nicht mehr gelingen, dem Minaero Vortheile zu gewähren. Es sind jetzt in Minas auch Eisenhütten vorhanden; da jedoch zu allen diesen Anlagen Ausländer verschrieben werden müssen, so wurde die Regierung oft sehr übel bedient und verschrieb mit großen Kosten Leute, von denen sie um Millionen betrogen wurde. Überhaupt mißrathen Fabrikunternehmungen den Regierungen allezeit, und es wäre daher zweckmäßiger gewesen, verständige Kolonisten in das Land zu ziehen und ihre Anlagen auf eigne Rechnung, zu ermuntern.

Die Comarca Serra do Frio ist der Hauptfundort der Diamanten. Sie kommen nur einzeln unter den Geschieben der Flußbette, oder an den Abhängen, Vertiefungen und Schluchten von Sandsteingebirgen und unter Gerölle vor, von wo aus sie durch starke Regengüsse zu den Flußbetten, als dem allgemeinen Sammelplatze hinabgeführt werden. In den losen Geschieben derselben werden die Diamanten gewaschen, und unter strenger Aufsicht von den Sklaven der Regierung, welche den Diamant von dem gewöhnlichen Kiesel zu unterscheiden verstehen, aufgesucht. Hiezu bedienen sie sich des bei den Goldwäschereien üblichen Sichttroges, füllen ihn mit dem Gerölle des Flußbettes und suchen in demselben nach den Diamanten. Als die Diamantwäscherei am stärksten getrieben wurde, gewann man jährlich für 14 Millionen Cruſaden Diamanten, jetzt wirft die Diamantwäscherei kaum 50000 Cruſaden reinen Gewinn ab. Übrigens wandern Gold und Edelsteine seit mehren Jahren nach England.

Die Bewohner zerfallen in fünf Klassen; in Bergleute (Minaeros), Ackerbau treibende (Roceiros), Viehzüchter (Criadores de Gado), Handelsleute (Negociantes) und Müßiggänger oder Vadios. Der Bergmann hat nur für Gold Sinn, der Landmann für den Brand seines Waldes, der Criador für seine Herde, der Kaufmann für Alles und er ist der einzige gebildete Bewohner der Provinz. Die Müßiggänger lieben das Farniente und verhalten sich leider zu den fleißigen, arbeitsamen Menschen, wie 10 — 1. Die Bedürfnisse der Menschen sind hier aber auch sehr gering. Eine Hütte aus Baumstämmen mit Erde beworfen, eine Strohmatte, welche Bett, Stuhl und Tisch zugleich ist, ein Topf und eine Schüssel machen das

ganze Hausgeräthe aus. Ein paar Hemden von Baumwolle, leinwandne Beinkleider, eine Jacke aus Zitz, ein paar Holzpantoffeln, und ein Strohhut kleiden ihn vollkommen. Eine Handvoll Cigarren und eine Viola machen sein Glück aus, zu dem der Mensch überhaupt sehr wenig bedarf. Müßiggang ist indeß auch hier die Mutter des Lasters und es gibt viele Verbrecher. Unter den begüterten Einwohnern und bei den Kaufleuten findet man patriarchalische Sitte und Tugend.

Hauptstadt von Minas Geraes ist Villa Ricca, früher Ouro preto am Abhange der Serra do Ouro preto, unter 22° 25′ 30″ südl. Br. und 334° 20′ 52″ östl. Länge. Die Stadt liegt in einer bergigen, von Waldung gänzlich entblößten Gegend, 3350′ über dem Meere mit 8000 Einw. und 2000 Häus. Sie nimmt sich sehr gut aus und ist regelmäßig angelegt, aber auf einem unebenen Boden und in der unfreundlichsten Gegend Brasiliens. Der Goldreichthum des Bodens gab Anlaß zu ihrer Gründung. Die Gebäude sind größtentheils von Stein, der Palast des ehemaligen Stadthalters ist auf einer Anhöhe erbaut, und beherrscht die Stadt. Vor ihm befindet sich ein freier Platz mit einigen Feldstücken. Nicht weit davon stehen das Stadthaus, das Theater und das Gefängniß, lauter großartige und schöne Gebäude. In der untern Stadt ist die Schatzkammer, die Münze und das Zollhaus; 10 nicht große, aber prächtige Kirchen verschönern die Stadt. Eine macht einen überraschenden Eindruck. Sie hat keine Fenster und wird nur durch die Lampen erhellt, welche beständig vor den Altären brennen. Die Frömmigkeit der früher reichen Einwohner hat diese Kirche prachtvoll ausgestattet, und an hohen Festtagen prangt der Hochaltar mit unzähligen Wachskerzen. Der Glanz der Juwelen und Goldzierrathen, blendet das Auge und die herrschende Nacht erhöht den Eindruck. Das Theater ist klein aber geschmackvoll. 14 sehr schöne Brunnen versorgen die Stadt mit frischem Wasser. Über die reißenden Bergströme mit steilen zerrissenen Ufern, welche durch die Stadt rinnen, führen gut gebaute Brücken. Die Flüsse führen viel Gold und immer sind Menschen beschäftigt, dasselbe zu waschen. Man setzt hier übrigens seinen Fuß überall auf Gold, und der Sand, welchen der Regen von den Abhängen herabführt, ist mit Gold gemischt. Früher hatte die Stadt 20000 Einw. Allein Reichthum macht üppig, Üppigkeit macht faul und Faulheit macht arm und das ist der Fall bei Villa Ricca. Südöstlich von Villa Ricca liegt Mariana 2250′ über dem Meere.

Wenige Städte Brasiliens gewähren einen so anmuthigen freundlichen Anblick als dieser Ort. Er hat 5000 Einw., ist viereckig gebaut mit regelmäßigen Straßen, die gut gepflastert sind. Die Häuser sind reinlich, die Kathedrale prächtig, und der bischöfliche Palast und das Seminarium nebst dem Regierungsgebäude schön und solid. Man ist sowol hier als in Villa Ricca sehr gesellig und erfreut sich an mancherlei Vergnügen, welche geselliger Umgang gewährt. Barbasana, Campanha, Joao del Rey, Redondo, Sabara und Sta. Lucia sind lauter kleine Bergstädtchen, welche sich um die Hauptstadt herum konzentriren. Die Villa do Principe und Villa do Bon Succeſſo nebst Tijuco gehören dem Diamantdistrikte an. Tijuco ist der Sitz der Junta Diamantina, in der Mitte des Diamantdistrikts, welcher um das Ausschleppen der kostbaren Steine zu verhindern, mit einem Militärkordon umgeben ist; mit welchem man sich einverstehen muß, wenn man Diamanten schwärzen will.

17) Die Provinz Goyaz.

Die Provinz Goyaz ist eine der innersten Provinzen Brasiliens zwischen 6 und 21°40′ südl. Br. und 323° bis 332° östl. Länge, ein gebirgiges, mannigfaltig gestaltetes und reichbewässertes Quellenland, dessen goldreiche Oberfläche 1400 Quadratm. mit 150000 Einw. enthält. Die Tocantins und der Parana haben in dieser Provinz ihre zahlreichen Quellen. Ihre Beschaffenheit, Naturprodukte und Gestaltung geben ihr vor Minas Geraes noch den Vorzug. Reich ist der Boden an Metallen, reich an unerforschten Schätzen aller Art und überaus fruchtbar. Betrachtet man aber die Wildniß, die Menschenleere, so kann man nicht umhin, sich daran zu erinnern, daß einst die schönsten Gaue Deutschlands noch vor 2000 Jahren eben so gestaltet waren, und man fragt sich: wird diese Wildniß in diesem glücklichen Klima, sich in 2000 Jahren wol eben so umgestalten?

Hauptstadt des Landes ist Cidade de Goyaz, früher Villa Boa de Santa Anna, unter 16° 20′ südl. Br. und 329° 10′ 50″ Länge. Sie liegt am Flusse Vermelho in einer flachen Gegend, und hat 8000 Einw. Der Palast des Gouverneurs, die Finanzkammer und die Goldschmelze sind nebst den schönen Kirchen die vorzüglichsten Gebäude. Ein Fort mit 7 Kanonen vertheidigt die Stadt. Sie ist schön gebaut und im raschen Aufblühen begriffen. Santa Rita ist der Hafenplatz der Hauptstadt am Tocantin nach Para. Meiaponte ist ein blühender Handelsort. Santa Cruz liegt in einer gold-

reichen Gegend, wie denn überhaupt die innern Provinzen Brasiliens unermeßliche Schätze dieses so gesuchten Metalls enthalten.

18) Die Provinz Matto Grosso, diese südöstlichste Provinz Brasiliens, stößt im Norden an die Wildnisse von Para, im Osten an Goyaz und San Paulo, im Süden an Paraguay und im Westen an Peru, Bolivien und Argentina; ein ungeheures Gebiet zwischen 9 und 25° südl. Br. und 313 bis 327° östl. Länge, 20000 Quadratm. ist keineswegs eine zu große Berechnung dieses Areals. Mithin übertrifft es, oder kommt wenigstens gleich an Größe ganz Portugal, Spanien und Frankreich, und man würde sehr irren, wenn man diese prachtvolle Wildniß mit seinen kaum 60000 civilisirten Einwohnern außer den Indianern, die 10- bis 20000 betragen mögen, für weniger reich, weniger ergibig und weniger schön als die genannten Königreiche halten möchte. Matto Grosso ist durchaus ein Bergland, wodurch die geographische Lage hinlänglich gemildert wird, um köstliche Höhen zu gewähren, auf denen man nicht nur reine Luft, sondern auch erquickende Kühle athmet. Unermeßliche Urwaldungen mit angemessenen Lichtungen bedecken das Land und Berge unerforschter Reichthümer. Die Anhäufung der Brasilienberge nährt in ihrem Schooße die Quellströme des Madeira, des Topayos, des Fingu und des Araguay, die alle gegen Norden strömen und dem Amazonenstrome zinsbar sind, aber auch der Paraguay hat hier seine Hauptquellen und der Macht des Parana werden zahlreich Beiträge geliefert. Nur einige dieser Ströme hat man befahren und nur an einigen Flußufern es gewagt, sich anzusiedeln. Ruhig hausen eine große Anzahl noch unbekannter Völker in dem Innersten der Urwälder. Am Guapore hat man Villa Bella, jetzt Cidade de Matto Grosso gegründet; ein ungesunder Ort, wo aber Gold geschmolzen wird. Er liegt unter 15° südl. Br. und 317° 42′ 30″ östl. Länge. Diamantino ist ein Dorf in einer schönen Lage, wo Gold und Diamanten zur Ansiedlung gelockt haben. Cuyaba ist der volkreichste Ort in der ganzen Provinz, in einer sehr schönen Gegend von 30000 rüstigen Einw. bewohnt. Reiche Pflanzungen umgeben die volkreiche Stadt, welche Goldbarren und Edelsteine an die Küsten sendet. Sie liegt ziemlich in der Mitte der Provinz und ist im schnellen Aufblühen begriffen. Villa Maria, Nova Coimbra und Conception sind kleine Städte am Paraguay; alle liegen sehr vortheilhaft und sollte

das herrliche Brasilien innere Ruhe und äußern Frieden nebst einer Regierung erhalten, welche durch verständige Umsicht und weise Grundsätze geleitet, fleißige Einwanderer in hinreichender Anzahl in das Land zu ziehen verstünde; so läßt sich nicht zweifeln, daß das schöne, von der Vorsehung so sehr begünstigte Reich, auch das reichste und glücklichste auf Erden sein würde. Wenn irgendwo auf unserm Planeten, so wäre es in Brasilien, wo ein paar hundert Millionen Menschen, zur nie gesehenen physischen und moralischen Entwicklung gelangen könnten.

XV. Das dreiherrige Guyana.

Unter dem Namen Guyana versteht man das ganze Land zwischen dem Orenoco und Amazonenstrome, also das ganze System der Parimeberge. Derjenige Theil, welcher der Gegenstand dieser Übersicht sein soll, ist daher nur ein kleines Stück eines unermeßlichen Ländergebietes, welches sich die drei industriösesten Nationen der alten Welt angeeignet haben. Es begreift die sumpfigen Niederungen, welche zwischen dem Cap Nassau und Cap Orange liegen, also das Küstenland auf dieser Strecke bewässert von zahlreichen Küstenflüssen. Nach Innen greift das Land nicht so tief als die Ansprüche, welche sich bis 1° nördl. Br. erstrecken, so daß die drei Kolonien den Raum zwischen 1 bis 7° nördl. Br. und 319 bis 327° östl. Länge einnehmen; ein Länderstrich, dem man füglich 8000 Quadratm. zutheilen kann. Im Norden hat es den atlantischen Ozean, in Osten und Süden Brasilien, in Westen die Republik Venezuela zur Grenze. Die Naturbeschaffenheit des Landes läßt sich in folgende Züge zusammenfassen. Guyana ist ein Bergland, in dem sich die Parimeberge gegen Norden zu abdachen, und allmälig an der Küste bis zum Niveau des Meeres verflächen, also, daß die Küsten durchgehends weit in die See hinein flaches, beinahe seegleiches Sumpfland darbieten. Es sind zwar mehre Punkte an den Küstenländern unsers Planeten, wo eine Zunahme des Landes sichtbar ist; besonders auffallend ist dieses aber an den Küsten von Guyana. Das erwähnte Flachland erstreckt sich etwa 10 bis 12 geogr. M. landeinwärts an dem Fuß der Berge. Diese flache Küste dehnt sich in der Richtung von Südosten nach Nordwesten beinahe 200 geogr. M. lang aus. Vor derselben häufen sich ungeheure Schlammbänke noch immer an. Bald sind sie von fester, bald von sehr weicher, niedriger Art; so daß die Anker der Schiffe versinken und nur

schwer emporgewucht werden können. Den Schiffen sind diese Schlammbänke gar nicht gefährlich; nur zwei Felsenmassen, Constabels genannt, steigen aus der Tiefe des Meeres empor und werden von unermeßlichen Schaaren Seevögel bewohnt, während das Flachland immer neuen Zusatz gewinnt. Der Schlamm, welcher sich hier ansetzt, ist genau von derselben Beschaffenheit, welche man im Nilschlamme findet; Sand, animalische und vegetabilische Erdtheile machen die Masse aus. Woher der Schlamm komme, ist gar nicht zu zweifeln. Zwei ungeheure Flußgebiete entleeren sich zu beiden Seiten Guyana's. Diese sammeln ihre, jeder Berechnung sich entziehenden Wassermassen in einem Gebiete, welches von unverletzten Urwäldern bedeckt ist, und zur Zeit der tropischen Regen einer Art Binnenmeere gleicht. Die Fülle von Thieren und Pflanzen, welche in halb Südamerika in Verwesung übergehen, schwängern die Gewässer mit jenen fetten Atomen, aus denen sich der Schlamm bildet. Die Äquinoktialströmung und die Ostpassate hemmen die Gewässer an ihrer Mündung in ihrem geraden Vordringen in das Meer, und verursachen jene Strömungen längs der nordwestlichen Küste, wohin sich der Marakon mit seiner Mündung neigt. Dadurch können wir annehmen, daß Amerika sich durch sich selbst vergrößert. Jedes Jahr setzt einen neuen Rand an das alte Schlammland und sogleich sind die Wurzelbäume oder wie man sie gewöhnlich nennt, Manglebäume (*Rhicophora Mangle*) bereit, die neuangekommene fette Schlammerde mit ihren gierigen Wurzeln an das Festland zu klammern. Nach Innen zu erhöht sich allmälig der Boden, die Rhicophoren sterben ab, und der fetteste, fruchtbarste Humus der Erde ist bereit, immer wieder neuen Samen durch Zufall oder die Hand der Menschen aufzunehmen. Hieraus erklärt sich die Beschaffenheit des Bodens in Guyana. Flach, sumpfig, fett, steinern, aber über alle Beschreibung fruchtbar; ein Grab der Europäer, aber ein Paradies der Eidechsen, Schlangen, Ungeziefer aller Art, der Affen, die sich jedoch schon nach dem Innern ziehen. Man wird überhaupt kein Thier der Tropenländer hier vermissen. Eine Fülle von Hummern und Krabben, Schal- und Weichthieren, setzt sich immer mehr und mehr in unglaublichen Massen an den Küsten an. Diese Seegeschöpfe werden von der Flut zwischen das Wurzelgewirre der Manglebäume geführt, in welchem sie dann zur Zeit der Ebbe zurückbleiben und sowol das Land, als auch die Miasmen vermehren helfen. Überdies durchfurchen zahllose Küstenflüsse

aus der Bergabdachung der Sierra Acary und Tumucuraque das Land. Der bedeutendste darunter ist der Essequibo, welcher den Engländern angehört und der kurz vor seiner Mündung, den von Westen her kommenden Cayenna aufnimmt. Es ist ein bedeutender, schiffbarer Strom. Auf ihn folgt der Demerary, der Berbice, der Corentin, der Surinam, Maroni und der Yapoco, zwischen denen noch eine Menge andere ihren Weg nach dem Ozean suchen.

Das Klima ist heiß und feucht. Ersteres bringt die geographische Lage und Niederung des Landes; letzteres die Wasserfülle mit sich. Wie an der gegenüberliegenden Küste Guinea's gibt es auch hier zwei trockne und zwei nasse Jahrszeiten. Die kleinere Regenzeit ist vom Dezember bis Februar; darauf folgt der trockne März und April; Mai, Juni und Juli tritt sodann die große Regenzeit ein, worauf von August bis Dezember die große Trockenzeit folgt. Die Schönheit des tropischen Himmels während der trocknen Jahrszeit wollen wir nicht rühmen. Die Tag- und Nachtlänge gewährt das ganze Jahr hindurch nur 40 Minuten Unterschied, und ist sich daher stets gleich. Die Temperatur ist, wie natürlich so nahe dem Äquator und in einem flachen Lande, sehr hoch, und früh von 7 bis 10 Uhr ist die Hitze unerträglich. Dann aber kommen von Afrika herüber die in der See gereinigten und gekühlten Winde und erquicken den ganzen Tag hindurch. Die Nächte sind kühl, was sehr natürlich ist, da das Land sehr feucht und in der Nähe des Meeres liegt, so daß der Unterschied zwischen der Tages- und Nachttemperatur wol 10 bis 12° beträgt. Es fällt dann starker Thau und er erquickt die schmachtenden Pflanzen. Wehe aber dem unvorsichtigen Europäer, der, von der erquickenden Kühle des Abends verführt, sich ohne gehörige Vorsicht den Nächten aussetzt! Der gute Anbau des Landes hat indessen außerordentlich beigetragen, das Klima desselben dem Menschen unschädlicher zu machen; und besonders seit der Lichtung der Küstenwaldungen, lebt der Europäer ziemlich lang und gesund. Man findet Menschen, die 60, 80 und sogar 100 Jahre alt wurden, freilich unter den mäßigen Holländern, welche nirgends vergessen: daß der Mensch ißt und trinkt, um zu leben und nicht umgekehrt. Die Holländer akklimatisiren sich im Allgemeinen überall sehr leicht, die Franzosen weniger, der eigensinnige Engländer, man möchte sagen, nirgend.

Der köstliche Boden, das treffliche Klima, der milde und schöne Himmel machen das Land zu einem der köstlichsten Kolonialländer der Erde. Nicht nur wurden alle europäischen Haus-

thiere mit dem besten Erfolge hieher verpflanzt, sondern es fanden auch alle Kolonialprodukte einen gedeihlichen Boden. Alle Brotpflanzen der Tropenländer, alle köstlichen Obstarten der heißen Zone, Gewürzpflanzen, Färbe-, Öl-, Wachs-, Harz-, Gummi-, Balsam- und Arzneipflanzen, welche der Mensch seit Jahrtausenden in den verschiedensten Gegenden der Erde zusammensuchte und zu nutze machte, findet man hier nachbarlich vereinigt in vollem Gedeihen. Holzarten für Haus- und Schiffbau, für Luxus und Noth findet man in reicher Fülle und größter Mannigfaltigkeit. Noch unberührte und unerforschte Urwälder decken das Innere des Landes. Das Mineralreich ist an der Küste durchaus unergibig, das Innenland nicht erforscht; doch führen die Flüsse Steine und Mineraltheile herab, welche auf großen Reichthum der Parimekette schließen lassen. Der Boden von Guyana nimmt an den Erdstößen des nördlichen Südamerika theil. Allein sie sind keineswegs gefährlich und mehr ein Nachzittern jener gewaltigen Erschütterungen, denen der Boden der nördlichen Republiken ausgesetzt ist. Davon auf Vulkane in der Parimegruppe zu schließen, ist durchaus unstatthaft; denn noch brennende Vulkane enthalten die Parimeberge entschieden nicht.

Alle drei Kolonien mögen zwischen 180- bis 185000 Einw. haben, darunter etwa 8000 Weiße, eben so viel Farbige und der Rest Negersklaven. Ureinwohner erscheinen hier in mancherlei Stämmen, unter denen die Arowaken, Worrows, Cariben, Acawauen, Aculiu und Waquaien einen gewissen Grad von Civilisation angenommen haben und unter den europäischen Kolonisten wohnen. Sie leben in kleinen Hütten, die sehr einfach aber reinlich sind. Jagd, Viehzucht, Ackerbau und einige allererste Anfänge von Manufakturen beschäftigen die Indianer. Sie leben der Natur ganz gemäß, treiben wol auch Fischerei, und die Cariben, welche für Civilisation am empfänglichsten sind, flechten Körbe und Matten, bauen Kähne und schreiten unter Anleitung einiger Brüdermissionäre, die wol unter den jetzigen Missionären den meisten Takt besitzen, langsam, aber sicher der Civilisation entgegen. Man bemerkt unter den angesiedelten Indianern eine große Liebe zu Hausthieren und Blumen, und nicht selten sieht man, daß eine Indianerin einem Lieblingskalbe oder Ferkel die Brust reicht, was freilich abscheulich ist; aber bei weitem nicht so als wenn die Europäerin ihr Kind einer unflätigen Amme anvertraut. Übrigens wurden die Indianer von den Holländern keineswegs so hart behandelt, als in andern Gegenden.

Die Beschäftigung des Europäers besteht aus Plantagenbau, Handel und Vergnügungen. Jede Nation hat ihre eigene Sitte hieher gebracht und Britten, Holländer und Franzosen sich in dieses anlockende Kolonialland getheilt.

1) Das brittische Guyana.

Dieses erstreckt sich von Cap Nassau bis zum Flusse Corentin und enthält ungefähr den dritten Theil des ganzen Kolonialandes, um welches es sich hier handelt. Eigentlich wurde die Kolonie von den Holländern angelegt, die Britten wollen aber nirgends fehlen und machen es mit andern, wie der Igel mit dem Hamster, d. h. sie machen sichs bequem. So ging es auch in Guyana, die Britten fanden bald einen Vorwand, nahmen die holländischen Ansiedlungen in Besitz und behielten, was man ihnen nicht wegnehmen konnte. Übrigens siedeln sich nur Wenige bleibend hier an. Sie suchen ihr Glück zu machen und kehren alsdann in das Mutterland zurück, indem sie die Plantage einem andern übergeben. Der Engländer in Guyana lebt wie in allen seinen Kolonien auf großem Fuß, und spielt gern die Rolle, welche er in seinem Vaterlande einen Hochtory spielen sah. Er steht um 6 Uhr auf, trinkt Kaffee oder Chocolade, frühstückt um 10 Uhr Fleisch, Wein, Obst, speist um 5 Uhr zu Mittag in großer Gesellschaft, wo ein Haufe Dienerschaft die üppige Tafel besorgt. Der Abend wird auf der Börse, im Kaffeehause, bei Spiel, Ball und Abendschmaus vollbracht. Eine Lieblingssklavin, die er nach Geschmack kauft und wechselt, verkürzt ihm die Nacht.

Die brittischen Kolonien sind Essequebo, Demerary und Berbice. Sie werden von 2 Gouverneuren verwaltet, wiewol einer übrigens hinreichend wäre. Die Gesetze sind in beiden Gouvernements dieselben. Der Gouverneur und der unauflösbare Bürgerrath bilden die Regierung des Landes. Jeder, der 25 Neger besitzt, ist wahlfähig zum Bürgerrath, Pflanzer und Hausbesitzer sind Wähler. Niedere und obere Gerichtshöfe mit Appellation nach London verwalten die Justiz. Polizeiämter und Friedensrichter findet man ebenfalls. Das Kirchen- und Schulwesen wird von den Geistlichen verwaltet. Die Militärmacht besteht aus 1000 Mann und die Milizen werden aus den Bewohnern gebildet.

Die Kolonie Essequebo wurde 1698 durch die Holländer gegründet und 1796 von den Engländern erobert, die sich alsdann 1814 die Kolonie abtreten ließen, nachdem sie dieselbe

nemlich schon hatten. Die meisten Plantagenbesitzer sind jetzt Engländer, wiewol sich auch noch viele Holländer da befinden. Neu-Middelburg unter 7° 10′ nördl. Br. ist eine werdende Stadt, auf der rechten Seite des Pumarum. Die Fortinsel ist ein kleines Städtchen auf einer Insel im Essequebo und Hauptort der Kolonie; indessen von sehr geringer Bedeutung, weil die Kolonisten auf ihren Pflanzungen leben.

Die Kolonie Demerary breitet sich an beiden Ufern des gleichnamigen Flusses aus; 1748 wurde sie von den Holländern gegründet, 1781 eroberten sie die Engländer, darauf die Franzosen, welche sie 1783 an Holland zurückgaben. 1797 eroberten sie die Engländer aufs Neue und ließen sich 1814 dieselbe abtreten. Es ist eine der schönsten Kolonien von Guyana, der prächtige Strom Demerary gewährt einen herrlichen Hafen für Schiffe, die nicht über 18′ tief gehen und die Barre übersegeln können. Fährt man den Strom hinauf, so befindet man sich in einem unübersehbaren Garten. Kaffee und Reis sind die Hauptartikel. Kanäle sind gegraben, theils zur Binnenschiffahrt, theils zur Bewässerung, treffliche Fahrstraßen verbinden die Ortschaften. Die Kolonie meist von reinlichen Holländern bewohnt, ist außerordentlich blühend und ertragreich. Stabroek jetzt Georgetown ist Hauptstadt der Kolonie, unter 6° 45′ nördl. Br. und 319° 41′ östl. Länge. Sie hat 10000 Einw., ist holländisch nett und reinlich erbaut, die Häuser zwar von Holz aber äußerst zierlich. Die Straßen sind mit holländischen Backsteinen gepflastert, breit, gerade, reinlich und werden des Nachts erleuchtet. Alle Häuser sind mit Säulengängen und Balkons versehen. Öffentliche und Privatquaie erleichtern das Anlanden. Gasthäuser sind nicht vorhanden, und der ungastliche Holländer ist hier gastfrei. Neger versorgen den Markt mit Obst, Gemüsen und Federvieh; Farbige mit Fleisch; Weiße mit Krämer- und Industriewaaren. Die Polizei ist holländisch genau, ohne grob und lästig zu sein. Die Straßen werden stets gereinigt und in Ordnung erhalten. Europa versorgt mit Luxus; öffentliche und Leihbibliotheken, Schulanstalten, Buchdruckereien und dergleichen sorgen für den Geist, Engländer und Holländer lesen gerne. Landhäuser umgeben die Stadt. Fahrböte sind immer beschäftigt für die Lust und Bedürfnisse der Einwohner. Gesellige Zusammenkünfte liebt man sehr und der Fremde wird sowol für Seele als Leib jeden Genuß finden. Kingstown, ist ein kleiner Ort, durch die Engländer gegründet, englisch schön angelegt, und mit vielen Kaufleuten und Handwerkern besetzt. Nahe dabei liegen La Bour-

gade und Camingsburgh, zwei schöne, regelmäßig gebaute Städtchen, mit Kanälen, Brücken, Straßen u. s. w. trefflich versehen. Jeder Schritt belehrt, daß sich hier die zwei industriösesten Nationen der Erde die Hand reichen. Brigetown und Newtown sind beide neuerbaute Städtchen, von Handwerkern und Krämern bewohnt, die Pflanzer wohnen meist auf ihren Pflanzungen. Mahaica ist ein kleines Städtchen in einer sehr gesunden Gegend, wohin die Europäer sich vor dem gelben Fieber flüchten. Hier bauen auch die Kolonisten ihre Schiffe.

Die Kolonie Berbice liegt am gleichnamigen Flusse und wurde 1626 von den Holländern gegründet. Nach mehren Schicksalen, besonders nach einem furchtbaren Sklavenaufstand 1763 wurde auch diese Kolonie 1796 von den Engländern genommen und 1814 an dieselben abgetreten. Sie hat Schönheit und Einwohner mit der vorigen gemein. Neu-Amsterdam ist die Haupt- und einzige Stadt der Kolonie, Sitz des zweiten englischen Gouvernements und liegt auf einer Landspitze im östlichen Theile der Berbice-Mündung. Die Lage ist außerordentlich bequem. Jedes Haus bildet eine kleine Insel, indem es mit einem Graben umgeben ist, der sich zur Flutzeit mit Wasser füllt; ein kleiner Küchengarten ist überall dabei, und da jedes Haus isolirt steht, so ist der Zugang der Luft überall frei. Die Häuser sind lang und schmal, niedrig und mit Galerien umgeben. Man findet hier auch Wirthshäuser, denen man zwar große Bequemlichkeit nachrühmt, die Wirthe aber sollen mit mehrfacher Kreide schreiben. Der Hafen der Stadt wäre gut, wenn Schiffe, die über 14′ tief gehen, einfahren könnten.

2) Das niederländische Guyana.

Zwischen 321° 21′ und 323° 53′ östl. Länge dehnt sich das niederländische Guyana aus. Surinam ist der Fluß, welcher es beinahe in zwei Hälften durchschneidet; an ihm liegen auch die Niederlassungen einer der schönsten Kolonien unter den Tropen. Sie besitzt dieselben physischen Eigenschaften wie die übrigen und ist nach Manchen sehr wechselvollen Schicksalen, besonders nach furchtbaren Negeraufständen und Okkupationen durch die Engländer, wieder in die Hände der Holländer zurückgekehrt. Indessen ist hier eine Negerkolonie, die sich frei zu behaupten wußte, sich stark vermehrt, und durch Geschenke, die ihr von Zeit zu Zeit ertheilt werden, bei gutem Muth und Willen erhalten wer-

den muß, ohne daß man sichs verbergen könnte, daß, wenn diese civilisirte Negerrepublik sich einmal mit den 50000 Sklaven vereinigen sollte, die 6000 Freien, Weißen und Farbigen einen sehr schweren Stand haben würden. Diese Reibungen dauern beinahe ein Jahrhundert fort und ihr Ausgang ist kaum zweifelhaft. Hier ist der Holländer ganz einheimisch und lebt nach seiner Weise gut, aber immer mit Vorsicht und Vernunft. Der holländische Nabob, d. h. der reiche Pflanzer, weiß aber Alles so zu raffiniren und ins Kleinlichste einzugehen, daß man auch hier den europäischen Chinesen nicht verkennt. Tag für Tag lebt er also. Schon vor 6 Uhr erscheint er im Schlafrock und Pantoffeln unter der Altane seines Hauses; eine Negerin reicht eine Tasse Kaffee, ein Negerknabe bringt Cigarren und eine Flasche Wein, die Zeit wird nun bis 9 Uhr so hingebracht; dann erscheint der Aufseher der Plantage, erstattet Bericht und erhält Befehle. Nun kehrt er in sein Zimmer zurück, das indessen mit Limonien gescheuert wurde. Er wäscht sich, zieht sich an und in Allem herrscht die größte Reinlichkeit und Eleganz. Um 11 Uhr erscheint ein Frühstück aus Fleisch, Gemüsen und Obst mit der stark gepfefferten Kassawesuppe, Madera mit Wasser und Bier wird getrunken. Um 12 Uhr sitzt er zu Pferd, um die Plantage zu durchreiten, auf welchem Ritte ihn ein Negersklave mit Cigarren begleitet; denn geraucht wird ohne Aufhören. Um 3 Uhr wird zu Mittag gespeist; Fleisch mancherlei Art, kostbare Früchte beugen den Tisch, rother Wein beschließt die Mahlzeit, auf welche Sieste gehalten wird. Nach der Sieste wird Kaffee getrunken, spaziren gegangen, der Bericht des Direktors entgegengenommen und, ist man bei guter Laune, so werden die Neger mit etwas Rum regalirt, und ihr Dankruf angehört, worauf man um 9 Uhr zu Bette geht. Wöchentlich läßt er sich seine sämtliche Negerschaft vorstellen, Männer, Weiber und Kinder. Die Abende werden mit Gesellschaften, Spielen, Wasserpartien, Assembleen und Konzerten hingebracht. In Hinsicht auf Religion ist man gänzlich tolerant. Dabei ist der Holländer mildthätig für öffentliche Anstalten, wie in seinem Vaterlande.

Ein Gouverneur, Kommandant und Fiskal stehen an der Spitze der Regierung, deren oberste Leitung die Direktion zu Amsterdam in Händen hat. Der Gouverneur ist Präsident des Regierungskollegiums in der Kolonie und übt souveräne Gewalt, immer unter der Kontrolle des Direktoriums. Der Civilgerichtshof besteht aus dem Gouverneur, Fiskal und 9 Räthen ohne Besoldung. Eine Kommissarie entscheidet in geringen

Rechtssachen. Kanzleien sorgen für das Interesse der Eigenthümer, das Finanzwesen besorgt die Kolonie selbst; das Kirchenwesen eine jede Gemeinde für sich. Das Kriegswesen ist kostspielig, aber eine Art Militärkordon muß das Gebiet der Kolonie stets gegen die Buschneger bewachen. Alle Plantagen sind in ihm eingeschlossen, von Stunde zu Stunde ist ein Offizierposten, dazwischen Feldwebel- und Korporalposten, und Patrouillen ziehen immer hin und her. Vor jedem Posten steht ein Holzstoß mit einer Pechtonne zu Feuersignalen. Es ist dieses eine sehr kostspielige Anlage, zudem bedürfen auch die Befestigungen am Surinam einer Besatzung.

Hauptstadt ist Paramaribo, in einer völlig flachen Gegend, 5° 53′ nördl. Br. und 324° 29′ östl. Länge, eine schöne, offne Stadt mit 20000 Einw., worunter 11000 Weiße. Die Straßen sind außerordentlich schön, gerade und reinlich, mit kleinem Kies und Muschelgries gepflastert. Die Häuser sind 2- auch 3stöckig, von Holz, auf Ziegelgrund errichtet, und mit Ölfarbe silbergrau angestrichen. Statt der Glasfenster entsprechen Rahmen mit Flor bespannt dem Klima besser. Pracht und Glanz herrscht im Innern der Häuser. Die breiten Straßen sind mit Tamarinden-, Orangen- und Limonienalleen geschmückt. Schöne Reihen von Gärten liegen an der Stadt. Der Palast des Gouverneurs, das Rathhaus und andere öffentliche Gebäude, darunter die evangelische und reformirte Kirche, verschönern die Stadt. Es gibt aber auch schöne Paläste, reiche Handelsherren. Der Handel ist außerordentlich lebhaft, Schule und Hospitäler nebst Bibliotheken können in einer Stadt nicht fehlen, wo Holländer und Engländer wohnen. Das Fort Zerlandia und das Fort Amsterdam beherrschen den Fluß, unterstützt von mehren Batterien, die mit Geschütz wohl versehen sind. Indianerdörfer, Pflanzungen und Militärposten liegen im ganzen Lande zerstreut.

3) Das französische Guyana.

Zwischen 323° 53′ bis 326° 40′ östl. Länge, an der Küste sich erstreckend, liegt das französische Guyana, welches Boden, Klima und Naturbeschaffenheit mit dem übrigen Guyana theilt. Aber der Franzose ist ein schlechter Kolonist, was vermuthlich daher kommt, weil der bessere Theil des Volkes sich zu wohl zu Hause befindet, und der Gallier nur gezwungen auswandert. Aus dieser Ursache hat auch diese Kolonie nie recht geblüht, und verdankt selbst das, was sie jetzt ist, größten-

theils der Okkupation der Engländer, welche Cayenne bis 1815 besessen haben. Es waren Kaufleute von Rouen, welche 1626 die Kolonie gründeten, doch hat sie auch jetzt noch nicht mehr als höchstens 16- bis 17000 Menschen. Als Frankreich eine Republik war, bediente sie sich dieser Kolonie als Verbannungsortes und mehre berühmte Namen, wie Pichegru und Barthelemy, nebst vielen Andern, wurden dahin deportirt.

Folgende Niederlassungen werden bemerkt: Cayenne, am gleichnamigen Flusse, unter 4° 56′ nördl. Br. und 325° 25′ östl. Länge, aus einer Alt- und Neustadt bestehend, ein garstiges Nest, in dem nur das ehemalige Jesuitenkollegium sich auszeichnet. Der Hafen ist schlecht, und trotz daß hier alles Handel sich vereinigt, zählt Alt- und Neustadt kaum 2000 Einw. Caru ist ein kleines Dorf, wo nichts merkwürdig ist, als eine kleine Kapelle, zum Andenken der hier zu Grund gegangenen 13000 Ansiedler, welche 1763 von dem herrschenden Fiebern aufgerieben wurden. Außerdem gibt es nur zerstreute Pflanzungen und kleine Militärposten.

Und so schließen wir denn hiemit die gedrängte Übersicht eines Erdtheiles unsers Planeten, dessen Wichtigkeit von Tag zu Tag zunimmt, so wie er auch die Aufmerksamkeit immer mehr auf sich zieht. Wir haben alle Staaten der Europäer im ganzen ungeheuren Umfange überschaut. Leider zeigt die Gegenwart überall das traurige Bild des Bürgerzwistes und der Zerrüttung. Blickt man in die Vergangenheit, so zeigt die Weltgeschichte, daß die Erde zu jeder Zeit von menschlichen Thorheiten erschüttert wurde; allein niemand kann die gegenwärtige allgemeine Aufregung des Erdkreises und Menschengeschlechts betrachten, ohne mit dem zagenden Wunsche in die Zukunft zu blicken: möge sich glücklich lösen die Verwirrung der Gegenwart, möge aus der Gährung der Zeit ein klares, vernünftiges und humanes Geschlecht hervorgehen, damit die künftige Geschichte ein schöneres Bild als die Vergangenheit darbiete, und ein Bild ruhiger Völkerentwicklung an die Stelle des blutigen Heldenruhms trete. Südamerika ist einer großen moralischen Entwicklung fähig und es wäre schmerzhaft für den Menschenfreund, an ihr verzweifeln zu müssen.

Register
über
den dritten und vierten Band des Gemäldes von Amerika.

A.

	Seite
Abaco (Lucayo), Inſ.	III. 395
Abançay, Prov.	IV. 277
Abra de San Nicolas	III. 195
Acapulco III. 181; Stdt.	194
Acaquiſla, Brg.	III. 181
Acaru, Fl.	IV. 53
Acatenango, Volk	III. 223
Dorf	III. 252
Achacacha	IV. 289
Achaguas	IV. 166
Acobamba	IV. 273
Acomcagua, Fl. IV. 295; Prov.	303
Actopan	III. 196
Agua de Fritis	IV. 302
Aguachapan	III. 258
Aguado, Brgs.	III. 328
Aguadilla, Fl. III. 328; Stdt.	336
Aguas calientes	III. 304
» prietas, Fl.	III. 328
Aguaſareo	III. 199
Ajacucho, Dep.	IV. 272
Alagoas, Stdt.	IV. 408
Alajuela, Prov.	III. 267
Alauſi, Becken	IV. 217
Albemarle, Inſ.	IV. 245
Albuquerque III. 215; Inſ.	III. 268
Alcantara, Stdt.	IV. 415
Alejo	III. 259
Allerheiligenbai (Bahia de todos los Santos) IV. 68, 320,	405
Almaguer, Hochthal	IV. 12
Stdt.	IV. 214
Almandral, Dorf	IV. 304
Alto-Californien	III. 213
Alto-Delviente, Brg.	IV. 209
Alvarado, Fl. III. 155; Stdt.	III. 159
Amarillo, Fl.	IV. 238
Amatitan	III. 251
Amazonenſtrom	IV. 45, 54
Ambato (Hambata), Stdt.	IV. 236
Amon, Brg.	IV. 211
Amſterdam, Fort III. 295;	IV. 457
Anadra	IV. 408
Anasco, Fl.	III. 328
Anco, Prov.	IV. 273
Ancud, Bai	IV. 294
Audahuilas, Prov.	IV. 275
Andros, Inſ.	III. 395
Anegada, Inſ.	III. 324
Angel, Dorf	IV. 214
Angoſtura, Stdt.	IV. 167
Angra dos Reys, Inſ.	IV. 403
Anna, Bai	III. 357
Anſa	IV. 201
Antigua, Fl. III. 161; Inſ.	III. 323
Antillen, große III. 326; kleine	III. 293
Antioquia, Prov. IV. 200; Stdt.	IV. 201
Antiſana, Vlk.	IV. 14, 258
Anton, Bai	III. 357
Apastepeque	III. 259
Apo, Poſthaus	IV. 15
Apolobamba, Prov.	IV. 290

Seite

Apure, Prov. . . . IV. 164
Apurimak, Fl. . . . IV. 277
Aquin (Daquin) . . III. 352
Aragua, Thal . . . IV. 171
Aranſaſa, Fl. . . . III. 168
Aranſaſu, Einfahrt . III. 167
Arasco, Fl. . . . III. 328
Arauca, Miſſ. . . IV. 204
Araucanien . . . . IV. 311
Araucanier, Volk . . IV. 124
Arauco, Fl. . IV. 83, 310
Araure, Stdt. . . . IV. 177
Araya, Halbinſ. IV. 32, 178
Archindona, Prov. . IV. 253
Archipelago de las Perlas IV. 212
Arcos de Cannaſt . . III. 366
Arebales, Vorſtadt . III. 380
Arequipa, Dep. u. Stdt. IV. 274;
Volk . . . . . IV. 27
Arezivo, Fl. . . . III. 328
Argentina, Republ. . IV. 332
Arica, Prov. . . . IV. 275
Arispe . . . . . III. 212
Aritahua, Brg. . . IV. 218
Arjena, Dorf . . . IV. 207
Armendaris, Fl. . . III. 367
Arroyo, Fl. . . . . III. 148
Artibonite, Fl. III. 338;
Dep. . . . . III. 352
Aruba, Inſ. . . . III. 293
Arui, Fl. . . . . IV. 54
Aſangaro, Prov. . . IV. 278
Aſcenſion, Fl. . . . III. 148
Aſerri . . . . . III. 266
Aſſientos de Ibara . III. 204
Aſſuey, Dep. . . . IV. 257
Aſſumtion, Stdt. III. 387;
IV. 363
Aſſumtionsbai . . . IV. 319
Aſtillero . . . . . IV. 310
Atabapo, Fl. . IV. 44, 52
Atacama, Prov. u. Fl. IV. 288;
Wüſte . . . . . IV. 302
Atacazo, Brg. . . . IV. 218
Ataco, Dorf . . . IV. 199
Atalaya . . . . . IV. 408
Atares, Bucht . . . III. 380
Atitlan, Dorf III. 252, See 252;
Volk . . . . . III. 223

Seite

Atlixco, Dorf . . . III. 180
Atopan, Fl. . . . III. 25
Attuncanar . . . . IV. 237
Atures, Miſſ. IV. 169;
Waſſerfall . . . IV. 52
Aurora, Inſ. . . . IV. 330
Avila . . . . . IV. 239
Ayamaraes, Prov. . IV. 277
Azoguas . . . . . IV. 237
Azua, Dorf . . . III. 352

B.

Babahoyo . . . . IV. 244
Bacala, Fl. . . . III. 148
Bacalae, Bai . . . III. 147
Bacas, Fl. . . . III. 168, 247
Bagaſe, Prov. . . . III. 267
Bahamainſeln . . . III. 391
Bahia de todos los Santos, Stdt. . . . IV. 405
Balice, Fl. III. 15, 217;
Kolonie 216; Stdt. III. 217
Balſa Puerto . . . IV. 270
Balſamküſte. . . . III. 256
Bambamarca, Ruine IV. 235
Banda Oriental, Rep. (Cisplatina) . . . IV. 351
Baranco, Dorf . . IV. 207
Barbacoes, Stdt. . IV. 215
Barbados, Inſ. . . III. 312
Barbuda, Inſ. . . III. 383
Barcellona, Prov. . IV. 179
Barcellonetta . . . IV. 168
Bardeſana, Stdt. . IV. 427
Barichara . . . . IV. 203
Baron . . . . . IV. 304
Barquiſimento, Stdt. IV. 176
Barra do Rio Negro IV. 422
Barrantones, Fl. . III. 298
Barthelemy, Inſ. . . III. 324
Baru, Inſ. . . . . IV. 206
Barua, Volk . . . III. 222
Baſſeterre, Stdt. III. 322, 333
Baſtimentos, Inſ. . IV. 212
Batabano, Golf III. 387;
Stadt und Hafen . III. 383
Batobi, Fl. . . . . IV. 355

	Seite
Banos	IV. 237
Bauré, Miss.	III. 291
Baroda, Stdt.	IV. 348
Bayo de la Plata	III. 394
Bayonne, Golf	III. 18
Bel Monte, Fl.	IV. 374;
Stdt.	IV. 404
Belille, Stdt.	IV. 277
Bello, Hafen	III. 260
Beloje, Dorf	IV. 204
Benedicto, Inf.	III. 204
Benito, Dorf	IV. 207
Benon de los Banos	III. 185
Bequia, Inf.	III. 309
Berbice, Fl. und Prov.	IV. 435
Bergantin (Brigantin), Brg.	IV. 33, 178
Bernhardsinseln	IV. 207
Berrios, See	III. 163
Bethania, Dorf	III. 326
Beza	IV. 239
Biobio, Fl.	IV. 295
Birdsinsel	IV. 324
Biru	IV. 265
Bisalio, Volk	III. 222
Blacwell-Bai	III. 225
Blanco, Vorgb.	IV. 320
Blewfield (Yara), Fl.	III. 260
Blumfield, Bai	III. 357
Boaco	III. 264
Boa Viagen, Kloster	IV. 393
„ Vista, Schloß	IV. 393;
Stdt.	IV. 409
Bocca de Chica	IV. 206
„ „ los Yoroos	IV. 67
„ del Dragon	III. 296, IV. 67
„ „ Toro, Brg.	III. 219
„ de Rio Guaurabo	III. 385
Boccas de Conil	III. 148
Balanos	III. 204
Bolivia, Republ.	IV. 278
Bombarde, Dorf	III. 355
Bonas, Meerbus.	IV. 320
Boracha, Inf.	IV. 179
Borja	IV. 240
Boruca, Prov.	III. 267
Botocuden, Indianer	IV. 139
Boyaca, Dep.	IV. 202;
Dorf	IV. 204
Boysaco, Dorf	IV. 214
Brasilien	IV. 363
„ Berge	IV. 35
Brazos, Fl.	III. 167
Brea, Vrgb.	III. 298
Bridgetown, Stdt.	III. 313; IV. 435
Buena-Ventura	III. 183
Buen-Ayre, Inf.	III. 293
Buenos-Ayres, Staat	IV. 332;
Stdt.	IV. 344
Buffa	III. 13
Bulina	III. 148
Buonaventura, Bai	IV. 70;
Prov. u. Stdt.	IV. 216
Burgos, Dorf	III. 167
Butes, Dorf	IV. 214

C.

	Seite
Caazapa, Stdt.	IV. 363
Capella, Vrgb.	IV. 170
Cabes, Stdt.	IV. 422
Cabes terre	III. 317, 319
Cabo blanco	IV. 70
„ frio	IV. 68
„ passado	IV. 70
Cabre, Fl.	III. 361
Cabulare, Fl.	IV. 53
Cabuquena, Kanal	IV. 56
Cachapopas, Gebirg	IV. 10
Cachimagu, Fl.	IV. 285
Cacota, Gebrg.	IV. 42
Cadereita	III. 197, 209
Caicara	IV. 161
Caikos- oder Cauks-Inseln	III. 394
Cailloma, Prov.	IV. 275
Caimon, See	III. 211
Calaboza, Prov.	IV. 172;
Stdt.	IV. 177
Calama, Dorf	IV. 288
Calamare, Bai	IV. 206
Calatagua, Brg.	IV. 210
Calbuco	IV. 311
Californien, Mbs.	III. 17
Callao, Stdt.	IV. 263
Callo, Ruinen	IV. 235

	Seite
Camamboca, Brg.	III. 366
Camarom, Brg.	III. 181
Cambet, Vlk.	III. 314
Camerone, Fl.	IV. 320
Campana, Inſ.	IV. 320
Campanha, Stdt.	IV. 427
Campeche-Bai	III. 147;
Stdt.	III. 149
Campodan	III. 149
Campo-major	IV. 413
Canacuan, Inſ.	III. 309
Canagua	IV. 164
Canal del Sur	IV. 67
Canama, Prov. u. Stdt.	IV. 267
Canan	IV. 273
Canargo, Dorf	III. 167
Canaria	IV. 237
Candelario, Fort	IV. 181
Cangalo, Prov. u. Stdt.	IV. 273
Canea, Fl.	III. 328
Cannete, Prov. u. Stdt.	IV. 264
Canta, Prov.	IV. 264
Canta-Gallo	IV. 403
Cantaranos, Prov. u. Stdt.	III. 261
Capak Urcu (Altar), Vlk.	IV. 218
Cap Aguja	IV. 205
Capanaparo, Fl.	IV. 53
Cap Auguſtin	IV. 68, 205
» Coche	IV. 178
» Falſo	IV. 66
» Forwand (Vorwärts)	IV. 69
» Français (Haiti, Henry), Stdt.	III. 318, 353
» Guire	IV. 205
» Horn	IV. 69, 325
» Iſabel	IV. 69
Capitanejo, D.	IV. 203
Cap Juan de Guia	IV. 205
» Manzanillo	IV. 209
» St. Blas	IV. 209
» » Roman	IV. 66
» » Thomas	IV. 68
» Tiburon	IV. 66, 209
» Vela	IV. 187
» Victoria	IV. 69
Carabaya, Prov.	IV. 278
Caragas (Santiago Leon de), Stdt.	IV. 172
Caracha	IV. 185
Caraiben oder Cariben, Volk	III. 272, IV. 136
Carangas, Prov.	IV. 286
Carangues, Dorf	IV. 224
Carcereta, Stdt.	IV. 202
Cardon, Inſ.	III. 265
Carenage, Stdt.	III. 312
Carenas, Hafen	III. 398
Caretas, Brgs.	III. 328
Cargueiraſſo, Vlk.	IV. 220
Cariaco, Golf	IV. 67, 178
Cariacua, Inſ.	III. 309
Caripe, Brg. IV. 33, Fl. 181, Kloſter	IV. 182
Carliſle, Bai	III. 313, 337
Carmen-Inſ.	III. 150
Caroni, Dorf	IV. 164
Carora, Stdt.	IV. 186
Carthagena, Prov. u. Stdt.	IV. 206
Carthago, Bai III. 225, Prov. u. Stdt. 266, Stdt.	IV. 216
Caru	IV. 438
Carupano, Stdt.	IV. 181
Carvellas	IV. 404
Caſapapa	IV. 355
Caſacrou, Fort	III. 318
Caſilda, Hafen	III. 385
Caſſiquiare, Fl. IV. 48,	53
Caſtanuela	III. 172
Caſtillo de Coco, Brg.	III. 219, 263
Caſtro, Mbſ. IV. 294, Hafen	IV. 311
Caſtro Vireira, Prov.	IV. 273
Catalina, Bai	III. 225
Catamarca, Prov.	IV. 349
Catate, Vorſtadt	IV. 393
Catia, Schlucht	IV. 173
Catoche, Cap u. Bai	III. 147
Catorce	III. 207
Caurimarn	IV. 173
Cavaillon	III. 353
Caxamarca, Prov. u. Stadt	IV. 268
Caxamarquilla	IV. 270
Caxatambo, Prov. u. Stdt.	IV. 272

	Seite
Cayamba, Stdt.	IV. 224
„ Ureu, Vlk.	IV. 218
Cayasqui, Dorf	IV. 224
Cayenne, Stdt.	IV. 438
Cayo de Flamenco, Klippen	III. 388
Cayo de Piedras	III. 388
Cedros	III. 261
Celaya, Stdt.	III. 206
Cerro de Achusco, Vlk.	III. 10
„ „ Avila	IV. 173
„ „ Cuiche	III. 199
„ „ las Cuelas	III. 199
„ del Cumbre	IV. 173
„ de los Gigantes	III. 213
„ „ Nabajos, Vlk.	III. 10
„ „ Santa Fé	III. 188
„ „ Ventoso	III. 183
Chaboana, Sandbank	III. 149
Chacao, Ebene	IV. 173
Chachapojas	IV. 238, 270
Chacuito (Titicaca), See	IV. 64
Chagaramus, Stdt.	III. 301
Chaguanas, Fl.	III. 291
Chalatenango, Stdt.	III. 257
Chalca, Prov. u. Stdt.	IV. 277
Chalco, See III. 185; Dorf	III. 192
Challa, Paß	IV. 280
Chalquitcuitepec	III. 209
Chamapa, Fl.	III. 15
Chamas, Fl.	III. 15
Chamdapa	III. 264
Chanadilla	IV. 305
Chancai, Prov.	IV. 251
Chapala, See III.	18, 202
Chapalar, Dorf	IV. 199
Chapeltique	III. 259
Chapoltepec	III. 184
Charcas, Dep. IV. 284; Stdt.	IV. 363
Charlesfort	III. 314
Charlestown III.	314, 323
Chateaubelair, Fl.	III. 311
Chaviripe, Gbg.	IV. 35
Chayanta, Prov.	IV. 287
Chaymas, Indianer	IV. 130
Chepillo, Inſ.	IV. 212
Chia, Dorf	IV. 198
Chiantla	III. 285
Chiapa, Prov.	III. 247
„ de los Indios	III. 249
Chicama	IV. 263
Chichas, Prov.	IV. 287
Chichicapa	III. 174
Chihuahua, Staat und Stadt	III. 211
Chilan, Brg.	IV. 293
Chilca	IV. 264
Chile, Republ.	IV. 292
Chillan, Stdt.	IV. 309
Chilon, Inſ. IV. 294, 310; Meerbuſ. 69, Prov.	IV. 310
Chilpazingo, Brg.	III. 181
Chima	IV. 265
Chimalapa	III. 172
Chimaltenango, Stdt.	III. 252
Chimba	IV. 305
Chimborasſo, Prov. IV. 235, Brg.	IV. 220
Chinauta	III. 262
Chincha, Thal	IV. 264
Chinchipe	IV. 238
Chinomeca, Dorf	III. 252
Chiohuizla	III. 167
Chiquian	IV. 272
Chiriqui, Golf	IV. 209
Chiſimihe, Gbrg.	IV. 222
Chita, Dorf	IV. 204
Choco, Mbſ. IV. 187; Prov.	IV. 226
Chocolade, Dorf	III. 365
Cholula	III. 177
Choluteco, Fl. u. Stdt.	III. 261
Chonchos, Fl.	III. 24
Chontales, Vlk.	III. 257
Chopo, Dorf	IV. 203
Chorillos	IV. 264
Choro, Mbſ.	IV. 240
Chorrera, Fl.	III. 367
Chota, Kluft IV.	191, 221, 269
Chopotepec	III. 185
Chriſtiansſtadt	III. 325
Chriſtianswärn, Fort	III. 325
Chriſtowal, Inſ.	III. 388
Chuchunga	IV. 238
Chuchungo	IV. 305
Chucuito, Prov.	IV. 278

	Seite
Chulumani, Prov.	IV. 289
Chulunquani, Paß	IV. 281
Chumbivilcas, Prov.	IV. 277
Chuquibamba, St.	IV. 276,
Thal und Vik.	IV. 274
Chuquisaca, Stdt. (Charcas)	IV. 284
Churupu, Stdt.	IV. 422
Ciara, Prov.	IV. 411, St. (Villa do Forte) IV. 412
Cibao-Gebge.	III. 352
Cienega de Mendoza, Fl.	IV. 350
Cinaloa, Staat	III. 211, Stdt. III. 212
Ciatra, Stdt.	IV. 422
Cisplatina, Republ.	IV. 351
Citara (Quibdo), Stdt.	IV. 216
Citlaltepetl, Vik.	III. 9, 255
Ciudade de Gracias	III. 261
Ciudad Real (Villa Vicioſa), Stdt.	III. 248
Ciudad Vinja, Stdt.	III. 243
(Oyacuna od. Almalonga)	III. 251
Coamo, Fl. u. Vorgb.	III. 328
Cobija, Fl.	IV. 288
Cochabamba, Dep. und Stdt.	IV. 290
Coche, Inſ.	III. 296; IV. 180
Cocabina, Vik.	III. 263
Cocollar, Brg.	IV. 33, 178
Codela	III. 168
Codera, Vorgb.	IV. 32, 170
Codrington, Staat	III. 323
Cohahuila, Staat	III. 167, Stdt. III. 171
Cold-Bai	III. 357
Coleshöhle	III. 312
Coltepec, Fl.	III. 172
Colima, Volk	III. 10; Staat und Stdt. III. 204
Colipa, Dorf	III. 159
Colive	IV. 317
Colpura	IV. 310
Columbiſcher Archipel	III. 269
Comalapam	III. 252
Comayagua, Prov.	III. 261
Compoſtela	III. 203
Comun, Fl.	III. 172
Conception, Prov.	IV. 302, Stdt. 308, 428, Dorf IV. 239
Conception de Apolobamba, Stdt.	IV. 290
Conchucos, Prov.	IV. 271
Condeſuyos, Prov.	IV. 276
Condorondo	IV. 286
Congrejo, Inſ.	IV. 67
Conſtabels, Felſen	IV. 430
Copan, Ruine	III. 238, Thal III. 263
Copiapa, Stdt.	IV. 302
Coquimbo, Golf u. Fl.	IV. 294; Prov. und Stdt. IV. 302
Corazon, Brg.	IV. 218
Corcovado, Brg.	IV. 393
Cordillera de la Coſta	IV. 12
Cordova, Stdt.	III. 164, IV. 349
Corientes, Cap, Prov. u. Stdt.	IV. 348
Cornwall, Grafſchaft	III. 364
Coro, Prov.	IV. 185, Stdt. IV. 186
Corobamba	IV. 270
Corozal	IV. 164
Coſtarica, Staat	III. 265
Cotumel, Inſ.	III. 150
Cotabamba, Prov.	IV. 277
Cotopaxi, Vik.	IV. 27, 219
Cotta, Thal	IV. 14
Cotta Pini, Dep.	IV. 239
Cotui, Stdt.	III. 356
Courtlandbai	III. 303
Couva, Fl.	III. 298
Coyoro	IV. 183
Crato, Stdt.	IV. 413
Croßtimbers	III. 169
Croyane, Stdt.	III. 353
Crules, Brg.	III. 215
Cruz, Vorgb.	III. 366
Cuba, Inſ.	III. 364
Cubagua, Inſ.	IV. 180
Cucuta, Stdt.	IV. 185
Cuenca, Prov.	IV. 237, Dorf IV. 273
Cuernavaca, Dorf	III. 192
Cueſte de Aupavas	IV. 173
Cuetlachtlan	III. 164

	Seite
Cuicocha, See	IV. 222
Cuitimba, Fl.	III. 199
Cul de Sac, Morast	III. 188
" " " Dorf	III. 351
Culebras, See	IV. 170
Culebrina, Fl.	III. 328
Culiakan, Fl. u. St.	III. 212
Cumana, Prov. u. St.	IV. 180
Cunambay, Brg.	IV. 218
Cundinamarca, Dep.	IV. 196
Cunningsbourgh, St.	IV. 435
Curaçao, Inſ.	III. 293
Curidaba	III. 266
Curiti, D.	IV. 203
Curra de Silla	III. 168
Curuguaty	IV. 363
Cururu	III. 261
Curytiba	IV. 389
Cuscatlan, alte St.	III. 267
Cuttacu, Thal	IV. 14
" Kluft	IV. 191
Cuyaba, St.	IV. 428
Cuyoacan, D.	III. 191
Cuzco, Dep. u. St.	IV. 276
Cuzibamba	IV. 238

D.

Dame Maria, Cap	III. 358
Darien (Mbſ. von)	IV. 187
Das Alaugas, See	IV. 65
Dault	IV. 244
Dauphin, Fort	III. 355
Da Victoria, St.	IV. 414
Davipe	IV. 169
De Aqua, Vlk.	III. 222, 223
" Bahias, Cap	IV. 310
" Fuego, Vlk.	III. 222
" la Punta, Schloß	III. 380
" las Palmas, Inſ.	IV. 62
" la Viaja, Inſ.	IV. 62
" los Chonos, Inſ.	IV. 69
Del Rincon de la Vieja, Vlk.	III. 221
" Virgo, Vlk.	III. 222
Desaguadero, Thal	IV. 280
Desague de Huhuetoca	III. 186
Descabezado, Brg.	IV. 293
Desconocida, Vgbrg.	III. 189
Desiertos de Atacama	IV. 70
Destrade, Inſ.	III. 329
Detas de Manajoa, Bg.	III. 366
Diamantino, St.	IV. 428
Diego Perez, Inſ.	III. 388
" Ramirez, Inſ.	IV. 328
Digue, Fl.	IV. 207
Diopulo, Gbrg.	IV. 221
Diria	III. 169
Dolce, Golf	III. 269
Dominique, Inſ.	III. 314
Dos Caſtellanos, Cap	IV. 68
" Patos, Fl.	IV. 352
Dreieinigkeitsinſel	IV. 332
Duitama, D.	IV. 204
Durango, Staat u. St.	III. 200

E.

	Seite
Ecuador, Republ.	IV. 217
Dep.	223
El Doctor	III. 197
Eleuthera, Inſ.	III. 395
El Evangeliſta, Inſ.	III. 387
" Grue, Inſ.	III. 195
" Penjon, D.	IV. 207
" Picacho, Brg.	IV. 13
Emaſus	III. 326
Enganno, Cap	III. 366
Engliſh-Harbour	III. 323
Enrequille, See	III. 358
Entrerios, Prov.	IV. 348
Equetchecan, D.	III. 150
Eredia, Prov.	III. 266
Escandon, D.	III. 167
Escoltato, Fl.	III. 148
Escondido, Vgbrg.	III. 147
Escuintla, Prov.	III. 254
St.	255
Esmeralda, Fl. u. D.	IV. 225
Eſpinal, D.	III. 161
Eſpiritu-Santo, Bai	III. 167
" " St.	III. 385
" " Prov.	IV. 401
" " (Andros) Inſ.	III. 395

Seite

Espiritu-Santo Guazal-
tenango . . . . . III. 283
Essequibo, Fl. IV. 54,
Prov. 433
Estantia del Rey . IV. 310
Eten . . . . . IV. 267
Eruma, Inf. . . . III. 395

F.

Facatavita, D. . . IV. 198
Falklandsinseln . . IV. 328
Fajardo, Fl. III. 328, D. 336
Feraduno, D. . . . III. 167
» de Guadelou-
pe, St. . . . . III. 249
Feuerland . . . . IV. 324
Flamingoinseln . . IV. 212
Flores, Fl. III. 272, St. IV. 410
Florido, Fl. . . . III. 211
Fontable . . . . III. 314
Fort, Inf. . . . . IV. 434
Fortaleza, D. . . III. 152
Forte do Principe de
Beira . . . . . IV. 58
Fort Royal, Georgetown,
Sti . . . III. 308, 317
Francesco, Fl. . . III. 328
Francesco Solano Bai IV. 70
Frayle, Pik . . . III. 210
Fredonia . . . . III. 171
Fresnilo . . . . . III. 209
Friedenberg . . . III. 325
Friedenthal . . . III. 325
Friedrichsstadt . . III. 325
Fuerta, Inf. . . . IV. 216
Fuerte de Estola, Brg. III. 281
Funes, D. . . . . IV. 214
Fusagasuga, St. . . IV. 198

G.

Gallo, Inf. . . . IV. 217
Galopagos, Inf. III. 396
IV. 245
Gaveston, Bai . . III. 167
Gauchos . . . . IV. 340

Seite

Georgetown (Fort Royal) St. . . . . III. 308
Georgetown (Stabroek), St. . . . . IV. 434
Geviertfelsen, Gbrg. . III. 315
Gibraltar, St. . . . IV. 185
Gilbertsinseln . . . IV. 321
Gilotepec, Vlk. . . III. 222
Ginetta, Brg. . . . III. 192
Ginger oder Ingwerin
sein . . . . . III. 324
Goatmaca . . . . III. 251
Goazdcoalto, Fl. . . III. 251
Golfo de Banas . . IV. 69
» » la Trinidad IV. 69
» Triste . . . IV. 67
Golfstrom . . . . III. 16
Golf von Darien . . IV. 56
Gordo, Cap . . . III. 147
Gorgona, Inf. . . . IV. 217
Goyana, St. . . . IV. 410
Goyaz, Prov. u. St. IV. 427
Gracias, Prov. . . III. 251
» a Dios, Fl. u.
Cap . . . . . III. 260
Gram Para, Prov. IV.
415, St. 420
Granada, Prov. u. St. III. 264
Granga . . . . . III. 355
Grenada, Inf. . . . III. 303
Grita, St. . . . . IV. 184
Groß-Bahama, Inf. III. 396
Groß-Caiko, Inf. . III. 394
Guaca . . . . . IV. 101
Guacalat, Fl. III. 250, 254
Guacharo, Brg. . . IV. 33
Guachinango, D. . . III. 180
Guacimo, Gbrg. IV. 62, 170
Guadalajara, St. III.
203, IV. 215
Guadalcazar . . . III. 208
Guadaloupe, Vorstadt III. 380
Guadeloupe, Fl. III. 167
Inf. 319, Brg. . IV. 197
Guaduas, D. . . . IV. 198
Gualan . . . . . III. 265
Gualatieri . . . . IV. 286
Gualqui, St. . . . IV. 308
Guamani, Brg. . . IV. 218

	Seite
Guanacaure, Pk.	III. 222
Guanachani (S. Salvador), Inf.	III. 395
Guanare, St.	IV. 177
Guandrite, Flecken	IV. 164
Guanhuca, Brg.	IV. 293
Guanhavacoa, Bucht	III. 380
„ Stadt	III. 383
Guanaya, Inf.	III. 267
Guanca-Bamba	IV. 268
Guano	IV. 237
Guantaney, Fl.	IV. 276
Guaracara, Fl.	III. 298
Guaranda	IV. 237
Guatapunga	IV. 234
Guaraunier, Indianer	IV. 134
Guardimendoza	IV. 286
Guatobe, Fl.	III. 366
Guatoran	III. 261
Guatoro, Fl.	III. 298
Guatavita, Dep. IV. 198,	
See	65, 190
Guatemala, Staat III. 218,	243
„ Bai	225
„ Vulkan	222
„ Antigua, St.	III. 244, 250
„ Nueva	III. 244
Guatillas, Paß	IV. 281
Guatuhuahuac (Cuernavaca)	III. 192
Guatlare, Fl.	IV. 41, 55
Guatabeno, Lagune	IV. 222
Guayupa, Fl.	III. 260
Guayaquil, Dep. IV. 240,	
Fl. 50, 240, St.	242
Guayras, Wasserfall	IV. 51
Guayqueries, Indianer	IV. 136
Guayra, Fl.	IV. 207
Guaytaca, Golf	IV. 293
Guazacavan, D.	III. 255
Guegueteango, Prov. u. St.	III. 253
Guetiavaca, Brg.	III. 181
Guezaltenango, Prov.	III. 253
Guijuna	IV. 201
Guinea, Vorstadt	IV. 211
Guiros, Thal	III. 369
Guitzotepet	III. 265
Guique	IV. 175
Guiscar	III. 257
Guixar, See	III. 256
Gulan	IV. 269
Gunilla	IV. 269
Gurgulotitlec, D.	III. 174
Guyana, Prov. IV. 166,	429
Guyaras, Fl. III. 328, Küste IV. 68, Cap	170

H.

	Seite
Hacienda de la Presentacion	III. 290
Haiti, Inf.	III. 327
Hambato, St.	IV. 236
Handkerchiefs	III. 394
Hato de Todos, Miſſion	IV. 204
Havannah, St.	III. 379
Helena, Fl.	III. 172
Herbes, Fl.	III. 322
Hermites, Inf.	IV. 324
Higuerote, Lagune	IV. 170
„ Bai	IV. 171
Hilloughby, Brg.	III. 312
Hilsborough	III. 309
Himmelfahrts-Bai und Inf.	III. 148
Hiſpaniola ſ. Haiti.	
Hoaſties, Inf.	III. 394
Holguni, Cap III. 366, St.	387
Honda, St. IV. 187,	200
Hondo, Fl. III. 15,	148
Hondonuevo	III. 217
Honduras, Bai III. 147, 224, Staat 259, Fl.	260
Hope, Inf.	IV. 331
Horcon, Vorſtadt	III. 380
Huacha	IV. 251
Hualanca, St.	IV. 271
Huallabamba	IV. 234
Huallaga (Guallaga), Fl.	IV. 57
Huamachuco, Prov.	IV. 269
Huamalies, Prov.	IV. 271
Huamanga, Prov. u. St.	IV. 272
Huamelua	III. 274

Seite

Huanchaco . . . . IV. 264
Huanco, Haf. . . . IV. 302
Huanco Velica, Prov. u. St. . . . . IV. 273
Huanta, Prov. . . IV. 273
Huantaya . . . . IV. 275
Huanuco, Gebirgskno-ten . . . IV. 10, 271
Huaranda . . . . IV. 237
Huaras . . . . . IV. 272
Huari, Prov. IV. 271, St. 272
Huarochiri . . . . IV. 264
Huasacualco (Goazacoal-ca), Fl. III. 15, 150, Drf. 152
Huastepec, D. . . . III. 163
Huatlan . . . . . III. 205
Huaura . . . . . IV. 251
Huaylas, Prov. IV. 272 Fl. 273
Huaxiocac (Oaxaca) . III. 173
Huehuetlapallan (Polem-que) . . . . . III. 235
Huitzitzilla (Vzintzonzan) III. 202
Huorcas . . . . . IV. 264
Hypiapa, Gbrg. . . IV. 413

J.

Jacal, Brg. . . . . III. 13
Jacarehy . . . . IV. 389
Jacobina . . . . IV. 407
Jacuy, Fl. . . . . IV. 378
Jaen de Bracemoros, Fl. IV. 222
Prov. u. St. . . . 238
Jaime . . . . . IV. 164
Jakobsfluß . . . . III. 356
Jamaica, Inſ. . . . III. 357
Jamestown . . . III. 514
Janicho, D. . . . III. 201
Jardin del Rey, Jardi-nes de la Reyna, Jar-dinellos . . . . III. 364
Jarueco, Fl. . . . III. 368
Jbarra, St. . . . IV. 224
Jca, Prov. . . . IV. 264
Jcago, Wald . . . III. 298
Jchocan . . . . IV. 269
Jcononzo, Felſenbrücke u. Thal . . . . IV. 191

Seite

Jeſus, Miſſion . . IV. 369
» Coulemé . . IV. 367
de Monte Claro, Brg. . . . IV. 58, 292
Jeſus Maria, Vorſtadt III. 380
» » Miſſion IV. 302
Jguaraſſó . . . . IV. 410
Jiquilisco, Bucht . III. 256
Jiquitinonha, Fl. . IV. 374
Jles, D. . . . . IV. 214
Jlha dos Cobras, Inſ. IV. 390
» Grande, Inſ. IV. 403
Jlimani, Vlk. u. See IV. 10, 280
Jliniſſa, Brg. . . . IV. 218
Jmbabura, Brg. . . IV. 218
» Prov. . IV. 223
Jmperial, St. . . . IV. 318
Jnague, Inſ. . . . III. 304
Jngenio . . . . . IV. 453
Jngwer, Inſ. . . . III. 524
Jniride, Fl. IV. 44, 52, 186
Jnti-Gueicu . . . IV. 238
Joam Marcos . . . IV. 405
Joao del Principe, St. IV. 413
» » Rey, St. . IV. 427
Joguaruna, Lagune . IV. 382
Johnstown . . . . III. 520
Jorullo, Vlk. . III. 10, 200
Joſe del Valle, D. . IV. 203
Jpanes, Fl. . . . IV. 355
Jpiales, D. . . . IV. 214
Jſabella, Fl. III. 338, Cap 353
Jſcan, Inſ. . . . IV. 267
Jſla de Pinos III. 267, 387
» Sta. Maria III. 387
» Jslas de Monos . IV. 212
» viciosas . . . III. 267
Jſthmo, Dep. . . . IV. 309
Jſtla, Thal . . . III. 181
Jtabayana, St. . . IV. 407
Jtacolumi, Vlk. IV. 37, 423
Jtagua, Feſtung . IV. 365
Jtamaraca, Inſ. . IV. 410
Jtambe, Brg. IV. 37, 423
Jtapetininga, Fl. . IV. 385
Jtata (Jeſus Coulemy), St. . . . . IV. 307
Juan del Rey . . . III. 197
» Fernandez, Inſ. IV. 311

Seite

Juan Martin, Fl. . III. 328
Jujuy, Staat u. St. IV. 349
Julamain (St. Vincent), Inſ. . . . III. 309
Jumacao, Fl. . . III. 328
Jungfeminſeln (brittiſche) III. 323
Junin, Prov. IV. 270, Ebene (Tarma) . . 270
Juſma, Gbrg. . . IV. 62
Juticalpa, Prov. . III. 261
Izalco, Vlk. u. Dorf. III. 258
Iztaccihuatl, Vlk. . III. 9
Iztapalapan . . . III. 184

K.

Kamaſogne, Inſ. ſ. Grenada.
Katharineninſeln . . III. 356
Kingstown, St. III. 311, 362, IV. 434
Klein-Curaçao, Inſ. . III. 295
„ Tabago, Inſ. . III. 303
Koffer von Perote, Vlk. III. 10, 13 155
Krabbeninſel . . . III. 337
Küſtenkette von Venezuela . . . . . IV. 31

L.

Labicisca . . . . III. 264
La Bourgade, St. . IV. 435
Lacha, Fl. . . . . III. 17
La Cruz III. 183, Cap 260
Lagoa de Barros . . IV. 378
la Gobernadore, Inſ. IV. 212
Lagos . . . . . III. 204
la Gueyra, Hafen IV. 67, 171
Laguna, St. . . . IV. 384
Laguna Chiriqui, Brg. III. 219
„ de Cortez . III. 368
„ de Paria . . IV. 281
„ de Terminos III. 147
„ Grande . . IV. 222
la Horquetta, Brg. . IV. 13
„ Mar, Hafen . . IV. 288
„ Paſtora, Douane . IV. 173

Seite

la Paz, Dep. u. Prov. IV. 288
St. 15, 289 Gebrg. 10
„ Plata, Republ. . IV. 332
St. (Chuquiſaca) 284, Fl. 337
Dorf 199
„ Plata forme, St. III. 355
„ Popo, Brg. . . IV. 206
„ Rochette, Flecken . IV. 168
„ Salado . . . . III. 208
„ Serena Coquimbo, St. . . . . IV. 302
„ Sierra, Gbrg. . III. 366
„ Vega . . . . . III. 361
Laquillo, Gbrg. . . III. 327
Lares . . . . . IV. 277
Laroni, Fl. . . . III. 298
las Cucuiſas . . . IV. 178
„ Cuevos . . . . III. 301
„ Roſas, Gbrg. . IV. 42
„ Trincheras, warme Quellen . . . . IV. 181
las Virgines, Cap . IV. 69
„ Yungas, Paß . III. 280
Laura, Gbrg. . . . IV. 42
Laxicara, Prov. . . IV. 290
Layvonito, Gbrg. . III. 327
le Caye d'Aquin, Inſ. III. 352
Leclair . . . . . III. 355
le grand Bourgh, St. III. 319
le Morne du Cap, St. III. 353
Leogane, Bai . . . III. 338
Leon, Prov. u. St. III. 265
Leones, Fl. . . . III. 260
Lerma, Fl. III. 17, 181, S. 194
les Saintes, Inſ. . III. 319
Liberté, St. . . . III. 355
Lima, Dep. . . . IV. 250
Limaco . . . . . IV. 317
Limbre, D. . . . III. 355
Limonade, D. . . III. 355
Limones . . . . . III. 386
Linares, St. . . . III. 209
Lipes, Prov. . . . IV. 288
Lititapa, Fl. . . . III. 264
Little-Anguilla, Inſ. III. 323
Llamas . . . . . IV. 270
Llanno de la Virgem III. 244
„ Grande, St. IV. 215
Llera, D. . . . . III. 167

	Seite
Lomo de Toro	III. 197
Longavi, Brg.	IV. 295
Long-Island	III. 395
Loredo, D.	III. 167
los Achorcados	IV. 144
» Altos de Toledo	IV. 280
» Frayles, Inſ.	IV. 180
» Juges, Inſ.	IV. 324
» Ladrones, Inſ.	IV. 212
» Leones, Inſ.	IV. 212
» Llannos, Prov.	III. 262
» Paſtos, Brgknot.	IV. 11
» Remedios, Fort	III. 256
» Reyes, St.	IV. 208
Loxa, Brgknot.	IV. 11
Loyſa, Fl.	III. 328
Lucanes, Gebrg.	IV. 273
Lucayen, Inſ.	III. 391
Lucayo (Abaco), Inſ.	III. 395
Lurin	IV. 264

M.

	Seite
Macapa, St.	IV. 422
Macas	IV. 239
Macouba	III. 317
Macuco, Miſſion	IV. 204
Madanina (Martinique)	III. 314
Madeira, Fl.	IV. 58, 374
Magdalena, Dep.	IV. 204
» D.	175
» Fl.	50, 187
Mahaica, St.	IV. 435
Mahul, Fels	IV. 382
Maiquetia, D.	IV. 173
Malambo, D.	IV. 207
Maldonado	IV. 354
Malin	IV. 269
Malpays	III. 199
Mamacondi, Gbrg.	IV. 12
Mamanchata, Fels	III. 13
Mamendoi, Hochebene	IV. 12
Mamore, Fl.	IV. 290
Managua, Prov.	III. 264
Manams	IV. 67
Manapire, Fl.	IV. 53
Manati, Fl.	III. 328
Manconnado, D.	IV. 208
Mandingo, Bai	IV. 66, 209
Manflas-Tupungato Brg.	IV. 295
Mangueira, See	IV. 378
Maniquarez, D.	IV. 181
Manzanares, Fl.	IV. 250
Manzanilla	III. 386
Maonques, Gbrg.	III. 366
Mapocho, Fl.	IV. 305
Maracagu, Brg.	IV. 365
Maracaybo, See	IV. 61 Meerb. 66, 182, Prov. u. St. 183
Marambayo, Inſ.	IV. 403
Maranhao, Prov., Inſ. u. St.	IV. 414
Marafion, Fl.	IV. 45, 54
Maras	IV. 169
Maravatio	III. 202
Marezato, D.	IV. 204
Marfil	III. 206
Margarita, Inſ.	IV. 179
Maria del Oro	III. 203
» de Mirabel, Miſſion	IV. 204
» Galante, Inſ.	III. 318
Mariana, St.	IV. 426
Marias, Inſ.	III. 204
Mariel	III. 369
Marienſee	IV. 64
Marinheiros, Inſ.	IV. 380
Marinilla, St.	IV. 202
Mariquita, Prov. u. St.	IV. 199
Marmelade, D.	III. 355
Martinique, Inſ.	III. 314
Maſaya, Vlk.	III. 221, Prov. 265
Mas de Tiera, Inſ.	IV. 311
Maſſafuero, Inſ.	IV. 311
Maſſagua, D.	III. 253
Maſſeyo	IV. 408
Maſt, Bai	III. 357
Maſtraton	III. 243
Matagalpa, Prov.	III. 265
Matagorda, Bai	III. 167 IV. 305
Matanzas	III. 369
Matlazahuatl	III. 23

	Seite
Matto-Groſſo, Prov. u. St.	IV. 428
Maturin, Dep.	IV. 178
Maule, See	IV. 295
„ Prov. und St.	307
Maurichal, Fl.	IV. 53
Mayaguez, Fl.	III. 328
Mayaro, Bai	III. 298
Mäynas, IV. 239, Prov.	270
Mayo, Fl.	III. 212
Mäypa, Fl.	IV. 295
Maypures, Waſſerfall u. Miſſ.	IV. 169
Mäyſi, Cap	III. 366
Mazagao, St.	IV. 422
Mazalkenango	III. 254
Mazapil	III. 209
Mazueripe, St.	III. 301
Mbotetey	IV. 355
Mechoacan, Staat	III. 197
Medarys, Brg.	IV. 66
Medellin, St.	IV. 201
Mejayonte	IV. 427
Melado Rayas	III. 206
Mendoza, St.	IV. 350
Menores, D.	IV. 208
Merida, Prov. u. St.	III. 149, IV. 184
Merim, Haf. IV. 363, See	IV. 378
Mesealk, Brg.	III. 181
Mexico, Mbſ. III. 15, Staat 180, St.	186
Mextitlan, See	III. 19
Micuipa	IV. 269
Middleſex, Grafſchaft	III. 361
Migagual, Flecken	IV. 164
Miguitlan	III. 174
Minas Geraes, Prov.	IV. 423
Mincha	IV. 303
Mira, D.	IV. 224
Miraguare, Bai	III. 352
Mitla, D. (Miguitlan)	III. 174
Mixco	III. 251
Mixteca	III. 172
Mizantla, St.	III. 169
Mocha, Ebene IV. 308,	318
Mocoa Sibundoi	IV. 240
Mogotes, D.	IV. 203

	Seite
Moin, Fl.	III. 224
Molgaz, St.	IV. 422
Mollendo	IV. 276
Mombacho, Vlk.	III. 221
Momotombo, Vlk.	III. 221
Mompox, Prov. u. St.	IV. 208
Moncaraz, St.	IV. 422
Monclova (Cohahuila)	III. 171
Monfort, St.	IV. 422
Montaigu, Inſ.	IV. 331
Montana del Cobra	III. 368
Monte Calvario	IV. 169
„ Chriſti Brg. u. St.	IV. 244, 335
Montego, Bai	III. 357
Montelowez	III. 171
Montemoe, St.	IV. 413
Monterey, Bai III. 18, St.	209
Montevideo, St.	IV. 354
Montezuma, Fl.	III. 181
Montijo, Mbſ.	IV. 210
Montſerrat III. 301, Inſ. 323, Brg.	IV. 197
Montuoſa, D. IV. 203, Inſ.	212
Moquehua, Prov.	IV. 275
Morant, Bai	III. 357
Moreno, Brg.	IV. 404
Morin	IV. 265
Morne au Diable, Cap.	III. 352
Morona	IV. 239
Morosquillos, Bai	IV. 207
Morro, Feſtung	III. 380
„ de Sta. Martha	IV. 382
Morros, Cap	III. 147
Moscos	III. 259
Mosquitoküſte	III. 259
Mosquitos-Inſ.	III. 267
Motachi	IV. 251
Motozinto	III. 253
Moyobamba	IV. 270
Muchangara, Fl.	IV. 226
Mucuchies, Gebrg. IV. 42,	262
Muerto, Wüſte	III. 215
Mugy, Fl.	IV. 385
Mugymirim	IV. 389
Mukary-Bai	III. 357
Muna, Gbrg.	IV. 10

	Seite
Mutter Gottes-Inſ.	IV. 320
Muzo, St.	IV. 198

N.

Nacaoma, Prov.	III. 261
Naco, Thal	III. 262
Nacogdoches, D.	III. 171
Nadividad	III. 205
Nagarote	III. 264
Naiba, Fl.	III. 352
Naos, Inſ.	IV. 212
Naparima, St.	III. 301
Nariva, Fl.	III. 298
Naſſau, St.	III. 395
» Cap.	IV. 429
Natal, St.	IV. 411
Natales, Bai	IV. 68, 320
Negro, Cap	IV. 320, Fl. 320
» Lagune	IV. 222
Neibe, Fl.	III. 338
Neiva, St.	IV. 199
Nepeña, Fl.	IV. 251
Neu-Amſterdam, St.	IV. 435
» Barcellona, St.	IV. 179
» Californien	III. 213
» Grenada, Republ.	IV. 186
» Jahrsinſeln	IV. 325
» Leon, St.	IV. 209
» Mexico, Staat	III. 215
» Middelburg, St.	IV. 434
» Providence, Inſ.	III. 395
» Santander, Staat	III. 164
» St.	166
» Segovia, Prov. u. St.	III. 262, Fl. 260
» Segovia (Barquiſimento), St.	IV. 196
» Sparta, St.	IV. 180
» Süd-Georgieninſ.	IV. 330
» » Schottland-Inſ.	IV. 339
Nevis, Inſ.	III. 323
Newtown	IV. 435
Nicaragua, See	III. 221, 225
Staat 262, Prov.	265
Nicoya	III. 265
Niedercalifornien, Staat	III. 212
Niedrig, Vlk.	III. 363
Ninime	IV. 317
Nirgua, St.	IV. 146
Niſao Fl.	III. 351
Nochiſtongo	III. 186
Nombre de Dios	III. 366
Norte	III. 19
Noſſa Senhora do Deſtro, St.	IV. 383
Nova Coimbra, St.	IV. 428
Novita, St.	IV. 216
Nueces, Fl.	III. 168

O.

Oaxaca, Staat	III. 272 St. 173
Oayras, St.	IV. 413
Ober-Californien, Staat	III. 212
» Peru, Republik	IV. 278
Ocabamba	IV. 272
Ocamantes, D.	IV. 205
Ocamare, Brg.	IV. 175
Ocaña, St.	IV. 208
Occidente (Sonora)	III. 211
Ofgui, Brg.	IV. 69
Oiſtins-Bai	III. 314
Ojiba, D.	IV. 262
Old-Bai	III. 357
Olinda, St.	IV. 469
Olivenza	IV. 467
Olonchito	III. 262
Omate, Vlk.	IV. 274
Ometepet	III. 264
Omoa, Hafen	III. 245, 260
» Fort	262
Oniras, St.	IV. 422
Orange-Bai	III. 357
» Cap	IV. 429
Orchila, Inſ.	IV. 206
Orenoco	IV. 41, 51, Dep. 166
Oribantes, Fl.	IV. 161
Orica	III. 261
Orizaba, Vlk.	III. 10, 155
» St.	164
Oropeſa	IV. 277, St. 296
Oropiche, Fl.	III. 299
Oroſt, Vlk.	III. 261
Orua, Inſ.	IV. 67

Seite

Oruro, Prov. . . . IV. 276
» St. 15
Osorno, ... IV. 318
Otomaken, Indianer IV. 138
Otovallo, St. . . IV. 224
Oyapoc, Fl. . . . IV. 363
Ozume, Fl. . . . III. 338

P.

Pablo, See . . . IV. 222
» Miſſion . . . 240
Pacaya, Vlk. III. 221, 251
Pachete, Paß . . . IV. 281
Pachuca . III. 183, St. 197
Paita, Fl. . . . . IV. 268
Palemque, alte St. III. 235
Palener, D. . . . IV. 164
Palenca . . . . . III. 251
Pallactanga . . . IV. 237
Palmas, Fl. . . . III. 15
Pampa de medio Munde IV. 252
Pampas, St. . . . IV. 273
Pampatar, St. III. 296, IV. 180
Pamplona, Prov. u. St. IV. 203
Panaguan, Brg. . . IV. 35
Panama, Golf, Prov. u. St. 210, Mbſ. 66
Papapana, Miſſion . IV. 168
Papaquira, Brg. . IV. 173
Pan de Matanzas, Brg. III. 366
» » Quairoban, Brg. III. 366
Panecillo, Brg. IV. 226, 235
Panuco, Fl. . . . III. 155
Pao de Acucar, Brg. IV. 390
Papagayo, Bai . . III. 225
» Vlk. . . . 263
Papagellos III. 18, Fl. 181
Papantla, D. . . . III. 160
Papas, See . . . IV. 50
Paraguana, Halbinſ. IV. 66
Paraguay, Fl. . IV. 46, 337
» Staat . . 358
Parahiba, Prov. IV. 410, St. 411
Paramaribo, St. . IV. 437
Paramonga . . . IV. 251
Paramos de Almazadero IV. 202
» » Baracan IV. 213

Seite

Paramos de Chingazi IV. 195
» » Chita . IV. 202
» » Guachanaque IV. 202
» » Guanacas IV. 195
» del Almorzadero IV. 42
» de las Papas IV. 12
» del Aſſuey . IV. 221
» de las Roſas IV. 182
» » la Summa-Paz IV. 195
» » Niquitao IV. 182
» » Paragan IV. 195
» » Porqueras IV. 182
Parana, Fl. . IV. 46, 337
Paranagua . . . . IV. 389
Paras . . . . . IV. 270
Paratu . . . . . IV. 429
Pararquin, alte Feſtung III. 259
Parham, St. . . . III. 323
Paria, Golf III. 298, Prov. . . IV. 286
Pariagoten, Indianer IV. 134
Parime-Berge . IV. 33, 429
Parinacochas, Prov. IV. 274
Parita, Halbinſ. . . IV. 210
Parra, See . . . III. 19
Parras . . . . . III. 210
Paruari, Gebirg . . IV. 35
Paruro, Prov. . . IV. 277
Paſamaja, Fl. . . IV. 251
Pasco, Prov. IV. 270, St. 271
Pascuaro, St. . . III. 201
Paſſage, Inſ. . III. 326, 337
» Fort . . . 361
Paſſo del Norte, Fl. III. 315
Paſſuchoa, Brg. . . IV. 218
Paſtaza, Fl. . . . IV. 240
Paſto, Brgknoten . IV. 212
Paſtos, Prov. u. St. IV. 213
Pata, Fl. . . . . IV. 273
Patagonien . . . IV. 318
Patagonier, Volk . IV. 125
Patare . . . . . IV. 173
Patas . . . . . IV. 269
Pataz . . . . . IV. 269
Pati, Poſthaus . . IV. 15
Patia, Thal . . . IV. 212

	Seite
Pativilca	IV. 251
Patos, See	IV. 64, 378
Paucartamba, Prov.	IV. 277
Parim	IV. 408
Pazcuaro, See	III. 19
Pecharis (Peſcherähs), Indianer	IV. 126, 325
Pedelhue	IV. 296
Pedernales	IV. 67
Pedro-Bai	III. 18
Pelado	IV. 244
Pelée, Vlk.	III. 314
Pelileo	IV. 237
Peppan Guatemala, alte Feſtung	III. 239
Peregrino	III. 181
Perico, Inſ.	IV. 212
Perija, St.	IV. 183
Perleninſeln	III. 268
Pernambuco, Prov.	IV. 208
„ St.	209
Perote, Fl.	III. 164
Peru, Republ.	IV. 245
Peſcherähs, Indianer	IV. 126, 325
Pespire	III. 261
Pesqueria	III. 209
Petatlan	III. 199
Peteroa, Fl.	IV. 293
Petorca, Fl.	IV. 305
Petten, Prov. u. See	III. 256
Piano, Dep.	IV. 278
Picachos del Montero	III. 199
Pichincha, Prov.	IV. 225
„ Vlk.	IV. 218
Pichupichu, Vlk.	IV. 274
Piedras, Inſ.	III. 388
Pietros, Cap	III. 147
Pik de Fraile	III. 180
Pik von Orizaba	III. 10
Pilao Arcado	IV. 408
Pilar, St.	IV. 363
Pilares, Cap	IV. 320
Pilcomayo, Fl.	IV. 337
Pilgrims	III. 314
Pinos, Inſ.	III. 388, 394 IV. 216
Pique, Inſ.	III. 337
Piritou, Inſ.	IV. 179
Piſco	IV. 264
Piſmanta	IV. 296
Piura, Prov.	IV. 267
Plantasma, Fl.	III. 224
Plata	IV. 244
Plymouth, St.	III. 323
Point a pittre, St.	III. 322
Pollet-Eiland	IV. 331
Pombal, St.	IV. 411, 422
Ponce, Fl.	III. 328
Popayan, Bergknoten	III. 187
Prov. u. St.	IV. 214
Popo	IV. 286
Popocatepetl, Vlk.	III. 8, 175
Porco, Brg.	IV. 284
Porquera, Gbrg.	IV. 42
Portal, St.	IV. 422
Port allegro, St.	IV. 421
„ au Prince, St.	III. 361
„ de Paix, St.	III. 365
„ Egmont	IV. 349
„ Henderſon	III. 361
Porto Alegro, Flecken	IV. 379
Porto-Bello, St.	IV. 211
Porto Cabello	IV. 67, St. 176
„ de Moy, St.	IV. 422
„ „ Mulas	III. 386
Portorico, Inſ.	III. 326
Porto Salvo, St.	IV. 422
„ Seguro, St.	IV. 404
Port Royal, St.	III. 364
Portugueſa, Fl.	IV. 161
Potoſi, Staat u. St.	III. 207
„ Dep. u. St.	IV. 15, 286
Pototaca	IV. 285
Pozuzu, Gbrg.	IV. 10
Prado, Brg.	IV. 305
Praya grande, St.	IV. 394
Precheur, heiße Quelle	III. 315
Primeria alta, Gebrg.	III. 11
Prinzen-Inſ.	IV. 331
Propiha, St.	IV. 407
Puanque, Brg.	IV. 305
Pucara, Fl.	IV. 349
Pudaquil, See	IV. 295
Puebla, Fl.	III. 321
„ de la Mar (Neu-Sparta), St.	IV. 180
„ del Norte	IV. 180

Seite

Pueblo Blanco . . IV. 201
» de los Angelos, Staat III. 175, St. 176
» Novo . . . III. 262
Puereo, Fl. . . . III. 15
Puerto Cabello . . III. 262
» Carthago . . III. 260
» de Espanna (Spanishtown . III. 301
» la Soledad . IV. 329
» del Principe, St. III. 386
» Libertad . . III. 247
» Nuevo . . . III. 150
» Real, Inf. . III. 150
» Thomas de Castillo III. 255
» Viejo . . . IV. 244
Pumarum, Fl. . . IV. 434
Puna, Inf. . . . . IV. 244
Puno, Prov. . . . IV. 278
Punta Carachine . . IV. 70
» Corde . . . IV. 70
» de Aguja . . . IV. 70
» » Chame . . IV. 70
» » Piedra . . IV. 181
» » St. Helena . IV. 244
» » Joao Fernandez IV. 68
» » la Penal . . IV. 67
» » Mala . . . IV. 70
» » Parima . . IV. 67
» » Parina . . IV. 70
Puracé, Pik IV. 213, St. 215
Pure . . . . . IV. 310
Purification, St. III. 204. IV. 199; Inf. . . IV. 331

Seite

Queretaro III. 283, Staat 195, Stdt. . . . . III. 196
Quesalica . . . . III. 262
Quibdo, Stdt. . . IV. 216
Quillichao, Dorf . . IV. 215
Quillota, Fl. (Aconcagua) IV. 295, Prov. 303; Stdt. . . . IV. 304
Quindiu, Paß . . . IV. 189
Quiquirana . . . . IV. 277
Quiripa, Brg. . . IV. 173
Quispicanchi, Prov. . IV. 277
Quito (Ecuador), Republ. IV. 217; Stdt. . IV. 226
Quituna, Gbrg. . . IV. 35
Quiros, Prov. . . IV. 239

Q.

Qualabamba . . . IV. 234
Qualatieri, Vlk. . . IV. 274
Quanica, Fl. . . . III. 328
Quatiflan, Fl. . . . III. 181
Quazutla, Dorf . . III. 161
Quebrada . . . . III. 49
Quelendama, Brg. . IV. 218
Quemara, Brg. . . III. 262

R.

Rancagua . . . . IV. 307
Rancheria, Inf. . . IV. 212
Raspadura, Kanal IV. 49, 50, 187
Real del Monte III. 183, 193
Realeo, Bai . . . III. 225
Realesco, Prov. u. Stdt. III. 265
Reciffe, Stdt. . . . IV. 409
Recolhimento . . . IV. 399
Redondo See IV. 171; Stdt. . . . . IV. 427
Regla III. 193; Bucht 380, Stdt. . . . . III. 383
Reinosa, Dorf . . III. 167
Remedios, Stdt. IV. 202, 212
Retiro, Salzmine . IV. 201
Revilla, Stdt. . . . III. 167
» Gigedo, Inf. III. 204
Rezende . . . . . IV. 403
Richmond, Stdt. . . III. 311
Rimachua, Lagune . III. 222
Rio Ancamarca . . IV. 281
» Aniba . . . . IV. 56
» Apapori . . . IV. 56
» Apure IV. 45, 160, 188
» Araguay . . . IV. 428
» Aràmucu . . . IV. 57
» Arauco . . . . IV. 174
» Arcamo . . . III. 385
» Atrato . . . . IV. 50

Seite

Rio Bamba, Stdt. . IV. 235
„ Baranca, Stdt. IV. 251
„ Barbacoes . . IV. 50
„ Beni (Ucayale, Uchuparu) . . IV. 44, 57
„ Berbice . . IV. 60, 431
„ Blanco . . . III. 25
„ Bogota . . . IV. 196
„ Branco . . . IV. 55
„ Brazos de Dios . III. 25
„ Cababuri . . . IV. 56
„ Caguan . . . IV. 41
„ Canarao . . . IV. 55
„ Canarenuevo . . IV. 196
„ Capibaribe . . IV. 409
„ Caraguanta . . IV. 274
„ Carare . . . IV. 205
„ Carinhana . . IV. 409
„ Caroni . . . IV. 54
„ Catouche . . . IV. 174
„ Cattabuhu . . . IV. 56
„ Cauca . . . IV. 50, 187
„ Cdara . . . . IV. 54
„ Canto . . . . III. 367
„ Cayari . . . . IV. 56
„ Cayona . . . IV. 168
„ Chagre . . . . IV. 209
„ Chamoquini . . IV. 56
„ Chanvira . . . IV. 55
„ Cesar . . IV. 50, 205
„ Claro . . . . IV. 176
„ Cdari . . . . IV. 57
„ Colorado . . . IV. 205
„ „ de Mendoza . IV. 318
„ „ de Texas III. 15, 17
„ Combaima . . IV. 189
„ Corentin . . IV. 60, 431
„ Cuchivero . . . IV. 54
„ Cuyuni . . . . IV. 54
„ de Esclavos . . III. 250
„ „ Galafre . . III. 368
„ „ Guines . . III. 367
„ „ Haura . . . IV. 251
„ „ Janeiro, Prov. IV. 389; Stdt. . . IV. 390
„ „ la Hache, Prov. u. Stdt. . . . IV. 208
„ „ la Plata . IV. 46, 59

Seite

Rio de las Esmeraldas IV. 60
„ „ las Palmas IV. 367
„ „ Trinidad III. 15
„ del Norte . III. 15, 165
„ de los Chiquitos IV. 58
„ del Tigre III. 15, 165, IV. 222
„ Demerary . . IV. 431
„ de S. Jago III. 17, 203, IV. 55
„ de Sta. Rosa . . IV. 290
„ Doce . . . IV. 60, 423
„ Ejido . . . . IV. 215
„ Farinha . . . IV. 413
„ Fitigu . . . . IV. 429
„ Francisco . IV. 60, 425
„ Frio . . . . III. 183
„ Fusagasuga . . IV. 196
„ Gorguesa . . . IV. 413
„ Grande III. 224, 328, IV. 385; Stdt. (S. Pedro . . IV. 389, 410
„ Grande de bel Monte . . IV. 60
„ „ „ Vermejo IV. 59
„ Guainia . . . IV. 44
„ Guaitara . . . IV. 214
„ Guamayo . . . IV. 164
„ Guaporé . . . IV. 58
„ Guaranema . . IV. 407
„ Guarapiche . . IV. 51
„ Guarico . . . IV. 171
„ Guaurago . . . III. 368
„ Guayli . . . . IV. 200
„ Guyupatuba . . IV. 57
Rioja, Prov. u. Stdt. IV. 349
Rio Jaguaribe . . IV. 412
„ Janeiro, Stdt. . IV. 389
„ Javari . . . . IV. 57
„ Javita . . . . IV. 56
„ Icona . . . . IV. 56
„ Itabiguru . . . IV. 60
„ Itabiranga . . . IV. 60
„ Jupura . . . . IV. 55
„ Jurua . . . . IV. 57
„ Jutay (Hutahi) . IV. 57
„ Longa . . . . IV. 413
„ Luisa . . . . IV. 196
„ Magdalena . IV. 50, 387

	Seite
Rio Mambre	IV. 58
» Mananguate	IV. 410
» Mangaire	IV. 171
» Maracanate	IV. 55
» Marona	IV. 222
» Maroni	IV. 67, 431
» Matapi	IV. 57
» Mayo	IV. 270
» Mayora	IV. 51
» Marimo	III. 367
» Mearin	IV. 414
» Melino	IV. 215
» Meta	IV. 41, 188
» Mira	IV. 50
» Montezuma	III. 15
» Munameſa	IV. 55
» Napo	IV. 55, 222
» Nare	IV. 196
» Neamunda	IV. 56
» Negro IV. 43, 55; Stdt.	IV. 202
» Neveri	IV. 42, 51
» Nonai	IV. 55
» Nuevo	III. 148
» Padamo	IV. 51
» Padantri	IV. 55
» Pao	IV. 53
» Paqueros	IV. 349
» Para	IV. 420
» Paracatu	IV. 60
» Paraguaſſu	IV. 60
» Paramopana	IV. 407
» Paranaiba	IV. 60
» Pardo	IV. 351, 378
» Parnahiba	IV. 60, 385
» Paſtaca	IV. 55, 222
» Piauhy	IV. 413
» Poti	IV. 413
» Purus	IV. 57
» Putumayo	IV. 55, 222
» Recco	IV. 196
» Sagamoſo	IV. 196
» Sagua Grande	III. 367
» Salinoes	IV. 56
» San Domingo	IV. 164
» » Jago	IV. 55, 222
» » Juan	IV. 49
» » Martin	IV. 212
» Santa Barbara	IV. 196

	Seite
Rio Santa Madalena	IV. 58
» Surinam	IV. 60, 431
» Tabatinga	IV. 55
» Tapajos	IV. 58, 422
» Telhas	IV. 60
» Tocuyo	IV. 51, 182
» Tomo	IV. 196
» Totare	IV. 196
» Trompetas	IV. 56
» Turbeo	IV. 176
» Tuy	IV. 51
» Uatuma	IV. 55
» Uaupé	IV. 188
» Ukuyari (Ucapale)	IV. 55
» Unare	IV. 42, 51
» Unuqueve	IV. 56
» Urupu	IV. 56
» Urupuara	IV. 57
» Vacarapi	IV. 57
» Vazaparis	IV. 60
» Ventuari	IV. 52
» Verde	III. 172
» » grande	IV. 60
» Vichada	IV. 188
» Vinagre	IV. 215
» Xingu	IV. 58
» Xucaray	IV. 55
» Yapoco	IV. 431
» Yari	IV. 57
Roatan, Inſ.	III. 267
Rocha, Dorf	IV. 207
Rochus, Küſte	IV. 68
Rocopartido, Inſ.	III. 204
Roſario IV. 355; Inſ.	IV. 207
Roſeau, Stdt.	III. 318
Rother Fluß	III. 167
Roro, Bai u. Vorgb.	III. 328
Ruminavi, Brg.	IV. 218
Runavai, Bad	III. 357

S.

	Seite
Saba, Inſ.	III. 324
Sabana, Inſ. IV. 207; Dorf	IV. 208
Sabaneta, Dorf	IV. 164
Sabara, Stdt.	IV. 427
Sabinenfluß III. 14, 165, 209	

Seite

Sabinenſes . . . . III. 168
Sacapulae . . . . III. 253
Sacatecoluca . . . III. 259
Saccatepequez, Prov. III. 250
Saint Charles, Schloß III. 322
» Croix, Jean, Thomas-Inſeln. . III. 324
» Pierre, Stdt. . III. 317
Sal, Hafen . . III. 260
Saladillo . . . . IV. 320
Salado, Fl. . . . IV. 294
Salama, Prov. . . III. 256
Salamanca, Stdt. . III. 206
» de Bacalar III. 150
Salanqui . . . . III. 150
Salinas III. 209; Mbſ. 266
Salmadina, Inſ. . . IV. 207
Salta, Stdt. IV. 349; Dorf . . . . . IV. 224
Salto . . . . . IV. 173
Samana-Bai III. 338; Cap . . . . . III. 356
Sambreta, Inſ. . . III. 323
San Ambroſio, Inſ. IV. 311
» Andreas, Inſ. . III. 67
» Angelo III. 184; Dep. . . . . IV. 381
» Antonio, Fl. III. 167, 168. Cap und Stdt. 384, 409; Fort IV. 68, 181, 304; Stdt. 164, Flecken . . . IV. 168
» Antonio de Bezar III. 171
» » » Lipes, Stdt. . . . . IV. 288
» Auguſtin, Pr. III. 255, Stdt. . . . III. 307
» Auguſtino de las Cruelas . . . III. 184
» Balthaſar . . IV. 169
» Beato, Kloſter . IV. 399
» Bernardo, Fl. IV. 67, Inſ. 325, Stdt. IV. 413
» Bernardo de Tarijo, Stdt. . . . IV. 288
» Bonifacio de Ibague, Stdt. . . IV. 200
» Borja . . . IV. 55, 169

Seite

San Carlos, Feſtg. III. 285, Fort IV. 169, 176, Stdt. . . IV. 340, 355
» Carlos del Principe. Schloß . III. 380
» » de Matanzas, Stdt. . III. 384
» » de Monterey, Stdt. . III. 214
» Chriſtobal, See III. 182, 185
» Chriſtoph, Vlk. . III. 324
» Chriſtoval, Brg. IV. 306, Canal III. 388, Stdt. . . IV. 185, 270
Sandi-Bai . . . . III. 357
San Diego, Cap IV. 69, Dorf . . . . III. 195
» Domingo, Inſ. III. 337, Stdt. III. 356
» Domingo de Altares, Schlucht . III. 380
» Domingo de Escuiatla . . . III. 250
» Domingo de Güriama . . . IV. 355
» Euſtach, Inſ. . III. 324
» Felipa. . . . III. 384
» Felipe de Auſtin III. 171
» » » Tucuman (Salta) . . IV. 349
» Felipe el Rey (Villa Vieja de Aconcagua), Stdt. . IV. 303
» Felix, Inſ. . . IV. 311
» Fernando . . . IV. 307
» » de Apure, Stdt. IV. 165
» » de Atapapo IV. 169
» » » Catamarca IV. 349
» Francisco III. 214, 261, Bai 18, Cap 170, Dorf IV. 166, Inſ. u. Fl. 384, 405, Stdt. . . . IV. 382
» Francisco de Borja, Dorf . . . . IV. 381

Seite

San Franciſco de Paula IV. 320
» » Dionyſio III. 174
» » Solano IV. 169
» Gabriel, Fort . IV. 168
Sangai, Brg. . . . IV. 218
San Georg, Golf IV. 320, Fort . . . . IV. 308
» German . . . III. 336
» Gil, Bai (Truxillo) III. 125, Stdt. IV. 203
» Gregor, Cap . IV. 320
» Jacintho . . . III. 256
» Jago, Cap IV. 64, Fl. III. 181, 203, 262, IV. 55
» Jago Alungi, Stdt. IV. 212
» » de Cali, Stdt. IV. 215
» » de Cotagaita IV. 287
» » » Cuba, Stdt. III. 386
» » » la Laguna IV. 240
» » » la Vega, Stdt. III. 361, 385
» » » los Caballeros, St. III. 356, IV. 211
» James . . . III. 314
» Ildefonſo, Inſ. IV. 324
» Joakim . . . IV. 175
» Joao, Bai IV. 68, Fort . . . . IV. 390
» Joao Baptiſta, Dorf IV. 381
» Johann, Inſ. . III. 326
» Jorge de Ilheos IV. 407
» Joſe, Dorf III. 171, Fl. 148, Stdt. IV. 364, 384, Prov. u. Stdt. III. 266, Fort IV. 39, 310
» Joſe de Camangilas III. 207
» » » Pore, St. IV. 204

Seite

San Joſef de Legromo IV. 307
» » » Orunna III. 302
» Joſeph, Dorf IV. 164, 166, Miſſion . IV. 168
» Juan, Brg. IV. 314, Cap III. 328, IV. 69, Fluß III. 225, 263, Thal . . . . IV. 352
» Juan de Frontera, Stdt. . . . IV. 350
» Juan de los Remedios, Stdt. . III. 385
» Juan de Portorico, Stdt. . . . III. 336
» Juan de Ulua, Inſ. u. Feſtg. . . III. 159
» Lazari . . . . III. 185
» Leon de Huanuco, Stdt. . . . III. 271
» Louis Gonzaga, D. IV. 381
» Lorenzo, Cap IV. 78, D. 381, Inſ. 265, Pik 13
» Luis de Potoſi, Staat u. Stdt. . . . IV. 207
» Louis de Punta, Prov. u. Stdt. IV. 350
» Marco de Aricas, Stdt. . . . IV. 275
» Mark, St. u. Cap III. 352
» Martin III. 261, Inſ. . . . . III. 324
» Matteo, D. IV. 175, Stdt. . . . IV. 404
» Mathias, Mrbſ. IV. 69, 328
» Miguel, D. IV. 381, 384; Vlk. . . III. 222
» Miguel de Ecija IV. 239
» » » Huacar IV. 271
» » » Mesquita . III. 209
» » » Piura IV. 267
» » » Tucuman IV. 349
» » el Grande III. 206
Sanna, Prov. u. Stdt. IV. 267
San Nicolao, D. . IV. 381
» Pablo . . . . IV. 278
» Paulo, Brg. IV. 36, Prov. 384, Stdt. IV. 387

	Seite
San Pedro, Fl. III. 199, 295, IV. 310, Pr. 378, Stdt. . . IV.	380
» Pedro de Huanta IV.	273
» » Jorullo III.	199
» » la Laguna III.	252
» » Tacua, St. IV.	275
» » Zula . . III.	262
» Rafael, D. IV. 166, Fl. 355, Fort . IV.	168
» Rafael de Capechino IV.	83
» Rosario . . . III.	171
» Rose . . . . III.	206
» Sacramento, St. IV.	354
» Salvador, D. IV. 239, 304. Prov. u. Stdt. III. 256, 257, Schloß III.	380
» Salvador (Guanahani), Inſ. . . III.	395
» Salvador de Bayamo, Stdt. . . . III.	386
Sanſouci, Schloß . III.	355
Santa Anna III. 152, 206, 317, IV. 68, 384, D. 200, Miſſion . . . 168, 183,	185
Santa Anna de Cuenca IV.	237
» Barbara, Bai III. 18, D. IV. 164, 169, Inſ. 324, Stdt. III. 262, IV.	273
» Catalina, Inſ. III.	267
» » Pinla, St. III.	251
» Catharina, Inſ. IV. 382; Prov. . . . IV.	381
» Clara III. 214, St. III.	385
» Cruz III. 214, 295, Fl. 368; Fort 383, 390, IV.	427
» Cruz de la Sierra, Dep. u. Stdt. IV.	291
» Elena, Cap . IV.	70
» Fé, Staat III. 214, Stdt. 215, 310,	348
» » de Bogota, Stdt. . . IV. 14,	197
» Juanna . . . IV.	310

	Seite
Santa Lucia IV. 306, Cap 320, Inſ. III. 312, Stdt. IV. 166, 407,	427
» Maria . . IV. 183,	318
» » Chiquimula III.	253
» » de Achao IV.	312
» » de la Peril- la, St. . IV.	95
» » de la Victoria del Prado (de Talavera de Nirgua), Stdt. . . . IV.	175
» Maria de Ocopa IV.	272
» » » Tule IV.	278
» Martha, Laguna, IV. 382, Prov. u. Stdt. . . . IV.	207
Santander, Fl. . III. 165,	298
Santarem . . . . IV.	422
Santa Rita . . . . IV.	427
» Rosa, Inſ. III. 204, D. IV. 239, Stdt.	303
» Rosali, Miſſion IV.	294
San Thoma de Guyana, Stdt. . . . . IV.	167
San Thomas, Inſ. III. 326, IV.	270
» Thome, Fl. . . III.	352
Santiago, Prov. IV. 394,	549
» de Chile, St. IV.	305
» del Eſtero, St. IV.	549
Santiſſima Trinidad de Sonſonate, Stdt. . III.	258
Santos, Hafen IV. 385, Stdt. . . . . IV.	388
San Vicente, D. IV. 264, Prov. III. 259, Vlk. 259,	310
San Vicente das Cabras, Stdt. . . . . IV.	413
San Vincent, Inſ. III. 300, Cap . . . . IV.	69
San Xaverius, Schlucht III.	206
» » de Pas. III.	212
Saragoſſa, Stdt. . . IV.	202
Saron . . . . . III.	313
Sauque, See . . . IV.	318
Sauſe . . . . . III.	264
Savanna, Fl. . . . III.	328

	Seite
Scarborough, St.	III. 303
Schag, Inſ.	IV. 321
Schwartzwald	III. 338
Sebaco, Inſ.	IV. 212
Sebaſtido de Rio Janeiro, Stdt.	IV. 389
Sebondoy, See	IV. 12
Sechura, Fl.	IV. 267
Segovia, Prov.	III. 262
» in Nueva, St.	III. 262
Sehama, Vlk.	IV. 274
Senhora de Nozario, D.	IV. 384
» » Sta. Anna	IV. 404
Sennora ka Salud, Vorſtadt	III. 380
Senpualkeyer, Brg.	III. 172
Sergipe, Prov.	IV. 407
» del Rey, St.	IV. 407
Serpentininſel	III. 337
Serro do Frio	IV. 425
Sevilla del Oro	IV. 239
Sibate	IV. 198
Sibum, Fl.	III. 217
Sicaſica, Prov.	IV. 289
Sicuany, Prov.	IV. 277
Sienega	III. 384, IV. 12
Sierra Acarey	IV. 431
» Agoapehi	IV. 58
» Barriga	IV. 408
» Cimora	IV. 405
» das Esmeraldas	IV. 56
» de Acha	III. 215
» » alta Gracia	IV. 170
» » Apodi	IV. 412
» » Camara	IV. 412
» » Cavillan	III. 366
» » Cobre	III. 386
» » Cordova	IV. 9, 47
» » los Nimbres	III. 215
» » Parecis	IV. 45
» » Pinos	III. 209
» » San Geroldo	IV. 56
» » Paulo	IV. 352
» » Sta. Cruz	IV. 9, 335
» » » Madre	III. 11, 203
» » » Roſa	III. 203
» des Cagriris	IV. 408
» de Tanquino	III. 366, 386
Sierra de Veragua	III. 219
» do Lopo	IV. 56
» » » Mar	IV. 56, 384
» » » Ouro preto	IV. 436
» » dos Govoados	IV. 414
» » » Oraoos	IV. 389
» » Eſpinhazo	IV. 56
» » Gibova	IV. 465
» » Goitacazes	IV. 389
» » Grande	IV. 413
» » Itabayand	IV. 465
» » Itaperaba	IV. 408
» » Mantiqueira	IV. 56, 384, 465
» » Mariara	IV. 62, 170
» » Nevada de Huanacas	IV. 12
» » Nevada de Merida	IV. 162, 182
» » Nevada de Sta. Cruz	IV. 9
» » Nevada de Sta. Martha	IV. 13
» » Obſcura	III. 215
» » Parieys	IV. 58
» » Plauhy	IV. 413
» » prieta	III. 338
» » Sallado	IV. 56
» » Salta	IV. 9
» » Trabanga	IV. 407
» » Tumucucuraque	IV. 431
» » Vertentes	IV. 36
Silla de Veragua, Brg.	III. 219
» von Caracas	IV. 132, 170
Sinamaica	IV. 183
Sipapo, Fl.	IV. 52, Gbrg. 55
Siparia, Fl.	III. 298
Sobral	IV. 412
Socoboni, Brgknoten	IV. 12
Socolno, alte Feſtung	III. 239
Soconusco, Vlk.	III. 222, Prov. III. 250
Socorno, Inſ.	III. 204
Socorro, Prov. u. St.	IV. 203
Sola, Inſ.	IV. 180
Soledad	IV. 270, Pai 212
Solola, Prov.	III. 252
Solola de la Aſſumtion, St.	III. 252

Seite

Mutter Gottes-Inſ. IV. 320
Muzo, St. . . . . IV. 198

N.

Nacaoma, Prov. . III. 261
Naco, Thal . . . III. 262
Nacogdoches, D. . III. 171
Nadividad . . . . III. 205
Nagarote . . . . III. 264
Naiba, Fl. . . . . III. 352
Naps, Inſ. . . . . IV. 212
Naparina, St. . . III. 301
Nariva, Fl. . . . III. 298
Naſſau, St. . . . III. 395
» Cap. . . . IV. 429
Natal, St. . . . IV. 411
Natales, Bai . IV. 68, 320
Negro, Cap IV. 320, Fl. 320
» Lagune . . IV. 222
Neibe, Fl. . . . . III. 338
Neiva, St. . . . IV. 199
Nepeña, Fl. . . . IV. 251
Neu-Amſterdam, St. IV. 435
» Barcellona, St. IV. 179
» Californien . . III. 213
» Grenada, Republ. IV. 186
» Jahrsinſeln . . IV. 325
» Leon, St. . . IV. 209
» Mexico, Staat III. 215
» Middelburg, St. IV. 434
» Providence, Inſ. III. 395
» Santander, Staat III. 164
St. . 166
» Segovia, Prov. u. St. III. 262, Fl. 260
» Segovia (Barquiſimento), St. . IV. 196
» Sparta, St. . IV. 180
» Süd-Georgieninſ. IV. 330
» » Schottland-Inſ. . . IV. 339
Nevis, Inſ. . . . III. 323
Newtown . . . . IV. 435
Nicaragua, See III. 221, 225
Staat 262, Prov. 265
Nicoya . . . . . III. 265
Niedercalifornien, Staat III. 212

Seite

Niedrik, Vlk. . . . III. 363
Niuime . . . . . IV. 317
Nirgua, St. . . . IV. 196
Niſao Fl. . . . . III. 351
Nochiſtongo . . . III. 186
Nombre de Dios . . III. 266
Norte . . . . . III. 19
Noſſa Senhora do Deſtro, St. . . IV. 383
Nova Coimbra, St. IV. 428
Novita, St. . . . IV. 216
Nueces, Fl. . . . III. 168

O.

Oaxaca, Staat III. 272 St. 273
Oayas, St. . . . IV. 413
Ober-Californien, Staat III. 212
» Peru, Republik IV. 268
Ocabamba . . . IV. 277
Ocamantes, D. . . IV. 203
Ocamare, Brg. . . IV. 173
Ocaña, St. . . . IV. 208
Occidente (Sonora) . III. 211
Ofgui, Brg. . . . IV. 69
Oiſtins-Bai . . . III. 314
Ojiba, D. . . . . IV. 203
Old-Bai . . . . III. 357
Olinda, St. . . . IV. 406
Olivenza . . . . IV. 401
Olonchito . . . III. 261
Omate, Vlk. . . . IV. 274
Ometepet . . . . III. 264
Omoa, Hafen . III. 245, 260
» Fort 261
Oniras, St. . . . IV. 422
Orange-Bai . . . III. 357
» Cap . . . . IV. 426
Orchila, Inſ. . . . IV. 206
Orenoco IV. 41, 51, Del. 166
Oribantes, Fl. . . IV. 261
Orica . . . . . III. 261
Orizaba, Vlk. . III. 10, 155
» St. 261
Oropeſa . IV. 277, St. 296
Oropiche, Fl. . . III. 308
Oroſt, Vlk. . . . III. 361
Orua, Inſ. . . . IV. 67

	Seite
Oruro, Prov.	IV. 276
» St.	15
Osorno	IV. 318
Otomaken, Indianer	IV. 138
Otovallo, St.	IV. 224
Oyapoc, Fl.	IV. 363
Ozumo, Fl.	III. 338

P.

Pablo, See	IV. 222
» Miſſion	240
Pacaya, Vlk.	III. 221, 251
Pachete, Paß	IV. 281
Pachuca	III. 183, St. 197
Paita, Fl.	IV. 268
Palemque, alte St.	III. 235
Palener, D.	IV. 164
Palenca	III. 251
Pallactanga	IV. 237
Palmas, Fl.	III. 15
Pampa de medio Mundo	IV. 252
Pampas, St.	IV. 273
Pampatar, St.	III. 296, IV. 180
Pamplona, Prov. u. St.	IV. 203
Panaguan, Brg.	IV. 35
Panama, Golf, Prov. u. St.	210, Mbſ. 66
Panapana, Miſſion	IV. 168
Panaquira, Brg.	IV. 173
Pan de Matanzas, Brg.	III. 366
» » Quairoban, Brg.	III. 366
Panecillo, Brg.	IV. 226, 235
Panuco, Fl.	III. 155
Pao de Acucar, Brg.	IV. 390
Papagayo, Bai	III. 225
» Vlk.	263
Papagellos	III. 18, Fl. 181
Papantla, D.	III. 160
Papas, See	IV. 50
Paraguana, Halbinſ.	IV. 66
Paraguay, Fl.	IV. 46, 337
» Staat	358
Parahiba, Prov.	IV. 410, St. 411
Paramaribo, St.	IV. 437
Paramonga	IV. 251
Paramos de Almazadero	IV. 202
» » Baracan	IV. 213
Paramos de Chingazi	IV. 195
» » Chita	IV. 202
» » Guachanaque	IV. 202
» » Guanacas	IV. 195
» del Almorzadero	IV. 42
» de las Papas	IV. 12
» del Aſſuey	IV. 221
» de las Roſas	IV. 182
» » la Summa Paz	IV. 195
» » Niquitao	IV. 182
» » Paragan	IV. 195
» » Porqueras	IV. 182
Parana, Fl.	IV. 46, 337
Paranagua	IV. 389
Paras	IV. 270
Paratu	IV. 475
Parapquin, alte Feſtung	III. 239
Parham, St.	III. 323
Paria, Golf	III. 298, Prov. IV. 286
Pariagoten, Indianer	IV. 134
Parime-Berge	IV. 33, 429
Parinacochas, Prov.	IV. 274
Parita, Halbinſ.	IV. 210
Parra, See	III. 19
Parras	III. 210
Paruari, Gebirg	IV. 35
Paruro, Prov.	IV. 277
Paſamaja, Fl.	IV. 251
Pasco, Prov.	IV. 270, St. 271
Pascuaro, St.	III. 201
Paſſage, Inſ.	III. 326, 337
» Fort	361
Paſſo del Norte, Fl.	III. 315
Paſſuchoa, Brg.	IV. 218
Paſtaza, Fl.	IV. 240
Paſto, Brgknoten	IV. 212
Paſtos, Prov. u. St.	IV. 213
Pata, Fl.	IV. 273
Patagonien	IV. 318
Patagonier, Volk	IV. 125
Patare	IV. 173
Patas	IV. 269
Pataz	IV. 269
Pati, Poſthaus	IV. 15
Patia, Thal	IV. 212

	Seite
Valle de Ponchoy . .	III. 244
„ Granade . . .	IV. 58
Valparaiso, St. . .	IV. 304
Varinas (Barinas), Prov.	IV. 152, St. . . . 163
Varinas la Vieja, D.	IV. 164
Vauklin, Vlk. III. 314, Fl.	317
Vega Real, Ebene III. 338, Stdt.	III. 356
Velo, D.	IV. 215
Venezuela, Republ. IV. 156, Dep.	IV. 169
Ventara, Fl. . . .	III. 328
Veracruz, Staat III. 153, Stdt.	III. 157
Veracruz, Stadt am Polochik	III. 256
Veragua, Thal IV. 63, Prov. u. St. . .	III. 211
Verapaz, Prov. . .	III. 255
Verde, Inseln III. 395,	IV. 207
Vermejo, Fl. . . .	IV. 337
Viamajo, Fl. . . .	IV. 380
Vichada, Fl. . . .	IV. 52
Victoria, Cap IV. 320, St.	404
Viejo, St. III. 265, Vlk.	263
Vieiros	IV. 422
Vieux, Fort . . .	III. 319
Vilalta	III. 174
Villa bella	IV. 58
„ de Bayamo, Prov.	III. 386
„ „ Cari . . .	IV. 177
„ „ Contas . .	IV. 407
„ „ Cura . . .	IV. 173
„ „ Leon . . .	III. 206
„ del Fuerte, St.	III. 212
„ „ Principe, St.	III. 386
„ „ Puerto del Principe, Prov.	III. 386
„ de Obispos . .	IV. 164
„ „ de Pao, Stdt.	IV. 177
„ „ Reinha . .	IV. 40
„ do bon Succeſſo	IV. 427
„ „ Principe . .	IV. 427
„ „ Rio Pardo .	IV. 380
„ Hermoſa . . .	III. 152
„ Maria . . .	IV. 428
„ nova	IV. 413
Villa nova de Benevente	IV. 404
„ „ „ Principe	IV. 411
„ „ „ Suza .	IV. 411
„ nueva u. vieja, Stdt.	III. 266
„ rieca	IV. 318, 363, 426
„ vicioſa . . .	IV. 413
„ vieja de Aconcagua, Stdt. . . .	IV. 303
Ville, Inſ.	IV. 331
Villegagnon, Fort .	IV. 391
Virga, Vlk. . . .	III. 263
Virgines, Cap . . .	IV. 320
Virgingorda, Inſ. .	III. 324
Vogelinſel, große und kleine	III. 296
Vogelſee	IV. 405

W.

Wambocho, Vlk. . .	III. 263
Weihnachtsinſel . .	IV. 331
Weſtindien	III. 269
Wilhelmsſtadt . . .	III. 295
Willoughby, Fort .	III. 314

X.

Xagua . III. 368, Stdt.	386
Xalappa, Stdt. . .	III. 163
Xalisco, Staat III. 202, Dorf	III. 203
Xalla	III. 202
Xaltocan, See III. 185, D.	185
Xamapa, Fl. . . .	III. 158
Xarages, See . IV. 64.	337
Xaura, Prov. u. St.	IV. 271
Xerez de la Frontera, Prov.	III. 261
Xie, Fl.	IV. 44
Xilotepeque, Thal .	III. 251
Xingo, Fl.	IV. 374
Xipixapa	IV. 244
Xiquilpan	III. 202
Xirimani, Vorſtadt .	IV. 206
Xochicalco	III. 192
Xochimilco, See III. 182,	185

Seite

Y.

Yamparaes, Prov. IV. 284, Stdt. . . . . IV. 285
Yanaconas, D. . . IV. 215
Yanacongo, Stdt. . IV. 235
Yaques, Fl. . . . III. 338
Yaqui, Fl. . . . . III. 212
Yaquin (Aquin), Flecken III. 352
Yauli . . . . . IV. 265
Yauyos, Prov. u. St. IV. 265
Yavari, Fl. . . . IV. 313
Ybera, Sumpf . . IV. 338
Ycamacua, Fl. . . IV. 378
Yolombo, St. . . . IV. 202
Yoro, Prov. u. St. . III. 262
Ytaya, Lagune . . IV. 222
Yukatan, Hlbins. u. Prov. III. 146
Yulca Marca . . . IV. 273
Yuna, Fl. . . III. 338, 356
Yunquilla de Assuey . IV. 237
Yusma, Gbrg. . . IV. 170
Yvineimna, Fl. . . IV. 355
Yxtatan . . . . . III. 253

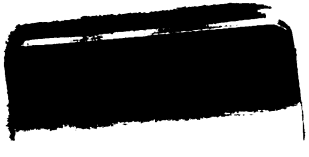
Seite

Z.

Zacapa, D. . . . III. 255
Zacatecas, Staat u. St. III. 208
Zacatula, Fl. III. 181, D. 194
Zamboredon, See . IV. 241
Zamora . . . . . III. 202
Zapatosa, See . IV. 61, 205
Zapoteca . . . . . III. 172
Zaruma . . . . . IV. 238
Zeelandia, Fort . . IV. 437
Zeldales, Fl. . . . III. 15
Zerieza, D. . . . . IV. 204
Zimapan . . . . . III. 197
Zimatlan . . . . . III. 174
Zinagua . . . . . III. 202
Zinti, Prov. u. Stdt. IV. 205
Zipaquira, Gbrg. IV. 65, St. 198
Zitlaltepec, Lagune . III. 185
Zococolco, D. . . . III. 161
Zolaga . . . . . III. 174
Zulia, Dep. (Maracaybo) IV. 182
Zultepec . . . . . III. 194
Zumpango, Brg. III. 181, See 181, 182; D. III. 192

Kupfer zum dritten und vierten Bande des Gemäldes von Amerika.

	Band	Seite
Vulkan von Jorullo	III.	10
Pyramide von Cholula	III.	178
Mexico	III.	186
Bombarde auf Haiti	III.	354
Havannah	III.	380
Paß von Quindiu	IV.	188
Patagonier	IV.	322
Rio la Plata	IV.	338
Buenos-Ayres	IV.	344
Rio Janeiro	IV.	392

YB 53538

M310356